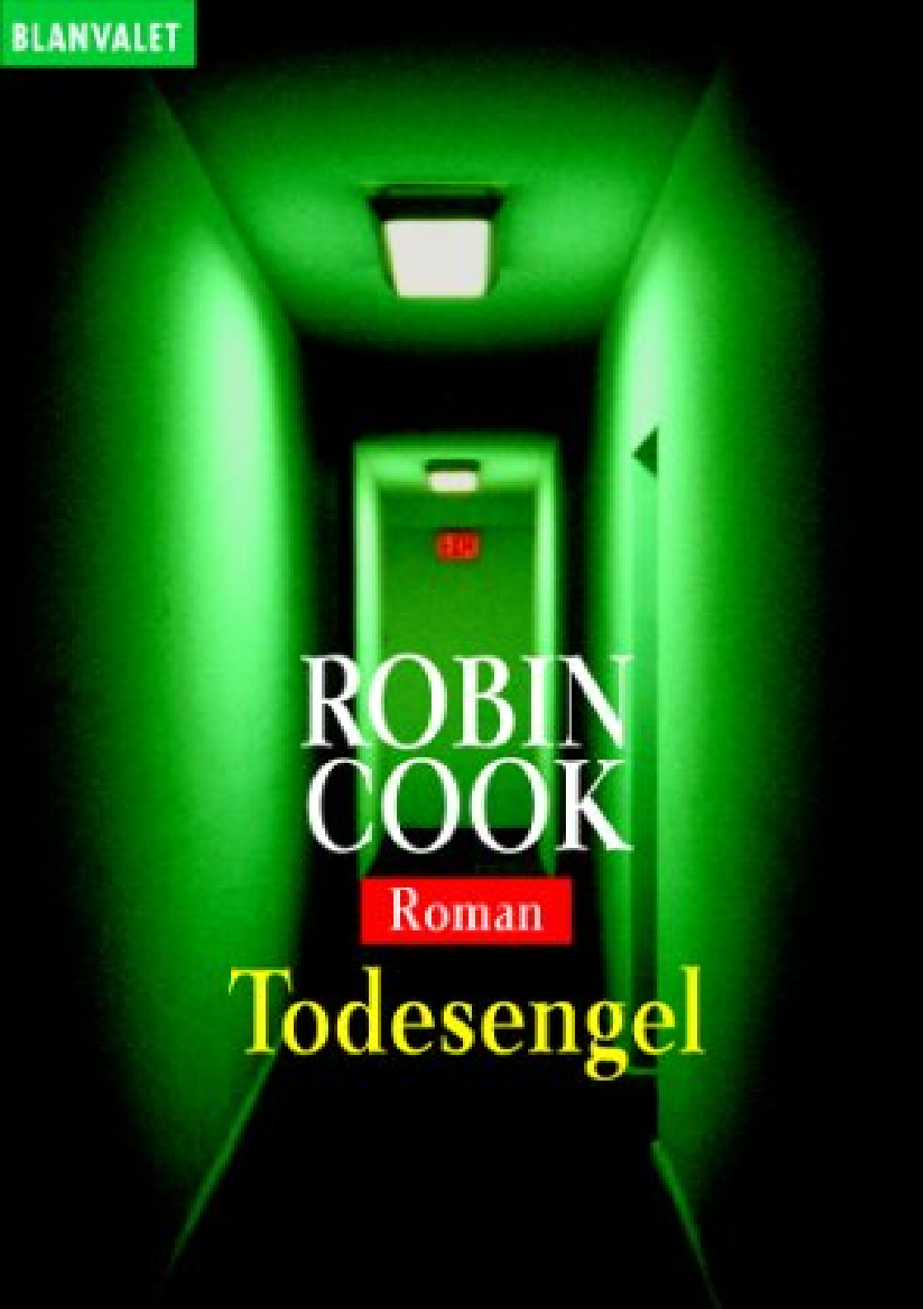


BLANVALET



ROBIN
COOK

Roman

Todesengel

Robin Cook

Todesengel

Roman

Aus dem Amerikanischen von Bärbel Arnold

Originaltitel: *Fatal Cure*

Originalverlag: G.P. Putnam's Sons, New York

Ungekürzte Buchgemeinschafts-Lizenzausgabe

der Bertelsmann Club GmbH, Rheda-Wiedenbrück,

der Buchgemeinschaft Donauland Kremayr & Scheriau, Wien

und der angeschlossenen Buchgemeinschaften Copyright

© 1993 der Originalausgabe by Robin Cook All rights reserved including the
rights of reproduction

in whole or in part in any form

Copyright © 1995 der deutschsprachigen Taschenbuchausgabe

beim Wilhelm Goldmann Verlag GmbH, München

Umschlag- und Einbandgestaltung: Manfred Waller

Satz: Alinea GmbH, München

Buch-Nr. 002022

Das Buch

David und Angela Wilson haben gerade ihre Facharztausbildung erfolgreich abgeschlossen. Sie glauben, das persönliche und berufliche Glück zu finden, als sie, anstatt in der medizinischen Forschung zu arbeiten, am Städtischen Krankenhaus von Bartlet eine Anstellung finden: Bartlet im nordöstlichen Bundesstaat Vermont. Scheinbar werden für die Pathologin und den Internisten Träume wahr. Die Stadt mit den grünen Wiesen und den kristallklaren Seen im Umland erscheint David und Angela wie ein Paradies, im Gegensatz zu dem verdreckten und kriminellen Boston. Bartlet bietet die Chance für ein eigenes Heim, für ein romantisches Aufleben der Liebe. Und nicht zuletzt soll die ländliche Umgebung das Leiden ihrer lungenkranken Tochter Nikki mildern. Aber der Schein trügt. Als im Hospital auf stets dieselbe mysteriöse Art etliche Patienten umkommen und ihr Tod nicht aufgeklärt werden kann, geraten David und Angela immer mehr in Panik. Die beiden Ärzte durchleben einen bösen Traum - der leider in der Wirklichkeit spielt. Die tödliche Bedrohung macht nicht einmal vor der kränkelnden Nikki halt. Angela und David haben bald nur noch eine Gewißheit: Sie müssen das Böse besiegen, bevor sie ihm zum Opfer fallen.

Prolog

Für Sam Flemming war der siebzehnte Februar ein verhängnisvoller Tag.

Sam selbst hielt sich für einen rundum glücklichen Menschen. Er hatte an der Wall Street für eine der ganz großen Firmen gearbeitet und hatte es mit sechsundvierzig Jahren geschafft: Er war reich geworden. Wie ein Spieler, der genau weiß, wann er aufhören muß, hatte Sam sein Geld genommen und war aus den Betonschluchten New Yorks in Richtung Norden geflohen, in das idyllische Bartlet in Vermont. Dort tat er, was er schon immer hatte gerne tun wollen: Er begann zu malen.

Sam war immer gesund gewesen, und das hatte sicherlich viel zu seinem persönlichen Glück beigetragen, doch an jenem siebzehnten Februar geschah etwas Seltsames mit ihm; es passierte um halb fünf. In vielen seiner Körperzellen spalteten sich die Wassermoleküle plötzlich in zwei Teile: Es entstanden ein relativ harmloses Wasserstoffatom und ein hoch reaktives, äußerst zerstörerisches, freies Hydroxyl-Radikal.

Während in seinen Körperzellen dieser molekulare Prozeß vonstatten ging, wurden Sams zelleigene Abwehrkräfte aktiviert. Doch an diesem Tag waren seine Abwehrkräfte gegen die freien Radikale schnell erschöpft; nicht einmal die oxydationshemmenden Vitamine E, C und Beta-Karotin, die er Tag für Tag sorgfältig einnahm, konnten diesen plötzlichen, alles durcheinanderwirbelnden Amoklauf seiner Moleküle stoppen. Die freien Hydroxyl-Radikale begannen die Substanz von Sam Flemmings Körper anzunagen. Es dauerte nicht lange, und die Membranen seiner geschädigten Körperzellen ließen Flüssigkeit und Elektrolyte entweichen. Zur gleichen Zeit zerfielen in seinen Zellen etliche Eiweißenzyme und wurden dadurch funktionsunfähig. Darüber hinaus wurden viele DNA-Moleküle angegriffen, was zur Folge hatte, daß wichtige Gene beschädigt wurden. Doch in seinem Bett im Städtischen Krankenhaus von Bartlet spürte Sam

nichts von dem intensiven Kampf der Moleküle, der in seinen Zellen tobte. Was er merkte, waren lediglich einige Folgeerscheinungen: Seine Temperatur stieg an, er verspürte ein Magengrollen, und das Atmen fiel ihm zusehends schwerer.

Als Dr. Portland, Sams Chirurg, später an jenem Nachmittag bei seinem Patienten vorbeischaute, stellte er besorgt fest, daß Sam Fieber hatte. Nachdem er dessen Brust abgehört hatte, versuchte Dr. Portland ihm vorsichtig beizubringen, daß offensichtlich eine Komplikation eingetreten sei. Eine leichte Lungenentzündung schien die Genesung von Sam zu beeinträchtigen, der sich nach seiner Hüftoperation ansonsten gut erholt hatte. Doch zu diesem Zeitpunkt war Sam bereits apathisch und leicht verwirrt. Was Dr. Portland ihm über seinen Zustand mitteilte, verstand er nicht. Ebenso wenig registrierte er, daß ihm der Arzt Antibiotika verschrieb und ihm eine baldige Genesung versprach. Viel schlimmer aber war: Die Diagnose des Arztes erwies sich als falsch. Die verschriebenen Antibiotika vermochten die fortschreitende Infektion nicht aufzuhalten. Sam erholte sich nicht einmal mehr so weit, daß ihm die Ironie seines Schicksals bewußt wurde: Er hatte zwei Überfälle auf den Straßen von New York und einen Flugzeugabsturz im Westchester County überlebt; er war nach einem Autounfall auf dem New Jersey Turnpike davongekommen, in den immerhin vier Fahrzeuge verwickelt waren; und jetzt sollte er sterben, weil er auf der Main Street von Bartlet vor Staleys Haushaltswarengeschäft auf einem Rest heruntergefallener Eiscreme ausgerutscht war und weil es jetzt nach seiner Hüftoperation ein paar Komplikationen gab?

Donnerstag, 18. März

Harold Traynor stand vor den wichtigsten Mitarbeitern des Städtischen Krankenhauses von Bartlet. Bevor er etwas sagte, hielt er noch einmal kurz inne, um diesen Augenblick zu genießen. Gerade hatte er die Versammlung zur Ruhe gemahnt. Die Gruppe - es waren sämtliche Abteilungsleiter anwesend - hatte prompt aufgehört zu sprechen. Alle Augen waren auf ihn gerichtet. Sein Amt als Vorsitzender

des Krankenhausvorstandes erfüllte Harold mit großem Stolz. Er genoß Momente wie diese, in denen ganz deutlich wurde, daß allein seine Präsenz ausreichte, allen Anwesenden Ehrfurcht einzuflößen. »Erst mal möchte ich Ihnen allen dafür danken, daß Sie an diesem verschneiten Abend hierhergefunden haben. Ich habe die Sitzung einberufen, damit Sie wissen, wie ernst der Krankenhausvorstand den bedauerlichen Überfall nimmt, bei dem in der vergangenen Woche jemand versucht hat, Schwester Prudence Huntington auf dem unteren Parkdeck zu vergewaltigen. Daß die Vergewaltigung verhindert werden konnte, weil zufällig gerade einer von unseren Sicherheitsleuten dazwischengekommen ist, vermindert die Abscheulichkeit dieses Verbrechens keineswegs.«

Harold Traynor hielt inne und richtete seinen vielsagenden Blick auf Patrick Swegler. Der Leiter des Krankenhaus-Sicherheitsdienstes sah in eine andere Richtung, um Traynors anklagendem Blick auszuweichen. Der Angriff auf Miss Huntington war schon der dritte Überfall in diesem Jahr gewesen, und verständlicherweise fühlte Swegler sich dafür verantwortlich, daß die Attacken nicht hatten verhindert werden können.

»Diese Überfälle müssen unbedingt aufhören!« sagte Harold und schaute jetzt zu Nancy Widner, der Leiterin des Pflegedienstes. Alle drei Opfer waren Krankenhausschwestern, die unter ihrer Aufsicht standen. »Die Sicherheit der Belegschaft hat für uns höchste Priorität«, fuhr Harold fort und richtete seinen Blick nun zunächst auf Geraldine Polcari, die Chefin der Diätstation; dann sah er zu Gloria Suarez hinüber, die für die Reinhaltung der Zimmer verantwortlich war. »Deshalb schlägt der Vorstand vor, im Bereich des unteren Parkdecks ein mehrstöckiges Parkhaus bauen zu lassen. Das neue Parkhaus soll einen direkten Zugang zum Hauptgebäude des Krankenhauses haben und mit der entsprechenden Beleuchtung sowie mit Überwachungskameras ausgestattet werden.«

Harold Traynor nickte der Krankenhausleiterin Helen Beaton zu. Auf dieses Zeichen hin hob Helen Beaton ein Tuch hoch, das über den Konferenztisch gedeckt war, und enthüllte damit ein detailliertes Modell, das den bereits existierenden Krankenhauskomplex sowie

das geplante Parkhaus zeigte. Man konnte ein massives dreistöckiges Gebäude erkennen, das mit der Rückseite des Hauptgebäudes verbunden war.

Während alle Anwesenden spontan ihre Zustimmung äußerten, ging Harold Traynor um den Tisch herum, bis er direkt neben dem Modell stand. Der Konferenztisch des Krankenhauses diente oft dazu, medizinisches Instrumentarium zur Schau zu stellen, das zum Erwerb anstand. Harold räumte einen Ständer mit trichterförmigen Proberöhrchen zur Seite, damit man das Modell besser sehen konnte. Dann blickte er seine Zuhörer an. Alle Augen waren jetzt auf das Modell gerichtet, und alle - außer Werner van Slyke - hatten sich erhoben.

Im Städtischen Krankenhaus von Bartlet hatte es schon immer Parkplatzprobleme gegeben, vor allem bei schlechtem Wetter. Deshalb wußte Harold Traynor, daß sein Vorschlag, ein Parkhaus anzubauen, auf offene Ohren stoßen würde - und zwar ganz unabhängig davon, daß es in der letzten Zeit diese Überfälle gegeben hatte. Es freute ihn, daß die Vorführung seines Modells genauso verlief, wie er es sich vorgestellt hatte. Alle Leute im Raum waren begeistert. Nur der Leiter der Krankenhauswerkstatt, der mürrische Werner van Slyke, blieb vollkommen teilnahmslos. »Was meinst du?« fragte Traynor ihn deshalb. »Gefällt dir der Vorschlag nicht?«

Van Slyke schaute Traynor an und hatte dabei noch immer diesen leeren Gesichtsausdruck.

»Nun?« Harold Traynor merkte, wie er innerlich langsam kochte. Werner van Slyke konnte ihm mit seiner Art schnell auf die Nerven gehen. Harold hatte das lakonische und nüchterne Wesen dieses Mannes noch nie gemocht. »Ist schon in Ordnung«, sagte van Slyke gelangweilt. Noch bevor Harold antworten konnte, flog die Tür des Konferenzraumes auf und krachte mit aller Wucht gegen den Türstopper auf dem Boden. Alle Anwesenden zuckten zusammen - und Harold ganz besonders. In der Tür stand Dennis Hodges, ein kräftiger, beinahe stämmiger Mann von siebzig Jahren mit groben Gesichtszügen und einer wettergegerbten Haut. Er hatte eine rosarote Knollennase, und seine wachen Augen wirkten wäßrig. Dennis Hodges trug einen dunkelgrünen, verwaschenen Wollmantel und eine

Cordhose ohne Bügelfalten. Auf seinem Kopf saß eine rotkarierte Jägersmütze, die mit Schnee bedeckt war. In seiner erhobenen Hand hielt er ein Bündel Papiere.

Offensichtlich war Hodges ziemlich ärgerlich. Außerdem roch er stark nach Alkohol. Mit seinen dunklen Augen fixierte er die Versammlung, und aus seinem Blick sprach todbringende Verachtung; dann nahm er Harold Traynor ins Visier.

»Ich bin gekommen, um mit Ihnen über einige meiner ehemaligen Patienten zu reden, Harold«, sagte Hodges. »Und mit Ihnen auch, Helen«, fügte er hinzu und bedachte die Krankenhausleiterin mit einem flüchtigen und empörten Blick. »Ich weiß zwar nicht, was für einer Art von Krankenhaus Sie glauben vorzustehen, aber eines kann ich Ihnen sagen: Was hier passiert, gefällt mir überhaupt nicht!«

»Oh, nein«, murmelte Traynor, als er sich ein wenig von Hodges' überraschendem Auftritt erholt hatte. Sein anfänglicher Schock verwandelte sich schnell in Wut. Ein schneller Blick durch den Raum bestätigte ihn in seiner Vermutung, daß die anderen etwa so erbaut waren wie er, Dennis Hodges hier zu sehen.

»Dr. Hodges«, begann Traynor und bemühte sich um einen höflichen Ton, »Sie sehen doch sicherlich, daß wir gerade mitten in einer Sitzung sind. Wenn Sie uns bitte entschuldigen würden...«

»Es ist mir vollkommen egal, was Sie hier tun«, raunte Hodges ihn an. »Was auch immer Sie hier gerade besprechen - im Vergleich zu dem, was Sie und der Vorstand mit meinen Patienten angestellt haben, ist es völlig bedeutungslos.« Er schritt auf Harold Traynor zu, der instinktiv zurückwich. Ein intensiver Whiskeygeruch machte sich breit.

»Dr. Hodges«, sagte Traynor und war nun sichtlich wütend. »Dies ist nicht der richtige Zeitpunkt für eine von Ihren Eskapaden. Wir können uns gerne morgen in meinem Büro treffen und über Ihre Klagen sprechen. Würden Sie jetzt bitte so freundlich sein und diesen Raum verlassen, damit wir endlich weiterarbeiten können?«

»Ich will *jetzt* mit Ihnen sprechen!« brüllte Hodges. »Es gefällt mir nämlich nicht, was Sie und Ihr Vorstand hier treiben.«

»Jetzt hören Sie gefälligst mal zu, Sie alter Dummkopf«, fuhr Tray-

nor ihn an. »Und dämpfen Sie Ihre Stimme! Ich habe nicht die geringste Ahnung, was Sie hier eigentlich wollen. Aber ich kann Ihnen genau erzählen, was der Vorstand und ich getan haben: Wir haben uns in unzähligen Auseinandersetzungen bemüht, die Türen dieses Krankenhauses offenzuhalten, und das ist in der heutigen Zeit wahrlich keine leichte Aufgabe. Deshalb ärgere ich mich über alles, was unserem Krankenhaus schadet. Und jetzt seien Sie bitte vernünftig, und lassen Sie uns in Ruhe unsere Arbeit erledigen.«

»Ich warte keine Minute länger«, sagte Hodges mit Nachdruck. »Ich will jetzt sofort mit Ihnen und mit Beaton reden. Der ganze Unsinn über Krankenpflege, Ernährung oder rationelles Wirtschaften kann warten. Wichtig ist, was ich hier in Händen halte.«

»Das darf ja wohl nicht wahr sein!« warf nun Nancy Widner ein. »Aber das ist ja wieder mal typisch, Doktor Hodges! Sie platzen hier einfach so rein und unterstellen, daß die Krankenpflege unwichtig sei. Ich werd' Ihnen mal was sagen...«

»Einen Moment bitte!« unterbrach sie Harold Traynor und gestikulierte besänftigend, um die Gemüter zu beruhigen. »Wir wollen doch nicht, daß alle durcheinanderreden. Die Sache ist nämlich die, Dr. Hodges, daß wir gerade über den Vergewaltigungsversuch der vergangenen Woche reden. Und Sie wollen doch sicher nicht behaupten, daß eine Vergewaltigung und zwei Vergewaltigungsversuche - verübt von einem Mann mit einer Sturmhaube - unwichtig seien.«

»Natürlich ist das eine wichtige Sache«, stimmte Hodges ihm zu. »Aber sie ist bestimmt nicht so wichtig wie das, was ich Ihnen mitzuteilen habe. Und was die Vergewaltigung angeht - da steckt offensichtlich jemand aus dem Krankenhaus dahinter.«

»Moment mal!« Jetzt wollte Harold es genau wissen. »Wollen Sie damit sagen, daß Sie den Mann kennen, der die Schwester vergewaltigt hat?«

»Sagen wir es mal so«, begann Hodges, »ich habe da so meine Vermutungen. Aber über die Geschichte will ich jetzt nicht diskutieren. Im Moment interessieren mich vielmehr diese Patienten hier.« Um seinem Anliegen Nachdruck zu verleihen, knallte er die Unterlagen, die er die ganze Zeit in der Hand gehalten hatte, schwungvoll

auf den Tisch.

Helen Beaton zuckte bei seinen Worten zusammen und fauchte: »Wie können Sie es wagen, hier einfach so hereinzuplatzen und uns vorzuschreiben, was wichtig und was unwichtig ist. Das dürfte wohl kaum die Aufgabe eines Verwaltungschefs im Ruhestand sein.«

»Vielen Dank für Ihren ungebetenen Ratschlag«, erwiderte Hodges.

»Schon gut, schon gut«, seufzte Harold Traynor frustriert. Seine geordnete Versammlung war in ein hitziges Wortgefecht ausgeartet. Er schnappte sich die Unterlagen von Dr. Hodges, drückte sie dem alten Mann in die Hand und schob ihn aus dem Saal. Zunächst widersetzte Hodges sich, doch dann kapitulierte er und ließ sich widerstandslos hinausführen.

»Wir müssen miteinander reden, Harold«, insistierte Hodges, als sie im Flur standen. »Diese Sache ist wirklich ernst.«

»Das glaube ich Ihnen ja«, antwortete Harold und bemühte sich, aufrichtig zu klingen. Er wußte genau, daß er sich irgendwann anhören mußte, was den alten Mann so in Aufruhr versetzte. Dennis Hodges hatte die Leitung der Krankenhausverwaltung übernommen, als Harold noch zur Schule gegangen war. Als Dennis sich damals für diesen Posten entschieden hatte, hatten die meisten Ärzte die Verantwortung gescheut, die mit dem Job verbunden war.

Dennis Hodges hatte das Ruder im Städtischen Krankenhaus von Bartlet dreißig Jahre lang in der Hand gehabt, und während dieser Zeit hatte er aus dem kleinen Landkrankenhaus ein großes Klinikum gemacht. Erst vor drei Jahren war er von seinem Posten zurückgetreten und hatte die Verantwortung für diese riesige Institution an Harold Traynor übergeben.

»Jetzt passen Sie mal auf«, sagte Traynor, »egal, was Sie bedrückt - die Sache kann bestimmt bis morgen warten. Wir reden dann beim Mittagessen darüber. Ich werde dafür sorgen, daß Barton Sherwood und Dr. Delbert Cantor mit dazukommen. Sie wollen doch sicherlich über unsere Krankenhauspolitik diskutieren, und dann wird es wohl am besten sein, wenn mein Stellvertreter und der Leiter der medizinischen Abteilung dabei sind. Meinen Sie nicht auch?«

»Na ja, wahrscheinlich haben Sie recht«, willigte Hodges zögernd

ein.

»Okay, dann steht der Termin«, sagte Traynor erleichtert und wollte so schnell wie möglich zurück in den Konferenzsaal. Nachdem er Hodges nun besänftigt hatte, wollte Harold versuchen, aus der unterbrochenen Sitzung noch das Beste zu machen. »Ich werde noch heute abend mit den beiden reden.«

»Ich will mich hier zwar eigentlich nicht mehr einmischen«, sagte Hodges abschließend, »aber für das, was hier passiert, fühle ich mich noch immer verantwortlich. Und ohne mich wären Sie niemals in den Vorstand berufen, geschweige denn zum Vorsitzenden gewählt worden!«

»Das ist mir vollkommen klar«, sagte Traynor und fügte im Scherz hinzu: »Ich weiß allerdings nicht, ob ich Ihnen für diese zweifelhafte Ehre danken oder ob ich Sie dafür verfluchen soll.«

»Ich befürchte, daß Ihnen die Macht zu Kopf gestiegen ist«, entgegnete Hodges.

»Ach, nun hören Sie aber auf«, antwortete Traynor. »Von welcher ›Macht‹ reden Sie denn? Das einzige, was mir dieser Job einbringt, sind Kopfschmerzen, ständig wiederkehrende Kopfschmerzen.«

»Immerhin leiten Sie hier einen Hundert-Millionen-Dollar-Komplex«, entgegnete Hodges. »Und das Klinikum ist in dieser Gegend weit und breit der größte Arbeitgeber. Wenn das keine Macht bedeutet!«

Traynor räusperte sich nervös. »Trotzdem bereitet uns das Krankenhaus viel Kummer. Wir können froh sein, daß unsere Türen überhaupt noch geöffnet sind. Ich muß Sie ja wohl nicht daran erinnern, daß unsere beiden Konkurrenz-Krankenhäuser nicht mehr existieren. Das Valley Hospital mußte schließen, und das Mary-Sackler-Krankenhaus ist in ein Pflegeheim umgewandelt worden.«

»Ja, unser Krankenhaus hat es geschafft«, entgegnete Hodges. »Aber ich habe wirklich Angst, daß die eigentliche Aufgabe der Klinik bei euch geldversessenen Geschäftemachern in Vergessenheit geraten ist!«

»Das ist doch völliger Unsinn«, raunte Traynor und verlor ein wenig seine Beherrschung. »Ihr alten Ärzte müßt endlich mal aufwa-

chen und der neuen Realität ins Auge sehen! In der heutigen Zeit ist es nicht leicht, ein Krankenhaus zu führen. Ich denke da nur an die Kostendämpfung, an rationelles Pflegemanagement und an die Einmischung der Regierung. Wir können nicht mehr einfach die Kosten zugrunde legen und dann unser Honorar draufschlagen. Die Zeiten haben sich geändert. Um zu überleben, müssen wir uns anpassen und neue Strategien entwickeln! Das schreibt Washington uns vor.« Hodges lachte verächtlich. »Washington schreibt bestimmt nicht das vor, was Sie und Ihr Gefolge hier veranstalten.«

»Genau das tut Washington!« konterte Traynor. »Man nennt das Wettbewerb, Dennis. Der Stärkere und Fiesere überlebt. Die ganzen Kostenverlagerungen und die Buchungstricks, die bei Ihnen noch durchgegangen sind, gibt es nicht mehr!«

Traynor hielt inne und merkte, daß er langsam aus der Fassung geriet. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und atmete tief durch. »Hören Sie, Dennis, ich muß jetzt zurück in den Konferenzsaal. Gehen Sie nach Hause, beruhigen und entspannen Sie sich, und schlafen Sie ein wenig. Wir treffen uns dann morgen und reden über alles, was Sie beunruhigt, okay?«

»Ich bin wirklich ziemlich erschöpft«, gab Hodges zu. »Natürlich«, pflichtete Traynor ihm bei, »das merkt man.«

»Also, dann morgen zum Mittagessen? Versprochen? Keine Entschuldigungen?«

»Auf jeden Fall«, versprach Traynor und klopfte Hodges zum Abschied auf die Schulter. »Um punkt zwölf im Iron Horse Inn!«

Mit Erleichterung beobachtete Traynor, wie sein alter Mentor in seiner unverkennbar schwerfälligen Art auf die Eingangshalle des Krankenhauses zuschlurfte. Während Traynor in den Konferenzsaal zurückging, überlegte er, woran es lag, daß dieser Mann es immer wieder schaffte, für Aufregung zu sorgen. Hodges war inzwischen mehr als nur eine Nervensäge. Er entwickelte sich allmählich zu einem echten Störenfried.

»Würden Sie mir bitte wieder zuhören«, rief Traynor in den Saal, in dem noch immer alle durcheinander redeten. »Es tut mir leid, daß ich die Sitzung unterbrechen mußte. Unglücklicherweise hat Dr. Hodges

ein besonderes Talent dafür, immer im ungünstigsten Moment in Erscheinung zu treten.«

»Das ist wohl stark untertrieben«, sagte Helen Beaton. »Dr. Hodges kommt andauernd in mein Büro geplatzt, um sich darüber zu beschwerten, daß irgendeiner seiner ehemaligen Patienten keine - wie er das bezeichnet - spezielle VIP-Behandlung bekommt. Er führt sich auf, als wäre er noch immer der Leiter des Krankenhauses.«

»Das Essen paßt ihm auch nie«, beschwerte sich Geraldine Polcari.

»Und an der Sauberkeit der Zimmer hat er auch ständig etwas auszusetzen«, fügte Gloria Suarez hinzu. »Mindestens einmal pro Woche erscheint er bei mir im Büro«, sagte Nancy Widner. »Er beschwert sich immer über das gleiche. Seiner Meinung nach kümmern sich die Krankenschwestern nicht schnell genug um die Wünsche seiner ehemaligen Patienten.«

»Er hat sich ja auch selbst zu ihrem Ombudsmann ernannt«, stellte Beaton fest.

»Seine ehemaligen Patienten sind in der ganzen Stadt sowieso die einzigen Menschen, die ihn mögen«, sagte Nancy. »Ansonsten hält ihn fast jeder für einen miesepetrigen, alten Irren.«

»Glauben Sie, er weiß wirklich, wer hinter den Vergewaltigungen steckt?« fragte Patrick Swegler. »Um Gottes willen, nein«, antwortete Nancy. »Der Mann ist nichts weiter als ein großer Aufschneider, der sich wichtig tun will.«

»Was glauben Sie, Mr. Traynor?« insistierte Patrick Swegler.

Traynor zuckte mit den Schultern. »Ich bezweifle, daß er etwas weiß, aber wenn ich ihn morgen treffe, werde ich ihn ganz bestimmt danach fragen.«

»Um dieses Mittagessen beneide ich dich nicht«, sagte Helen Beaton.

»Ich freue mich auch nicht gerade darauf«, gestand Traynor. »Bisher habe ich immer geglaubt, daß man dem alten Mann mit einem gewissen Respekt begegnen sollte, aber - um ehrlich zu sein - langsam reißt auch mir der Geduldsfaden. Aber nun wollen wir endlich wieder zur Sache kommen.«

Traynor hatte schnell wieder Ordnung in die Versammlung ge-

bracht, doch die Freude an der Veranstaltung war ihm an diesem Abend gehörig verdorben worden.

Hodges trottete die Main Street entlang; er lief mitten auf der Straße. Weit und breit waren keine Autos zu sehen. Die Schneepflüge hatten die Straßen noch nicht geräumt. Es waren fünf Zentimeter Neuschnee gefallen. Die ganze Stadt lag unter einer dichten Schneedecke, und es hatte noch immer nicht aufgehört zu schneien. Um seinem anhaltenden Ärger wenigstens etwas Luft zu machen, fluchte Hodges leise vor sich hin. Jetzt, auf seinem Weg nach Hause, war er wütend, weil er sich von Traynor hatte abwimmeln lassen. Als er auf der Höhe des Stadtparks an dem verlassenen, schneebedeckten Aussichtstürmchen angelangt war, konnte er an der Methodistenkirche vorbei in Richtung Norden blicken. Am Ende der Front Street erkannte er in der Ferne das Hauptgebäude des Krankenhauses. Hodges blieb stehen und blickte voller Wehmut auf das Gebäude. Er merkte, wie ihn ein ungutes Gefühl beschlich; ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken. Sein ganzes Leben hatte er diesem Krankenhaus gewidmet, und dabei hatte er immer nur eines im Sinn gehabt, daß die Bewohner der Stadt von den guten Diensten der Klinik profitieren sollten. Doch jetzt befürchtete er, daß das Krankenhaus seine eigentliche Aufgabe immer weniger erfüllte.

Schließlich setzte Hodges seinen beschwerlichen Marsch fort und trottete weiter die Main Street entlang. Die kopierten Unterlagen, die er die ganze Zeit in der Hand gehalten hatte, stopfte er jetzt in seine Manteltasche. Seine Finger waren vor Kälte taub.

Einen halben Block weiter blieb er wieder stehen. Diesmal fiel sein Blick auf die gotischen Fenster des Iron Horse Inn. Durch sie hindurch fiel ein einladender Lichtschein nach draußen und erleuchtete den kalten, schneebedeckten Rasen.

Hodges brauchte nicht lange, um zu dem Schluß zu kommen, daß ein weiterer Drink ihm ganz guttun würde. Schließlich war es ja nicht so, daß Clara, seine Frau, zu Hause auf ihn warten würde, denn inzwischen verbrachte sie mehr Zeit bei ihrer Familie in Boston als mit ihm in Bartlet. Sie hatten sich praktisch vollkommen auseinander-

dergelebt, doch das hatte auch ein paar Vorteile. Hodges wußte, daß er die Stärkung gut gebrauchen konnte, denn bis zu seinem Haus hatte er noch einen Marsch von fünfundzwanzig Minuten zu bewältigen. Im Vorraum des Gasthauses klopfte Hodges sich den Schnee von den Stiefeln und hängte seinen Mantel an einen hölzernen Haken. Seinen Hut warf er auf die Ablage. Dann ging er an einem leeren Garderobenschrank vorbei und blieb im Eingang des Schankraumes stehen. Der Raum war mit unlackiertem Kiefernholz vertäfelt worden, das nach den zwei Jahrhunderten, in denen hier Bier ausgeschenkt wurde, beinahe verkohlt aussah. An einer der Wände war ein großer, aus Findlingen zusammengesetzter Kamin, in dem ein Feuer loderte. Hodges ließ seinen Blick durch den Raum schweifen. Für seinen Geschmack war die Zusammensetzung der Gäste ziemlich abstoßend und erinnerte ihn stark an die NBS-Sendung »Cheers«. Er sah Barton Sherwood, den Direktor der Green Mountain National Bank, der dank Traynor jetzt auch noch zum stellvertretenden Vorsitzenden des Krankenhausvorstandes ernannt worden war. Bei Sherwood am Tisch saß Ned Banks, der widerwärtige Besitzer der Kleiderbügelfabrik von Neuengland. An einem anderen Tisch saßen Dr. Delbert Cantor und Dr. Paul Darnell. Vor ihnen standen jede Menge Bierflaschen, Tüten mit Kartoffel-Chips sowie diverse Käseplatten. Für Hodges sahen die beiden aus wie Schweine vor ihrem Trog.

Für den Bruchteil einer Sekunde spielte Hodges mit dem Gedanken, die Unterlagen aus seinem Mantel zu holen und Sherwood und Cantor zur Rede zu stellen. Doch er verwarf diese Idee sofort. Er hatte jetzt nicht die Kraft dazu, und außerdem konnten sowohl Cantor als auch Darnell ihn auf den Tod nicht ausstehen. Cantor war Radiologe, Darnell Pathologe, und beide hatten finanzielle Einbußen hinnehmen müssen, als Hodges vor fünf Jahren dafür gesorgt hatte, daß das Krankenhaus eine radiologische und eine pathologische Abteilung erhielt. Die beiden waren daher für seine Beschwerden wohl kaum besonders empfänglich.

An der Theke stand John MacKenzie, ein weiterer Bewohner von Bartlet, dem Dennis Hodges nicht so gerne begegnete. Mit dem

Mann hatte er einmal eine langwierige Auseinandersetzung gehabt. John gehörte die Mobil-Tankstelle, die stadtauswärts am Interstate Highway lag. Er hatte sich viele Jahre lang um den Wagen von Hodges gekümmert, doch als John das letzte Mal etwas an dem Auto reparieren sollte, hatte er den Fehler nicht beheben können. Hodges hatte daraufhin extra nach Ruthland fahren müssen, um sein Auto von einem Fachhändler in Ordnung bringen zu lassen. Die Rechnung von John hatte er deshalb nie bezahlt.

Ein paar Stühle weiter hinten saß Pete Bergan. Hodges regte sich innerlich jedesmal auf, wenn er ihn sah. Er konnte sich noch gut erinnern, daß Pete bei seiner Geburt ein sogenanntes »blaues Baby« gewesen war und daß er nicht einmal den Abschluß der sechsten Klasse geschafft hatte. Mit achtzehn hatte er die Schule verlassen und sich mit Gelegenheitsjobs durchs Leben geschlagen. Hodges hatte ihm in der technischen Abteilung des Krankenhauses eine Stelle als Hilfskraft besorgt, doch als Pete sich als unzuverlässig entpuppte, mußte Hodges seiner Entlassung zustimmen. Seitdem hegte Pete einen Groll gegen ihn.

Hinter Pete waren noch einige Barhocker frei. Am Ende der Theke führte eine Stufe zu den beiden Billardtischen hinunter. An der Wand dort stand eine altmodische Musikbox im Fünfziger-Jahre-Stil, aus der eine dumpfe Melodie dröhnte. An den Billardtischen standen ein paar Studenten vom Bartlet College, einem kleinen geisteswissenschaftlichen Institut, das erst vor kurzem die Koedukation eingeführt hatte.

Hodges blieb einen Moment lang auf der Türschwelle stehen und zögerte; er mußte sich entscheiden, ob er für einen Drink wirklich all diesen Menschen begegnen wollte. Doch als er sich dann an die Kälte erinnerte und ihm vor Freude auf den Scotch schon das Wasser im Mund zusammenlief, trieb es ihn unweigerlich an die Theke. Er kümmerte sich nicht um die anderen Gäste und ließ sich am äußersten Ende der Bar auf einem leeren Hocker nieder. Hinter ihm flackerte das Feuer und wärmte seinen Rücken. Carleton Harris, der übergewichtige Wirt, schob ihm ein Glas hin und schenkte ihm einen Scotch ohne Eis ein. Carleton und Hodges kannten sich schon sehr

lange. »Ich glaube, du suchst dir besser einen anderen Platz«, riet ihm Carleton.

»Warum denn?« fragte Hodges. Er war froh, daß ihn offensichtlich niemand bemerkt hatte. Carleton zeigte auf ein halbleeres Highball-Glas, das zwei Stühle neben Hodges auf der Theke stand. »Leider hat unser furchtloser Polizeichef, Mr. Wayne Robertson, auf einen Drink vorbeigeschaut. Er ist gerade zur Toilette gegangen.«

»Ach du meine Güte!« sagte Hodges. »Sag nicht, daß ich dich nicht gewarnt habe«, fügte Carleton hinzu, während er zu den Studenten weiterging, die sich jetzt an die Theke gestellt hatten. »Verdammt!« fluchte Hodges leise. »Aber es ist gehupft wie gesprungen.« Denn wenn er sich an das andere Thekenende setzen würde, müßte er mit John MacKenzie sprechen. Also beschloß Hodges, da sitzen zu bleiben, wo er war. Dann nahm er sein Glas, um einen Schluck zu trinken. Doch bevor er dazu kam, haute ihm jemand kräftig auf den Rücken. Um ein Haar wäre ihm das Glas gegen die Zähne geschlagen, und er hätte seinen Drink vergossen. »Da ist ja unser Doktor!«

Hodges drehte sich um und blickte in das Gesicht von Wayne Robertson, der offensichtlich betrunken war. Robertson war zweiundvierzig Jahre alt und kräftig gebaut. Irgendwann einmal hatte sein Körper aus puren Muskeln bestanden. Inzwischen bestand er nur noch zur Hälfte aus Muskeln und zur anderen Hälfte aus Fett. Das Auffälligste an Robertsons Figur war sein Bauch, der die Gürtelschnalle an seiner Diensthose vollkommen unter sich begrub. Robertson trug noch die komplette Uniform, mitsamt seiner Pistole und allem Drum und Dran. »Wayne, Sie sind ja betrunken«, sagte Hodges. »Warum gehen Sie nicht einfach nach Hause und schlafen Ihren Rausch aus?« Hodges drehte sich wieder zur Theke um und versuchte nun endgültig, einen Schluck zu trinken. »Zu Hause wartet niemand auf mich - Ihretwegen, Hodges!«

Hodges drehte sich um und starrte Robertson an, dessen Augen fast so rot waren wie seine fetten Wangen. Seine kurzen, blonden Haare waren im maskulinen Stil der fünfziger Jahre geschnitten.

»Wayne«, begann Hodges, »wir wollen das doch nicht schon wieder durchgehen, oder? Ihre Frau - Gott habe sie selig - war nicht

meine Patientin. Sie sind betrunken! Gehen Sie besser nach Hause!«

»Sie waren immerhin der Chef dieses sonderbaren Krankenhauses«, entgegnete Robertson. »Das heißt aber doch nicht, daß ich für jeden einzelnen Fall verantwortlich war, Sie Idiot!« erwiderte Hodges.

»Außerdem liegt die Geschichte schon zehn Jahre zurück.« Er versuchte ein weiteres Mal, sich der Theke zuzuwenden.

»Sie Mistkerl!« fauchte Robertson. Er holte aus, packte Hodges am Hemdkragen und versuchte, ihn vom Barhocker zu zerren.

Carleton Harris, dem man aufgrund seiner Körpermasse eigentlich keine schnelle Reaktion zugetraut hätte, eilte hinter der Theke hervor und stellte sich zwischen die beiden Männer. Er packte Robertsons Handgelenk und öffnete einen Finger nach dem anderen, bis dieser dann schließlich Hodges' Hemd losließ. »Okay, ihr beiden«, sagte Carleton, »Auseinander mit euch! Im Iron Horse werden keine Boxkämpfe ausgetragen!« Hodges zog entrüstet sein Hemd glatt, schnappte sich sein Glas und ging an das andere Ende der Theke. Als er an John MacKenzie vorbeikam, hörte er, wie der Mann »Versager« zischte. Doch Hodges wollte sich nicht provozieren lassen. »Carleton, du hättest dich nicht einmischen dürfen«, rief Dr. Cantor jetzt dem Wirt zu. »Wenn Robertson den alten Hodges fertiggemacht hätte, wäre die halbe Stadt in Jubelgeschrei ausgebrochen.«

Dr. Cantor und Dr. Darnell brüllten vor Lachen über Cantors Bemerkung. Sie stachelten sich gegenseitig an, bis sie sich schließlich auf die Schenkel schlugen und beinahe an ihrem Bier erstickten. Carleton beachtete die beiden nicht und stellte sich wieder hinter seine Theke, um Barton Sherwood zu bedienen, der neue Getränke bestellen wollte.

»Dr. Cantor hat recht«, sagte Sherwood so laut, daß jeder im Raum ihn verstehen konnte. »Wenn Hodges und Robertson noch mal aufeinander losgehen, dann lassen Sie die beiden doch.«

»Jetzt auch noch Sie«, seufzte Carleton, während er mit flinken Händen die Drinks für Sherwood mixte.

»Ich werde Ihnen mal etwas über Dr. Hodges erzählen«, fuhr Sherwood fort und sprach immer noch so laut, daß ihn jeder hören konnte. »Er ist nämlich alles andere als ein netter Nachbar. Durch ein

dummes Versehen, das schon lange zurückliegt, gehört ihm heute ein kleines Stückchen Land, das zufällig mitten zwischen meinen beiden Grundstücken liegt. Und was tut Hodges? Er errichtet einen gigantischen Zaun.«

»Natürlich hab' ich das Grundstück eingezäunt!« rief Hodges dazwischen; er konnte seinen Mund einfach nicht mehr halten. »Das war ja schließlich die einzige Möglichkeit, mit der ich Ihre verdammten Gäule davon abhalten konnte, mein ganzes Grundstück mit Pferdeäpfeln zu übersäen.«

»Und warum wollen Sie mir das Stück Land dann nicht verkaufen?« insistierte Sherwood und drehte sich zu Hodges um. »Für Sie ist es doch völlig nutzlos.«

»Ich kann es nicht verkaufen, weil es auf den Namen meiner Frau eingetragen ist«, antwortete Hodges. »Unsinn«, sagte Sherwood, »daß das Haus und das Grundstück auf den Namen Ihrer Frau eingetragen sind, hat doch ganz eindeutige Gründe. So wollten Sie sich schützen, falls man bei einem etwaigen Kunstfehler-Prozeß auf Ihr Eigentum zurückgreifen würde. Das haben Sie mir doch selbst erzählt.«

»Dann sollten Sie jetzt vielleicht die Wahrheit erfahren«, sagte Hodges. »Damals wollte ich nämlich diplomatisch sein. Ich verkaufe Ihnen das Stück Land nicht, weil ich Sie nicht ausstehen kann. Ist das für Ihr erbsengroßes Gehirn leichter zu erfassen?«

Sherwood drehte sich um und wandte sich an die übrigen Kneipengäste: »Sie haben es alle gehört. Dr. Hodges gibt zu, daß er mir sein Land aus purer Boshaftigkeit nicht verkaufen will. Nicht gerade eine christliche Haltung - aber bei ihm wundert einen das natürlich nicht.«

»Halten Sie bloß die Klappe«, giftete Hodges zurück. »Aus dem Munde eines Bankdirektors klingt es ganz besonders scheinheilig, wenn ausgerechnet er bei anderen Menschen die christliche Moral in Frage stellt. Immerhin haben Sie haufenweise Zwangsvollstreckungen auf dem Gewissen! Ganze Familien haben Sie aus ihren Häusern hinausgeworfen.«

»Das ist etwas völlig anderes«, sagte Sherwood. »Ich erledige schließlich nur meinen Job. Und außerdem muß ich auch an meine

Geldanleger denken!«

»Blödsinn!« entgegnete Hodges mit einer abweisenden Handbewegung.

Ein plötzliches Gedränge an der Tür lenkte Hodges von Sherwood ab. Er drehte sich um und sah, wie Traynor und die übrigen Teilnehmer der Krankenhausversammlung in die Kneipe kamen. Traynors Gesichtsausdruck war deutlich abzulesen, daß er nicht gerade begeistert war, Hodges hier zu sehen. Hodges kümmerte sich nicht darum und wandte sich wieder seinem Drink zu. Doch er konnte die Tatsache, daß zufällig alle wichtigen Krankenhausoberen anwesend waren, nämlich Traynor, Sherwood und Cantor, nicht ignorieren.

Hodges schnappte sich seinen Whiskey, ließ sich von seinem Hocker gleiten und folgte Traynor, der gerade auf den Tisch von Sherwood und Ned Banks zusteuerte. Er klopfte Traynor auf die Schulter.

»Wie wär's, wenn wir jetzt darüber reden würden?« schlug Hodges ihm vor. »Da wir doch schon mal alle hier sind.«

»Verdammt nochmal, Hodges!« platzte Traynor heraus. »Wie oft muß ich es Ihnen denn noch sagen? Ich will jetzt nicht mit Ihnen reden. Wir reden morgen miteinander!«

»Was will er denn von uns?« fragte Sherwood nun. »Er will uns irgendwas über seine ehemaligen Patienten erzählen«, erklärte Traynor. »Ich hab' ihm gesagt, daß wir uns morgen zum Mittagessen treffen können.«

»Was ist denn hier los?« fragte Dr. Cantor und mischte sich in den Streit ein. Er hatte Blut gerochen und fühlte sich nun zu dem Tisch hingezogen wie ein Hai, der Beute wittert.

»Dr. Hodges meint, daß es an der Leitung des Krankenhauses etwas auszusetzen gibt«, sagte Traynor. »Morgen werden wir Genauerer von ihm erfahren.«

»Sicher müssen wir uns dann wieder die alte Leier anhören«, rief Sherwood dazwischen. »Keine spezielle VIP-Behandlung für seine ehemaligen Patienten und so weiter.«

»Dabei sollte er froh sein!« sagte Cantor und schnitt Hodges, der gerade antworten wollte, das Wort ab. »Wir reißen uns ein Bein aus für das Krankenhaus und sorgen dafür, daß alles reibungslos läuft.

Und was ist der Dank dafür? Nichts als Kritik.«

»Zum Teufel mit Ihnen! Von wegen Dank!« brauste Hodges auf. »Ich laß mich doch nicht für dumm verkaufen. Ich weiß ganz genau, daß keiner von Ihnen aus Nächstenliebe im Krankenhaus arbeitet. Sie, Traynor, mißbrauchen Ihre Stellung, um Ihre neuerdings zutage getretenen Machtgelüste so richtig auszukosten. Und *Ihr* Interesse an unserem Krankenhaus, Sherwood, ist noch viel banaler. Sie denken ausschließlich ans Geld, denn immerhin ist die Klinik ja der größte Kunde Ihrer Bank. Und bei Ihnen, Cantor, ist der Fall noch einfacher gelagert. Sie denken doch nur an das Radiologie-Institut und an Ihre geschäftlichen Interessen in diesem Joint-venture-Unternehmen. Die Zustimmung dafür habe ich Ihnen damals gegeben, als ich für einen Moment etwas geistesabwesend war. Von allen Entscheidungen, die ich als Leiter der Krankenhausverwaltung getroffen haben, war dies diejenige, die ich am meisten bereue.«

»Damals haben Sie aber noch ganz anders darüber gedacht«, erwiderte Dr. Cantor.

»Aber nur, weil ich damals noch geglaubt habe, daß dies der einzige Weg sei, die krankenhauseigene Anlage für Computertomographie auf einen neueren Stand zu bringen«, erwiderte Hodges. »Ich wußte ja nicht, daß sich das Gerät in weniger als einem Jahr amortisieren würde. Immerhin habe ich dadurch begriffen, daß Sie und Ihr sauberer Kollege das Krankenhaus bestohlen haben. Denn die Einnahmen aus dem Radiologie-Institut hätten eigentlich dem Krankenhaus zugestanden.«

»Ich habe keine Lust, diese alte Geschichte wieder aufzuwärmen«, sagte Cantor.

»Ich auch nicht«, pflichtete Hodges ihm bei. »Aber ich will damit klarstellen, daß Sie alle nicht im geringsten an das Wohl der Menschen denken. Was Sie an der Arbeit in der Klinik interessiert, sind die finanziellen Gewinne, die Sie dort erzielen können. Das Wohl Ihrer Patienten oder das Wohl der Gemeinschaft interessiert Sie einen feuchten Kehrriht!«

»Mit Ihnen kann man einfach nicht reden«, fuhr Traynor dazwischen. »Sie haben das Krankenhaus geleitet, als wären Sie persönlich

der Lehnsherr und die anderen Ihre Vasallen gewesen. Aber jetzt erzählen Sie uns doch lieber mal, wer sich in den vergangenen Jahren um Ihr eigenes Haus gekümmert hat!«

»Was wollen Sie damit sagen?« stammelte Hodges; seine Blicke schossen blitzschnell zwischen den Männern hin und her, die vor ihm standen.

»Die Frage ist doch nicht so schwer zu verstehen«, sagte Traynor. Seine Wut auf Hodges wurde immer größer. Er hatte ihn ins offene Messer laufen lassen, und jetzt wollte er seine Attacke auch zu Ende bringen. »Ich weiß nicht, warum Sie jetzt mein Haus ins Spiel bringen«, brachte Hodges hervor.

Traynor stellte sich auf die Zehenspitzen, damit er den Raum besser überblicken konnte. »Wo ist van Slyke?« fragte er. »Er muß hier irgendwo sein.«

»Der sitzt am Kamin«, sagte Sherwood und zeigte auf van Slyke. Sherwood mußte sich stark zusammenreißen, um ein zufriedenes Grinsen zu unterdrücken. Die Sache mit Hodges' Haus hatte ihn schon länger gewurmt. Er hatte das Thema nur deshalb noch nie angesprochen, weil Traynor es ihm ausdrücklich verboten hatte. Traynor rief nach van Slyke, doch der schien von der ganzen Geschichte nichts mitzukriegen. Traynor rief noch einmal van Slykes Namen, diesmal so laut, daß jeder in der Kneipe aufsah. Niemand unterhielt sich mehr. Außer der Musik, die aus der Jukebox dröhnte, war für einen Augenblick nichts zu hören.

Van Slyke kam langsam durch den Raum. Er haßte es, im Rampenlicht zu stehen, und jetzt spürte er, daß alle Blicke auf ihn gerichtet waren. Doch die meisten Gäste verloren schnell das Interesse und setzten ihre Unterhaltungen fort.

»Meine Güte, Werner«, sagte Traynor. »Du schlurfst ja vielleicht schwerfällig daher. Man könnte fast glauben, du bist achtzig und nicht erst dreißig Jahre alt.«

»Tut mir leid«, sagte van Slyke; sein Gesichtsausdruck blieb unverändert, höflich und ausdruckslos.

»Ich möchte dir eine Frage stellen«, fuhr Traynor fort.

»Wer hat sich um das Haus und um das Grundstück von Dr. Hodges gekümmert?«

Van Slyke sah zuerst Traynor und dann Hodges an. Dann verzog er sein Gesicht zu einem höhnischen Grinsen. Hodges blickte in eine andere Richtung.

»Nun?« fragte Traynor.

»Wir haben uns darum gekümmert«, antwortete van Slyke.

»Sag es bitte etwas deutlicher«, forderte Traynor ihn auf. »Wer ist mit ›wir‹ gemeint?«

»Die technische Abteilung des Krankenhauses«, antwortete van Slyke. Er ließ Hodges nicht aus den Augen, und auch sein Grinsen behielt er bei. »Wie lange geht das schon so?« fragte Traynor weiter. »Das Krankenhaus hat sich schon darum gekümmert, bevor ich eingestellt worden bin«, sagte van Slyke. »Damit ist ab heute Schluß«, stellte Traynor klar. »Verstanden?«

»Alles klar«, antwortete van Slyke. »Vielen Dank, Werner«, sagte Traynor. »Hol dir doch noch ein Bier an der Theke. Wir beenden noch unsere Unterhaltung mit Dr. Hodges.« Van Slyke tat, wie ihm geheißen, und trottete zurück zu seinem Platz am Kamin. »Sie kennen doch die alte Redewendung«, wandte sich Traynor nun wieder an Hodges. »Wer im Glashaus sitzt...«

»Halten Sie die Klappe!« entfuhr es Hodges. Er hätte beinahe noch etwas anderes gesagt, hielt sich dann aber im Zaum. Statt dessen marschierte er erhobenen Hauptes durch den Raum, schnappte sich seinen Mantel und seinen Hut und ging hinaus in die verschneite Nacht. Er war wütend und frustriert.

»Ich bin doch total verrückt«, murmelte er vor sich hin, während er stadtauswärts in Richtung Süden ging. Er ärgerte sich über sich selbst. Warum hatte er sich wegen einer Kleinigkeit so reizen lassen, daß sein Unmut über die Patientenversorgung für einen Augenblick in den Hintergrund getreten war? Natürlich stimmte es, daß sich die Wartungsmannschaft des Krankenhauses um sein Haus und um seinen Garten gekümmert hatte. Das lief schon seit Jahren so. Obwohl Hodges sie nie darum gebeten hatte, waren die Leute eines Tages einfach aufgekreuzt. Andererseits hatte er sie aber auch nie dazu auf-

gefordert, nicht mehr zu kommen.

Der lange Marsch durch die eisige Nacht half Hodges dabei, seine Schuldgefühle wegen der Gartenarbeiten ein wenig zu verdrängen. Mit seiner Sorge um die Patienten hatte diese Sache schließlich nichts zu tun. Als er in die ungepflasterte Auffahrt zu seinem Haus einbog, hatte er beschlossen, der Klinik für die Garten- und Instandhaltungsarbeiten eine anständige Summe zu überweisen. Auf keinen Fall wollte er es zulassen, daß seine Beschwerden über wesentlich ernstere Angelegenheiten wegen dieser Affäre heruntergespielt werden konnten. Als Hodges den halben Weg seiner langen Auffahrt bewältigt hatte, ließ er den Blick über die weiter unten gelegene Wiese schweifen. Durch das Schneegestöber hindurch konnte er in der Ferne gerade noch den Zaun erkennen, den er damals errichtet hatte, um Sherwoods Pferden den Zutritt zu seinem Grundstück zu versperren. Niemals würde er dem Mistkerl dieses Stück Land verkaufen! Überhaupt hatte Sherwood das Nachbargrundstück nur ergattert, weil er einer Familie die Hypothek gekündigt hatte. Und der einzige Geldverdiener in dieser Familie war einer von Hodges ehemaligen Patienten gewesen. Er war sogar einer von jenen Patienten gewesen, deren Krankenberichte Hodges gerade in seiner Manteltasche bei sich trug.

Hodges verließ nun die Auffahrt und nahm eine Abkürzung, die um den zugefrorenen Froschteich herumführte. Er sah, daß die Nachbarskinder Schlittschuh gelaufen waren, denn sie hatten den Schnee vom Eis entfernt und ein improvisiertes Eishockey-Tor errichtet. Hinter dem Teich zeichnete sich deutlich das leere Haus ab, in dem Hodges lebte.

Hodges ging um das Gebäude herum und steuerte auf die Hintertür des Schindeldach-Anbaus zu, der das Haus mit der Scheune verband. Er klopfte sich den Schnee von den Stiefeln und ging hinein. Im Vorraum hängte er seinen Mantel und seinen Hut an die Garderobe. Dann zog er die Unterlagen, die er den ganzen Abend mit sich herumgetragen hatte, aus der Manteltasche und nahm sie mit in die Küche.

Nachdem er die Papiere auf den Tisch gelegt hatte, steuerte Hodges

seine Hausbar an, um sich jetzt endlich den Drink zu genehmigen, der ihm im Iron Horse Inn nicht vergönnt gewesen war. Doch als er gerade das Wohnzimmer durchquerte, hörte er, wie es hartnäckig an seiner Haustür klopfte.

Hodges sah verwundert auf die Uhr. Wer wollte ihn wohl zu dieser Stunde und in einer solchen Nacht noch besuchen? Er machte kehrt und ging durch die Küche in den Vorraum zurück. Damit er besser durch das beschlagene Türfenster sehen konnte, wischte er es mit seinem Ärmel trocken. Vor dem Haus konnte er undeutlich eine Gestalt erkennen.

»Was gibt's denn?« grummelte Hodges, während er gleichzeitig die Tür entriegelte. Dann riß er sie weit auf und sagte: »Ich finde es ja höchst seltsam, daß du mich besuchst. Nach allem, was passiert ist, kommst du zu dieser Uhrzeit noch bei mir vorbei?«

Hodges starrte seinen Besucher an, doch der erwiderte kein Wort. Schneeflocken umwirbelten Hodges' Beine. »Was willst du denn, verdammt noch mal? Nun komm schon rein!« sagte Hodges und zuckte mit den Schultern. Er ließ die Tür los und ging auf die Küche zu. »Erwarte aber nicht von mir, daß ich den freundlichen Gastgeber spiele. Und schließ die Tür hinter dir!« Als Hodges die Stufen erreicht hatte, die zur Küche hinaufführten, drehte er sich um, um sich zu vergewissern, daß die Tür auch wirklich geschlossen war. Plötzlich sah er aus dem Augenwinkel heraus, wie irgend etwas mit großer Geschwindigkeit auf seinen Kopf zuflog. Instinktiv bückte er sich.

Seine schnelle Reaktion rettete ihm das Leben. Von der Seite seines Kopfes prallte eine Metallstange ab und hinterließ in der Kopfhaut eine tiefe Wunde. Die mit aller Wucht geschleuderte Stange krachte anschließend auf seine Schulter und brach ihm das Schlüsselbein. Vollkommen benommen taumelte Hodges in die Küche. Dort stieß er gegen den Küchentisch. Um sich auf den Beinen zu halten, mußte er sich an der Tischkante festhalten. Aus der Kopfverletzung spritzte das Blut in einem dünnen, pulsierenden Strahl auf die Unterlagen, die auf dem Tisch lagen. Hodges drehte sich gerade in dem Moment um, als sein Angreifer mit erhobenem Arm zur nächsten Attacke

ansetzen wollte. Er trug Handschuhe und umklammerte eine Stange, die wie ein kurzes, flaches Brecheisen aussah.

Als die Waffe ein zweites Mal auf ihn niedersauste, griff Hodges nach dem ausgestreckten Unterarm seines Angreifers, um so die Wucht des Schlages zu verringern. Doch das scharfe Metall riß ihm trotzdem die Kopfhaut auf - diesmal in der Höhe seines Haaransatzes. Aus den durchgetrennten Adern spritzte frisches Blut. Mit letzter Verzweiflung krallte Hodges jetzt seine Fingernägel in den Unterarm seines Angreifers. Sein Instinkt sagte ihm, daß er auf keinen Fall loslassen durfte; er mußte unbedingt verhindern, daß er noch einmal mit der Stange getroffen wurde.

Ein paar Augenblicke lang kämpften die beiden miteinander. Bei ihrem Todestanz drehten sie Pirouetten durch die Küche; sie krachten gegen die Wände, warfen Stühle um und zerschmetterten jede Menge Geschirr. Das Blut spritzte in alle Richtungen.

Der Angreifer schrie wie wahnsinnig vor Schmerz, als er seinen Arm schließlich aus Hodges' Umklammerung befreien konnte. Noch einmal riß er die Metallstange hoch, um sie dann niederkrachen zu lassen und den ausgestreckten Unterarm von Hodges zu zerschmettern. Unter der Wucht des Aufpralls zerbrachen seine Knochen wie morsche Zweige.

Als die Metallstange noch ein weiteres Mal auf den inzwischen reglosen Hodges niederging, traf die Waffe mit ungehinderter Schlagkraft seinen ungeschützten Kopf und zerschmetterte dabei einen scharfen Schädelknochen, der sich sofort in sein Gehirn bohrte.

Hodges sackte langsam zu Boden; es war eine Gnade, daß er inzwischen bewußtlos war.

Kapitel 1

Samstag, 24. April

»Wir überqueren gleich einen Fluß«, sagte David Wilson zu seiner Tochter Nikki, die neben ihm auf dem Beifahrersitz saß. »Weißt du, wie der Fluß heißt?« Nikki sah ihren Vater mit ihren mahagonifarbenen Augen an und strich sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Durch die Windschutzscheibe fielen Sonnenstrahlen in das Auto. Als David seiner Tochter einen kurzen Blick zuwarf, konnte er sehen, wie sich die hellgelben Strahlen in ihren Pupillen spiegelten. Passend dazu glänzten honigfarbene Strähnchen in ihrem Haar. »Ich kenne nur drei Flüsse«, sagte Nikki, »und die heißen Mississippi, Nil und Amazonas. Aber keiner von ihnen fließt hier in Neuengland, und deshalb muß ich leider zugeben, daß ich es nicht weiß.«

David und Angela, seine Frau, wußten es ebensowenig, und sie bemühten sich, nicht über Nikki zu lachen. »Was ist denn daran so witzig?« fragte Nikki ein wenig ungehalten.

David sah in den Rückspiegel und tauschte mit Angela einen wissenden Blick aus. Sie dachten beide das gleiche, und sie hatten auch schon darüber gesprochen: Nikki war erst acht Jahre alt, doch sie wirkte für ihr Alter schon ziemlich reif. David und Angela fanden das nicht weiter schlimm, denn sie glaubten fest daran, daß Nikkis altkluge Art auf eine hohe Intelligenz schließen ließ. Gleichzeitig wußten sie aber auch, daß ihre Tochter möglicherweise nicht ganz so altklug wäre, wenn sie nicht diese Probleme mit ihrer Gesundheit hätte.

»Warum habt ihr gelacht?« fragte Nikki nun noch einmal.

»Frag deine Mutter«, sagte David. »Nein, das soll dir lieber dein Vater erklären.«

»Los, sagt es mir! Das ist gemein«, protestierte Nikki. »Aber es ist mir egal, ob ihr lacht oder nicht. Ich kann nämlich auch allein herausfinden, wie der Fluß heißt.« Sie nahm eine Landkarte aus dem

Handschuhfach. »Wir fahren auf dem Highway 89«, sagte David. »Das weiß ich doch«, antwortete Nikki ärgerlich. »Ich will nicht, daß ihr mir helft.«

»Oh, entschuldige«, sagte David und lächelte. Kurz darauf rief Nikki triumphierend: »Ich hab' ihn gefunden!« Sie drehte die Karte ein wenig, um die Schrift besser lesen zu können. »Der Fluß heißt Connecticut River. Genau wie der Bundesstaat Connecticut.«

»Du hast recht«, sagte David. »Und zwischen welchen beiden Staaten bildet der Fluß die Grenze?« Nikki warf noch einmal einen kurzen Blick auf die Karte. »Der Fluß ist die Grenze zwischen Vermont und New Hampshire.«

»Du hast schon wieder recht«, sagte David und fügte, während er nach vorne zeigte, hinzu: »Da vorne ist er.« Keiner von ihnen sagte ein Wort, als sie mit ihrem blauen, elf Jahre alten Volvo-Kombi über die Brücke fuhren. Unter ihnen strömte das Wasser in Richtung Süden. »Ich glaube, in den Bergen schmilzt noch immer der Schnee«, sagte David. »Werden wir Berge sehen?« fragte Nikki. »Natürlich sehen wir Berge«, antwortete David. »Man nennt sie ›die grünen Berge‹.«

Sie erreichten jetzt die andere Seite der Brücke; die Autobahn schlängelte sich allmählich wieder nach Nordwesten. »Sind wir jetzt in Vermont?« fragte Angela.

»Natürlich, Mom!« antwortete Nikki ungeduldig. »Wie lange fahren wir noch bis Bartlet?« fragte Angela. »Ich weiß es nicht genau«, sagte David. »Vielleicht eine Stunde.«

Eine Stunde und fünfzehn Minuten später rollte der Volvo der Familie Wilson an einem Schild vorbei, auf dem es hieß: »Willkommen in Bartlet. Hier befindet sich das Bartlet College.«

David nahm den Fuß vom Gaspedal, um das Auto etwas abzubremesen.

Sie fuhren eine breite Allee entlang, die den passenden Namen »Main Street« trug. Riesige Eichen säumten die Straße, und dahinter standen weiße Schindeldach-Häuser, deren Architektur an den Kolonialstil und an die viktorianische Zeit erinnerten.

»Bis jetzt sieht es hier ja aus wie im Bilderbuch«, sagte Angela.

»In einigen Städten Neuenglands hat man wirklich den Eindruck, sie gehörten eigentlich nach Disney World«, sagte David.

Angela lachte. »Man könnte fast glauben, daß dir die Nachbildung besser gefällt als das Original.« Sie fuhren noch ein kurzes Stück weiter und kamen an mehreren Geschäfts- und Verwaltungsgebäuden vorbei, die größtenteils aus Backsteinen gemauert und mit victorianischen Verzierungen versehen waren. Im Bereich der Innenstadt hatten diese Gebäude drei oder vier Stockwerke. Auf Steintafeln war jeweils das Jahr eingemeißelt worden, in dem die einzelnen Häuser errichtet worden waren. Die meisten stammten aus dem letzten Jahrhundert oder waren in der Zeit um die Jahrhundertwende gebaut worden.

»Schaut mal!« rief Nikki. »Da ist ein Kino.« Sie zeigte auf eine schäbige Tafel, auf der in großen Blockbuchstaben ein aktueller Film angekündigt wurde. Neben dem Kino war die Post, vor der eine zerfetzte amerikanische Flagge im Wind flatterte.

»Wir haben wirklich Glück mit dem Wetter«, bemerkte Angela. Der Himmel war hellblau, nur hin und wieder zogen kleine, weiße Wölkchen vorbei. Die Temperatur war auf etwa zwanzig Grad gestiegen.

»Was ist denn das?« fragte Nikki. »Es sieht aus wie ein Wagen ohne Räder.«

David lachte. »Das ist ein *Diningcar*«, erklärte er seiner Tochter. »Solche Restaurants, die wie ein Speisewagen aussehen, waren in den fünfziger Jahren sehr beliebt.« Nikki beugte sich aufgeregt so weit nach vorne, daß sie durch die Windschutzscheibe alles ganz genau erkennen konnte.

Als sie sich dem Stadtzentrum näherten, tauchten mehrere graue Granitgebäude auf, die noch imposanter wirkten als die Backsteinhäuser, an denen sie gerade vorbeigefahren waren. Besonders auffällig war das Haus der Green Mountain National Bank mit ihrer auf einem Vorsprung thronenden und mit Zinnenmustern versehenen Turmuhr.

»Dieses Haus sieht aber wirklich so aus, als käme es aus Disney World«, sagte Nikki. »Wie der Vater, so die Tochter«, lachte Angela.

Sie fuhren jetzt am Stadtpark vorbei. Der Rasen hatte schon ein sattes, hochsommerliches Grün angenommen. Überall im Park blühten Krokusse, Hyazinthen und Narzissen; besonders viele Blumen waren um das mitten im Park gelegene, großzügig verzierte Aussichtstürmchen herum angepflanzt worden. David stoppte den Wagen am Straßenrand.

»Wenn ich dieses Viertel mit Boston vergleiche oder mit der Gegend in der Nähe des Boston City Hospitals«, sagte David, »dann habe ich hier das Gefühl, im Paradies zu sein.«

Am nördlichen Ende des Parks stand eine weiße Kirche, die zwar einen stattlichen Turm hatte, ansonsten aber eher schlicht wirkte. Der neogotische Kirchturm war reichlich mit kunstvollen Mustern verziert und mit mehreren Turmspitzen geschmückt worden. Der Glockenstuhl war von Säulen umgeben, die das spitzbogige Bauwerk stützten.

»Unsere Vorstellungsgespräche beginnen erst in ein paar Stunden«, sagte David. »Was wollen wir solange machen?«

»Wie wär's, wenn wir einfach noch ein wenig durch die Gegend fahren und dann irgendwo Mittag essen?« schlug Angela vor.

»Okay, machen wir das.« David ließ das Auto wieder an und fuhr weiter die Main Street entlang. Auf der Westseite des Stadtparks kamen sie an der Stadtbücherei vorbei; genau wie die Bank war dieses Gebäude aus grauem Granitstein gebaut worden. Doch im Gegensatz zur Bank glich die Bibliothek eher einer italienischen Villa als einem Schloß.

Gleich hinter der Bibliothek befand sich die Grundschule. David hielt an, damit Nikki das Schulgebäude in Ruhe bewundern konnte. Es war ein reizvolles, dreistöckiges Backsteinhaus, das um die Jahrhundertwende entstanden sein mußte; das Gebäude war mit einem unscheinbaren Seitenflügel verbunden, der offensichtlich erst später angebaut worden war.

»Wie findest du die Schule?« fragte David seine Tochter. »Ist das die Schule, in die ich gehen würde, wenn wir hierherziehen?« fragte Nikki.

»Wahrscheinlich ja«, antwortete David. »Ich glaube kaum, daß es

in einem Städtchen von dieser Größe zwei Grundschulen gibt.«

»Sie ist schön«, sagte Nikki ziemlich unverbindlich. Sie fuhren weiter und ließen das Geschäftszentrum schnell hinter sich. Plötzlich befanden sie sich mitten auf dem Campus des Bartlet College. Auch dort waren die meisten Gebäude aus grauem Granitstein - genauso wie in der Stadt. Die Tür- und Fensterrahmen waren weiß gestrichen; an vielen Häusern wucherte Efeu empor. »Hier sieht es total anders aus als auf dem Gelände der Brown University«, stellte Angela fest. »Aber es ist hübsch.«

»Manchmal frage ich mich, wie es mir wohl ergangen wäre, wenn ich so ein kleines College besucht hätte«, sagte David.

»Dann hättest du Mommy nicht getroffen«, sagte Nikki. »Und mich gäbe es dann auch nicht.« David lachte. »Du hast absolut recht. Ich bin wahnsinnig froh, daß ich zur Brown University gegangen bin.« Als die drei sich durch das College-Gelände hindurchgeschlängelt hatten, steuerten sie wieder auf das Stadtzentrum zu. Sie überquerten den Roaring River und stießen dabei auf zwei alte Mühlen. David erklärte Nikki, wie man früher einmal die Kraft des Wassers genutzt hatte. Inzwischen befand sich zwar in einer der Mühlen eine Software-Firma, doch das Mühlrad drehte sich noch immer langsam im Bach. An der anderen Mühle wies ein Schild darauf hin, daß die Kleiderbügelfabrik von Neuengland hier ihren Sitz hatte.

Als sie wieder am Stadtpark vorbeikamen, stellte David das Auto ab. Diesmal stiegen sie aus und gingen noch einmal zu Fuß die Main Street entlang. »Findet ihr das nicht erstaunlich?« fragte Angela. »Hier liegt überhaupt kein Müll herum, es gibt keine Graffiti-Schmierereien und auch keine Obdachlosen. Ich komme mir vor wie in einem anderen Land.«

»Und was hältst du von den Leuten hier?« fragte David. Sie waren inzwischen schon an etlichen Passanten vorbeigegangen.

»Ich finde, sie wirken zurückhaltend«, sagte Angela. »Aber nicht unfreundlich.«

David blieb jetzt vor Staleys Haushaltswarenladen stehen. »Ich geh' mal kurz rein und frage, wo man hier gut essen kann.«

Angela nickte. Sie und Nikki betrachteten derweil nebenan die

Schaufensterauslage eines Schuhgeschäfts. David war schnell wieder zurück. »Man hat mir gesagt, der alte Speisewagen sei am besten für einen schnellen Imbiß geeignet, aber im Iron Horse Inn soll es das beste Essen geben. Ich bin für den Speisewagen.«

»Ich auch«, sagte Nikki.

»Dann sind wir uns ja einig«, stellte Angela fest. Ein paar Minuten später bestellten Angela, David und Nikki Hamburger. Sie waren auf die traditionelle Art zubereitet: mit süßen Brötchen, rohen Zwiebeln und viel Ketchup. Als sie mit dem Essen fertig waren, verkündete Angela, daß sie mal kurz verschwinden müsse. »Vor dem Gespräch muß ich mir unbedingt die Zähne putzen«, sagte sie.

David hingegen schob sich einfach ein paar Pfefferminzbonbons in den Mund, nachdem er die Rechnung bezahlt hatte.

Als sie zum Auto zurückgingen, kam ihnen eine Frau entgegen, die einen ganz jungen Jagdhund mit goldenem Fell an der Leine führte.

»Der ist aber süß!« rief Nikki entzückt. Die Frau blieb sofort stehen, damit Nikki den Hund streicheln konnte.

»Wie alt ist er denn?« fragte Angela. »Zwölf Wochen«, antwortete die Frau. »Könnten Sie uns wohl sagen, wie wir zum Städtischen Krankenhaus von Bartlet finden?« fragte David. »Natürlich«, sagte die Frau. »Fahren Sie rauf bis zum Stadtpark. Dort führt eine Straße nach rechts - das ist die Front Street. Und wenn Sie diese Straße dann hinauffahren, landen Sie direkt vor dem Haupteingang des Krankenhauses.«

Sie dankten der Frau und gingen weiter. Nikki lief seitwärts, weil sie den kleinen Hund nicht aus den Augen lassen konnte. »So ein niedliches Tierchen!« sagte sie. »Kann ich auch einen Hund haben, wenn wir hierherziehen?«

David und Angela warfen sich einen Blick zu. »Natürlich kannst du einen Hund haben«, sagte Angela. »Du darfst ihn dir sogar selber aussuchen«, fügte David hinzu.

»Dann will ich auf jeden Fall nach Bartlet ziehen«, sagte Nikki; die Aussicht auf einen Hund hatte sie vollkommen überzeugt. »Ziehen wir hierher?«

Angela blickte David an und hoffte, daß er die Frage seiner Tochter

beantworten würde, doch Davids Mimik forderte sie auf, selber etwas dazu zu sagen. Es fiel ihr nicht leicht, die richtigen Worte zu finden. Zögernd sagte Angela schließlich: »Wir sind uns noch nicht ganz sicher. Es gibt da nämlich noch jede Menge Dinge, die wir berücksichtigen müssen.«

»Was denn?« fragte Nikki.

»Zum Beispiel, ob dein Vater und ich die Stellen hier bekommen«, sagte Angela. Inzwischen hatten sie ihr Auto erreicht, und Angela war froh, daß ihr diese einfache Erklärung eingefallen war.

Das Städtische Krankenhaus von Bartlet wirkte größer und imposanter, als David und Angela es sich vorgestellt hatten, obwohl sie bereits wußten, daß Patienten aus ganz Vermont zur Behandlung dorthin geschickt wurden.

Ein Schild wies deutlich darauf hin, daß sich die Parkplätze hinter dem Krankenhaus befanden, doch David bremste den Wagen trotzdem zunächst in der Kurve ab, direkt vor dem Haupteingang. Er fuhr an den Bürgersteig, ließ den Motor aber laufen.

»Es ist wirklich wunderschön«, sagte er. »Ich hätte nie gedacht, daß ich das mal über ein Krankenhaus sagen würde.«

»Und was für einen Blick man von hier aus hat«, ergänzte Angela staunend.

Das Krankenhaus befand sich im Norden der Stadt und lag auf der halben Höhe eines Hügels. Die Vorderseite der Klinik war nach Süden ausgerichtet, so daß die Fassade jetzt von der hellen Sonne beschienen wurde. Unter ihnen breitete sich der ganze Ort aus, den sie von hier oben gut überblicken konnten. Der Turm der Methodisten-Kirche fiel ihnen besonders ins Auge. Weiter hinten zeichnete sich am Horizont das Panorama der Green Mountains ab.

Angela zupfte David am Arm. »Wir gehen besser rein«, sagte sie. »Mein Termin ist in zehn Minuten.« David gab wieder etwas Gas und fuhr um das Krankenhaus herum. Auf der Rückseite der Klinik lagen zwei stufenförmig angelegte Parkplätze, die durch eine Baumreihe voneinander abgegrenzt waren. Die Besucherparkplätze befanden sich auf der unteren Parkebene, direkt neben dem Hintereingang des Krankenhauses. Mit Hilfe der Hinweisschilder war es einfach,

den Verwaltungstrakt des Krankenhauses zu finden. Eine hilfsbereite Sekretärin führte die Wilsons zu dem Büro von Michael Caldwell, dem Verwaltungschef des Städtischen Krankenhauses von Bartlet.

Angela klopfte an die offenstehende Tür. Drinnen blickte Michael Caldwell sofort von seinem Schreibtisch auf und erhob sich, um Angela zu begrüßen. Sein Aussehen erinnerte Angela auf den ersten Blick an David. Denn wie dieser war Caldwell ein eher dunkler Typ, und er hatte ebenfalls eine attraktive, sportliche Figur. Wie David war er etwa um die Dreißig, und mit einem Meter dreiundachtzig waren die beiden auch gleich groß. Sogar die Frisuren der beiden Männer ähnelten sich: jeder von ihnen hatte von Natur aus einen vollen Schopf, der an den Rändern etwas ausdünnte. Aber da hörten die Ähnlichkeiten dann auch schon auf. Caldwell's Gesichtszüge waren viel härter als die von David, und seine Nase war spitz und hakenförmig.

»Kommen Sie doch herein!« sagte Caldwell und fügte überschwenglich hinzu: »Ihr Mann und Ihre Tochter natürlich auch!« Dann zog er schnell noch zwei weitere Stühle heran.

David warf Angela einen fragenden Blick zu. Doch sie zuckte nur mit den Schultern. Wenn Caldwell sich mit der ganzen Familie unterhalten wollte - ihr sollte es recht sein.

Nachdem sie sich einander kurz vorgestellt hatten, ließ Caldwell sich wieder an seinem Schreibtisch nieder. Direkt vor ihm lag Angelas Bewerbungsmappe. »Ich habe mir Ihre Unterlagen noch einmal angesehen, und ich muß sagen, ich bin wirklich beeindruckt«, sagte er. »Vielen Dank«, erwiderte Angela.

»Offen gestanden habe ich nicht damit gerechnet, daß sich eine Frau auf eine Pathologenstelle bewirbt«, sagte Caldwell. »Aber dann habe ich mir sagen lassen, daß immer mehr Frauen in der Pathologie arbeiten wollen.«

»Das mag an den Arbeitszeiten liegen«, erwiderte Angela. »Sie sind meist berechenbarer als in den anderen Abteilungen. Dadurch ist es einfacher, den Beruf mit dem Familienleben zu vereinbaren.« Sie sah sich den Mann etwas genauer an. Seine Bemerkung hatte ihr nicht gerade gefallen, doch sie wollte ihn das in diesem Moment

nicht spüren lassen.

»Aus Ihrem Empfehlungsschreiben geht hervor, daß man in der pathologischen Abteilung des Boston City Hospitals viel von Ihnen hält. Sie sollen dort sogar eine der besten sein.«

Angela lächelte. »Ich hab' immer versucht,, mein Bestes zu geben.«

»Auch Ihre Zeugnisse der medizinischen Hochschule von Columbia sind schlichtweg beeindruckend«, fuhr Caldwell fort.» Und deshalb möchte das Städtische Krankenhaus von Bartlet Sie gerne einstellen. So einfach ist das. Aber vielleicht wollen Sie mir ja noch ein paar Fragen stellen.«

»David hat sich auch um eine Stelle in Bartlet beworben«, sagte Angela. »Als Kassenarzt bei der *Comprehensive Medical Vermont*, einer der größten Krankenversicherungen in dieser Gegend.«

»Wir sagen hier einfach CMV«, sagte Caldwell. »Und die CMV ist nicht die größte, sondern die einzige Krankenversicherung, die es hier gibt.«

»In meinem Schreiben an Sie hatte ich darauf hingewiesen, daß ich diese Stelle nur antreten kann, wenn auch mein Mann akzeptiert wird«, sagte Angela. »Dieselbe Regelung haben wir übrigens vereinbart, wenn mein Mann ein Angebot bekommt.«

»Das ist mir bekannt«, sagte Caldwell. »Ich habe mir deshalb bereits erlaubt, mit der CMV Kontakt aufzunehmen und mit deren Regionaldirektor Charles Kelley über die Bewerbung von David zu sprechen. Der Regionalsitz der CMV befindet sich gleich nebenan, im medizinischen Trakt des Krankenhauses. Offiziell muß Ihnen die CMV dies natürlich selbst mitteilen - aber ich gehe davon aus, daß Sie eingestellt werden sollen, David.«

»Ich treffe mich gleich anschließend mit Mr. Kelley«, sagte David. »Danach werden wir sicher mehr wissen.«

»Na prima«, fuhr Caldwell fort. »Dann also wieder zu Ihnen, Dr. Wilson. Das Krankenhaus möchte Ihnen eine Stelle in der Pathologie anbieten. Es gibt dort zwei weitere Ganztagsstellen, das heißt also, Sie arbeiten mit zwei Kollegen zusammen. Ihr Gehalt beträgt im ersten Jahr zweiundachtzigtausend Dollar.«

Als Caldwell noch einmal in die Mappe auf seinem Schreibtisch

blickte, schaute Angela zu David hinüber. Zweiundachtzigtausend Dollar - das erschien ihr wie ein Vermögen; zu viele Jahre hatten David und sie unter ihrem Schuldenberg gelitten und von äußerst mageren Einkünften gelebt. Ein verschwörerisches Lächeln huschte jetzt über Davids Gesicht; offensichtlich waren ihm gerade die gleichen Gedanken durch den Kopf geschossen.

»Außerdem möchte ich noch etwas zu Ihrem anderen Anliegen sagen«, fuhr Caldwell fort. »Ich habe da ein paar Informationen für Sie.« Er zögerte einen Moment und fügte dann hinzu: »Vielleicht sollten wir alleine darüber sprechen.«

»Nein, das ist nicht nötig«, erwiderte Angela. »Ich nehme an, Sie meinen das Problem mit der Mukoviszidose, unter der unsere Tochter leidet. Wir haben vor Nikki keine Geheimnisse, und an ihrer Therapie nimmt sie aktiv teil.«

»Also gut«, sagte Caldwell. Er lächelte Nikki freundlich an, bevor er weiterredete. »Ich habe in Erfahrung gebracht daß es in Bartlet eine Patientin gibt, die unter der gleichen Stoffwechselstörung leidet. Sie heißt Caroline Helmsford und ist neun Jahre alt. Ich habe mit Carolines Arzt schon einen Termin für Sie vereinbart. Sein Name ist Dr. Bertrand Pilsner, und er ist hier einer der Kassen-Kinderärzte der CMV.«

»Vielen Dank«, sagte Angela. »Sie haben sich so viel Mühe gegeben.«

»Keine Ursache«, erwiderte Caldwell. »Wir wünschen uns wirklich, daß Sie hierherkommen und in unserem hübschen Städtchen leben. Aber ich muß gestehen, daß ich mich während meiner Nachforschungen nicht näher über die Krankheit Ihrer Tochter informiert habe. Müßte ich vielleicht noch irgend etwas wissen, damit ich Ihnen so gut wie möglich helfen kann?«

Angela blickte Nikki an. »Nikki, willst du Mr. Caldwell nicht mal erklären, was Mukoviszidose ist?«

»Mukoviszidose ist eine angeborene Krankheit«, begann Nikki; sie war jetzt ganz ernst und wissend. »Wenn die Krankheit von beiden Elternteilen übertragen wird, dann wird das Kind der beiden mit einer fünfundzwanzigprozentigen Wahrscheinlichkeit Beschwerden

bekommen. Von zweitausend Babys kommt im Durchschnitt eines mit dieser Krankheit zur Welt.«

Caldwell nickte und bemühte sich weiterhin um eine freundliche Miene. Es brachte ihn ein wenig aus der Fassung, sich von einem achtjährigen Mädchen belehren zu lassen.

»Die schwersten Komplikationen treten im Bereich der Atemwege auf«, fuhr Nikki fort. »Bei Menschen, die unter Mukoviszidose leiden, ist der Schleim in den Lungen dicker als bei gesunden Menschen. Die Lungen können sich nur schwer von dem dickeren Schleim befreien, und deshalb können Stauungen und Infektionen auftreten. Am meisten fürchten sich mukoviszidosekranke Menschen vor chronischer Bronchitis und vor einer Lungenentzündung. Es trifft nicht alle Kranken gleich: Manchen geht es ziemlich schlecht, und andere, wie ich, müssen nur aufpassen, daß sie keine Erkältung bekommen. Außerdem müssen sie regelmäßig ihre Atemtherapie machen.«

»Das ist ja sehr interessant«, sagte Caldwell. »Was du mir da erzählt hast, klingt wirklich professionell. Vielleicht solltest du später auch mal Ärztin werden.«

»Das habe ich auch vor«, antwortete Nikki. »Ich will mich auf Pulmologie spezialisieren.«

Caldwell stand jetzt auf und begleitete die drei zur Tür. »Wie wär's, wenn die beiden Ärzte und die Ärztin in spe jetzt zur Klinik hinübergehen und Dr. Pilsner einen Besuch abstatten?«

Die Krankenhausverwaltung war in dem alten Zentralgebäude untergebracht, das sich jedoch ganz in der Nähe des neueren, medizinischen Komplexes befand. Ein paar Minuten später schritten David, Angela und Nikki durch eine Feuertür und betraten einen anderen Flur; dieser Flur war nicht mit Vinylfliesen ausgestattet, sondern hier lag ein eleganter Teppich auf dem Boden.

Die drei platzten zwar mitten in seine Nachmittagssprechstunde hinein, doch Dr. Pilsner freute sich, die Wilsons zu sehen, und er nahm sich Zeit für sie. Mit seinem vollen weißen Bart sah er ein bißchen aus wie der Weihnachtsmann. Nikki fand ihn sofort sympathisch, als er ihr die Hand schüttelte und sie beinahe wie eine Er-

wachsene behandelte.

»Wir haben hier im Krankenhaus einen hervorragenden Atemtherapeuten«, erklärte Dr. Pilsner den Wilsons. »Und die Klinik verfügt über die notwendigen Geräte zur Versorgung von Patienten mit Atemwegserkrankungen. Außerdem ist es sicherlich auch von Vorteil, daß ich im Bereich der Atemwegsmedizin selber mal ein Forschungssemester absolviert habe. Das war vor Jahren, im Kinderkrankenhaus von Boston. Ich glaube also, daß wir Nikki hier bestens versorgen können.«

»Na, da haben wir ja Glück!« Angela war sichtlich beeindruckt und sehr erleichtert. »Das ist wirklich beruhigend für uns. Seit bei Nikki Mukoviszidose diagnostiziert wurde, berücksichtigen wir das bei all unseren Entscheidungen.«

»Das sollten Sie auch tun«, erwiderte Dr. Pilsner. »Bartlet wird sicher gut für sie sein. Hier gibt es kaum Abgase, und die Luft ist sauber und klar. Wenn Ihre Tochter nicht zufällig gegen Bäume und Gräser allergisch ist, dürfte die Umgebung hier wohl ausgesprochen gesund für sie sein.«

Nach dem Gespräch mit Dr. Pilsner führte Michael Caldwell die Wilsons zum Regionalbüro der CMV-Versicherung. Bevor die drei hineingingen, mußten sie ihm versprechen, später noch einmal bei ihm vorbeizuschauen. Die Sekretärin an der Rezeption bat die Wilsons, in einem kleinen Wartezimmer Platz zu nehmen. Doch noch bevor sie einen Blick in die Zeitschriften werfen konnten, wurden sie von Charles Kelley begrüßt. Kelley war eine Riese von einem Mann; als er David die Hand gab, überragte er ihn um gute zwanzig Zentimeter. Sein Gesicht war braungebrannt, sein rotblondes Haar von hellblonden Strähnen durchzogen. Er trug einen perfekt sitzenden Maßanzug. Wegen seiner überschwenglichen und kontaktfreudigen Art hätte man Kelley eher für einen erfolgreichen Verkaufsmanager als für den Verwaltungschef einer Krankenversicherung halten können. Wie Caldwell lud auch Kelley die ganze Familie Wilson in sein Büro ein, und er machte ebenso viele Komplimente wie Caldwell.

»Ich sage es ganz offen, David - wir wollen Sie unbedingt haben!« Um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, haute Kelley mit der

Faust auf den Tisch. »Wir brauchen Sie in unserem Team. Es gefällt uns, daß Sie eine Facharztausbildung zum Internisten gemacht haben - und dann auch noch in dem renommierten Boston City Hospital! Fachwissen ist jetzt auch bei uns immer stärker gefragt. Denn Sie wissen ja: Immer mehr Leute ziehen aus der Stadt hinaus aufs Land. Für die medizinische Grundversorgung unserer Versicherten wären Sie ein enormer Gewinn in unserem Ärzteteam, daran besteht gar kein Zweifel!«

»Das freut mich zu hören«, sagte David ein wenig verlegen. »In dieser Gegend von Vermont ist die CMV auf einem rasanten Expansionskurs«, fuhr Kelley stolz fort. »Insbesondere in Bartlet. Sowohl die Kleiderbügelfabrik als auch die Software-Firma haben all ihre Angestellten bei uns versichert. Außerdem ist sämtliches Personal der staatlichen und der kommunalen Einrichtungen bei uns unter Vertrag.«

»Hört sich ja fast nach einem Monopol an«, sagte David im Scherz.

»Wir führen unseren Erfolg eher darauf zurück, daß wir eine gute Versorgung gewährleisten und gleichzeitig die Kosten im Griff haben«, sagte Kelley. »Ja, natürlich«, stimmte David ihm zu. »Im ersten Jahr beträgt Ihre Vergütung einundvierzigtausend Dollar«, sagte Kelley.

David nickte. Ihm war klar, daß Angela später darüber flachsen würde, obwohl sie natürlich beide gewußt hatten, daß Angelas Gehalt in Bartlet voraussichtlich höher ausfallen würde. Sie hatten allerdings nicht damit gerechnet, daß Angela gleich doppelt so viel verdienen würde wie David.

»Ich werde Ihnen mal Ihre zukünftigen Praxisräume zeigen«, sagte Kelley und fuhr geschäftig fort: »Dann bekommen Sie einen besseren Eindruck von Ihrer Arbeit, und Sie sehen auch gleich, wie unser Betrieb hier funktioniert.«

David warf Angela einen Blick zu. Es war offensichtlich, daß Kelley, was das Vorstellungsgespräch betraf, härter zur Sache ging als Caldwell.

Das Büro, das Kelley den Wilsons dann zeigte, war in Davids Augen einfach traumhaft. Durch die Südfenster hatte er einen so traum-

haften Blick auf die Green Mountains, daß er beinahe das Gefühl hatte, ein Gemälde zu betrachten.

David fiel auf, daß in seinem künftigen Wartezimmer bereits vier Patienten saßen und in Zeitschriften blätterten. Er sah Kelley fragend an. »Sie werden sich diese Räume mit Dr. Randall Portland teilen«, erklärte ihm Kelley. »Er ist Orthopäde. Ein sehr netter Mann. Wir sind zu der Einsicht gekommen, daß es effizienter und kostengünstiger ist, wenn sich mehrere Ärzte einen Rezeptionsbereich und auch die Arzthelferinnen teilen. Ich will mal nachsehen, ob wir Dr. Portland kurz begrüßen können.«

Kelley klopfte an eine Spiegelwand. David hatte sie für eine ganz normale Wand gehalten, doch plötzlich öffnete sich eine Tür, und eine Sekretärin streckte ihren Kopf heraus. Nachdem Kelley ein paar Worte mit ihr gewechselt hatte, fiel die unsichtbare Tür wieder zu. »Er kommt gleich«, sagte Kelley, während er sich wieder zu den Wilsons gesellte. Er führte sie nun durch die übrigen Räume. Vom Wartezimmer führte eine Tür zu den westlich gelegenen Untersuchungszimmern. Sie waren alle leer und offensichtlich vor kurzem neu gestrichen worden. Kelley zeigte ihnen auch den Raum, der als Davids Privatbüro vorgesehen war. Von dort aus hatte man den gleichen herrlichen Südblick wie aus dem Wartezimmer.

»Guten Tag allerseits«, rief plötzlich jemand von hinten. Die Wilsons drehten sich um und blickten in das Gesicht eines Mannes, der einerseits noch recht jugendlich, andererseits aber auch sehr angespannt wirkte. Kelley stellte ihnen Dr. Randall Portland vor. Der Arzt reichte allen die Hand und ließ dabei auch Nikki nicht aus. »Nennen sie mich einfach Randy«, sagte Dr. Portland, als er Davids Hand schüttelte.

David merkte, daß der Mann ihn von oben bis unten musterte.

»Spielen Sie Basketball?« fragte Randy. »Ja, hin und wieder«, sagte David. »In der letzten Zeit bin ich allerdings fast nie dazu gekommen.«

»Hoffentlich kommen Sie nach Bartlet! Wir können hier noch dringend ein paar Spieler gebrauchen«, sagte Randy und fügte hinzu: »Zumindest brauchen wir jemanden, der meine Spielposition über-

nimmt.« David lachte.

»War nett, Sie kennengelernt zu haben. Aber ich fürchte, ich muß mich jetzt schleunigst wieder um meine Patienten kümmern.«

»Er hat es immer ziemlich eilig«, sagte Kelley, nachdem Dr. Portland verschwunden war. »Wir beschäftigen im Moment nur zwei Orthopäden, obwohl wir eigentlich drei benötigen.«

David richtete sein Augenmerk sofort wieder auf den faszinierenden Ausblick.

»Nun, was halten Sie davon?« fragte Kelley. »Ich bin ziemlich beeindruckt«, antwortete David. Dann sah er Angela an.

»Ich würde sagen, wir müssen erst mal gründlich und in Ruhe über alles nachdenken«, sagte Angela. Nachdem sich die drei von Kelley verabschiedet hatten, gingen sie zurück in das Büro von Caldwell. Als nächstes stand für David und Angela eine Krankenhausführung auf dem Programm. Nikki brachten sie derweil in die Kindertagesstätte des Krankenhauses, wo sie von freiwilligen Helfern in rosa Kitteln in Empfang genommen wurde. Zuerst besichtigten sie das Labor, und Angelas Vermutungen wurden schnell bestätigt: Es war auf dem neuesten Stand der Technik. Caldwell zeigte ihr auch den Bereich, in dem die Pathologen arbeiteten und in dem Angela sich die meiste Zeit aufhalten würde. Danach gingen sie in das Büro von Dr. Benjamin Wadley, dem Leiter der Pathologie. Dr. Wadley sah aus wie ein vornehmer Gentleman; er hatte silbernes Haar und war etwa Mitte fünfzig. Er erinnerte Angela sofort an ihren Vater.

Nachdem sie ein paar Begrüßungsworte gewechselt hatten, erkundigte sich Dr. Wadley nach Nikki. Und noch bevor Angela und David antworten konnten, begann er in den höchsten Tönen von Bartlets Schulen zu schwärmen. »Meine Kinder haben sich hier prächtig entwickelt. Einer meiner Söhne besucht inzwischen das Wesleyan-College in Connecticut. Der andere geht noch zur High-School, aber das Smith College hat ihm schon jetzt bestätigt, daß man ihn aufnehmen wird.«

Als sie Dr. Wadleys Büro verlassen hatten und wieder hinter Caldwell hergingen, zog Angela David zur Seite. »Hast du auch bemerkt, daß Dr. Wadley meinem Vater unheimlich ähnlich ist?« flüsterte

Angela. »Ja«, stimmte David ihr zu. »Er hat genau die gleiche gelassene und zuversichtliche Ausstrahlung.«

»Das ist schon ziemlich außergewöhnlich«, sagte Angela.

»Na, na. Wir werden doch nicht abergläubisch sein«, witzelte David.

Als nächstes standen die Notaufnahme und das Radiologie-Institut auf dem Programm. Am meisten imponierte David das neue Gerät, mit dem Kernspintomographien durchgeführt wurden.

»Diese Anlage ist besser als die im Boston City Hospital«, stellte David fest. »Ich frage mich, wie die Klinik soviel Geld aufbringen konnte.«

»Unser Radiologie-Institut funktioniert als ein Joint-Venture-Unternehmen. Neben dem Krankenhaus ist auch Dr. Cantor an dem Institut beteiligt; er ist einer der Krankenhausärzte und gleichzeitig der Leiter der medizinischen Abteilung«, erklärte Caldwell. »Das Institut erneuert und modernisiert die Geräte kontinuierlich.« Nach dem Radiologie-Institut besichtigten David und Angela den neuen Komplex für Strahlentherapie, wo man ihnen stolz einen der modernsten Linearbeschleuniger vorführte. Von dort aus gingen sie zurück in das Hauptgebäude und bewunderten die neu eingerichtete Intensivstation für Neugeborene.

»Ich weiß gar nicht mehr, was ich sagen soll«, gestand David, als sie den Rundgang durch die Klinik beendet hatten. »Wir waren ja darauf vorbereitet, daß das Krankenhaus gut ausgerüstet ist«, sagte Angela, »doch was wir hier gesehen haben, übertrifft all unsere Erwartungen.«

»Wir sind auch sehr stolz auf unsere Klinik«, sagte Caldwell, während er die beiden noch einmal in sein Büro führte. »Um den Zuschlag von der CMV zu bekommen, mußten wir in großem Umfang Modernisierungsmaßnahmen durchführen. Schließlich konnte im Überlebenswettbewerb der drei Krankenhäuser nur eines das Rennen machen: das Valley Hospital, das Mary-Sackler-Krankenhaus oder wir. Glücklicherweise sind wir aus dem Wettbewerb als Sieger hervorgegangen.«

»Aber all diese Geräte müssen ein Vermögen gekostet haben«, warf

David ein.

»Allerdings«, stimmte Caldwell ihm zu. »Heutzutage ist es weiß Gott nicht einfach, ein Krankenhaus zu führen. Und erst recht nicht mehr, seitdem uns die Regierung quasi dazu zwingt, mit anderen Kliniken in Konkurrenz zu treten. Unsere Einnahmen sinken ständig, während die Kosten in die Höhe schnellen. Es ist ein wahres Kunststück, die Türen unserer Klinik überhaupt offenzuhalten.« Caldwell überreichte David einen braunen Umschlag. »Das sind noch ein paar weitere Informationen über das Krankenhaus. Vielleicht lassen Sie sich ja überzeugen und nehmen die Stellenangebote an!«

»Wie sieht es eigentlich mit Wohnungen in Bartlet aus?« fragte Angela, bevor sie sich endgültig verabschiedeten.

»Gut, daß Sie diese Frage noch ansprechen«, erwiderte Caldwell. »Ich sollte Ihnen nämlich den Tip geben, einmal bei Barton Sherwood vorbeizuschauen. Er ist der Direktor der Green Mountain National Bank und zugleich auch der stellvertretende Vorsitzende des Krankenhausvorstands.

Wenn Sie mit ihm sprechen, werden Sie eine kleine Vorstellung davon bekommen, in welchem Maße die Stadt unserer Klinik behilflich ist.«

David und Angela holten zuerst Nikki aus der Kindertagesstätte ab; es hatte ihr dort so gut gefallen, daß sie am liebsten noch geblieben wäre. Dann fuhren sie zurück zum Stadtpark, stellten den Wagen ab und betraten die Bank. Barton Sherwood hatte die Wilsons schon kommen sehen und begrüßte sie freundlich.

»Wir haben während der letzten Vorstandssitzung über Ihre Bewerbungen gesprochen und beschlossen, daß wir Sie einstellen wollen«, sagte Sherwood und lehnte sich in seinem Stuhl zurück; die Daumen hatte er lässig in seine Westentaschen eingehakt. Er war ein schmächtiger Mann von knapp sechzig Jahren, dessen Haare langsam spärlicher wuchsen. Sein Oberlippenbart war schnurgerade gestutzt. »Wir wünschen uns wirklich sehr, daß Sie sich für Bartlet entscheiden«, fuhr Sherwood fort. »Und um Ihnen die Entscheidung noch ein wenig zu erleichtern, möchte ich Ihnen im Namen der Green Mountain National Bank ein Angebot machen: Wir würden Ihnen auf der

Stelle eine Hypothek gewähren, damit Sie sich hier ein Haus kaufen können.«

David und Angela blieb vor Überraschung der Mund offenstehen. Nicht einmal in ihren kühnsten Träumen hätten sie es für möglich gehalten, sich schon im ersten Berufsjahr nach ihrer Facharztausbildung irgendwo ein Haus kaufen zu können.

Sie hatten nur sehr wenig Geld, mußten aber einen Berg von Schulden für ihre jeweilige Ausbildung zurückzahlen, und zwar ziemlich genau einhundertundfünfzigtausend Dollar.

Sherwood redete noch über diverse Einzelheiten, die bei einem Hauskauf zu beachten wären, doch weder Angela noch David konnten sich auf seine Erläuterungen konzentrieren. Erst als sie wieder in ihrem Auto saßen, fanden sie die Sprache wieder.

»Ich kann es einfach nicht glauben«, sagte David.

»Es ist zu schön, um wahr zu sein«, stimmte Angela ihm zu.

»Heißt das, daß wir nach Bartlet ziehen?« fragte Nikki. »Wir werden sehen«, erwiderte Angela. Da David auf dem Hinweg gefahren war, bot Angela an, den Rückweg nach Boston zu übernehmen. Während der Fahrt blätterte David die Unterlagen durch, die Caldwell ihm gegeben hatte.

»Das ist ja sehr interessant«, sagte er. »In der Mappe liegt ein Artikel aus der Lokalzeitung, in dem es um die Unterzeichnung des Vertrages zwischen dem Krankenhaus und der CMV geht. Darin heißt es, die Einigung sei letztendlich erst deswegen zustande gekommen, weil der Krankenhausvorstand unter dem Vorsitz Harold Traynors auf alle Forderungen der CMV eingegangen ist. Und eine der Forderungen lautete: garantierte Krankenhauspflege für einen noch nicht genau festgelegten, monatlichen Pro-Kopf-Beitrag. Eine Methode, mit der die Krankenversicherung ihre Kosten immer ganz genau kalkulieren kann. Sie wird von der Regierung empfohlen und von den meisten Versicherungen bevorzugt.«

»Ich finde, das ist ein wunderbares Beispiel dafür, wie Krankenhäuser und Ärzte unter Druck gesetzt und gezwungen werden, den Versicherungen Zugeständnisse zu machen«, sagte Angela.

»Ja, das ist wirklich eine üble Sache«, stimmte David ihr zu. »Da-

durch, daß die Klinik die Pro-Kopf-Beiträge akzeptieren muß, ist sie gezwungen, wie eine Versicherung zu kalkulieren. Das Krankenhaus selbst - und nicht etwa die CMV - trägt also einen großen Teil des Risikos, daß die Versicherten auch mal krank werden und somit Geld kosten.«

»Was heißt denn ›Pro-Kopf-Beitrag‹?« schaltete sich Nikki ein.

David drehte sich zu seiner Tochter um. »Wenn Pro-Kopf-Beiträge abgeführt werden, heißt das, daß für jede versicherte Person eine festgelegte Geldsumme an das Krankenhaus bezahlt wird. Normalerweise werden diese Beiträge monatlich gezahlt.«

Nikki blickte David immer noch ziemlich verdutzt an. »Ich will dir das mal an einem Beispiel erklären«, fuhr David fort. »Sagen wir mal, die CMV zahlt für jedes ihrer Mitglieder jeden Monat eintausend Dollar an das Städtische Krankenhaus von Bartlet. Wenn dann eines dieser Mitglieder ins Krankenhaus eingewiesen werden muß, dann ist die Sache für die CMV bereits erledigt; sie muß zusätzlich zu dem Pro-Kopf-Beitrag nichts mehr bezahlen. Das heißt wiederum: Wenn einen Monat lang niemand krank wird, dann scheffelt die Klinik eine Menge Geld. Aber was passiert wohl, wenn viele Leute krank werden und ins Krankenhaus müssen? Was glaubst du, Nikki?«

»Das hat sie nicht verstanden, David«, warf Angela ein. »Hab' ich natürlich verstanden«, erwiderte Nikki. »Wenn alle Leute krank werden würden, ginge das Krankenhaus pleite.«

David grinste zufrieden und knuffte Angela in die Seite. »Hast du's gehört?« fragte er triumphierend. »Sie ist eben meine Tochter.«

Ein paar Stunden später waren die Wilsons wieder im Southend von Boston angelangt. Angela freute sich, weil sie nur einen halben Block von der Eingangstür zu ihrem Apartment einen Parkplatz gefunden hatte. David weckte Nikki, die auf dem Rücksitz eingeschlafen war. Gemeinsam gingen sie ins Haus und marschierten die Treppen zu ihrer Wohnung hinauf, die sich im vierten Stock befand.

»Nein! Das darf doch nicht wahr sein!« schrie Angela. Sie hatte die Wohnungstür als erste erreicht. »Was ist denn los?« fragte David und schaute ihr über die Schulter.

Angela zeigte auf die Tür. An der Stelle, an der die Einbrecher ein Brecheisen angesetzt hatten, war das Holz gespalten. David drückte gegen die Tür. Sie ließ sich ohne weiteres öffnen, denn alle drei Schlösser waren geknackt worden.

David tastete sich zum Lichtschalter vor. Die ganze Wohnung war auf den Kopf gestellt worden: Umgeworfene Möbel lagen kreuz und quer, Schubladen waren aus den Schränken gerissen und ihr Inhalt auf dem Boden verteilt worden.

»Oh, nein!« rief Angela. Sie war den Tränen nahe. »Bloß nicht aufregen!« sagte David. »Was passiert ist, ist passiert. Laß uns jetzt nicht hysterisch werden.«

»Was soll das heißen? ›Laß uns nicht hysterisch werden!‹« fragte Angela mit schriller Stimme. »Die Wohnung ist ruiniert. Und der Fernseher ist auch weg!«

»Dann kaufen wir eben einen neuen Fernseher«, sagte David ruhig.

Nikki kam aus ihrem Zimmer zurück und berichtete, daß dort alles in Ordnung sei.

»Na, das ist ja wenigstens etwas«, bemerkte David. Während Angela im Schlafzimmer verschwand, inspizierte er die Küche. Außer einem Fleck Vanilleeis, das auf der Arbeitsfläche geschmolzen war, schien die Küche ebenfalls in Ordnung zu sein.

David nahm den Telefonhörer ab und wählte die Nummer der Polizei. Während er noch darauf wartete, daß am anderen Ende jemand abnahm, kam Angela aus dem Schlafzimmer zurück und hielt ein leeres Schmuckkästchen in der Hand; Tränen liefen über ihre Wangen. Nachdem David der Polizei die nötigen Einzelheiten durchgegeben hatte, kümmerte er sich um Angela. Sie hatte alle Mühe, ihre Nerven unter Kontrolle zu halten. »Bitte, komm mir jetzt nicht mit noch so einem vernünftigen Spruch«, stammelte Angela unter Tränen. »Und sag bloß nicht, wir können ja neuen Schmuck kaufen.«

»Okay. Ich sag' nichts«, erwiderte David. Angela rieb sich mit dem Ärmel die Tränen aus dem Gesicht. »Es ist so schrecklich, nach Hause zu kommen und eine verwüstete Wohnung vorzufinden. Ich hab' immer größere Lust, sofort nach Bartlet zu ziehen«, sagte sie. »Nichts würde ich jetzt lieber tun, als dieser gräßlichen Stadt den

Rücken zu kehren, um von den krankhaften Auswüchsen dieses Molochs nichts mehr mitzubekommen.«

»Gegen ihn persönlich hab' ich gar nichts einzuwenden«, sagte Dr. Randall Portland zu Arlene, seiner Frau, als sie sich gemeinsam vom Eßtisch erhoben. Arlene gab ihren beiden Söhnen Mark und Allen zu verstehen, daß sie beim Abräumen helfen sollten. »Aber ich hab' absolut keine Lust darauf, meine Praxisräume mit einem Internisten zu teilen.«

»Warum denn nicht?« fragte Arlene, während sie den beiden Jungen die Teller abnahm und die Essensreste in den Mülleimer warf.

»Weil ich nicht will, daß sich meine Patienten, die zu einer Operationsnachbehandlung zu mir kommen, das Wartezimmer mit einem Haufen wirklich Kranker teilen müssen«, sagte Randy wütend. Er drückte den Korken in die halbvolle Weißwein-Flasche und stellte sie zurück in den Kühlschrank.

»Okay, das ist verständlich«, erwiderte Arlene. »Ich hatte schon befürchtet, daß da irgendeine tiefsitzende Feindschaft zwischen Chirurgen und Internisten dahintersteckt.«

»Ach was, das wäre doch albern«, sagte Randy. »Aber du kannst dich ja wohl noch an die Witze erinnern, die du während deiner Ausbildung immer über die Internisten gerissen hast, oder?« warf Arlene ein. »Wir haben manchmal ein paar deftige Sprüche losgelassen, aber die waren doch nie richtig böse gemeint«, sagte Randy. »Jetzt geht es um etwas ganz anderes. Ich will auf keinen Fall, daß Leute mit ansteckenden Krankheiten neben meinen Patienten sitzen. Vielleicht denkst du, daß ich abergläubisch bin, aber das ist mir egal. Bei meinen Patienten hat es inzwischen genug Komplikationen gegeben. Ich bin langsam total deprimiert.«

»Dürfen wir fernsehen?« fragte Mark. Allen stand hinter seinem Bruder und sah seine Eltern mit großen Engelsaugen an. Mark war sieben und Allen sechs Jahre alt. »Wir hatten doch vereinbart, daß...« Arlene hörte mitten im Satz auf weiterzusprechen. Den flehenden Blicken ihrer Kinder konnte sie einfach nicht widerstehen. Außerdem wollte sie gerne mal einen Augenblick mit Randy allein

sein. »Gut, ihr dürft. Aber nur eine halbe Stunde.«

»Yippie!« johlte Mark. Und Allen fiel sofort in das freudige Geheul mit ein. Die beiden rasten ins Fernsehzimmer.

Als die Kinder draußen waren, nahm Arlene ihren Mann in den Arm und führte ihn ins Wohnzimmer, wo er sich auf dem Sofa niederließ. Sie selbst setzte sich in einen Sessel gegenüber. »Irgend etwas stimmt doch nicht mit dir«, sagte sie. »Was bedrückt dich so? Ist es immer noch der Tod von Sam Flemming?«

»Natürlich geht mir Sam Flemming nicht aus dem Kopf«, antwortete Randy gereizt. »Während meiner ganzen Zeit als Assistenzarzt ist nicht ein einziger von meinen Patienten gestorben. Und jetzt habe ich in kürzester Zeit drei hintereinander verloren.«

»Es gibt eben Situationen, in denen auch du nicht mehr helfen kannst«, versuchte Arlene ihn zu trösten. »Von diesen drei Patienten hätte keiner sterben dürfen«, erklärte Randy seiner Frau. »Und schon gar nicht unter meiner Obhut. Schließlich bin ich ein Knochenklempner und schraube nur an den Gliedmaßen meiner Patienten herum!«

»Und ich hatte schon gehofft, deine depressive Phase sei endlich überstanden«, sagte Arlene. »Ich kann einfach nicht mehr richtig schlafen.«

»Sprich doch mal mit Dr. Fletcher darüber«, schlug Arlene vor.

Bevor Randy antworten konnte, klingelte das Telefon. Arlene sprang auf. Wenn Patienten ihres Mannes zur Operationsnachsorge im Krankenhaus lagen, verfluchte Arlene das Telefon. Beim zweiten Klingeln hatte sie den Hörer abgenommen und hoffte, daß es ein privater Anrufer war. Doch leider war es mal wieder das Städtische Krankenhaus von Bartlet. Eine Krankenschwester wollte dringend mit Dr. Portland sprechen.

Arlene gab ihrem Mann den Hörer. Er nahm ihn zögernd in die Hand und legte ihn ans Ohr. Nachdem er einen Moment zugehört hatte, wurde er bleich. Ganz langsam legte er auf und schaute Arlene an.

»Der Patient, den ich heute morgen am Knie operiert habe«, sagte Randy. »William Shapiro. Es geht ihm schlecht. Ich kann es einfach

nicht glauben. Die Symptome sind immer die gleichen: Er hat Fieber bekommen und ist verwirrt. Wahrscheinlich hat er Lungenentzündung.« Arlene legte die Arme um ihren Mann und drückte ihn fest an sich. »Es tut mir so leid«, sagte sie. Etwas Besseres fiel ihr in diesem Moment nicht ein. Randy gab keine Antwort. Ein paar Minuten lang verharrte er still in Arlenes Armen. Dann befreite er sich schweigend aus der Umarmung seiner Frau und verließ das Haus durch die Hintertür, ohne ein weiteres Wort zu sagen. Vom Küchenfenster aus beobachtete Arlene, wie Randy aus dem Hof hinausfuhr und in die Straße einbog. Dann richtete sie sich auf und schüttelte gedankenverloren ihren Kopf. Sie machte sich große Sorgen um ihren Mann und hatte keine Ahnung, wie sie ihm helfen sollte.

Kapitel 2

Montag, 3. Mai

Harold Traynor fingerte an seinem kleinen Tischhammer herum. Dieses Schmuckstück aus Mahagoni, das mit einem Goldinlay verziert war, hatte er sich erst vor kurzem bei Shreve Crump & Low in Boston gekauft. Traynor stand in der Bibliothek des Städtischen Krankenhauses von Bartlet am Kopfende eines langen Tisches. Vor sich hatte er das Rednerpult aufgebaut, das eigentlich in den Konferenzsaal gehörte. Über das ganze Pult verteilt lagen seine ausführlichen Aufzeichnungen, die er am Vormittag von seiner Sekretärin hatte abtippen lassen. Gleich hinter dem Podest stand der Tisch, auf dem sich wie immer eine Sammlung von medizinischen Instrumenten befand, welche der Krankenhausvorstand noch begutachten mußte. Aus all dem Durcheinander stach das Modell des geplanten Parkhauses hervor.

Traynor schaute auf seine Uhr. Um Punkt achtzehn Uhr nahm er seinen Hammer und schlug damit kräftig auf das Pult. Genauigkeit und Pünktlichkeit waren zwei Eigenschaften, auf die er großen Wert legte. »Ich möchte den Vorstand des Städtischen Krankenhauses von Bartlet jetzt um seine Aufmerksamkeit bitten«, rief Traynor in den Saal und bemühte sich, möglichst geschwollen zu reden. Er trug seinen besten Nadelstreifenanzug und frisch polierte Schuhe. Nur mit seiner Körpergröße war Traynor nicht zufrieden: Er maß knappe einssiebzig. Sein dunkles Haar wuchs eher spärlich, doch er hatte es so geschickt gekämmt und zurechtgelegt, daß die kahle Stelle, die sich mitten auf seinem Kopf befand, verdeckt wurde.

Traynor scheute weder Zeit noch Mühe, um die Sitzungen des Krankenhausvorstands genauestens zu planen, und dabei legte er auf seine inhaltliche Vorbereitung ebensoviel Wert wie auf sein äußeres Erscheinungsbild. An diesem Tag hatte er dienstlich nach Montpelier fahren müssen, und er hatte sich danach zu Hause nur kurz du-

schen und umziehen können.

Er hatte nicht einmal Zeit gehabt, noch in seinem Büro vorbeizuschauen. Neben seinem Posten als Vorsitzender des Krankenhausvorstands arbeitete Harold Traynor in Bartlet eigentlich als Rechtsanwalt. Er hatte sich auf Nachlaßangelegenheiten und Steuerfragen spezialisiert und war zudem ein sehr aktiver Geschäftsmann mit Beteiligungen an einer ganzen Reihe von ortsansässigen Unternehmen.

Direkt vor Traynor saßen Barton Sherwood, sein Stellvertreter im Krankenhausvorstand, Helen Beaton, die Leiterin des Krankenhauses, Michael Caldwell, der stellvertretende Leiter und Chef der Verwaltung, Richard Arnsworth, der Leiter der Finanzabteilung, Clyde Robertson, ein Sekretär, sowie Dr. Delbert Cantor, der derzeitige Chef der medizinischen Abteilung.

Nachdem Traynor zum Vorsitzenden gewählt worden war, hatte er sich mit Hilfe von *Robert's Rules of Order* erst einmal über den ordnungsgemäßen Ablauf von Sitzungen und parlamentarischen Verfahren informiert und hielt sich nun immer strikt an die empfohlene Tagesordnung. Er bat daher Clyde Robertson, zuerst das Protokoll der vergangenen Sitzung vorzulesen.

Nachdem die Anwesenden das Protokoll genehmigt hatten, räusperte Traynor sich kurz und bereitete sich innerlich darauf vor, seinen monatlichen Vorstandsbericht vorzutragen. Er sah sämtliche Mitglieder des Vorstands der Reihe nach an, damit er ganz sicher sein konnte, daß ihm auch alle aufmerksam zuhörten. Außer Dr. Cantor, der eifrig damit beschäftigt war, seine Fingernägel zu säubern, blickten alle interessiert zum Rednerpult. »Wir sehen große Herausforderungen auf uns zukommen«, begann Traynor. »Da wir ein sehr großes Klinikum sind, blieben dem Städtischen Krankenhaus von Bartlet zwar die schlimmsten finanziellen Sorgen erspart - für die kleineren Landkrankenhäuser ist es sicherlich noch viel schwerer zurechtzukommen; doch auch wir müssen uns um unsere Finanzen künftig mehr Gedanken machen. Wenn unsere Klinik in diesen schwierigen Zeiten auch weiterhin überleben soll, müssen wir alle noch härter arbeiten als bisher.«

Traynor blickte einmal in die Runde und fuhr dann fort: »Doch

auch in den eher düsteren Phasen gibt es manchmal Lichtblicke. Einige von Ihnen haben sicherlich davon gehört, daß einer meiner geschätzten Klienten, William Shapiro, in der vergangenen Woche an einer Lungenentzündung gestorben ist, die er sich nach einer Knieoperation zugezogen hatte. Natürlich bedauere ich den frühzeitigen Tod von Mr. Shapiro zutiefst, doch gleichzeitig habe ich die Freude, Ihnen offiziell mitteilen zu dürfen, daß Mr. Shapiro so großzügig war, das Krankenhaus als den alleinigen Begünstigten seiner Lebensversicherung einzusetzen. Die Summe beläuft sich auf drei Millionen Dollar.« Ein anerkennendes Gemurmel machte sich im Raum breit.

Traynor hob seine Hand, um die Ruhe wiederherzustellen. »Diese großzügige Spende hätte kaum zu einem günstigeren Zeitpunkt kommen können. Sie ermöglicht es uns, wenigstens kurzfristig schwarze Zahlen zu schreiben, wenn auch nicht allzulange. Doch nun zu den schlechten Nachrichten dieses Monats: Wir haben festgestellt, daß es um den Tilgungsfonds für unsere größte Anleihe ziemlich schlecht bestellt ist; wir haben unsere Zielsetzungen bei weitem nicht erreicht.«

Traynor sah zu Sherwood hinüber, der nervös an seinem Schnurrbart zupfte.

»Der Fonds muß auf jeden Fall aufgestockt werden«, sagte Traynor. »Und dafür wird wohl ein beträchtlicher Teil der Drei-Millionen-Spende draufgehen.«

»Das ist nicht allein meine Schuld«, platzte Sherwood jetzt heraus. »Ich war dazu gezwungen, die Anleihe so hoch wie möglich zu verzinsen. Und das birgt auch ein gewisses Risiko!«

»Der Vorsitzende dieser Versammlung hat Barton Sherwood nicht das Wort erteilt!« raunzte Traynor den unerbetenen Zwischenrufer an.

Einen Augenblick lang sah es so aus, als ob Sherwood etwas erwidern wollte, doch dann hielt er lieber seinen Mund.

Traynor warf einen Blick auf seine Notizen, um nach dem Einwurf von Sherwood wieder Ordnung in seine Gedanken zu bringen. Er haßte solche störenden Zwischenfälle. »Dank der Spende von Mr.

Shapiro wird es für uns zunächst keine katastrophalen Folgen haben, daß der Tilgungsfonds so weit unter dem Soll liegt«, fuhr Traynor fort. »Unsere wichtigste Aufgabe ist es jetzt aufzupassen, daß kein externer Prüfer Wind davon bekommt und das gewaltige Defizit aufdeckt. Wir können es uns auf keinen Fall leisten, mit unserer Anleihe in einer schlechteren Qualitätsgruppierung zu landen. Natürlich müssen wir die Auflage einer weiteren Anleihe für das neue Parkhaus so lange verschieben, bis der Tilgungsfonds wieder genügend aufgestockt ist.«

Er gestattete sich eine kurze Pause. »Um zu verhindern, daß noch mehr Krankenschwestern überfallen werden, habe ich bereits eine provisorische Maßnahme veranlaßt. Helen Beaton ist von mir beauftragt worden, für eine bessere Beleuchtung der Parkplätze zu sorgen.« Traynor schaute durch den Raum. Eigentlich hätte sein Vorschlag als offizieller Antrag eingebracht und dann diskutiert und genehmigt oder abgelehnt werden müssen. Doch niemand meldete sich zu Wort. »Der letzte Punkt, den ich heute ansprechen möchte, betrifft Dr. Dennis Hodges«, fuhr Traynor nun fort. »Sie wissen ja alle, daß Dr. Hodges seit März verschwunden ist. In der vergangenen Woche habe ich mit Wayne Robertson, dem Leiter der Polizeiwache, über den Fall gesprochen. Die Polizei hat immer noch keinerlei Hinweise, wo er sich aufhalten könnte. Aber es weist auch nichts darauf hin, daß Dr. Hodges einem Gewaltverbrechen zum Opfer gefallen ist. Mr. Robertson hat allerdings eingeräumt, daß er kaum mehr daran glaubt, Dr. Hodges noch einmal lebendig wiederzusehen. Dafür vermisst man ihn schon viel zu lange.«

»Ich für meinen Teil glaube ja, daß er sich nur in irgendeinen fernen Winkel des Landes zurückgezogen hat«, sagte Dr. Cantor. »So wie ich den Mistkerl kenne, hockt er in Florida und lacht sich jedesmal halb tot, wenn er daran denkt, daß wir uns hier mit all diesem bürokratischen Schrott herumplagen müssen.«

Traynor hatte genug, und er knallte den Hammer auf sein Pult. »Ruhe bitte!«

Auf Cantors Gesicht spiegelte sich pure Verachtung wider, doch er schwieg.

Traynor blickte Cantor an, während er fortfuhr. »Es ist vollkommen egal, was jeder einzelne hier über Dr. Hodges denken mag. Entscheidend ist, daß er in der Geschichte unseres Krankenhauses eine wichtige Rolle gespielt hat. Ohne den Einsatz von Dr. Hodges hätten wir heute in Bartlet kein großes Klinikum, sondern ein kleines, unbedeutendes Landkrankenhaus. Diese Leistung sollten wir ihm wirklich hoch anrechnen.«

Traynor hielt kurz inne und ergänzte dann: »Außerdem möchte ich dem Vorstand mitteilen, daß Mrs. Hodges sich dazu entschlossen hat, ihr Haus in Bartlet zu verkaufen. Sie ist ja schon vor Jahren in ihre Heimatstadt Boston zurückgezogen. Kurz nachdem ihr Mann verschwunden war, hat sie wohl noch geglaubt, daß er irgendwann wieder auftauchen würde. Doch nach ihrer letzten Unterhaltung mit Mr. Robertson hat sie beschlossen, ihre Verbindung zu Bartlet endgültig abzubrechen. Ich spreche dieses Thema übrigens nur deshalb an, weil der Vorstand in der nächsten Zeit vielleicht mal darüber nachdenken sollte, ob wir zum Gedenken an Dr. Hodges nicht eine Tafel anbringen sollten, um seiner enormen Verdienste um das Krankenhaus zu gedenken.«

Damit hatte Traynor seine Rede beendet. Er packte seine Unterlagen zusammen und übergab das Wort an Helen Beaton, die jetzt an der Reihe war, ihren monatlichen Bericht vorzutragen. Sie rückte ihren Stuhl vom Tisch weg und erhob sich. Helen Beaton war Mitte dreißig und hatte rotbraune, kurze Haare. Genau wie Traynor hatte sie ein ziemlich breites Gesicht. In ihrem blauen Kostüm und mit ihrem Seidenschal wirkte sie sehr nüchtern. »Ich habe im vergangenen Monat mit verschiedenen Interessenvertretern geredet«, begann sie. »Und dabei habe ich bei jeder Gelegenheit auf die finanzielle Misere des Krankenhauses hingewiesen. Es war immer wieder sehr interessant festzustellen, daß die meisten Leute überhaupt nichts über unsere Probleme wußten - und das, obwohl die Krise des Gesundheitswesens doch in fast allen Nachrichtensendungen ständig behandelt wird. In all meinen Gesprächen habe ich betont, daß die Klinik für unsere Stadt und die Umgebung eine enorme wirtschaftliche Bedeutung hat. Ich habe klargestellt, daß bei einer etwaigen Schließung

des Krankenhauses jedes einzelne Unternehmen und jeder Händler betroffen wäre. Schließlich ist das Krankenhaus ja in diesem Teil Vermonts der größte Arbeitgeber. Außerdem habe ich meine Gesprächspartner immer wieder daran erinnert, daß die Klinik keine öffentlichen Gelder erhält und daß die Beschaffung von Mitteln deshalb nach wie vor die Hauptvoraussetzung für die weitere Existenz des Krankenhauses ist.« Beaton hielt kurz inne und blätterte die erste Seite ihrer Notizen um. »Und nun zu den schlechten Nachrichten«, fuhr sie fort und verwies dabei auf verschiedene, großformatige Graphiken, mit deren Hilfe sie ihre nachfolgenden Hiobsbotschaften verdeutlichen wollte. Während sie weitersprach, hielt sie die Blätter in Brusthöhe, damit jeder die Zeichnungen erkennen konnte. »Die Anzahl der eingewiesenen Patienten lag im April zwölf Prozent über der Prognose. Im Tagesdurchschnitt wurden acht Prozent mehr Patienten behandelt als im März, und der durchschnittliche Krankenhausaufenthalt liegt um sechs Prozent über dem Wert für den Vormonat. Es handelt sich hier offensichtlich um eine wirklich ernstzunehmende Entwicklung, und ich gehe davon aus, daß Richard Arnsworth gleich Näheres dazu sagen wird.« Helen hielt jetzt die letzte Graphik hoch. »Zum Schluß muß ich Ihnen noch mitteilen, daß die Kapazitätsauslastung unserer Notaufnahmestation zurückgegangen ist. Wie Sie wissen, ist die Behandlung von Patienten in der Notaufnahme nicht Bestandteil unserer Vereinbarung mit der CMV. Aber es kommt noch schlimmer: Die CMV hat bei vielen Rechnungen für eine Behandlung in der Notaufnahme die Zahlung verweigert und dies damit begründet, daß die Versicherten gegen die Bedingungen der CMV verstoßen hätten, indem sie sich dort behandeln ließen.«

»Ach du meine Güte, daran hat doch das Krankenhaus keine Schuld«, warf Dr. Cantor ein.

»Der CMV sind solche organisatorischen Details vollkommen egal«, erwiderte Beaton. »Wir hingegen waren gezwungen, direkt mit den Patienten abzurechnen. Und die sind verständlicherweise ziemlich verärgert. Die meisten haben sich schlicht geweigert, die Rechnungen zu bezahlen und haben uns an die CMV zurückverwiesen.«

»Die Gesundheitsfürsorge wird allmählich zu einem wahren Alp-

traum«, sagte Sherwood.

»Erzählen Sie das doch Ihrem Abgeordneten in Washington«, gab Beaton zurück.

»Bitte schweifen Sie nicht vom Thema ab!« rief Traynor dazwischen.

Beaton warf einen kurzen Blick auf ihre Unterlagen und fuhr fort: »Das qualitative Niveau unserer Leistungen hielt sich im April im Bereich des Üblichen. Es wurden sogar weniger Zwischenfälle gemeldet als im März, und es wurde kein weiterer Kunstfehlerprozeß gegen die Klinik angestrengt.«

»Es gibt doch immer wieder Wunder«, bemerkte Dr. Cantor.

»Allerdings hat die Gewerkschaft im April erneut für Unruhe gesorgt«, fuhr Beaton fort. »Wie man mir berichtet hat, sind Leute sowohl auf der Diätstation als auch in der Reinigungsgruppe von Gewerkschaftlern angesprochen worden. Es erübrigt sich wohl, darauf hinzuweisen, daß unsere finanziellen Probleme noch erheblich zunehmen, wenn sich das Personal jetzt auch noch gewerkschaftlich organisieren würde.«

»Als ob wir nicht schon genug Sorgen hätten«, murmelte Sherwood.

»Es gibt noch zwei weitere Bereiche, in denen unsere Kapazitätsauslastung nicht gerade optimal ist«, fuhr Helen Beaton fort. »Und zwar handelt es sich dabei um die Intensivstation für Neugeborene und den neuen Linearbeschleuniger. Ich habe im April mit der CMV dieses Problem diskutiert; schließlich sind unsere Fixkosten wegen des Geräteunterhalts in diesen beiden Abteilungen beträchtlich. Ich habe den Leiter der CMV deshalb noch einmal daran erinnert, daß er diese Abteilungen mitsamt ihren kostspieligen Apparaturen ausdrücklich gefordert hat. Die CMV hat mir nun versprochen, zukünftig auch Patienten aus anderen Regionen, in denen diese Behandlungsmöglichkeiten nicht vorhanden sind, nach Bartlet zu schicken, und uns deren Versorgung entsprechend zu vergüten.«

»Das erinnert mich an etwas«, warf Traynor ein. Als Vorsitzender glaubte er, die Sitzung jederzeit unterbrechen zu dürfen. »Haben wir eigentlich irgendwelche Rückfragen wegen der alten Kobalt-60-

Anlage erhalten, die wir neulich ausrangiert und durch den Linearbeschleuniger ersetzt haben? Hat sich vielleicht zwischenzeitlich die staatliche Genehmigungsbehörde oder die Aufsichtsstelle für Nuklearanlagen bei uns gemeldet?»

»Wir haben bisher nichts gehört«, antwortete Beaton. »Wir haben die zuständigen Stellen darüber informiert, daß wir alles in die Wege geleitet haben, um die Anlage an ein staatliches Krankenhaus in Paraguay zu verkaufen und daß wir nur noch auf den Geldeingang warten, bevor wir sie auf den Weg schicken.«

»Ich will auf keinen Fall, daß wir wegen dieses Geräts in irgendeinen bürokratischen Schlamassel geraten«, warnte Traynor die Anwesenden.

Helen nickte und nahm die letzte Seite ihrer Aufzeichnungen zur Hand. »Zum Schluß habe ich leider noch eine schlechte Nachricht: Gestern abend, kurz vor Mitternacht, hat der Unbekannte wieder zugeschlagen und versucht, auf dem Parkplatz eine unserer Mitarbeiterinnen zu vergewaltigen.«

»Wie bitte?« schrie Traynor. »Warum bin ich nicht früher darüber informiert worden?«

»Ich habe selber erst heute morgen davon erfahren«, erwiderte Beaton. »Ich habe sofort versucht, dich anzurufen, aber du warst nicht in deinem Büro. Allerdings habe ich dir die Nachricht hinterlassen, mich zurückzurufen, doch das hast du nicht getan.«

»Weil ich den ganzen Tag über in Montpelier war«, antwortete Traynor und schüttelte angewidert den Kopf. »Diese verdamnten Überfälle müssen unbedingt aufhören! Wenn ich an die Presse denke, kriege ich Alpträume! Und ich will mir gar nicht erst vorstellen, was die CMV von dieser Geschichte hält!«

»Deshalb brauchen wir dringend das neue Parkhaus«, erwiderte Helen Beaton.

»Das Parkhaus muß warten, bis wir eine neue Anleihe auflegen können«, sagte Traynor ungeduldig. »Ich will so schnell wie möglich eine ordentliche Beleuchtung auf dem Parkplatz sehen, ist das klar?«

»Ich hab' schon mit Werner van Slyke gesprochen«, antwortete Beaton schnell. »Er hat mir bestätigt, daß er bereits einen Elektriker

beauftragt hat. Auf jeden Fall behalte ich die Sache im Auge und Sorge dafür, daß die Lampen so bald wie möglich aufgestellt werden.« Traynor plumpste zurück auf seinen Stuhl, zog einen Schmollmund und grummelte: »Das hält man ja im Kopf nicht aus, um was man sich hier alles kümmern muß, wenn man dieser verdammten Klinik vorsteht. Warum hab' ich mir das bloß aufgeholt?« Dann warf er einen Blick auf die Tagesordnung und bat Richard Arnsworth, den Leiter der Finanzabteilung, nun seinen Bericht vorzutragen.

Arnsworth erhob sich. Er war der typische Buchhalter: Er trug eine Brille und legte sehr viel Wert auf Genauigkeit; als er mit seinem dünnen Stimmchen zu sprechen begann, mußten sich alle anstrengen, um ihn zu verstehen. Zunächst bat er die Anwesenden, den Bilanzbogen aus der Informationsmappe zu nehmen, die alle Sitzungsteilnehmer am Vormittag erhalten hatten. »Eines können Sie schon auf den ersten Blick ganz deutlich erkennen«, sagte Arnsworth. »Die monatlichen Kosten sind immer noch deutlich höher als die Summe aller monatlichen Pro-Kopf-Beiträge, die uns die CMV überweist. Tatsächlich ist es sogar so, daß sich die Schere zwischen Kosten und Einnahmen noch weiter geöffnet hat, denn, wie berichtet, sind ja mehr Patienten eingewiesen worden und die Dauer ihres Aufenthalts hat sich verlängert. Außerdem machen wir mit all den älteren Patienten Verluste, die nicht bei der CMV, sondern bei *Medicare*, also bei einer staatlichen Einrichtung, versichert sind; und schließlich müssen wir bei all den Bedürftigen Geld zuschießen, die ganz ohne Versicherung dastehen. Die Anzahl der zahlenden Patienten oder derjenigen, die eine vernünftige Versicherung haben, ist so niedrig, daß es nicht viel bringt, mit den Kostenstellen zu jonglieren, um unsere Verluste zu kaschieren.

Als Folge dieser stetigen Verlustgeschäfte hat sich die Liquiditätsslage unseres Krankenhauses dramatisch verschlechtert. Deshalb empfehle ich, unser Geld zukünftig nicht mehr für einhundertachtzig Tage, sondern nur noch für dreißig Tage anzulegen.«

»Darum habe ich mich bereits gekümmert«, verkündete Sherwood.

Während Arnsworth wieder Platz nahm, beantragte Traynor, den

Bericht des Leiters der Finanzabteilung zu genehmigen. Der Antrag wurde sofort einstimmig angenommen. Dann erteilte Traynor dem Leiter der medizinischen Abteilung das Wort.

Dr. Cantor erhob sich langsam von seinem Stuhl und stützte sich mit beiden Händen auf den Tisch. Er war ein großer, stämmiger Mann mit einer käsigen Hautfarbe. Im Gegensatz zu den anderen Rednern hatte er keinerlei Notizen vor sich liegen.

»In diesem Monat gibt's eigentlich nur ein paar Kleinigkeiten mitzuteilen«, sagte er beiläufig. Traynor sah zu Helen Beaton hinüber und schüttelte verächtlich den Kopf. Er haßte Cantors schnoddrige Art.

»Die Anästhesisten sind alle empört«, begann Dr. Cantor, »aber das ist nicht besonders überraschend. Schließlich haben sie gerade offiziell erfahren, daß das Krankenhaus ihre Abteilung übernehmen wird und sie dann nur noch ein ganz normales Gehalt bekommen sollen. Ich kann mir ganz gut vorstellen, wie die sich jetzt fühlen. Unter Hodges' Amtszeit hab' ich ja mal in der gleichen Situation gesteckt.«

»Glauben Sie, daß die Anästhesisten klagen werden?« fragte Beaton.

»Natürlich werden sie klagen«, antwortete Dr. Cantor. »Sollen sie doch«, schaltete Traynor sich ein. »Wir haben schließlich einen schönen Präzedenzfall geschaffen, als wir die radiologische und die pathologische Abteilung übernommen haben. Ich kann es einfach nicht fassen, daß sie uns weiterhin ihre gepfefferten Privatrechnungen ausstellen wollen, während wir von der CMV nur diese niedrigen Pro-Kopf-Beiträge bekommen. So was kann ja wohl nicht angehen!«

»Wir haben einen neuen Mann, der für die optimale Auslastung unserer Kapazitäten zuständig ist«, fuhr Dr. Cantor fort und schnitt damit ein neues Thema an. »Sein Name ist Dr. Peter Chou.«

»Und was meinen Sie? Werden wir mit Dr. Chou Probleme bekommen?« fragte Traynor.

»Kann ich mir nicht vorstellen«, sagte Dr. Cantor. »Er war nicht besonders scharf auf die Position.«

»Ich werd' mich demnächst mal mit ihm treffen«, fügte Beaton hinzu. Traynor nickte.

»Was das medizinische Personal angeht, gibt es ansonsten nur noch eine Kleinigkeit anzumerken«, sagte Dr. Cantor. »Man hat mir berichtet, daß unser Arzt Nr. 91 während des ganzen Monats nicht ein einziges Mal betrunken zum Dienst erschienen ist.«

»Verlängern Sie trotzdem seine Bewährungsfrist«, erwiderte Traynor. »Wir wollen lieber kein Risiko eingehen. Es wäre ja nicht das erste Mal, daß er rückfällig wird.« Dr. Cantor setzte sich wieder.

Traynor fragte die Anwesenden, ob es noch weitere Punkte zu besprechen gebe. Als sich niemand meldete, beantragte er eine Vertagung der Versammlung. Dr. Cantor murmelte schnell »Vertagung beschlossen«. Nachdem auch alle anderen im Chor ihre Zustimmung bekundet hatten, schloß Traynor die Sitzung mit einem schwungvollen Hammerschlag.

Traynor und Beaton packten gemächlich ihre Unterlagen zusammen. Die anderen Sitzungsteilnehmer verließen einer nach dem anderen den Raum und machten sich auf den Weg zum Iron Horse Inn. Als Harold hörte, daß die Tür hinter dem letzten Vorstandsmitglied zugeschnappt war, suchte er Helens Blick. Er ließ seine Aktentasche stehen, ging um den Tisch herum und schloß sie stürmisch in die Arme. Hand in Hand verließen die beiden eilig die Bibliothek und huschten über den Flur in Helens Büro, wo sie sich auf einer breiten Couch ganz ihrer Leidenschaft überließen. Das ging jetzt schon seit fast einem Jahr so. Nach jeder Vorstandssitzung genossen sie das vertraute Szenarium; sie brauchten nicht viel Zeit für ihren Liebesakt, denn sie machten sich nicht die Mühe, sich auszuziehen. »Ich fand die Sitzung heute ganz gut«, sagte Harold, als sie fertig waren und ihre Kleidung wieder zurechtgerückt hatten.

»Ich auch«, stimmte Helen ihm zu. Sie schaltete das Licht an und betrachtete sich in einem Wandspiegel. »Am besten hat mir gefallen, wie du die Sache mit der Beleuchtung für den Parkplatz geregelt hast. Dadurch haben wir uns eine überflüssige Debatte erspart.«

»Danke«, sagte Harold selbstzufrieden. »Unsere finanzielle Situation bereitet mir allerdings langsam Kopfschmerzen«, gestand Helen, während sie ihr Make-up erneuerte. »In diesem Krankenhaus scheint wirklich gar nichts mehr zu funktionieren.«

»Sieht ganz so aus«, pflichtete Harold ihr bei und seufzte. »Ich mache mir auch Sorgen. Einigen Leuten von der CMV würde ich am liebsten den Hals umdrehen. Es ist wirklich unglaublich, daß uns dieser ganze Unsinn mit dem geplanten Wettbewerb in den Bankrott treiben kann. Ein ganzes Jahr lang haben wir mit der CMV verhandelt, und wir stehen von Anfang an immer nur auf der Verliererseite. Wenn wir der Regelung mit den Pro-Kopf-Beiträgen nicht zugestimmt hätten, hätten wir den Vertrag nicht bekommen und wären - genau wie das Valley Hospital - gezwungen gewesen, das Krankenhaus dichtzumachen. Jetzt haben wir den Pro-Kopf-Beiträgen zugestimmt und laufen wiederum Gefahr, schließen zu müssen.«

»Zur Zeit haben allerdings alle Krankenhäuser Probleme«, sagte Helen. »Das sollten wir nicht vergessen, auch wenn es nur ein geringer Trost ist.«

»Glaubst du, daß wir vielleicht noch einmal neu mit der CMV über den Vertrag verhandeln könnten?« fragte Harold. Helen lachte verächtlich. »Das ist absolut ausgeschlossen.«

»Ich weiß nicht, wie es weitergehen soll«, erwiderte Harold. »Wir machen immerzu Verluste, obwohl wir doch die ›Bemühungen um eine optimale Kapazitätsauslastung‹ durchführen, die Dr. Cantor vorgeschlagen hat.« Helen lachte jetzt aus vollem Halse. »Dieses lächerliche Programm müssen wir wohl umbenennen. Wie wär's mit ›Drastische Maßnahmen zur optimalen Kapazitätsauslastung‹ ›Maßnahmen‹ klingt doch viel besser als ›Bemühungen‹, oder?«

»Die ›Bemühungen‹ gefallen mir irgendwie auch ganz gut«, erwiderte Harold. »Mich erinnern sie jedenfalls immer daran, mit wie wenig Mühe sie uns bei diesen Beitragsverhandlungen über den Tisch gezogen haben.«

»Caldwell und mir ist da etwas eingefallen, das uns vielleicht ein ganzes Stück weiterhelfen könnte«, sagte Helen. Sie zog sich einen Stuhl heran und ließ sich direkt vor Harold nieder.

»Sollten wir nicht langsam zum Iron Horse Inn aufbrechen?« fragte er. »Sonst schöpfen die anderen noch Verdacht. Du weißt ja, wie das in einer Kleinstadt ist.«

»Es dauert wirklich nur einen Augenblick«, versprach Helen. »Ich

habe mir zusammen mit Caldwell den Kopf darüber zerbrochen, wie-so die Berater, die wir engagiert haben, Pro-Kopf-Beiträge errechnet haben, die nun plötzlich viel zu niedrig zu liegen scheinen. Dabei haben wir festgestellt, daß wir den Experten für ihre Arbeit Krankenhausstatistiken der CMV zur Verfügung gestellt haben. Aber niemand von uns hat dabei berücksichtigt, daß diese Statistiken natürlich auf den Erfahrungen der CMV basierten, also auf Erfahrungen, die die CMV in ihrem eigenen Krankenhaus in Rutland gemacht hat.«

»Glaubst du etwa, die CMV hat uns gefälschte Zahlen zugespielt?« fragte Harold.

»Nein«, erwiderte Helen. »Aber die CMV verfährt mit ihren Krankenhausärzten genauso wie alle anderen Versicherungen, die eigene Krankenhäuser betreiben: Sie bieten den Ärzten finanzielle Anreize, damit diese die Anzahl der stationären Einweisungen möglichst niedrig halten - eine Praxis, die überhaupt noch nicht an die Öffentlichkeit gedrungen ist.«

»Meinst du, sie belohnen die Ärzte dafür mit barem Geld?« fragte Harold ungläubig.

»Ganz genau, das meine ich«, antwortete Helen. »Sie bestechen die Ärzte mit einem Bonussystem. Je weniger Patienten ein Arzt zur stationären Behandlung einweist, desto mehr Bonuspunkte bekommt er. Eine sehr effektive Methode. Caldwell und ich sind zu dem Schluß gekommen, daß wir im Städtischen Krankenhaus von Bartlet ein ähnliches System ins Leben rufen sollten. Das einzige Problem sehe ich darin, das notwendige Startkapital aufzutreiben, von dem die Prämien bezahlt werden können. Wenn das neue System erst mal eingeführt ist, verursacht es keine weiteren Kosten. Im Gegenteil: Die Anzahl der stationären Behandlungen wird sinken, und wir sparen Geld.«

»Hört sich ja großartig an«, sagte Harold begeistert. »Das sollten wir auf jeden Fall ausprobieren! Vielleicht würden wir mit Hilfe dieses Prämiensystems - das man ja durchaus mit den ›drastischen Maßnahmen zur optimalen Kapazitätsauslastung‹ kombinieren kann - endlich wieder schwarze Zahlen schreiben.«

»Ich werde mal mit Charles Kelley darüber reden«, sagte Helen, während sie sich ihren Mantel anzog. »Und da wir schon von Kapazitätsauslastung reden«, fügte sie noch hinzu, als sie durch den langen Flur zum Ausgang gingen, »ich hoffe inständig, daß man uns demnächst nicht auch noch vorschreibt, Herzoperationen durchzuführen. Wir müssen unbedingt dafür sorgen, daß die CMV ihre Herzpatienten für Bypass-Operationen auch weiterhin nach Boston schickt.«

»Da gebe ich dir vollkommen recht.« Harold hielt Helen die Tür auf; sie verließen das Krankenhaus und gingen zur unteren Parkebene. »Aus genau diesem Grunde bin ich heute in Montpelier gewesen. Ich habe nämlich schon damit begonnen, hinter den Kulissen die Lobby gegen eine Herzchirurgie in unserem Krankenhaus zu organisieren.«

»Sollten wir demnächst die Aufforderung bekommen, auch noch eine Abteilung für Herzoperationen aufzubauen, dann wäre das die Aufforderung zum finanziellen Selbstmord«, beteuerte Helen warnend. Sie hatten ihre Autos nebeneinander geparkt. Bevor Harold einstieg, ließ er den Blick noch einmal über den dunklen Parkplatz schweifen; sein Augenmerk galt insbesondere der Baumreihe, die die Abgrenzung zwischen der unteren und der oberen Parkebene bildete. »Hier draußen ist es ja noch dunkler, als ich dachte«, rief er zu Helen hinüber. »Damit beschwören wir die Gefahr ja regelrecht herauf. Wir brauchen unbedingt diese Laternen.«

»Ich werd' mich darum kümmern«, versprach sie. »Es ist wirklich schlimm!« sagte Harold. »Wir haben doch wirklich genug Sorgen - und jetzt kommen auch noch diese verdammten Vergewaltigungen dazu! Weißt du irgendwelche Einzelheiten von dem Überfall der vergangenen Nacht?«

»Es muß gegen Mitternacht passiert sein«, antwortete Helen. »Diesmal war das Opfer keine Krankenschwester, sondern eine von unseren freiwilligen Helferinnen. Sie heißt Marjorie Kleber.«

»Die Lehrerin?« fragte Harold.

»Ja«, antwortete Helen. »Seitdem sie selbst mal schwerkrank war, hilft sie am Wochenende oft im Krankenhaus aus.«

»Und was weiß man über den Täter?« fragte Harold. »Die gleiche Beschreibung wie immer: etwas größer als einsachtzig, und er trug eine Sturmhaube. Mrs. Kleber hat außerdem gesagt, daß er Handschellen bei sich hatte.«

»Das ist ja eine hübsche neue Note«, sagte Harold. »Was ist der Frau passiert?«

»Sie hat ziemlich viel Glück gehabt«, erwiderte Helen. »Der Nachtwächter hat gerade seine Runde gedreht und ist ihr im richtigen Augenblick zu Hilfe gekommen.«

»Vielleicht sollten wir mehr Wachpersonal einstellen«, schlug Harold vor.

»Dafür haben wir leider kein Geld«, erinnerte ihn Helen. »Ich könnte ja auch mal mit Wayne Robertson reden und ihn fragen, ob die Polizei vielleicht etwas für uns tun kann.«

»Das hab' ich schon getan«, erwiderte Helen. »Aber Robertson behauptet, daß er nicht genügend Leute hat, um jede Nacht einen Polizisten zum Krankenhaus zu schicken.«

»Manchmal frage ich mich, ob der alte Hodges wirklich wußte, wer der Täter ist?«

»Glaubst du, daß sein plötzliches Verschwinden irgend etwas mit seinem Verdacht zu tun haben könnte?« fragte Helen.

Harold zuckte mit den Schultern. »Daran hab' ich noch gar nicht gedacht. Könnte aber durchaus möglich sein. Schließlich hat er mit seiner Meinung nie hinterm Berg gehalten.«

»Der Gedanke ist mir unheimlich«, sagte Helen. »In der Tat«, erwiderte Harold. »Auf alle Fälle will ich in Zukunft immer unverzüglich über jeden Überfall informiert werden. Die Vergewaltigungen können für das Krankenhaus katastrophale Folgen haben. Vor allem mag ich keine Überraschungen, von denen ich erst während der Vorstandssitzung erfahre. Ich hab' nämlich keine Lust, dumm dazustehen.«

»Entschuldigung«, sagte Helen. »Aber ich habe dich wirklich angerufen. Ich werde dafür sorgen, daß du in Zukunft rechtzeitig informiert wirst.«

Kapitel 3

Donnerstag, 20. Mai

»Ich muß jetzt unbedingt gehen; ich muß Nikki in der Schule abholen«, sagte Angela zu ihrem Kollegen Mark Danforth.

»Und wann willst du all diese mikroskopischen Gewebepreparate bearbeiten?« fragte Mark. »Ich weiß es nicht«, raunzte Angela ihn an. »Ich weiß nur, daß ich jetzt meine Tochter abholen muß.«

»Ist ja schon gut«, erwiderte Mark. »Schnauz mich doch nicht gleich so an. Ich hab' ja nur gefragt, weil ich dachte, daß ich dir vielleicht helfen könnte.«

»Tut mir leid«, sagte Angela. »Ich bin zur Zeit etwas gestreßt. Bist du so nett und siehst dir diese Gewebeproben noch an? Ich werd' dir ewig dankbar dafür sein.« Während sie sprach, nahm sie fünf Objektträger von ihrem Tisch. »Kein Problem«, antwortete Mark und legte sie zu den Proben, die er selber zu untersuchen hatte. Angela zog eine Schutzhülle über ihr Mikroskop, packte ihre Sachen zusammen und stürmte aus dem Krankenhaus. Doch kaum hatte sie den Parkplatz verlassen, da blieb sie auch schon im Feierabendverkehr stecken; sie war eben in Boston.

Als Angela die Schule endlich erreichte, hockte Nikki mutterseelenallein auf den Stufen vor der Eingangstür. Die Umgebung hier war nicht gerade schön. Die Mauern der Schule waren mit Graffiti-Schmierereien übersät, und so weit der Blick reichte, sah man nichts als Beton. Ein paar Schüler aus der sechsten und siebten Klasse versuchten gerade, Bälle in einen Korb zu werfen, der an einem hohen Drahtzaun hing; von Nikkis Schulkameraden war keiner mehr zu sehen. Direkt neben dem Schulgebäude lungerten ein paar Teenager herum, die in ihrer sackartigen Kleidung ziemlich merkwürdig aussahen. Auf der Straßenseite gegenüber stand die schäbige Pappkarton-Hütte eines Obdachlosen.

»Es tut mir leid, daß ich zu spät bin«, sagte Angela, während Nikki

ins Auto stieg und sich anschnallte. »Ist nicht so schlimm«, antwortete Nikki. »Aber ich hatte schon ein bißchen Angst. Heute war nämlich ganz schön was los in der Schule. Die Polizei ist sogar dagewesen.«

»Was ist denn passiert?«

»Einer aus der sechsten Klasse hat ein Gewehr mit auf den Schulhof gebracht«, berichtete Nikki ganz ruhig. »Er hat damit herumgeballert und ist dann verhaftet worden.«

»Ist jemand verletzt worden?«

»Nein«, erwiderte Nikki und schüttelte den Kopf. »Und warum hatte der Junge ein Gewehr?« fragte Angela. »Er hat Drogen verkauft.«

»Aha«, sagte Angela und bemühte sich, genauso ruhig und gelassen zu klingen wie ihre Tochter. »Wie hast du denn davon erfahren? Weißt du das von den anderen Kindern?«

»Nein, ich hab' es selbst beobachtet«, sagte Nikki und verkniff sich ein Gähnen.

Angela krallte sich instinktiv am Lenkrad fest. Es war Davids Idee gewesen, Nikki auf eine staatliche Schule zu schicken. Sie hatten lange gesucht, bevor sie diese Schule schließlich ausgewählt hatten. Bislang war Angela auch recht zufrieden gewesen. Doch dieser Zwischenfall entsetzte sie, und es lag vor allem daran, daß Nikki so sachlich und beiläufig darüber redete. Kaum zu glauben, daß Nikki diesen Vorfall offensichtlich als ein ganz normales Ereignis betrachtete! »Heute hatten wir wieder bei einer Vertretung Unterricht, und sie hat mich nach dem Mittagessen nicht meine Atemgymnastik machen lassen.«

»Das tut mir leid, mein Schatz. Hast du das Gefühl, daß sich in deiner Lunge viel Schleim angesammelt hat?«

»Etwas bestimmt«, antwortete Nikki. »Denn als ich draußen war, hat es beim Atmen ein bißchen gepfiffen, aber dann ist es wieder vergangen.«

»Wir holen deine Gymnastik zu Hause nach«, sagte Angela. »Und dann rufe ich nochmal in der Schule an. Ich begreife nicht, warum es damit immer wieder Probleme gibt.«

Dabei wußte Angela genau, wo das Problem lag: Es waren einfach

zu viele Kinder, die von zu wenig Personal betreut wurden; ständig kamen neue Lehrer hinzu, und die alten gingen weg. Alle paar Monate mußte Angela in der Schule anrufen und die neuen Lehrer darauf hinweisen, daß die Atemtherapie für Nikki lebensnotwendig war. Während Nikki im Auto wartete, parkte Angela den Wagen in zweiter Reihe und huschte schnell in ein Lebensmittelgeschäft, um noch ein paar Sachen für das Abendessen einzukaufen. Als sie zurückkam, klebte ein Strafzettel an der Windschutzscheibe.

»Ich hab' der Politesse gesagt, daß du sofort zurückkommst«, sagte Nikki, »aber sie hat einfach nur ›ihr Pech‹ geraunzt und den Strafzettel ausgefüllt.« Angela fluchte leise vor sich hin.

In der nächsten halben Stunde kreuzten sie durchs Viertel auf der Suche nach einem Parkplatz. Angela wollte schon aufgeben, doch dann fanden sie endlich einen. Nachdem sie die Lebensmittel im Kühlschrank verstaut hatte, half Angela ihrer Tochter bei der Atemgymnastik. Normalerweise mußten sie die Klopfmassage und die Atemtherapie nur morgens durchführen. An manchen Tagen allerdings, zum Beispiel bei starker Luftverschmutzung, mußten sie die Übungen häufiger machen.

Sie begannen meistens damit, daß Angela ihre Tochter mit einem Stethoskop abhorchte; dann wußte sie, ob Nikki ein Bronchialmedikament benötigte. Danach benutzten sie eine Art Sitzkissen, das sie auf einem Flohmarkt erworben hatten. Nikki mußte sich in neun verschiedenen Positionen auf den mit Bohnen gefüllten Sack setzen oder legen; so ließ sich die Schwerkraft optimal für die Drainage der verschiedenen Lungenabschnitte ausnutzen. Während Nikki in einer bestimmten Stellung ausharrte, klopfte Angela mit der hohlen Hand die jeweiligen Bereiche ab. Die Behandlung jedes einzelnen Lungenabschnitts dauerte zwei oder drei Minuten, der gesamte Vorgang zog sich über zwanzig Minuten hin.

Als sie die Physiotherapie beendet hatten, machte Nikki ihre Hausaufgaben, während Angela in der winzigen Küche, die eigentlich eher einer Kombüse glich, das Abendessen vorbereitete. Eine halbe Stunde später kam David nach Hause. Er war total erschöpft, denn er hatte in der Nacht zuvor eine ganze Reihe von Kranken ver-

sorgen müssen und deshalb keine Auge zugetan. »Was für eine Nacht!« sagte er. Er versuchte, Nikki einen Kuß auf die Wange zu drücken, doch sie wich zurück und konzentrierte sich weiter auf ihr Buch. Für ihre Hausaufgaben benutzte sie den Eßzimmertisch, denn ihr eigenes Zimmer war so klein, daß man keinen Tisch hineinstellen konnte.

Er begrüßte Angela, öffnete umständlich den Kühlschrank - was fast unmöglich war, wenn man sich zu zweit in der winzigen Küche befand - und holte sich ein Bier heraus.

»Heute hat uns die Notaufnahme zwei AIDS-Patienten zugewiesen, die von so ziemlich jeder bekannten Krankheit befallen sind«, sagte er. »Und dann hatten wir auch noch zwei Herzstillstände. Das Bereitschaftszimmer habe ich nicht ein einziges Mal von innen gesehen, und an ein Stündchen Schlaf war schon gar nicht zu denken.«

»Falls du jemanden suchst, bei dem du dich ausheulen kannst, bist du bei mir an der falschen Adresse«, sagte Angela, während sie eine Soße zum Kochen brachte. »Außerdem stehst du mir im Weg.«

»Du hast ja eine großartige Laune heute«, erwiderte David. Er verließ die winzige Küche und nahm auf einem Hocker vor der Küchentheke Platz, welche die kleine Kochnische vom Wohn- und Eßbereich trennte. »Mein Tag war mindestens so anstrengend wie deiner«, sagte Angela. »Ich mußte sogar Arbeit liegenlassen, um Nikki rechtzeitig von der Schule abzuholen. Es ist einfach ungerecht, daß das jeden Tag an mir hängenbleibt.«

»Ist das der Grund, weshalb du so hysterisch bist?« fragte David. »Daß du Nikki abholen mußt? Ich dachte, dieses Thema hätten wir lang und breit besprochen und ein für allemal abgehakt. Schließlich hast du selbst angeboten, Nikki abzuholen, weil du einen viel geregelteren Dienstplan hast als ich.«

»Könnt ihr euch nicht mal leiser streiten?« rief Nikki. »Ich versuche nämlich zu lesen.«

»Ich bin überhaupt nicht hysterisch«, raunzte Angela zurück. »Ich bin einfach nur genervt. Und ich will nicht anderen Kollegen meine Arbeit aufhängen. Zur Krönung des Tages hat mir Nikki dann auch noch ein paar beunruhigende Dinge erzählt.«

»Was denn?« fragte David. »Frag sie doch selbst«, erwiderte Angela. David glitt von seinem Barhocker und setzte sich neben seine Tochter auf einen Eßzimmerstuhl. Bereitwillig erzählte ihm Nikki, was in der Schule passiert war. Währenddessen deckte Angela den Tisch und bemühte sich dabei, die Teller geschickt um Nikkis Bücher herum zu plazieren.

»Bist du immer noch der Meinung, daß es eine gute Idee war, Nikki auf eine staatliche Schule zu schicken, wenn du diese Geschichte über Gewehre und Drogen hörst, mit denen schon Sechstklässler hantieren?« fragte Angela. »Die staatlichen Schulen müssen unterstützt werden«, erwiderte David. »Schließlich bin ich auch auf einer staatlichen Schule gewesen.«

»Die Zeiten haben sich nun mal geändert«, sagte Angela. »Wenn Leute wie wir ihre Kinder nicht mehr dorthin schicken«, erklärte David, »dann hat das öffentliche Schulwesen überhaupt keine Chance mehr.«

»Mir ist die Sicherheit meiner Tochter wichtiger als irgendwelche Ideale«, fauchte Angela. Als das Essen fertig war, stopften sie schweigend ihre Salate und Spaghetti marinara in sich hinein; die Stimmung war gereizt. Nach dem Essen legte Nikki ihr Buch wieder auf den Tisch und beachtete ihre Eltern nicht mehr. Angela seufzte ein paarmal laut und strich sich nervös mit den Fingern durchs Haar. Sie war kurz davor, in Tränen auszubrechen. David kochte innerlich. Nachdem er in den vergangenen sechsunddreißig Stunden hart gearbeitet hatte, war er der Meinung, daß ihm jetzt eigentlich eine bessere Behandlung zustand.

Plötzlich schob Angela mit lautem Quietschen ihren Stuhl zurück; dann nahm sie ihr Gedeck und warf es in die Spüle. Krachend zerbrachen ein Teller und ein Schälchen. David und Nikki fuhren zusammen. »Angela«, sagte David und bemühte sich, seine Stimme unter Kontrolle zu halten. »Reg dich doch nicht so auf! Wir können ja nochmal darüber reden, wer Nikki abholt. Vielleicht gibt es doch eine andere Lösung.« Angela drehte sich langsam um und fixierte David. »Weißt du«, begann sie, »unser eigentliches Problem besteht darin, daß wir uns die ganze Zeit um die Entscheidung herumdrü-

cken, was wir am ersten Juli tun werden.«

»Ich glaube kaum, daß dies jetzt ein günstiger Zeitpunkt ist, darüber zu diskutieren, wie wir den Rest unseres Lebens verbringen wollen«, erwiderte David. »Dazu sind wir zu erschöpft.«

»Das ist doch Quatsch!« fauchte Angela aufgebracht und setzte sich wieder an den Tisch. »Für dich ist der Zeitpunkt *nie* richtig. Das Problem ist aber, daß uns die Zeit davonläuft. Indem wir keine Entscheidung treffen, entscheiden wir uns in Wahrheit ja doch in gewisser Weise. Bis zum ersten Juli sind es nur noch eineinhalb Monate!«

»Ist ja schon gut«, erwiderte David resigniert. »Ich hole meinen Terminkalender.« Angela hielt ihn zurück, als er aufstehen wollte.

»Deine Termine müssen wir dafür gar nicht wissen«, stellte sie fest. »Wir können zwischen drei Alternativen wählen. Wir wollten noch die Antwort aus New York abwarten, und die haben wir vor drei Tagen bekommen. Kurz zusammengefaßt haben wir jetzt also die folgenden Alternativen: Entweder wir gehen nach New York, ich mit einem Stipendium für eine Weiterbildung in der Gerichtsmedizin und du in der Pneumologie; oder wir bleiben in Boston, wo ich in der gerichtsmedizinischen Abteilung bleibe und du die Havard School of Public Health besuchst; oder aber wir ziehen nach Bartlet und wagen den Start ins richtige Berufsleben.«

David versuchte nachzudenken, wobei er seine Zunge im Mund hin und her wandern ließ. Er war vor lauter Müdigkeit ganz benommen. Außerdem wollte er unbedingt seinen Terminkalender haben, doch Angela hielt ihn immer noch fest.

»Es ist mir etwas unheimlich, die akademische Laufbahn zu verlassen«, sagte David schließlich. »Das geht mir genauso«, gab Angela zu. »Wir haben jetzt schon so lange, studiert und geforscht, daß man sich ein anderes Leben kaum mehr vorstellen kann.«

»In den vergangenen vier Jahren haben wir allerdings verdammt wenig Freizeit gehabt«, bemerkte David. »Und irgendwann sollten wir vielleicht auch mal einen höheren Lebensstandard ansteuern«, fügte Angela hinzu. »Wenn wir in Boston bleiben, müssen wir wahrscheinlich weiter in diesem winzigen Apartment leben. Für eine andere Wohnung ist unser Schuldenberg einfach zu groß.«

»Aber wenn wir nach New York gingen, würden wir wohl genauso wohnen wie hier«, sagte David. »Es sei denn, wir würden eine Unterstützung von meinen Eltern akzeptieren«, erwiderte Angela. »Aber wir haben schon lange kein Geld mehr von deinen Eltern genommen«, erinnerte David seine Frau. »Ihre Hilfe war einfach an zu viele Bedingungen geknüpft.«

»Du hast recht«, erwiderte Angela. »Aber wir sollten vor allem auch an Nikkis Gesundheit denken.«

»Ich will einen Hund haben«, sagte Nikki. »Mit Nikki ist doch soweit alles in Ordnung«, stellte David fest.

»Ja, im Moment schon. Aber sowohl hier als auch in New York ist die Luft ziemlich verschmutzt. Und irgendwann wird sich das bemerkbar machen. Außerdem habe ich die hohe Kriminalrate hier in Boston ziemlich satt.«

»Willst du damit sagen, daß wir nach Bartlet ziehen sollen?« fragte David.

»Nein«, erwiderte Angela, »ich ziehe nur alle Gesichtspunkte in Betracht. Aber ich muß gestehen, daß mir Bartlet immer reizvoller erscheint, wenn ich höre, daß sich hier schon Sechstklässler mit Gewehren und Drogen befassen.«

»Und wenn Bartlet nun doch nicht so himmlisch schön ist, wie wir es in Erinnerung haben? Wir haben bislang so wenig von der Welt gesehen, daß unser Blick vielleicht etwas idealisierend ist.«

»Das kann man ja ganz schnell herausfinden«, sagte Angela.

»Fahren wir doch noch mal nach Bartlet!« rief Nikki.

»Okay«, antwortete David. »Machen wir das. Heute ist Donnerstag. Wie wäre es mit Samstag?«

»Von mir aus können wir übermorgen fahren«, sagte Angela.

»Yippee!« jubelte Nikki.

Kapitel 4

Freitag, 21. Mai

Traynor unterschrieb die Briefe, die er seiner Sekretärin am Vormittag diktiert hatte und schob sie, sorgfältig gestapelt, an den Schreibtischrand. Dann stand er auf und zog sich seinen Mantel an. Er war im Iron Horse Inn zum Mittagessen verabredet und hatte es eilig. Colette, seine Sekretärin, erwischte ihn gerade noch auf dem Flur. Tom Baringer war am Telefon und wollte ihn sprechen. Traynor grummelte leise ein paar Worte vor sich hin, kehrte aber zu seinem Schreibtisch zurück. Tom war ein sehr wichtiger Klient, und deshalb konnte Traynor das Gespräch nicht abwimmeln.

»Du wirst nicht erraten, wo ich gerade bin«, sagte Tom. »Ich liege in der Notaufnahme und warte auf Dr. Portland. Er soll meine Knochen wieder richten.«

»Du meine Güte, was ist denn passiert?« fragte Traynor. »Etwas ziemlich Dummes«, gestand Tom. »Ich wollte das Laub aus der Dachrinne fegen, und dabei ist die Leiter umgefallen, auf der ich gerade gestanden habe. Und jetzt ist meine Hüfte gebrochen. Das behauptet jedenfalls der Arzt von der Notaufnahme.«

»Oh, das tut mir aber leid«, sagte Traynor. »Na ja, es hätte schlimmer kommen können«, erwiderte Tom. »Aber es sieht wohl ganz so aus, als ob ich unser Treffen für heute nachmittag absagen muß.«

»Ja, natürlich«, sagte Traynor. »Hattest du irgend etwas Wichtiges mit mir zu besprechen?«

»Das kann warten«, antwortete Tom. »Aber wo ich dich gerade am Telefon habe, wollte ich dich noch um etwas anderes bitten. Könntest du nicht mal die Chefs im Krankenhaus anrufen? Ich dachte, daß ich dann vielleicht in den Genuß einer speziellen VIP-Behandlung kommen könnte.«

»Okay, die sollst du bekommen«, versprach ihm Traynor. »Ich werde mich persönlich darum kümmern. In ein paar Minuten bin ich

nämlich mit der Krankenhausleiterin verabredet.«

»Das paßt ja hervorragend«, sagte Tom. »Leg ein gutes Wort für mich ein.«

Nachdem er aufgelegt hatte, wies Traynor seine Sekretärin an, den Termin zu streichen und nicht neu zu vergeben. Die kurze Verschnaupause wollte er nutzen, um weitere Briefe zu diktieren.

Traynor kam als erster zu seiner Mittags-Verabredung. Er bestellte sich einen trockenen Martini und ließ seine Augen durch die alte Gaststätte mit ihren balkengestützten Decken wandern. In der letzten Zeit hatte der Wirt ihm meistens den besten Tisch des Hauses zugewiesen, der in einem gemütlichen Erker stand; von dort aus hatte man einen phantastischen Blick auf den Roaring River, der hinter dem Iron Horse Inn vorbeiströmte. Traynors Gemütspegel stieg, als er sah, daß sein alter Rivale Jeb Wiggins, der Nachkömmling einer der wenigen reichen und alteingesessenen Familien von Bartlet, an einem wesentlich schlechter plazierten Tisch bedient wurde. Jeb hatte Traynor immer sehr herablassend behandelt. Traynors Vater hatte früher in der Kleiderbügelfabrik gearbeitet, und das Werk hatte zu dem Imperium der Familie Wiggins gehört. Heute genoß Traynor den Rollentausch in vollen Zügen: Inzwischen war er selbst Manager des größten Unternehmens in der Stadt.

Helen Beaton und Barton Sherwood kamen gleichzeitig an. »Es tut mir leid, daß wir zu spät sind«, sagte Sherwood, während er höflich einen Stuhl für Helen zurechtrückte.

Beaton und Sherwood bekamen umgehend ihre Getränke, und die drei bestellten ihr Essen. Als der Kellner serviert hatte, übernahm Helen das Wort: »Es gibt ein paar gute Neuigkeiten. Ich habe mich heute morgen mit Charles Kelley von der CMV-Versicherung getroffen. Er hat nichts dagegen, daß wir für die CMV-Ärzte ein Bonus-Punkte-System ins Leben rufen. Das einzige, was ihn interessiert, ist, ob der Versicherung dadurch zusätzliche Kosten entstehen, und das ist ja nicht der Fall. Er hat mir versprochen, unseren Vorschlag den Verantwortlichen zu unterbreiten; ich gehe davon aus, daß wir damit keine weiteren Probleme mehr haben.«

»Wunderbar«, sagte Traynor.

»Am Montag wollen wir uns noch einmal treffen«, ergänzte Beaton. »Und ich fände es gut, wenn Sie beide sich die Zeit nähmen, um bei dem Gespräch dabeizusein.«

»Ich komme auf jeden Fall«, sagte Traynor. »Als erstes müssen wir jetzt also das Startkapital aufbringen«, fuhr Beaton fort. »Aus diesem Grund habe ich mich mit Barton zusammengesetzt, und ich glaube, daß auch dieses Problem bereits gelöst ist.« Beaton klopfte Sherwood anerkennend auf die Schultern. Sherwood lehnte sich nach vorne und sagte leise: »Vielleicht erinnern Sie sich noch an den kleinen Geheimfonds, den wir damals mit den Schmiergeldern eingerichtet haben, die wir für den Bau des Strahlentherapie-Komplexes bekommen haben. Ich habe das Geld auf den Bahamas angelegt. Man könnte diese Anlage nun in kleinen Teilbeträgen - je nach Bedarf - zurücküberweisen lassen. Außerdem könnten wir aus dem Fonds Urlaubsaufenthalte auf den Bahamas finanzieren. Das wäre eigentlich die einfachste Möglichkeit. Sogar die Flugtickets könnten wir auf den Bahamas bezahlen.«

Eine Kellnerin brachte das Essen. Niemand sagte ein Wort, bis sie sich wieder entfernt hatte.

»Wir haben uns überlegt, daß der Hauptgewinn unseres neuen Prämiensystems eine Reise auf die Bahamas sein könnte«, erklärte Beaton. »Wir würden damit denjenigen Arzt belohnen, der jährlich prozentual die wenigsten Patienten eingewiesen hat.«

»Das klingt ja geradezu genial«, sagte Traynor. »Je mehr ich von dieser Idee höre, desto hervorragender erscheint sie mir.«

»Am besten führen wir das System so schnell wie möglich ein«, fuhr Beaton fort. »Denn im Moment sieht es ganz danach aus, als würden die Zahlen für den Mai noch schlechter ausfallen als im April. Die Anzahl der stationären Patienten ist weiter gestiegen, und das bedeutet, daß unsere Verluste weiter wachsen werden.«

»Ich hab' auch noch eine gute Nachricht«, sagte Sherwood. »Der Anleihetilgungsfonds des Krankenhauses ist wieder auf dem gewünschten Stand. Das haben wir der Geldspritze aus dem Vermächtnis von William Shapiro zu verdanken. Ich habe natürlich dafür gesorgt, daß von den Anleiheprüfern keiner jemals dahinterkommen

kann, woher wir das Geld haben.«

»Eine Horrormeldung nach der anderen«, stöhnte Traynor. Er wollte die Lösung dieses Problems auf keinen Fall Sherwood als Verdienst anrechnen, denn dieser hatte es ja schließlich verursacht.

»Soll ich mich jetzt um die Auflage einer neuen Anleihe für das Parkhaus kümmern?« fragte Sherwood. »Nein«, erwiderte Traynor. »Die Sache ist erst mal auf Eis gelegt. Der Stadtrat will später noch einmal über das Parkhaus abstimmen. Und ohne diese Genehmigung können wir nicht mit dem Bau beginnen.« Traynor nahm den Nachbartisch ins Visier; aus seinem Blick sprach blanke Verachtung. »Unser Stadtratsvorsitzender Jeb Wiggins ist der Meinung, daß die ganze Touristensaison vermässelt werden könnte, wenn wir im Sommer mit dem Bau beginnen.«

»Das ist aber bedauerlich«, sagte Sherwood. »Ich habe aber auch eine gute Nachricht«, verkündete Traynor stolz. »Ich habe heute morgen erfahren, daß der Antrag der CMV, in Bartlet eine Abteilung für Herzchirurgie einzurichten, für dieses Jahr abgelehnt worden ist. Finden wir das nicht schade?«

»Was für eine Tragödie«, brachte Beaton lachend hervor. »Gott sei Dank!«

Nachdem die Kellnerin den Kaffee serviert hatte, erzählte Traynor Helen Beaton von Tom Baringers Anruf. »Ich habe schon mitbekommen, daß Mr. Baringer eingewiesen wurde«, sagte Beaton. »Vor ein paar Monaten habe ich eine Computerdatei mit den Namen von bestimmten Personen angelegt; wenn von diesen Leuten einer als Patient eingeliefert wird, werde ich sofort informiert. Ich habe auch bereits mit Caldwell gesprochen, und er wird sich darum kümmern, daß Mr. Baringer in den Genuß unserer VIP-Behandlung kommt. Wieviel Geld haben wir eigentlich in dem Fonds, der für solche Behandlungen vorgesehen ist?«

»Eine Million«, antwortete Traynor. »Keine riesige Summe, aber auch nicht zu verachten.« Nachdem sie ihr Essen beendet hatten, entschieden sie sich für einen gemeinsamen Spaziergang, um noch ein bißchen von der warmen Spätfühlingssonne zu genießen.

»Sind auf den Parkplätzen inzwischen Lampen aufgestellt wor-

den?« fragte Traynor.

»Ja, das ist erledigt«, antwortete Beaton. »Schon vor über einer Woche. Aber wir haben beschlossen, die Lampen nur auf dem unteren Parkplatz aufzustellen. Der obere wird sowieso nur tagsüber benutzt. Dadurch, daß wir nur das untere Parkdeck beleuchten, sparen wir auch wieder ein hübsches Sümmchen.«

»Hört sich sinnvoll an«, erwiderte Traynor.

In der Nähe der Green Mountain National Bank begegneten sie Wayne Robertson. Er hatte seinen breitkrempigen Polizistenhut tief in die Stirn gezogen, um seine Augen vor der Sonne zu schützen. Zusätzlich trug er eine stark reflektierende Sonnenbrille. »Guten Tag«, sagte Traynor freundlich. Robertson erhob zum Gruß die Hand und berührte die Krempe seines Hutes.

»Gibt es Neuigkeiten im Fall Hodges?« fragte Traynor. »Nein«, erwiderte Robertson. »Wir überlegen sogar, ob wir die Ermittlungen einstellen sollen.«

»Da wäre ich aber nicht so voreilig«, warnte Traynor den Polizisten. »Denken Sie daran, daß der alte Kerl schon immer eine Vorliebe dafür hatte, gerade in dem Augenblick aufzutauchen, wenn keiner mit ihm rechnete.«

»Und immer im ungünstigsten Moment«, fügte Beaton hinzu.

»Dr. Cantor meint, daß er in Florida ist«, sagte Robertson. »Und ich glaube fast, da könnte was dran sein. Vielleicht war es ihm einfach zu peinlich, daß nun jeder weiß, auf wessen Kosten er seinen Garten in Schuß gehalten hat. Vielleicht ist das ja wirklich der Grund, weshalb er abgehauen ist.«

»Ich hätte Dr. Hodges eigentlich ein dickeres Fell zugetraut«, erwiderte Traynor. »Aber es steht mir nicht zu, darüber zu urteilen.«

Als Helen Beaton den Hügel zum Krankenhaus hinauffuhr, dachte sie darüber nach, was sie für eine Beziehung zu Harold Traynor hatte. Sie war weiß Gott nicht glücklich, denn eigentlich wollte sie mehr von ihm. Es entsprach ganz und gar nicht ihren Erwartungen, lediglich ein oder zweimal im Monat ein kleines Rendezvous mit Harold zu haben. Helen hatte ihn vor ein paar Jahren kennengelernt, als Harold in Boston an einem Auffrischkurs über Steuerrecht teil-

nahm. Sie hatte damals in einem der Harvard-Krankenhäuser eine Stelle als stellvertretende Geschäftsführerin und arbeitete mitten in der City. Sie hatten sich beide auf den ersten Blick zueinander hingezogen gefühlt. Nach einer heißen gemeinsamen Woche hatten sie sich gelegentlich getroffen, und dann hatte Harold ihr die Stelle als Krankenhausleiterin in Bartlet angeboten. Er hatte ihr den Eindruck vermittelt, daß sie irgendwann einmal zusammenleben würden, doch bis jetzt war in dieser Richtung nichts passiert. Harold hatte ihr auch versprochen, daß er sich bald scheiden lassen würde, doch davon war zwischenzeitlich keine Rede mehr. Helen war davon überzeugt, daß sie ihre Situation dringend ändern mußte, doch sie hatte keine Ahnung, wie sie das anstellen sollte. Als sie im Krankenhaus ankam, dachte sie sofort an Tom Baringer und steuerte auf das Zimmer 204 zu, in dem der neue Patient liegen sollte. Sie wollte sich persönlich davon überzeugen, daß er sich wohl fühlte. Doch Baringer war nicht da. Statt dessen mußte sie überrascht feststellen, daß in dem Zimmer eine andere Patientin lag, eine Frau mit Namen Alice Nottingham. Helen machte ein grimmiges Gesicht, eilte in den ersten Stock hinunter und marschierte schnurstracks in das Büro von Caldwell. »Wo liegt Baringer?« fragte sie knapp. »In Zimmer 204.«

»Wenn sich Mr. Baringer nicht einer Geschlechtsumwandlung unterzogen hat und jetzt Alice heißt, dann ist er wohl kaum in Zimmer 204.«

Caldwell sprang auf. »Dann muß irgend etwas schiefgelaufen sein.« Er schob sich an Helen Beaton vorbei und raste über den Flur zur Anmeldung. Dort machte er Janice Sperling ausfindig und fragte, was mit Tom Baringer geschehen sei. »Ich habe ihn auf Zimmer 209 legen lassen«, sagte Janice.

»Aber ich hatte Sie doch angewiesen, ihn auf Zimmer 204 zu bringen.«

»Ich weiß«, gab Janice zu. »Aber nachdem wir miteinander gesprochen hatten, ist Zimmer 209 frei geworden. Und weil der Raum größer ist als 204 und Sie doch gesagt hatten, daß Mr. Baringer ein VIP-Patient sei, dachte ich, daß ihm Zimmer 209 sicherlich besser gefallen würde.«

»Aber in Zimmer 204 ist die Aussicht viel schöner, und außerdem steht dort das neue orthopädische Bett«, sagte Caldwell. »Der Mann hat eine gebrochene Hüfte. Legen Sie ihn also entweder auf Zimmer 204, oder bringen Sie das Spezialbett auf Zimmer 209!«

»In Ordnung«, sagte Janice. Dabei verdrehte sie ihre Augen und dachte sich, daß man es einigen Leuten eben nie recht machen konnte.

Nach diesem kurzen Zwischenfall schaute Caldwell noch einmal bei Helen Beaton vorbei. Er steckte kurz seinen Kopf durch die Tür und sagte: »Tut mir leid, daß das mit Mr. Baringer nicht gleich geklappt hat. Aber der Fehler wird in der nächsten Stunde behoben, das verspreche ich.« Beaton nickte und wandte sich wieder ihrer Arbeit zu.

Kapitel 5

Samstag, 22. Mai

David hatte den Wecker wie an einem ganz normalen Arbeitstag auf Viertel vor sechs gestellt. Eine halbe Stunde später war er auf dem Weg ins Krankenhaus. Das Thermometer war schon auf über zwanzig Grad geklettert, und am Himmel war kein Wölkchen zu sehen. Kurz vor neun hatte David seine Visite beendet und fuhr nach Hause. »Wie sieht's aus mit euch beiden?« rief er, als er die Wohnungstür aufschloß. »Soll ich etwa den ganzen Tag auf euch warten? Laßt uns aufbrechen!« Als Nikki ihren Vater hörte, kam sie sofort aus ihrem Zimmer gestürmt. »Das kannst du aber so nicht sagen, Daddy. Wir haben doch auf dich gewartet.«

»Ich hab' ja nur Spaß gemacht«, sagte David lachend und knuffte Nikki freundschaftlich in die Seite. Wenige Minuten später saßen sie im Auto und fuhren los. Schon nach kurzer Zeit hatten sie die Betonschluchten der Großstadt hinter sich gelassen. Sie kamen noch durch ein paar grüne Vororte, und dann schlängelte sich die Straße durch endlose Waldabschnitte. Die Landschaft war jetzt noch reizvoller als bei ihrer letzten Reise, da die Bäume inzwischen Blätter trugen; je weiter sie nach Norden kamen, desto schöner wurde die Natur.

Als sie Bartlet erreichten, fuhr David nur noch im Schnecken tempo. Wie neugierige Touristen erfreuten sich die drei an den Sehenswürdigkeiten der Stadt. »Ich finde, es sieht hier noch malerischer aus als in meiner Erinnerung«, sagte Angela. »Und da ist ja wieder der kleine Hund!« rief Nikki und zeigte auf die andere Straßenseite. »Können wir mal kurz anhalten?«

David entdeckte eine freie Lücke und parkte den Wagen. »Du hast recht«, bemerkte er. »Es ist tatsächlich dieselbe Frau.«

»Ich erkenne den Hund wieder«, sagte Nikki. Sie öffnete die Tür und stieg aus.

»Warte einen Moment!« rief Angela. Dann sprang sie ebenfalls aus

dem Auto und nahm Nikki an die Hand, um gemeinsam mit ihr die Straße zu überqueren. David folgte ihnen.

»Hallo, da bist du ja wieder«, sagte die Frau, als Nikki auf sie zuing. Der Hund zerrte sofort an seiner Leine. Als Nikki sich zu ihm hinunterbeugte, leckte er ihr Gesicht. Nikki war so überrascht, daß sie laut lachen mußte. »Ich weiß ja nicht, ob es dich interessiert, aber der Retriever von Mr. Staley hat vor ein paar Wochen Junge bekommen«, sagte die Frau. »Du kannst sie dir bestimmt ansehen. Sie sind da drüben, in dem Haushaltswarengeschäft auf der anderen Straßenseite.«

»O bitte, können wir uns die Hunde ansehen?« bettelte Nikki.

»Warum nicht«, erwiderte David und bedankte sich bei der Frau.

Also gingen die Wilsons wieder auf die andere Straßenseite zurück und betraten den Haushaltswarenladen. In der Nähe des Eingangs lag Molly, die Hündin von Mr. Staley, in einem umfunktionierten Laufstall und säugte ihre fünf kleinen, schlappohrigen Welpen. »Sind die aber niedlich«, rief Nikki entzückt. »Darf ich sie streicheln?«

»Ich weiß nicht«, antwortete David. Als er sich gerade nach einer Bedienung umsehen wollte, stieß er beinahe mit Mr. Staley zusammen, der direkt hinter ihm stand. »Natürlich darf sie die Hunde streicheln«, sagte Mr. Staley, nachdem er sich vorgestellt hatte. »Die Kleinen will ich demnächst verkaufen. Sechs Retriever kann ich wirklich nicht gebrauchen.«

Nikki kniete sich vor den Laufstall und streichelte eines der Hundebabys; es schmiegte sich sofort in ihre Hand und begann, an einem ihrer Finger zu saugen, als hätte es eine Zitze erwischt. Nikki jauchzte vor Freude. »Du kannst ihn auch hochnehmen, wenn du möchtest«, sagte Mr. Staley. »Er ist der kräftigste aus dem Wurf.« Nikki legte den winzigen Hund in ihre Arme. Er schmiegte sich kurz an ihre Brust und begann dann, an ihrer Nase zu lecken.

»Ich hab' ihn so gerne«, sagte Nikki. »Ich wünsche mir ganz doll, daß wir ihn bekommen. Bitte! Ich kümmere mich auch um ihn!«

»Denkst du gerade das gleiche wie ich?« fragte David. »Ich glaube schon«, erwiderte Angela. »Das würde bedeuten, daß wir uns ein eigenes Haus kaufen könnten.«

»Und Abschied nehmen müßten von Kriminalität und Luftverschmutzung«, sagte David und wandte sich an Nikki. »Du darfst den Hund haben. Wir ziehen nach Bartlet!« Nikki strahlte vor Freude und schloß das leckende Hundebaby liebevoll in ihre Arme.

David wandte sich an Mr. Staley und vereinbarte mit ihm einen Kaufpreis.

»Wahrscheinlich können die Kleinen in etwa vier Wochen von der Mutter getrennt werden«, sagte Mr. Staley. »Das paßt ja wunderbar«, erwiderte David. »Wir ziehen gegen Ende des Monats nach Bartlet.« Es war nicht einfach, Nikki von den Hunden loszueisen. Doch schließlich konnten die Wilsons den Laden verlassen.

»Was machen wir als nächstes?« fragte Angela aufgeregt. »Ich finde, wir sollten ein bißchen feiern«, sagte David. »Wie wär's mit einem Mittagessen im Iron Horse Inn?«

Ein paar Minuten später saßen sie an einem weißgedeckten Tisch und genossen den Blick auf den Roaring River. David und Angela bestellten Weißwein, Nikki bekam einen Preiselbeersaft. Dann stießen die drei auf ihre Zukunft in Bartlet an.

»Auf unser künftiges Leben im Garten Eden!« sagte David.

»Und ich trinke darauf, daß wir endlich mit der Rückzahlung unserer Schulden beginnen!« fügte Angela hinzu. »Hört, hört!« sagte David, als sie sich zuprosteten. »Kannst du dir das vorstellen, David?« fragte Angela. »Wir werden zusammen mehr als einhundertundzwanzigtausend Dollar im Jahr verdienen.« Vor lauter Übermut sang David ein paar Takte aus »We're in the Money.«

»Wahrscheinlich nenne ich meinen Hund Rusty«, sagte Nikki.

»Ein schöner Name«, erwiderte David. »Was hältst du eigentlich davon, daß ich demnächst doppelt soviel verdiene wie du?« stichelte Angela. David hatte auf diese Bemerkung, die irgendwann einmal fallen mußte, bereits gewartet: »Dafür verdienst du dein Geld in einem dunklen, langweiligen Labor. Ich hingegen habe es mit lebendigen und dankbaren Menschen zu tun.«

»Wird deine empfindliche Männlichkeit denn nicht wenigstens ein bißchen angekratzt?«

»Nicht im geringsten. Es ist doch beruhigend zu wissen, daß du mir

Unterhalt zahlen müßtest, wenn wir uns scheiden ließen.«

Angela langte über den Tisch und knuffte David freundschaftlich in die Rippen.

»Außerdem wird es diese Gehaltsunterschiede nicht mehr lange geben. Sie sind doch nur noch ein Vermächtnis aus längst vergangenen Zeiten! All diese überbezahlten Pathologen, Chirurgen und die ganzen übrigen Spezialisten werden mit Sicherheit bald auf den Boden der Tatsachen zurückgeholt!«

»Wer sagt das?« fragte Angela. »Ich sage das«, erwiderte David.

Nach dem Mittagessen beschlossen sie, zum Krankenhaus zu fahren und Caldwell über ihre Entscheidung zu informieren. Seine Sekretärin führte sie sofort in das Büro des Verwaltungschefs.

»Das ist ja phantastisch!« rief Caldwell begeistert, als Angela und David ihm mitteilten, daß sie nach Bartlet kommen würden. »Weiß die CMV schon Bescheid?« fragte er. »Nein, noch nicht«, antwortete David. »Dann gehen wir doch gleich mal zusammen rüber und überbringen die gute Nachricht!« schlug Caldwell vor. Charles Kelley war ebenso begeistert wie Caldwell. Nachdem er Angela und David per Handschlag gratuliert hatte, fragte er David, wann er die ersten Patienten behandeln könne.

»Sozusagen sofort«, antwortete David, ohne zu zögern. »Am ersten Juli kann ich anfangen.«

»Aber Ihr Vertrag als Assistenzarzt in Boston läuft doch erst am dreizehnten aus«, gab Kelley zu bedenken. »Brauchen Sie nicht noch etwas Zeit, um sich hier einzurichten?«

»Nein«, antwortete David. »Bei dem Schuldenberg, den wir haben, fangen wir lieber so früh wie möglich an zu arbeiten.«

»Gilt das gleiche auch für Sie?« richtete sich Caldwell an Angela.

»Ja, auf jeden Fall.«

David bat seinen neuen Chef, ihn doch noch einmal durch seine zukünftigen Praxisräume zu führen. Kelley tat David diesen Gefallen gern. Vor dem Wartezimmer verharrte David für einen Moment und malte sich aus, daß an der freien Stelle unter dem Namensschild von Dr. Randall Portland schon bald sein Name stehen würde. Er hatte es geschafft. Er hatte sein langes und hart erarbeitetes Ziel erreicht, auf

das er seit der achten Klasse zugesteuert war. Schon damals hatte für ihn festgestanden, daß er einmal Arzt werden würde.

Schließlich öffnete er die Tür und betrat den Raum. Doch dann wurde David abrupt aus seinen Träumen gerissen, als plötzlich eine Person in Chirurgenkleidung mit einem Satz von dem Sofa im Wartezimmer aufsprang. »Was soll denn das bedeuten?« fragte der Mann ärgerlich. David brauchte einen Augenblick, bis er sich darüber klar war, daß es Dr. Randall Portland war, der da vor ihm stand. Vielleicht hatte David den Mann deshalb nicht auf Anhieb wiedererkannt, weil er im Wartezimmer einfach nicht mit ihm gerechnet hatte; zum Teil lag es aber sicherlich auch daran, daß Dr. Portland sich in dem einen Monat ziemlich stark verändert hatte. Er war viel dünner geworden und wirkte gequält; seine Augen lagen in tiefen Höhlen, und seine Wangen waren eingefallen.

Kelley kam hinzu und machte die beiden noch einmal miteinander bekannt. Er erklärte Randall, weshalb sie gekommen seien; daraufhin verflog dessen Ärger so schnell wie er gekommen war. Wie ein Ballon, aus dem die Luft entweicht, plumpste Dr. Portland zurück auf sein Sofa. David fiel auf, daß sein künftiger Kollege nicht nur abgenommen hatte, sondern daß er auch sehr blaß war. »Es tut mir wirklich leid, daß ich Sie gestört habe«, sagte David.

»Kein Problem. Ich habe nur gerade versucht, ein bißchen zu schlafen«, erklärte Dr. Portland. »Ich mußte heute morgen schon operieren und war etwas müde.«

»Tom Baringer?« fragte Caldwell. Dr. Portland nickte.

»Ich hoffe, daß alles geklappt hat«, sagte Caldwell. »Die Operation ist reibungslos verlaufen«, erwiderte Dr. Portland. »Jetzt müssen wir ihm nur noch die Daumen drücken, daß er sich gut erholt.«

David entschuldigte sich ein weiteres Mal und drängte dann schleunigst zum Aufbruch.

»Das war wohl nicht so gut«, sagte Kelley. »Tut mir leid.«

»Irgend etwas stimmt nicht mit ihm. Was ist mit ihm los?« fragte David.

»Ich habe keine Ahnung«, antwortete Kelley. »Ich finde, er sieht verdammt schlecht aus«, stellte David fest.

»Er macht den Eindruck, als ob er Depressionen hätte«, sagte Angela.

»Wahrscheinlich ist er einfach überarbeitet«, räumte Kelley ein. »Er hat sehr viel zu tun.«

Die Wilsons, Caldwell und Kelley gingen zurück in den Verwaltungstrakt. Vor seiner Bürotür sagte Kelley noch: »Wenn ich Ihnen irgendwie behilflich sein kann, dann lassen Sie es mich wissen.«

»Wir müssen ein paar Häuser besichtigen«, sagte Angela. »Vielleicht können Sie uns sagen, an wen wir uns da am besten wenden?«

»Rufen Sie Dorothy Weymouth an«, kam Caldwell ihm zuvor.

»Würde ich auch sagen«, sagte Kelley abschließend und verabschiedete sich freundlich.

»In Bartlet ist sie auf jeden Fall die beste Grundstücksmaklerin«, sagte Caldwell. »Kommen Sie doch einfach noch einmal mit in mein Büro, dann können Sie gleich mit ihr telefonieren.«

Eine halbe Stunde später saßen Angela, David und Nikki im Büro von Dorothy Weymouth. Es befand sich im zweiten Stock eines Gebäudes, von dem aus man auf der gegenüberliegenden Straßenseite das *Diningcar* sehen konnte. Dorothy war eine freundliche Frau. Sie war ziemlich stämmig und trug ein unförmiges, sackartiges Kleid.

»Ich muß sagen, ich bin wirklich beeindruckt!« begann Dorothy. Für eine derart robuste Frau hatte sie eine erstaunlich hohe Stimme. »Während Sie auf dem Weg vom Krankenhaus hierher waren, hat mich Barton Sherwood angerufen, um mir mitzuteilen, daß die Bank gerne bereit ist, Ihnen zu helfen. Ich hab' es wahrhaftig selten erlebt, daß der Bankdirektor persönlich bei mir anruft, noch bevor ich meine Kundschaft überhaupt getroffen habe. Da ich Ihren Geschmack natürlich noch nicht genau kenne, müssen Sie mir helfen.« Dorothy breitete auf ihrem Schreibtisch Fotos von Häusern aus, die zum Verkauf standen. »Würden Sie lieber in einem weißen Schindeldach-Haus im Stadtzentrum wohnen, oder bevorzugen Sie vielleicht ein etwas außerhalb gelegenes Bauernhaus? Was meinen Sie, wie groß Ihr Haus sein sollte? Ist die Größe des Hauses vielleicht wichtig für Sie, weil Sie noch weitere Kinder haben wollen?«

Angela und David zuckten bei der Frage nach weiteren Kindern in-

nerlich zusammen. Bevor Nikki geboren wurde, hatten sie beide nicht gewußt, daß sie Träger jenes Erbfaktors waren, durch den Mukoviszidose hervorgerufen werden kann. Doch jetzt konnten sie diese Tatsache nicht mehr ignorieren.

Dorothy merkte nicht, daß sie ein heikles Thema angesprochen hatte. Sie breitete immer mehr Fotos auf dem Tisch aus und setzte ihren Monolog unbeirrt fort. »Hier habe ich ein sehr hübsches Haus. Ich habe gerade erst erfahren, daß die Eigentümerin es verkaufen will. Es ist wirklich ein Prachtexemplar.«

Angela nahm das Bild in die Hand. Nikki versuchte auch einen Blick darauf zu werfen. »Das Haus gefällt mir«, sagte Angela und reichte das Foto an David weiter. Darauf war ein Backsteinhaus zu sehen, das im späten georgianischen Stil erbaut worden war. Neben der vertäfelten Haustür befanden sich auf beiden Seiten doppelte Bogenfenster. Kannelierte, weiße Säulen stützten über der Eingangstür einen giebelförmigen Portikus. Die Konstruktion des großen Fensters über dem Portikus erinnerte an den klassizistischen Stil des italienischen Architekten Palladio.

»Es ist eines der ältesten Häuser in dieser Gegend«, sagte Dorothy. »Wahrscheinlich wurde es um 1820 herum erbaut.«

»Und was ist das hier hinten?« fragte David und schob das Foto zu Dorothy hinüber.

»Das ist das alte Silo«, sagte sie. »Das Haus hat nach hinten eine Verbindung zu einer Scheune. Die Scheune können Sie aber nicht sehen, weil die Aufnahme von der Vorderseite des Hauses gemacht worden ist. Auf dem Grundstück war früher einmal ein Bauernhof, auf dem man sich auf die Haltung von Milchvieh spezialisiert hatte. Er soll, wie ich gehört habe, sogar einigermaßen gewinnträchtig gewesen sein.«

»Das Haus ist phantastisch«, sagte Angela wehmütig. »Aber ich bin sicher, daß es für uns viel zu teuer ist.«

»Nach dem, was Barton Sherwood mir erzählt hat, können Sie sich das Haus leisten«, erwiderte Dorothy. »Außerdem weiß ich, daß Clara Hodges, die Eigentümerin, das Haus unbedingt verkaufen will. Ich könnte sicherlich einen guten Preis für Sie aushandeln. Wir können

es uns ja auf jeden Fall einmal ansehen und noch vier oder fünf andere Häuser in die engere Auswahl nehmen.« Dorothy richtete es so ein, daß das Haus der Hodges' zuletzt besichtigt wurde. Es lag knapp vier Kilometer südlich des Stadtzentrums auf einem kleinen Hügel. Das nächstgelegene Haus befand sich ungefähr dreihundert Meter unterhalb an einer kleinen Straße. Als sie in die Auffahrt einbogen und Nikki den Froschteich sah, war sie sofort hellauf begeistert.

»Der Teich sieht nicht nur hübsch aus«, bemerkte Dorothy. »Im Winter kann man darauf auch gut Schlittschuh laufen.«

Dorothy brachte den Wagen zwischen dem Haus und dem Froschteich zum stehen und stellte ihn leicht schräg. So hatten sie den besten Blick auf das Gebäude und die mit dem Haus verbundene Scheune. Weder Angela noch David sagten ein Wort. Das Haus wirkte so stilvoll und mondän, daß sie vor Ehrfurcht ganz ergriffen waren. Dann entdeckten sie, daß das Gebäude nicht nur zwei, sondern sogar drei Stockwerke hatte. Auf jeder Seite des Giebels waren vier Mansardenfenster zu sehen. »Sind Sie wirklich sicher, daß Mr. Sherwood gesagt hat, wir könnten uns so etwas leisten?« fragte David. »Ganz sicher«, erwiderte Dorothy. »Kommen Sie mit, wir sehen uns das Haus mal von innen an.« David und Angela waren wie hypnotisiert, als sie hinter Dorothy herliefen. Während diese ihnen das Innere des Hauses vorführte, ratterte sie pausenlos ihre Maklersprüche herunter: »Aus diesem Raum kann man etwas ganz Tolles machen, meinen Sie nicht auch? Und dieser hier erst. Mit ein paar kreativen Ideen und ein bißchen Mühe kann das ein wahnsinnig gemütliches Zimmer werden!« Offensichtliche Mängel, wie etwa die von den Wänden herunterhängenden Tapeten oder die Schiebefenster, in denen der Holzwurm steckte, wußte Dorothy geschickt herunterzuspielen. Sie schien vielmehr eine nicht endenwollende Litanei von Lobeshymnen über die Vorzüge des Hauses in ihrem Repertoire zu haben: Die Größe der verschiedenen Kamine sei doch einfach unübertrefflich, und die wunderschönen Verzierungen an den Gesimsen seien eine wahre Pracht. David wollte sich jeden Winkel des Hauses ansehen. Sie stiegen über die grauen Granitstufen in den Keller hinab, wo die Luft ziemlich feucht und muffig war. »Hier riecht es so komisch«, sagte

er. »Kann es sein, daß im Keller irgendwo Wasser steht?«

»Nicht daß ich wüßte«, erwiderte Dorothy. »Aber der Keller ist riesengroß. Wenn Sie handwerklich ein bißchen begabt sind, können Sie sich hier eine komplette Werkstatt einrichten.«

Angela mußte ein Kichern unterdrücken. Beinahe wäre ihr herausgerutscht, daß David kaum imstande war, eine Glühbirne auszuwechseln, doch sie hielt ihre Zunge im Zaum.

»Hier gibt es ja gar keinen Bodenbelag«, bemerkte David. Er bückte sich und kratzte mit seinem Fingernagel etwas an der Erde.

»Das ist ein festgewalzter Lehm Boden«, antwortete Dorothy. »In älteren Häusern findet man häufig solchen Boden. Hier unten gibt es auch noch andere Merkmale, die typisch sind für ein Haus aus dem neunzehnten Jahrhundert.« Während sie das sagte, öffnete sie eine schwere Holztür. »Das hier zum Beispiel ist der alte Vorratskeller.«

Der düstere Raum wurde nur von einer einzigen schwachen Glühbirne beleuchtet; man konnte gerade erkennen, daß an den Wänden ein paar Regale für Einmachgläser und auf dem Boden große Kisten für Kartoffeln und Äpfel standen.

»Hier kriegt man ja richtig Angst«, sagte Nikki. »Es sieht aus wie in einem Kerker.«

»Ein schönes Plätzchen für deine Eltern, falls sie uns mal besuchen sollten«, sagte David zu Angela. »Wir könnten sie gut hier unten einquartieren.« Angela verdrehte die Augen.

Im anschließenden Kellerraum präsentierte Dorothy ihnen stolz eine große Kühltruhe. »Wie Sie sehen, verfügt dieses Haus sowohl über die alten wie auch über die neuen Methoden der Lebensmittellagerung«, sagte sie. Bevor sie den Keller wieder verließen, öffnete Dorothy noch eine weitere Tür. Dahinter befand sich eine Treppe aus Granitstein, die zu einer Ausstiegs Luke hochführte.

»Über diese Treppe kommt man in den Hof«, erklärte Dorothy. »Deshalb wird hier unten das Brennholz aufbewahrt.« Sie zeigte auf einen Stapel Holzscheite, der ordentlich an einer Wand aufgeschichtet worden war. Am Ende ihres Rundgangs durch den Keller sahen sie sich noch den großen Heizofen an. Er sah beinahe so aus wie eine alte Dampflokomotive. »Früher wurde in diesem Ofen Kohle ver-

brannt«, erklärte Dorothy. »Aber inzwischen ist er in eine Ölheizung umfunktioniert worden.« Sie zeigte auf einen großen Öltank, der gegenüber der Kühltruhe auf Betonblöcken stand. David nickte, obwohl er keinen Schimmer davon hatte, wie ein Heizofen funktionierte, was auch immer in ihm verbrannt wurde.

Auf der Treppe, die zur Küche hinaufführte, stieg David wieder dieser moderige Geruch in die Nase; deshalb fragte er Dorothy, ob das Sickersystem auch wirklich funktioniere.

»Aber natürlich, es ist alles bestens in Ordnung«, beteuerte sie. »Wir haben den Sickerbrunnen überprüfen lassen. Er befindet sich auf der Westseite des Hauses. Wenn Sie wollen, zeige ich Ihnen den Brunnen.«

»Nein, das ist nicht nötig«, erwiderte David. Er wußte weder, wie ein Sickerbrunnen funktionierte, noch wie er hätte aussehen sollen.

Auf dem Weg zurück in die Stadt setzte Dorothy die Wilsons vor der Green Mountain National Bank ab. Als sie die Bank betraten, waren David und Angela nervös und aufgeregt. Barton Sherwood kam sofort auf sie zu.

»Wir haben ein Haus gefunden, das uns gefällt«, sagte David.

»Das überrascht mich überhaupt nicht«, erwiderte Sherwood. »In Bartlet gibt es schließlich jede Menge wunderschöne Häuser.«

»Es gehört Clara Hodges«, fuhr David fort und überreichte Sherwood die Objektbeschreibung. »Die Eigentümerin verlangt zweihundertfünzigtausend Dollar. Was halten Sie von dem Haus? Meinen Sie, der Preis ist angemessen?«

»Es ist ein grandioses, altes Haus«, sagte Sherwood. »Ich kenne es sehr gut.« Er warf einen Blick auf die Grundstücksbeschreibung. »Die Lage ist ebenfalls fabelhaft. Mein eigenes Grundstück liegt direkt daneben. Was den Preis angeht, würde ich sagen - es ist ein Geschenk.«

»Die Bank wäre also bereit, uns bei diesem Kaufpreis einen Kredit zu gewähren?« fragte Angela. Sie wollte ganz sicher sein, denn sie konnte noch immer nicht so richtig an ihr Glück glauben.

»Sie müssen natürlich ein niedrigeres Angebot machen«, sagte Sherwood. »Ich empfehle Ihnen, zunächst einhundertneunzigtausend

zu bieten. Die Bank ist aber auch dann bereit, das Haus zu finanzieren, wenn Sie den Preis nicht herunterhandeln können.«

Eine Viertelstunde später standen David, Angela und Nikki wieder draußen und genossen die warmen Sonnenstrahlen. Sie hatten noch nie ein Haus gekauft; ihre Entscheidung war von großer Tragweite. Doch seitdem David und Angela sich dazu durchgerungen hatten, die Stellenangebote in Bartlet anzunehmen, waren sie entscheidungsfreudiger denn je. »Nun, was meint ihr?« fragte David. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß wir jemals etwas Schöneres finden werden«, antwortete Angela. »In diesem Haus könnte ich sogar einen Tisch in mein Zimmer stellen«, sagte Nikki.

David streichelte seiner Tochter liebevoll übers Haar. »In dem Haus gibt es so viele Räume, daß du sogar ein eigenes Arbeitszimmer bekommen kannst.«

»Dann schlagen wir doch einfach zu!« sagte Angela. Sie gingen zurück in Dorothys Büro und teilten der sichtlich erfreuten Maklerin ihren Entschluß mit. Ein paar Minuten später telefonierte Dorothy mit Clara Hodges. Die Verhandlungen wirkten zwar ein wenig unkonventionell, doch schließlich vereinbarten die beiden Frauen mündlich einen Kaufpreis von zweihundertzehntausend Dollar. Als Dorothy damit begann, die weiteren Formalitäten zu erledigen, sahen David und Angela sich an. Sie hätten sich in ihren kühnsten Träumen nicht vorgestellt, in absehbarer Zeit ein so prächtiges und formvollendetes Haus zu besitzen. Aber jetzt hatten sie auch ein bißchen Angst. Ihr Schuldenberg hatte sich gerade mehr als verdoppelt; sie brachten es nun auf ein sattes Minus von dreihundertfünzigtausend Dollar.

Als der Tag zu Ende ging und die Wilsons mehrmals zwischen Dorothys Büro und der Bank hin- und hergelaufen waren, um die erforderlichen Unterlagen auszufüllen, waren sämtliche Formalitäten für den Haus- und Grundstückskauf abgewickelt.

»Zum Schluß möchte ich Ihnen noch ein paar Personen nennen, die Ihnen vielleicht behilflich sein können«, sagte Dorothy, als der Papierkram erledigt war. »Pete Bergan ist in Bartlet unser Mann für alles. Er ist kein besonders angenehmer Typ, aber er kann gut arbei-

ten. Und mit den Malerarbeiten würde ich John Murray beauftragen.« David notierte sich die Namen und die Telefonnummern. »Und falls Sie mal jemand brauchen, der Nikki beaufsichtigt - meine ältere Schwester, Alice Doherty, kommt jederzeit gerne zu Ihnen. Ihr Mann ist vor ein paar Jahren gestorben, und außerdem wohnt sie in Ihrer Richtung.«

»Das ist ein sehr guter Tip«, sagte Angela. »Da wir beide arbeiten, wird wohl fast jeden Tag jemand auf Nikki aufpassen müssen.«

Am späten Nachmittag trafen sich die Wilsons mit Pete Bergan und dem Maler vor ihrem neuen Zuhause und beauftragten die beiden Männer, eine gründliche Reinigung sowie die notwendigen Maler- und Ausbesserungsarbeiten durchzuführen, um das Haus wetterfest zu machen. Schließlich statteten sie Mr. Staley noch mal einen Besuch ab, damit Nikki sich von Rusty und den anderen Hundebabys verabschieden konnte. Dann machten sie sich auf den Heimweg nach Boston. Diesmal fuhr Angela. Weder David noch Nikki machten diesmal ein Nickerchen. Die Ereignisse des Tages hatten sie so aufgekratzt, daß sie während der ganzen Rückfahrt von ihrem neuen Leben träumten, das schon so bald beginnen sollte. »Welchen Eindruck hattest du von Dr. Portland?« fragte David, nachdem eine Weile lang niemand etwas gesagt hatte.

»Wie meinst du das?« fragte Angela zurück. »Er war ja nicht gerade freundlich«, sagte David. »Das lag wahrscheinlich daran, daß wir ihn aufgeweckt haben.«

»Sicher, aber wenige Leute reagieren darauf derart gereizt. Außerdem war er bleich wie der Tod. Er hat sich in dem einen Monat vollkommen verändert.«

»Ich finde, er klang und wirkte sehr deprimiert.« David zuckte mit den Schultern. »Wenn ich darüber nachdenke, fällt mir ein, daß er auch bei unserer ersten Begegnung nicht besonders freundlich war. Irgendwie fühle ich mich in seiner Gegenwart unwohl. Hoffentlich gibt es keine Probleme, wenn ich die Praxisräume mit ihm teile.« Als sie in Boston ankamen, war es bereits dunkel; ihr Abendessen hatten sie unterwegs in einem Restaurant eingenommen. Als sie ihre kleine Wohnung betraten, sahen sie sich staunend um und fragten sich, wie

sie es vier Jahre lang in einer solchen Behausung hatten aushalten können.

»Das ganze Apartment ist ungefähr so groß wie die Bibliothek in unserem neuen Haus«, bemerkte Angela. Die aufregenden Neuigkeiten mußten sie sofort ihren Eltern mitteilen. Davids Eltern waren begeistert. Seit ihrer Pensionierung lebten sie in Amherst in New Hampshire. Von dort bis nach Bartlet war es nur ein Katzensprung. »Dann sehen wir euch ja demnächst etwas häufiger«, sagten sie erfreut.

Die Eltern von Angela reagierten vollkommen anders. »Es ist ein leichtes, der großen Gemeinschaft der Akademiker einfach den Rücken zu kehren«, sagte Dr. Walter Christopher. »Doch es ist schwierig, wieder hineinzukommen. Ihr hättet mich vorher um Rat fragen sollen, bevor ihr diese dumme Entscheidung getroffen habt. Ich gebe dir jetzt deine Mutter.«

Angelas Mutter teilte unverblümt mit, wie enttäuscht sie darüber sei, daß sie nicht nach New York kommen würden. »Dein Vater hat sich sehr viel Mühe gegeben und mit allen möglichen Leuten geredet, damit ihr hier in New York gute Verträge bekommt«, sagte sie. »Ich finde es ausgesprochen rücksichtslos, daß ihr all seine Bemühungen so einfach in den Wind schlagt!«

Angela legte auf und drehte sich zu David um. »Meine Eltern haben ja noch nie gut gefunden, was wir machen«, sagte sie. »Man kann wohl nicht erwarten, daß sie sich jemals ändern werden.«

Kapitel 6

Montag, 24. Mai

Harold Traynor kam so früh im Krankenhaus an, daß ihm vor seiner nachmittäglichen Sitzung im Büro von Helen Beaton noch etwas Zeit blieb. Deshalb beschloß er, in den zweiten Stock hinaufzugehen und den Patienten in Zimmer 209 zu besuchen.

Bevor er die Tür öffnete, atmete er ein paarmal tief durch, um sich innerlich zu stärken. Wenn Traynor auch der Vorsitzende des Krankenhausvorstands war, so hatte dieses Amt doch nicht seine tiefe Abneigung gegen jede Berührung mit Krankheiten abgeschwächt; insbesondere wollte er eigentlich nichts mit Menschen zu tun haben, die ernsthaft krank waren.

Während Traynor durch den abgedunkelten Raum auf das große orthopädische Bett zuing, achtete er darauf, daß er in Gegenwart des Schwerkranken nur flach atmete. Er beugte sich vorsichtig nach vorne, um ja nichts zu berühren, und starrte seinen Klienten Tom Baringer an. Baringer sah sehr schlecht aus, und Traynor wollte ihm nicht zu nahe kommen, denn er hatte Angst, daß er sich mit einer schrecklichen Krankheit anstecken könnte. Der Patient atmete schwer, sein Gesicht war grau. In seiner Nase steckte ein Plastikschlauch, durch den Sauerstoff in die Lunge gepumpt wurde. Die Augen hatte man ihm mit Klebestreifen geschlossen, und zwischen seinen Augenlidern quoll Salbe hervor.

»Tom«, sagte Harold leise. Und als er keine Antwort bekam, wiederholte er den Namen seines Mandanten, diesmal etwas lauter. Doch Tom rührte sich nicht.

»Er reagiert nicht mehr«, meldete sich plötzlich eine Stimme.

Harold zuckte erschreckt zusammen. Er hatte angenommen, daß außer ihm und Tom niemand im Raum war. »Seine Lungenentzündung spricht nicht auf die Behandlung an«, sagte der Fremde wütend. Er hatte sich in eine dunkle Ecke des Raumes zurückgezogen. Harold

konnte sein Gesicht nicht erkennen.

»Er wird sterben, genauso wie die anderen«, fuhr der Mann fort.

»Wer sind Sie?« fragte Harold und wischte sich mit der Hand einige Schweißtropfen von der Stirn. Der Mann erhob sich von seinem Stuhl, und Harold sah, daß er Operationskleidung und einen weißen Kittel trug. »Ich bin der Arzt von Mr. Baringer. Mein Name ist Randy Portland.« Er stellte sich auf die gegenüberliegende Seite des Bettes und betrachtete seinen komatösen Patienten. »Die Operation war erfolgreich, aber der Patient stirbt. Ich vermute, daß Sie so geistreiche Bemerkungen wie diese in der letzten Zeit schon häufiger gehört haben.«

»Ja, das stimmt. Sie haben recht«, sagte Traynor nervös. Der Schreck, der ihm in die Glieder gefahren war, als Dr. Portland so überraschend aufgetaucht war, verwandelte sich allmählich in pure Angst. Irgendwie wirkte der Mann äußerst seltsam. Harold hatte keine Ahnung, wie er sich verhalten sollte.

»Ich habe seine Hüfte wieder zusammengeflickt«, sagte Dr. Portland und hob die Bettdecke an, damit Harold die gut vernähte Wunde sehen konnte. »Bei der Operation gab es keinerlei Schwierigkeiten. Doch unglücklicherweise war es für ihn trotzdem eine tödliche Behandlung. Mr. Baringer hat keine Chance mehr, lebendig wieder hier rauszukommen.« Portland ließ die Patientenakte aus seiner Hand gleiten und sah Harold herausfordernd an. »Irgend etwas stimmt nicht in diesem Krankenhaus«, sagte er. »Und ich habe keine Lust, meinen Kopf dafür hinzuhalten!«

»Dr. Portland«, erwiderte Harold zögernd. »Sie sehen krank aus. Vielleicht sollten Sie selbst einmal einen Arzt aufsuchen.«

Dr. Portland warf seinen Kopf in den Nacken und lachte laut. Doch sein Lachen klang unecht und gekünstelt; der Lachanfall endete genauso abrupt, wie er angefangen hatte. »Vielleicht haben Sie recht«, sagte er. »Ich könnte ja mal ärztlichen Rat suchen.« Dann drehte er sich um und verließ den Raum.

Harold war wie gelähmt. Er starrte Tom an, als ob er darauf wartete, daß er aufwachen und ihm das Verhalten von Dr. Portland erklären würde. Daß Ärzte auch mal emotional auf den Zustand eines ih-

rer Patienten reagierten - dafür hatte Harold Verständnis. Doch Portland hatte einen völlig verstörten Eindruck gemacht. Ein letztes Mal versuchte Harold, Tom irgendeine Reaktion zu entlocken. Als er einsehen mußte, daß seine Mühe vergeblich war, wandte er sich vom Bett ab und verließ ebenfalls den Raum. Argwöhnisch sah er sich nach Dr. Portland um. Als er ihn nirgends entdecken konnte, eilte Harold schnurstracks in das Büro von Helen Beaton. Dort warteten bereits Caldwell und Kelley auf ihn. »Gehe ich recht in der Annahme, daß Sie alle Dr. Portland kennen?« fragte Harold, während er sich setzte. Alle Anwesenden nickten, und Kelley sagte: »Er ist Orthopäde und einer unserer CMV-Ärzte.«

»Ich hatte gerade eine sehr seltsame und beunruhigende Begegnung mit ihm«, fuhr Harold fort. »Auf meinem Weg hierher habe ich kurz bei meinem Mandanten Tom Baringer vorbeigeschaut. Er ist sehr krank und liegt in Zimmer 209. Dr. Portland saß versteckt in einer Ecke des dunklen Raumes. Ich hatte ihn nicht gesehen, als ich hineinging. Als er mich dann ansprach, benahm er sich sehr komisch, beinahe aggressiv. Ich kann mir ja vorstellen, daß er verzweifelt ist, weil es Tom so schlecht geht, aber dann hat er doch glatt gesagt, daß irgend etwas mit diesem Krankenhaus nicht stimmt und daß er nicht bereit sei, seinen Kopf dafür hinzuhalten.«

»Ich glaube, daß er wegen der vielen Überstunden vollkommen überlastet ist«, sagte Kelley. »Uns fehlt zur Zeit mindestens ein orthopädischer Chirurg. Und unsere Bemühungen, einen weiteren Orthopäden einzustellen, sind bisher leider erfolglos gewesen.«

»Für meine Begriffe sah er richtig krank aus«, sagte Harold. »Ich habe ihm empfohlen, einen Arzt aufzusuchen, aber darüber hat er nur hysterisch gelacht.«

»Dann werd' ich mal mit ihm reden«, versprach Kelley. »Vielleicht braucht er Urlaub. Einen Vertreter für ein paar Wochen finden wir immer.«

»Gut, dann wollen wir dieses Thema hiermit beenden«, sagte Harold und bemühte sich, seiner Rolle als Vorstandsvorsitzender wieder gerecht zu werden. »Beginnen wir offiziell mit unserer Sitzung.«

»Bevor wir zur Tagesordnung übergehen, möchte ich Ihnen noch

etwas anderes mitteilen«, warf Kelley ein und setzte dabei sein gewinnendstes Lächeln auf. »Meine Vorgesetzten bei der CMV sind sehr unzufrieden darüber, daß unser Antrag auf die Einrichtung eines Herzzentrums abgeschmettert worden ist.«

»Wir sind genauso enttäuscht wie Sie«, erwiderte Harold nervös. Es paßte ihm nicht, daß die Sitzung gleich mit einem heiklen Thema begann. »Doch leider liegt die Entscheidung nicht in unseren Händen. Der Antrag ist in Montpelier abgelehnt worden - auch wenn die Chancen gar nicht so schlecht standen, ihn durchzubekommen.«

»Die CMV war eigentlich davon ausgegangen, daß in Bartlet längst eine Herzchirurgie hätte eingerichtet werden sollen«, erwiderte Kelley. »Immerhin war das eine der Bedingungen unseres Abkommens.«

»In der Vereinbarung heißt es, daß wir dann eine Herzchirurgie einrichten, wenn uns Montpelier dazu auffordert«, korrigierte ihn Harold. »Aber wir wurden bisher nicht dazu aufgefordert. Würdigen Sie doch lieber mal, welche kostspieligen Modernisierungen wir bereits durchgeführt haben! Wir haben die Anlage für Kernspintomographie auf den neuesten Stand gebracht, wir haben eine Intensivstation für Neugeborene eingerichtet, und wir haben die alte Kobalt-60-Anlage durch den modernsten Linearbeschleuniger ersetzt, der zur Zeit auf dem Markt ist. Ich glaube, daß wir Ihnen mit all diesen Anschaffungen ziemlich weit entgegengekommen sind - und das zu einer Zeit, in der das Krankenhaus rote Zahlen geschrieben hat.«

»Ob das Krankenhaus rote Zahlen schreibt, ist nun wirklich nicht Sache der CMV«, sagte Kelley. »Und schon gar nicht, wenn das so offensichtlich an der Mißwirtschaft liegt, die einige von Ihren leitenden Angestellten zu verantworten haben.«

»Ich glaube, da liegen Sie völlig falsch.« Harold konnte seine Wut über Kelleys beleidigende Bemerkung nur mit Mühe verbergen. Er haßte es, in die Defensive gedrängt zu werden; und am allerwenigsten wollte er sich von diesem dreisten jungen Bürokraten über den Tisch ziehen lassen. »Ich denke, daß es die CMV sehr wohl etwas angeht, wenn wir Verluste machen. Wenn sich die Lage nämlich noch weiter verschlechtert, könnten wir eines Tages gezwungen sein,

unsere Pforten zu schließen. Und davon hätte keiner von uns beiden etwas. Wir müssen einfach zusammenarbeiten. Wir haben gar keine andere Wahl.«

»Wenn das Städtische Krankenhaus von Bartlet pleite macht, kann die CMV genauso gut mit einem anderen Krankenhaus kooperieren«, erwiderte Kelley.

»Ganz so einfach geht das wohl nicht mehr«, sagte Harold. »Schließlich sind die beiden anderen Krankenhäuser in der Umgebung umfunktioniert worden und kommen für die akute Versorgung von Patienten nicht mehr in Frage.«

»Kein Problem für uns«, sagte Kelley beiläufig. »Notfalls liefern wir unsere Patienten im CMV-Krankenhaus in Rutland ein.«

Harolds Herz setzte für einen Schlag aus. Es war ihm noch gar nicht in den Sinn gekommen, daß die CMV ihre Patienten einfach in ihr eigenes Krankenhaus transportieren lassen könnte. Durch die Schließung der beiden nahegelegenen Krankenhäuser hatte er sich immer in Sicherheit gewiegt und geglaubt, einen gewissen Verhandlungsspielraum zu haben. Doch offensichtlich hatte er sich geirrt. »Ich will damit ja gar nicht sagen, daß ich nicht mit Ihren Leuten zusammenarbeiten will«, sagte Kelley nun. »Wir sollten eine dynamische Beziehung zueinander haben. Immerhin arbeiten wir doch für das gleiche Ziel, nämlich für das Wohl unserer Gemeinschaft.« Er setzte wieder sein strahlendes Lächeln auf, als ob er allen seine perfekten weißen Zähne zeigen wollte.

»Das Problem liegt darin, daß die vereinbarten Pro-Kopf-Beiträge einfach zu niedrig sind«, sagte Harold nun geradeheraus. »Die Anzahl der stationär eingewiesenen Patienten, die bei der CMV versichert sind, liegt um mehr als zehn Prozent über der Vorausberechnung. Die dadurch verursachten Mehrkosten können wir nicht lange verkraften. Deshalb müssen wir noch einmal über die Höhe der Pro-Kopf-Beiträge verhandeln. So einfach ist die Sache!«

»Über die Pro-Kopf-Beiträge wird erst dann wieder verhandelt, wenn unsere Vereinbarung ausläuft - und keinen Tag früher«, sagte Kelley freundlich. »Wofür halten Sie uns eigentlich? Sie selbst haben uns die Höhe der Beiträge doch im Rahmen eines Ausschreibungs-

Wettbewerbs angeboten. Und dann haben Sie die Vereinbarung unterschrieben, und damit steht der Vertrag! Ich kann Ihnen allenfalls insoweit entgegenkommen, als ich Gespräche über gesonderte Pro-Kopf-Beiträge für Behandlungen in der Notaufnahme vorbereiten könnte; diese Dienstleistung ist ja in unserer bisherigen Vereinbarung ausgeklammert worden.«

»Zur Zeit sind wir wohl kaum in der Lage, uns auch noch in der Notaufnahme auf Pro-Kopf-Beiträge einzulassen«, sagte Harold. Er spürte, wie ihm ganz langsam Schweißperlen an der Innenseite seines Armes herunterliefen. »Zuerst müssen wir aus den roten Zahlen herauskommen.«

»Und aus diesem Grund haben wir ja auch die heutige Sitzung einberufen«, schaltete sich nun zum ersten Mal Helen Beaton ein und stellte ihnen die endgültige Version des geplanten Bonuspunkte-Systems für CMV-Ärzte vor. »Jeder CMV-Arzt, der die Anzahl seiner monatlichen Krankenhauseinweisungen auf einem von uns festgelegten Niveau hält, erhält eine Prämie. Wenn die Anzahl der Einweisungen sinkt, bekommt er Punkte gutgeschrieben, wenn die Einweisungen zunehmen, werden ihm Punkte abgezogen.«

Kelley lachte. »Hört sich nach einem clever ausgeklügelten Bestechungssystem an. Da Ärzte für wirtschaftliche Anreize ja bekanntlich sehr zugänglich sind, dürfte sich die Anzahl der stationären Patienten und der Operationen mit Hilfe dieses Systems sicherlich senken lassen.«

»In Ihrem CMV-Krankenhaus in Rutland ködern Sie die Ärzte mit haargenau der gleichen Taktik.«

»Wenn das System in Rutland funktioniert, wird es wohl auch in Bartlet erfolgreich sein«, sagte Kelley. »Ich habe nichts gegen Ihren Vorschlag einzuwenden - vorausgesetzt, daß der CMV keine zusätzlichen Kosten entstehen.«

»Die notwendigen Mittel werden vom Krankenhaus aufgebracht«, erwiderte Helen.

»Ich werde Ihren Vorschlag meinen Vorgesetzten unterbreiten«, versprach Kelley. »Haben wir sonst noch etwas zu besprechen?«

»Nein, das war schon alles«, antwortete Helen. Kelley erhob sich.

»Wir würden uns freuen, wenn Sie die Sache so schnell wie möglich regeln könnten«, sagte Harold. »Ich befürchte nämlich, daß unsere Verluste uns allmählich über den Kopf wachsen.«

»Ich werd' mich noch heute darum kümmern«, versprach Kelley. »Vielleicht kann ich Ihnen schon morgen etwas Definitives sagen.« Mit diesen Worten verabschiedete er sich von Helen, Harold und Michael Caldwell und verließ das Büro.

»Das lief doch ganz glatt«, sagte Helen, als Kelley draußen war. »Mehr hätten wir wirklich nicht erwarten können.«

»Ich bin auch recht optimistisch«, fügte Caldwell hinzu. »Ich kann allerdings nicht gerade behaupten, daß mir seine unverschämte Bemerkung über die inkompetente Krankenhausverwaltung gefallen hat«, sagte Harold. »Überhaupt mißfällt mir seine großspurige Art. Ich finde es äußerst unangenehm, daß wir mit ihm verhandeln müssen.«

»Mir hat vor allem seine Drohung nicht gefallen, daß er die CMV-Patienten genausogut nach Rutland transportieren lassen könnte«, stellte Helen fest. »Darüber mache ich mir wirklich Sorgen, denn das heißt ja wohl, daß unsere Verhandlungsposition noch schwächer ist, als ich gedacht habe.«

»Mir ist während des Gesprächs noch etwas anderes aufgefallen«, sagte Harold nachdenklich. »Wir reden hier auf höchster Ebene über Dinge, die das Schicksal des ganzen Krankenhauses betreffen, und dabei war kein einziger Arzt anwesend.«

»Das sind die Zeichen der Zeit«, bemerkte Helen. »Die Verantwortung für die Bewältigung der Krise im Gesundheitswesen ist voll und ganz auf uns Verwaltungsleute abgeschoben worden.«

»Ich glaube, wir haben es hier mit einer bekannten Lebensweisheit zu tun, die sich inzwischen auch auf die Welt der Mediziner übertragen läßt«, sagte Harold. »»Der Krieg ist zu wichtig, als daß man ihn allein den Generälen überlassen könnte««

Er ertete lautes Gelächter. Langsam verschwand der Druck, der auf allen Beteiligten seit Beginn dieser Sitzung gelastet hatte.

»Und was machen wir nun mit Dr. Portland?« fragte Michael Caldwell. »Sollen wir auf irgendeine Weise einschreiten?«

»Ich glaube, da können wir nichts machen«, erwiderte Helen. »Ich habe bisher nur Gutes über seine chirurgischen Fähigkeiten gehört. Auf jeden Fall hat er nicht gegen irgendwelche Bestimmungen verstoßen. Ich denke, wir sollten einfach abwarten, was die CMV unternimmt.«

»Für meine Begriffe sah er sehr schlecht aus«, wiederholte Harold seine Bemerkung über Dr. Portland. »Ich bin zwar kein Psychiater, und ich weiß auch nicht genau, wie jemand aussieht, der kurz vor einem Nervenzusammenbruch steht - aber ich glaube, daß jemand, der total am Ende ist, genauso aussieht wie Dr. Portland.« Das plötzliche Summen der Sprechanlage überraschte sie. Helen hatte ihre Mitarbeiter ausdrücklich angewiesen, die Sitzung auf keinen Fall zu stören.

»Schlechte Neuigkeiten«, sagte sie, als sie den Hörer aufgelegt hatte. »Tom Baringer ist gestorben.« Für eine Weile sagte niemand ein Wort. Harold fand als erster seine Sprache wieder: »Rote und schwarze Zahlen hin oder her - ein Krankenhaus ist eben eine völlig andere Art von Unternehmen! Und es gibt wohl nichts, was uns besser daran erinnern könnte, als ein Todesopfer.«

»Das stimmt«, fügte Helen hinzu. »Die Arbeit ist so anstrengend, weil einem die ganze Stadt - oder sogar die ganze Region - vorkommt wie eine große Familie. Und wie in jeder anderen Großfamilie stirbt auch bei uns ständig irgendjemand.«

»Wie hoch ist eigentlich die durchschnittliche Todesrate im Städtischen Krankenhaus von Bartlet?« fragte Harold. »Mir fällt gerade auf, daß ich mich noch nie nach dieser Zahl erkundigt habe.«

»Verglichen mit anderen Krankenhäusern liegen wir etwa in der Mitte«, antwortete Helen. »Manchmal liegen wir einen Prozentpunkt über dem Durchschnitt, manchmal einen Prozentpunkt darunter. Meistens haben wir aber eine bessere Rate als die Universitätskrankenhäuser in den Großstädten.«

»Na, wenigstens etwas«, sagte Harold. »Ich dachte schon, jetzt müßte ich mir auch noch darüber Sorgen machen.«

»Schluß mit diesem pessimistischen Gerede!« Caldwell wurde energisch. »Ich habe nämlich eine gute Nachricht zu verkünden. Das

Ärzteehepaar, das wir gemeinsam mit der CMV so heiß umworben haben, hat sich entschlossen, zu uns nach Bartlet zu kommen. Wir verfügen somit zukünftig in unserem Ärzte-Team über eine hervorragend ausgebildete Pathologin.«

»Freut mich zu hören«, erwiderte Harold. »Das wird unsere Pathologie ja wohl voranbringen.«

»Sie haben übrigens das alte Haus von Hodges gekauft«, fügte Caldwell noch hinzu.

»Nein, wirklich?« staunte Harold. »Das hat doch was! Finde ich irgendwie witzig.«

Charles Kelley startete den Motor seines Ferrari Coupe und gab etwas Gas. Der Wagen reagierte genauso, wie man es von diesem Wunderwerk der Technik erwartete. Als Kelley vom Parkplatz fuhr und dann kräftig beschleunigte, wurde er gegen die Rückenlehne seines Sitzes gepreßt. Besonders gerne fuhr er in den Bergen. Er liebte dieses Auto, weil es eine so herrliche Straßenlage hatte und weil es ihm immer wieder ein riesiges Vergnügen bereitete, sich mit diesem Flitzer in die Kurven zu legen. Im Anschluß an das Treffen mit den Krankenhausoberen hatte Kelley sofort bei Duncan Mitchell angerufen, weil er eine gute Gelegenheit witterte, den Mann an der Spitze des großen Versicherungsimperiums auf sich aufmerksam zu machen. Duncan Mitchell war der Direktor der CMV sowie der Leiter verschiedener anderer Einrichtungen in der Gesundheitspflege und mehrerer Krankenhausverwaltungsgesellschaften im Süden der USA. Bequemerweise befand sich die Zentrale der CMV in Vermont, wo Duncan Mitchell eine Farm besaß. Kelley war vor seinem Anruf sehr nervös gewesen, weil er keine Ahnung hatte, wie Mitchell reagieren würde. Doch der Direktor war ausgesprochen liebenswürdig gewesen. Kelley hatte den Mann zwar in seinen Vorbereitungen zu einer Reise nach Washington unterbrochen, aber Mitchell hatte ihm trotzdem großzügig angeboten, sich vor dem Flughafengebäude des Burlington Airports mit ihm zu treffen.

Während der Learjet der CMV aufgetankt wurde, lud Mitchell Kelley ein, mit ihm auf dem Rücksitz seiner schwarzen Limousine Platz zu nehmen. Er bot seinem Untergebenen einen Drink aus der Auto-

bar an, doch Kelley lehnte höflich ab.

Duncan Mitchell war ein beeindruckender Mann. Obwohl er bei weitem nicht so groß war wie Kelley, wirkte er sehr mächtig. Er trug einen perfekt sitzenden, klassischen Anzug und eine dazu passende Seidenkrawatte, die von einer goldenen Krawattennadel gehalten wurde. Er hatte italienische Halbschuhe aus dunkelbraunem Krokodilleder an. Kelley stellte sich seinem Vorgesetzten vor und faßte ihm den Inhalt seines Gesprächs mit der Krankenhausverwaltung kurz zusammen; außerdem erwähnte er vorsichtshalber - weil Mitchell es vielleicht nicht wußte -, daß er der Regionalleiter für das Gebiet sei, in dem sich das Städtische Krankenhaus von Bartlet befinde. Doch Mitchell schien über Kelleys Position innerhalb der CMV bestens informiert zu sein.

»Wir wollen dieses Krankenhaus irgendwann einmal kaufen«, sagte Mitchell.

»Das habe ich mir schon gedacht«, erwiderte Kelley. »Unter anderem deswegen wollte ich auch einmal persönlich mit Ihnen reden.«

Mitchell zog ein goldenes Zigarettenetui aus seiner Westentasche. Während er nachdachte, klopfte er die Zigarette gegen die flache Oberfläche des Etuis. »Mit einem solchen Landkrankenhaus kann man jede Menge Profit machen«, sagte Mitchell. »Vorausgesetzt natürlich, daß die Geschäftsleitung sorgfältig arbeitet.«

»Da kann ich Ihnen nur zustimmen«, sagte Kelley schnell. »Worüber genau möchten Sie mit mir sprechen?« fragte Mitchell.

»Über zwei Dinge«, antwortete Kelley. »Zum einen möchte ich mit Ihnen über ein Bonuspunkte-System reden, welches das Krankenhaus einführen will, um die Anzahl der stationären Patienten zu senken; das System soll so ähnlich funktionieren wie in unseren eigenen Krankenhäusern.«

»Und worum geht es bei Ihrem zweiten Anliegen?« fragte Mitchell, während er den Rauch seiner Zigarette gegen die Decke der Limousine blies.

»Einer unserer CMV-Ärzte verhält sich in letzter Zeit ziemlich eigenartig, wenn bei seinen Patienten nach Operationen Probleme auftreten«, sagte Kelley. »Er erzählt dann zum Beispiel, daß er nicht die

Schuld für die Komplikationen trage und daß mit dem Krankenhaus irgend etwas nicht stimme.«

»War er schon mal in psychiatrischer Behandlung?« fragte Mitchell.

»Nein, soweit ich weiß, nicht«, erwiderte Kelley. »Was den ersten Punkt betrifft - die Klinik soll ihr Bonus-System von mir aus bekommen! Zum jetzigen Zeitpunkt kann uns die Bilanz des Krankenhauses egal sein.«

»Gut. Und was machen wir mit dem Arzt?« fragte Kelley. »Irgend etwas muß geschehen«, stellte Mitchell fest. »Ein solches Benehmen können wir nicht durchgehen lassen.«

»Was schlagen Sie vor?« fragte Kelley. »Tun Sie, was Sie für richtig halten«, erwiderte Mitchell. »Die Einzelheiten überlasse ich Ihnen. Wenn man an der Spitze eines so großen Unternehmens wie der CMV steht, gehört es zu den Führungsqualitäten eines Managers, genau zu wissen, wann man Verantwortung auf andere übertragen sollte. Dies ist eine solche Situation.«

»Vielen Dank, Mr. Mitchell«, sagte Kelley und war sehr zufrieden. Er hatte deutlich herausgehört, daß ihm gerade das Vertrauen ausgesprochen worden war. Bestens gelaunt kletterte Kelley aus der Limousine und ging zu seinem Ferrari zurück. Als er am Flughafen vorbeifuhr, sah er aus dem Augenwinkel heraus, wie Mitchell aus seinem Wagen stieg und auf das CMV-Flugzeug zusteuerte.

»Eines Tages werde *ich* dieses Flugzeug benutzen«, schwor sich Kelley.

Kapitel 7

Mittwoch, 30. Juni

Im Boston City Hospital veranstalteten sowohl die Abteilung für innere Medizin als auch die Pathologie eine kleine, ungezwungene Feier für die Ärzte, die ihre Fachausbildung und Assistenzzeit beendet hatten. Doch nachdem David und Angela ihre Zeugnisse entgegengenommen hatten, gingen sie nicht zu einer der Partys, die am Nachmittag steigen sollten, sondern die beiden eilten sofort nach Hause. Sie wollten noch am gleichen Tag nach Vermont fahren, um in dem hübschen Städtchen Bartlet ihr neues Haus zu beziehen und so schnell wie möglich mit der neuen Arbeit beginnen. »Bist du aufgeregt?« fragte David seine Tochter. »Ja, weil ich Rusty nachher wiedersehe«, verkündete Nikki.

Für den Umzug hatten sich die Wilsons einen Kleinlaster geliehen. Obwohl ihre Wohnung sehr klein war, mußten sie etliche Male die Treppen rauf- und runterlaufen, bis sie ihren gesamten Hausstand auf die zwei Fahrzeuge verteilt hatten. Als alles eingeladen war, stieg Angela in den Kombi, während David in den geliehenen Laster kletterte. Nikki beschloß, die erste Hälfte der Strecke bei ihrem Vater mitzufahren.

Südlich der Grenze zu New Hampshire hielten sie an, um zu Mittag zu essen. Da sie aber so schnell wie möglich in Bartlet ankommen wollten, hielten sie sich nicht lange auf.

»Ich bin ja so glücklich, daß wir uns endlich von dieser Großstadt mit all ihrer Hektik und Kriminalität verabschiedet haben«, sagte Angela, als sie das Restaurant verließen und auf die beiden Autos zugenugen. »Im Moment glaube ich, daß ich nie im Leben dorthin zurückgehen möchte.«

»Ich weiß nicht recht«, witzelte David. »Ich glaube, ich werde die heulenden Sirenen und die Ballereien ganz schön vermissen! Das Splittern von Glas oder die ständigen Hilfeschreie werden mir abge-

hen! Das Leben auf dem Land ist doch total langweilig.«

Für den Rest des Weges leistete Nikki ihrer Mutter Gesellschaft.

Je weiter sie nach Norden kamen, desto besser wurde das Wetter. In Boston war es heiß, drückend und diesig gewesen. Als sie die Grenze nach Vermont überquerten, war die Temperatur angenehm, und die Luft war klar und weniger feucht.

In der allgemeinen Hitze des frühen Sommers wirkte Bartlet wie eine ruhige Oase. Blumenkästen schmückten beinahe jedes Fensterbrett. Als die Wilsons langsam durch die Stadt rollten, waren auf den Straßen nur wenige Menschen zu sehen. Offenbar machten die meisten Bewohner gerade ein Nickerchen.

»Können wir nicht kurz anhalten und Rusty abholen?« fragte Nikki, als sie sich dem Haushaltswarengeschäft von Mr. Staley näherten.

»Jetzt nicht, Nikki. Wir wollen uns doch zuerst mal ein bißchen häuslich einrichten«, sagte Angela. »Außerdem müssen wir erst eine kleine Hütte bauen, in der sich Rusty aufhalten kann, bis er stubenrein ist.« Schließlich erreichten sie ihr Ziel. David kletterte zuerst aus dem Laster. »Es ist wunderschön«, sagte er. »Aber ich befürchte, daß doch noch einiges repariert werden muß - jedenfalls mehr, als ich ursprünglich gedacht habe.« Angela stellte sich neben ihren Mann und blickte in die gleiche Richtung. Von den dekorativen Verzierungen waren einige vom Gesims abgebrochen. »Darüber mache ich mir keine Sorgen«, sagte sie. »Dafür hab' ich ja schließlich jemanden geheiratet, der geschickt ist und all die Arbeiten rund ums Haus erledigen kann.«

David lachte. »Ich seh' schon, daß es noch einiger Anstrengungen bedarf, dich endlich von meiner Untauglichkeit zu überzeugen.«

»Und ich hoffe weiterhin auf ein Wunder«, scherzte Angela.

Sie öffneten die Tür und traten ein. Ohne Möbel sah das Haus von innen ganz anders aus. Als sie es vor ein paar Wochen besichtigt hatten, hatten noch alle Besitztümer der Familie Hodges in dem Haus gestanden. »Ich hab' das Gefühl, in einem riesigen Tanzsaal zu stehen«, sagte David.

»Hier gibt es sogar ein Echo«, rief Nikki und schrie ein lautes »Hallo« in den Raum. Gleich darauf hallte das Wort von den Wänden

zurück.

»Wenn man in seinem eigenen Haus ein Echo hören kann, dann hat man wohl den richtigen Platz im Leben gefunden«, sagte David und bemühte sich um einen englischen Akzent.

Er hatte beinahe schon wieder vergessen, wie riesig ihr neues Haus war - vor allem, wenn er es mit ihrem Apartment in Boston verglich. Von ein paar einzelnen Möbeln abgesehen, die Clara Hodges vereinbarungsgemäß zurückgelassen hatte, war das Haus leer; nur in der Küche standen noch ein Tisch und ein Stuhl. In der Diele vor der prachtvollen Haupttreppe hing ein Kronleuchter. Links von der Diele befanden sich die Bibliothek und das Eßzimmer, rechts ging es in ein großes Wohnzimmer. Über einen Flur gelangte man in eine geräumige alte Bauernküche, die sich über den gesamten hinteren Teil des Hauses erstreckte. Hinter der Küche lag der zweistöckige Schindeldach-Anbau, der das Haus mit der Scheune verband. In diesem Anbau gab es einen Vorraum mit einem Boden aus Lehm sowie verschiedene Lagerräume und eine Treppe, die in die zweite Etage führte. Im ersten Stockwerk befanden sich auf beiden Seiten des Flures je ein Schlafzimmer und ein dazugehöriges Badezimmer; am Ende des Ganges, direkt über der Küche, war das große Schlafzimmer.

Neben dem großen Schlafzimmer gab es eine weitere Tür, die vom Flur in ein anderes, engeres Treppenhaus führte. Die drei stiegen die schmale Treppe in den zweiten Stock hinauf, wo sich nochmals vier Zimmer befanden, die allerdings nicht geheizt werden konnten. »Hier haben wir wirklich genug Platz«, stellte David fest. »Und in welchem Zimmer soll ich schlafen?« fragte Nikki. »Das darfst du dir aussuchen«, erwiderte Angela. »Dann möchte ich das Zimmer mit dem Blick auf den Froschteich haben«, sagte Nikki.

»Gut - dann mal los«, gab Angela den Befehl. »Wir haben genug getrödelte. Es wird langsam Zeit, die Sachen auszuladen!«

David erwiderte ihre Aufforderung mit einem militärischen Salut.

Da sie bereits wußten, was in welches Zimmer kommen sollte, war ihr Einzug bald erledigt. Als sie fertig waren, blieben David und Angela für einen Moment in der Tür zum Wohnzimmer stehen und betrachteten ihr neues Zuhause.

»Wenn der Anblick unserer Einrichtung nicht so jämmerlich wäre, fände ich es schon richtig nett«, sagte Angela. Der Teppich, der in ihrem Bostoner Apartment von einer Wand zur anderen gereicht hatte, wirkte in der Mitte dieses riesigen Zimmers eher wie eine Fußmatte. Und ihre abgewetzte Couch, die beiden Sessel und der Beistelltisch sahen aus, als hätten sie diese Möbelstücke gerade auf dem Flohmarkt gekauft.

»Das nennt man bescheidene Eleganz«, sagte David. »Eine Minieinrichtung eben. Wenn unser Wohnzimmer im *Architectural Digest* zu sehen wäre, würde bestimmt alle Welt versuchen, unsere Einrichtung zu imitieren.«

»Wann holen wir Rusty ab?« fragte Nikki. »Von mir aus jetzt«, erwiderte David. »Willst du auch mitkommen, Angela?«

»Nein danke, ich bleibe hier und räume weiter auf, vor allem in der Küche.«

»Ich dachte, wir würden heute abend im Iron Horse Inn essen«, sagte David.

»Nein, ich will lieber in unserem neuen Haus essen«, antwortete Angela.

Während David und Nikki unterwegs waren, packte Angela ein paar Kisten mit Küchengeschirr aus und räumte Töpfe, Pfannen, Teller und das Besteck in den Schrank. Danach prüfte sie, wie der Herd funktionierte und schaltete den Kühlschrank ein.

Als Nikki zurückkam, trug sie in ihren Armen einen hinreißenden, kleinen Hund mit Schlappohren und einem zerknitterten Gesicht. Liebevoll drückte sie das zottelige Tier an ihre Brust. Seitdem sie ihn das letzte Mal gesehen hatten, war er ein ganzes Stück gewachsen. Die Pfoten des Hundes waren inzwischen schon so groß wie Nikkis Hände.

»Der wird ganz schön groß werden«, sagte David. Während er zusammen mit Nikki im Vorraum hinter der Küche ein Körbchen für Rusty zurechtmachte, bereitete Angela das Abendessen für Nikki vor. Sie war nicht gerade begeistert darüber, daß sie vor ihren Eltern essen sollte, doch inzwischen war sie viel zu müde, um lange zu protestieren. Nachdem sie gegessen und ihre Atemgymnastik hinter sich

gebracht hatte, fiel sie völlig erschöpft ins Bett; Rusty war ebenso müde und kam in sein Körbchen. »Ich habe noch eine kleine Überraschung für dich«, sagte Angela zu David, nachdem Nikki im Bett war und sie zusammen die Treppe hinunterstiegen. Sie nahm seine Hand und führte ihn in die Küche. Sie öffnete den Kühlschrank und nahm eine Flasche Chardonnay heraus. »Oh!« rief David und warf einen Blick auf das Etikett. »Das ist aber nicht die Billigmarke, die wir sonst immer trinken.«

»Wohl kaum«, erwiderte Angela. Dann griff sie noch einmal in den Kühlschrank und holte einen Teller heraus, der mit einem Tuch bedeckt war. Darunter kamen zwei dicke Kalbskoteletts zum Vorschein.

»Ich glaube, hier hat jemand einen Festschmaus vorbereitet«, sagte David.

»Genauso ist es. Es gibt Salat, Artischocken, wilden Reis und Kalbskoteletts. Und dazu den besten Chardonnay, den ich auftreiben konnte.«

David grillte das Fleisch auf der Terrasse vor der Bibliothek. Dort war an einer Seite eine große Feuerstelle eingerichtet worden. Als er mit dem gegrillten Fleisch ins Haus zurückging, hatte Angela die übrigen Zutaten schon auf dem Eßzimmertisch bereitgestellt. Die Nacht war sanft hereingebrochen; in der Dunkelheit flackerten nur die beiden Kerzen, die in der Mitte des Tisches standen, und erhellten die allernächste Umgebung. Die Unordnung, die ringsherum herrschte, war plötzlich unsichtbar geworden.

David und Angela saßen einander gegenüber am Tisch. Sie sprachen wenig während des Essens; die romantische Atmosphäre ließ sie beide nicht unberührt. Nach dem Essen blieben sie noch eine Weile sitzen und lauschten einer Sinfonie verschiedenster Sommerachtsgeräusche, die durch die geöffneten Fenster hereindrang. Das flackernde Kerzenlicht verbreitete eine sinnliche Stimmung. Sie standen beide gleichzeitig auf. Engumschlungen fanden sie den Weg in das dunkle Wohnzimmer. Während im Hintergrund ein Chor von Grillen zirpte, liebten sie sich zum ersten Mal in ihrem neuen Zuhause.

Der nächste Morgen begann mit einem großen Durcheinander. Als der Hund bellte, weil er gefüttert werden wollte, und gleichzeitig Nikki quengelte, weil sie ihre Lieblingsjeans nicht finden konnte, verlor Angela die Geduld. Von David war keine Hilfe zu erwarten; er suchte verzweifelt nach der Liste, auf der er sich notiert hatte, wo in den Dutzenden von unausgepackten Kisten sich welche Sachen befanden.

»Jetzt reicht's mir aber!« schrie Angela. »Ich will kein Gequengel und kein Bellen mehr hören!« Für einen Augenblick gab sogar Rusty keinen Ton mehr von sich.

»Beruhige dich, Schatz«, sagte David. »Es bringt doch überhaupt nichts, wenn du dich aufregst.«

»Erzähl mir bloß nicht, daß ich mich nicht aufregen soll.« Angela war nicht zu bremsen.

»Ist ja schon gut«, sagte David ganz ruhig. »Ich kümmere mich jetzt erst mal um einen Babysitter.«

»Ich bin kein Baby mehr«, begann Nikki erneut zu quengeln.

»Warum zum Teufel bleibt mir eigentlich nichts erspart?« grummelte Angela vor sich hin und starrte die Zimmerdecke an.

Während David unterwegs war, um Alice Doherty, die ältere Schwester der Maklerin Dorothy Weymouth, abzuholen, beruhigte sich Angela. Auf einmal wußte sie genau, daß es ein Fehler gewesen war, ihren Arbeitgebern zu sagen, daß sie die neuen Stellen schon am ersten Juli antreten wollten. Ein paar freie Tage wären kein Luxus gewesen, und sie hätten sich in aller Ruhe in ihrem neuen Haus einrichten können.

In der angespannten Situation erschien Alice wie ein Geschenk des Himmels. Mit ihrem warmherzigen und liebevollen Gesicht, ihren funkelnden Augen und den schneeweißen Haaren wirkte sie richtig großmütterlich. Für eine Frau von neunundsiebzig Jahren war sie erstaunlich agil; sie strotzte nur so vor Energie. Gleichzeitig war sie mitfühlend und geduldig - zwei Eigenschaften, die für die Betreuung eines chronisch kranken und so eigenwilligen Kindes wie Nikki Voraussetzung waren. Am wichtigsten aber war, daß Alice den Hund mochte; nicht zuletzt deshalb schloß Nikki die alte Frau sofort ins

Herz. Als erstes zeigte Angela ihr, wie sie Nikki bei ihrer Atemtherapie helfen mußte. Es war sehr wichtig, daß Alice genau Bescheid wußte; zum Glück begriff sie schnell, wie die Behandlung richtig ausgeführt wurde. »Machen Sie sich keine Sorgen«, rief Alice hinter David und Angela her, als die beiden gingen. Nikki hielt Rusty auf dem Arm und winkte ihren Eltern zum Abschied mit der Pfote des Hundes.

»Ich fahre mit dem Fahrrad zum Krankenhaus«, verkündete David, als er mit Angela im Hof stand. »Meinst du das im Ernst?« fragte Angela. »Ja, auf jeden Fall«, erwiderte David. »Na dann, viel Spaß!« sagte Angela, als sie in den Volvo stieg und den Motor startete. Sie ließ den Wagen langsam die lange Auffahrt hinunterrollen, winkte David noch einmal zu und bog dann nach rechts in Richtung Stadtzentrum ab.

Angela war überzeugt davon, daß sie ihren Job beherrschte, doch an diesem Morgen war sie nervös, denn immerhin trat sie nun ihre erste richtige Stelle an. Sie nahm ihren ganzen Mut zusammen, rief sich in Erinnerung, daß wahrscheinlich jeder vor dem ersten Tag in einem neuen Job ein wenig Bammel hatte, und meldete sich im Büro von Michael Caldwell. Caldwell führte Angela sofort zu der Krankenhausleiterin Helen Beaton und stellte die beiden einander vor. Helen unterhielt sich gerade mit Dr. Delbert Cantor, dem Chef der medizinischen Abteilung, doch sie unterbrach ihr Gespräch, um Angela willkommen zu heißen. Sie bat die neue Mitarbeiterin in ihr Büro und machte sie auch gleich mit Dr. Cantor bekannt.

Während Angela Dr. Cantor zur Begrüßung die Hand reichte, musterte dieser seine neue Kollegin unverfroren von Kopf bis Fuß. Angela hatte sich an ihrem ersten Tag besonders schick gemacht und ihr bestes Seidenkostüm angezogen. »Oh, Mann!« staunte Cantor. »Die paar Mädchen, die mit mir zusammen Medizin studiert haben, sahen etwas anders aus als Sie! Um ehrlich zu sein - es waren lauter häßliche Wachteln!« Er lachte herzlich über seine eigenen Worte.

Angela lächelte ihn an. Am liebsten hätte sie ihm geantwortet, daß die Situation in ihrem Semester genau umgekehrt gewesen war, daß nämlich die wenigen Männer allesamt häßliche Kerle gewesen wa-

ren, doch sie hielt ihre Zunge im Zäum. Ihr spontanes Urteil über Dr. Cantor stand allerdings fest: Er war ein Widerling und eindeutig einer der Anhänger der alten Schule, die immer noch nicht damit zu recht kamen, daß inzwischen auch Frauen in die abgehobene Welt der Mediziner vorgedrungen waren. »Wir freuen uns wirklich, daß Sie sich für Bartlet und für unser Krankenhaus entschieden haben«, sagte Helen, während sie Angela und Caldwell zur Tür begleitete. »Ich bin davon überzeugt, daß Ihre Arbeit hier Sie zwar herausfordern, aber auch zufriedenstellen wird.« Sie verließen den Verwaltungstrakt und betraten das klinische Labor. Als Dr. Wadley, der Chef-Pathologe, seine neue Mitarbeiterin erblickte, sprang er sofort von seinem Stuhl auf und umarmte Angela, als sei sie eine alte Bekannte. »Willkommen in unserem Team«, sagte Dr. Wadley, während er aufmunternd lächelte und Angela weiterhin am Arm festhielt. »Ich freue mich schon seit Wochen auf diesen Tag.«

»Ich verschwinde dann mal«, schaltete Caldwell sich ein. »Wie ich sehe, sind Sie hier bestens aufgehoben.«

»Sie haben dem Krankenhaus einen großen Dienst erwiesen, indem Sie diese talentierte Pathologin eingestellt haben«, sagte Wadley zu Caldwell. »Einen Mann wie Sie kann man weiterempfehlen!« Caldwell strahlte.

»Ein netter Mann«, sagte Wadley und sah Caldwell nach, als er das Labor verließ.

Angela nickte, doch in Gedanken beschäftigte sie sich mit Dr. Wadley. Ihr war sofort wieder die Ähnlichkeit mit ihrem Vater aufgefallen, doch diesmal hatte sie auch bemerkt, daß er eigentlich ganz anders war. Im Vergleich zu dem unnahbaren und zurückhaltenden Verhalten ihres Vaters legte Wadley einen überschwenglichen Eifer an den Tag. Angela fühlte sich geschmeichelt, weil Wadley sie so herzlich begrüßt hatte. Zumindest hatte er ihr damit schon an ihrem ersten Arbeitstag das Gefühl vermittelt, daß sie gebraucht wurde.

»Und jetzt eins nach dem anderen«, sagte Dr. Wadley und rieb sich die Hände. Wie bei einem Kind leuchteten seine grünen Augen vor Aufregung. »Zuerst zeige ich Ihnen Ihr Büro.«

Er öffnete eine Tür, die sein eigenes Büro mit dem frisch renovier-

ten Nebenraum verband. Der Raum war ganz in weiß gehalten; die Wände, der Schreibtisch, alles war strahlend weiß gestrichen worden. »Gefällt Ihnen das Zimmer?« fragte Dr. Wadley. »Es ist wunderschön«, antwortete Angela. Wadley zeigte auf die Verbindungstür und sagte: »Diese Tür steht immer offen - und zwar sowohl im wörtlichen als auch im übertragenen Sinn.«

»Schön«, erwiderte Angela.

»Und jetzt führe ich Sie noch einmal durch das Labor. Sie haben zwar alles schon mal gesehen - aber ich muß Sie ja noch mit Ihren neuen Kollegen bekannt machen.« Bevor sie losgingen, nahm er einen frisch gestärkten, weißen Kittel von einem Haken und zog ihn an. In der nächsten Viertelstunde wurde Angela so vielen Kollegen vorgestellt, daß sie sich kaum deren Namen merken konnte. Nachdem sie ihren Rundgang beendet hatten, blieben sie in einem fensterlosen Raum neben der mikrobiologischen Abteilung stehen. In diesem Zimmer arbeitete Dr. Paul Darnell, einer der neuen Kollegen Angelas.

Darnell sah vollkommen anders aus als Dr. Wadley: Er war klein und trug einen zerknitterten Kittel, der mit Färbemittelflecken übersät war, die wohl bei dem in der Pathologie üblichen Präparieren von Gewebeproben entstanden waren. Ansonsten schien er zwar ganz nett zu sein, wirkte aber eher unauffällig und zurückhaltend und war insgesamt beinahe das genaue Gegenteil des freundlichen und extrovertierten Dr. Wadley.

Schließlich geleitete Wadley seine neue Mitarbeiterin zurück in sein Büro, wo er sie über ihre Aufgaben und Pflichten aufklärte: »Ich werde eine der besten Pathologinnen aus Ihnen machen, die unser Land je gesehen hat«, versprach er Angela, beflügelt von der echten Begeisterung eines Mentors für seine neue Schülerin.

David hatte seine neun Kilometer weite Fahrt mit dem Fahrrad in vollen Zügen genossen. Er hatte die herrlich frische und kühle Morgenluft tief eingeatmet und sich an der bunten Vogelwelt erfreut. Die Vielartigkeit der Vögel hatte all seine Erwartungen übertroffen; am Wegesrand hatte er sogar ein paar Kolibris entdeckt. Als er dann ü-

ber den Roaring River geradelt war, hatte er zur Krönung auch noch einige Rehe erblickt, die gerade über eine taufeuchte Wiese huschten.

David traf eine Viertelstunde zu früh ein und mußte noch bis kurz vor neun auf Charles Kelley warten. »Sie scheinen ja hoch motiviert zu sein!« begrüßte Kelley ihn, als er sah, daß David bereits im Wartezimmer der CMV saß und Zeitschriften durchblätterte. »Kommen Sie herein!«

David folgte Kelley in dessen Büro, wo er noch ein paar Formulare ausfüllen mußte. »Sie steigen bei uns in ein echtes Eliteteam ein«, sagte Kelley. »Die Arbeit wird Ihnen gefallen: Die Ausstattung ist erstklassig, und Ihre Kollegen sind alle hervorragend ausgebildet. Was kann man mehr verlangen?«

»Da fällt mir auch nichts ein«, erwiderte David. Als die Formalien erledigt waren und Kelley David noch über einige Grundregeln aufgeklärt hatte, gingen die beiden gemeinsam zu den Praxisräumen hinüber, in denen David künftig arbeiten sollte. Vor der Tür blieb David kurz stehen, um sein Namensschild zu bewundern. Er war überrascht, über seinem eigenen Schild den Namen »Dr. Kevin Yansen« zu lesen.

»Sind wir hier in den gleichen Räumen wie damals?« fragte David mit gedämpfter Stimme. In dem Wartezimmer saßen sechs Patienten.

»Ja, genau hier waren wir auch bei Ihrem letzten Besuch«, erwiderte Kelley. Dann klopfte er an die Spiegelwand, die sofort geöffnet wurde, und machte David mit der Sekretärin bekannt, die er sich künftig mit Dr. Yansen teilen sollte.

»Nett, Sie kennenzulernen«, sagte Anne Withington mit starkem Südbostoner Akzent und ließ so laut eine Kaugummiblaste zerplatzen, daß David zusammenzuckte. »Kommen Sie, wir gehen in Ihr Büro«, sagte Kelley. Über die Schulter rief er Anne noch zu, Dr. Yansen doch zwischen zwei Patienten abzufangen und ihn vorbeizuschicken, damit er seinen neuen Kollegen begrüßen könne.

David war verwirrt.

Er folgte Kelley in das Büro, das bei seinem letzten Besuch noch Dr. Portland gehört hatte. Der Raum war frisch renoviert worden: Die Wände waren hellgrau gestrichen, und es war ein neuer, grau-

grüner Teppichboden verlegt worden.

»Wie finden Sie Ihr Büro?« fragte Kelley. »Es ist sehr schön«, antwortete David. »Aber wo ist denn Dr. Portland geblieben?«

Noch bevor Kelley antworten konnte, stand Dr. Yansen in der Tür und streckte David die Hand entgegen. Ohne Kelley zu beachten, stellte er sich seinem neuen Kollegen selbst vor und bot David sofort an, ihn Kevin zu nennen. Dann klopfte er David kumpelhaft auf die Schulter und sagte: »Herzlich willkommen in unserer Mannschaft! Spielst du Basketball oder Tennis?«

»Beides ein bißchen«, antwortete David. »Aber in der letzten Zeit bin ich leider nicht oft dazu gekommen.«

»Wir werden dich schon wieder auf Trab bringen«, sagte Kevin.

»Bist du Orthopäde?« fragte David nun und sah sich seinen Kollegen etwas genauer an. Er war breit gebaut und hatte einen leicht aggressiven Gesichtsausdruck. Auf seiner etwas gebogenen Nase trug er eine Brille mit dicken Gläsern. Er war zehn Zentimeter kleiner als David; neben dem riesigen Kelley wirkte er geradezu wie ein Zwerg.

»Ich - ein Orthopäde?« fragte Kevin mit einem verächtlichen Lachen. »Wohl kaum! Ich habe es mit einem ganz anderen Teil des Körpers zu tun. Ich bin Augenarzt.«

»Und wo ist Dr. Portland?« wiederholte David nun seine Frage.

Kevin sah zu Kelley hinüber. »Haben Sie's ihm noch nicht gesagt?«

»Dazu bin ich noch nicht gekommen.« Kelley machte eine Geste der Entschuldigung. »Er hat doch gerade erst seinen Dienst angetreten.«

»Leider ist Dr. Portland nicht mehr bei uns«, erklärte Kevin nun.

»Hat er die Klinik verlassen?« fragte David. »So kann man es auch nennen«, erwiderte Kevin mit einem trockenen Lachen.

»Dr. Portland hat im Mai Selbstmord begangen«, klärte Kelley ihn auf.

»Und zwar hier, in diesem Raum«, fügte Kevin hinzu. »Er saß dort am Schreibtisch.« Er zeigte auf den Schreibtisch und imitierte mit seiner Hand eine Pistole; sein Zeigefinger war gegen seine Stirn gerichtet. »Bum! Portland hat sich direkt in die Stirn geschossen, und

die Kugel ist hinten wieder rausgekommen. Deshalb mußten die Wände frisch gestrichen und ein neuer Teppich verlegt werden.«

David's Mund war plötzlich wie ausgetrocknet. Er starrte die leere Wand hinter dem Schreibtisch an und bemühte sich, nicht daran zu denken, wie diese wohl nach dem schrecklichen Ereignis ausgesehen haben mußte. »Wie furchtbar!« sagte er. »War Dr. Portland verheiratet?«

»Leider ja«, antwortete Dr. Yansen und nickte. »Er hinterläßt eine Frau und zwei kleine Jungen. Es ist wirklich eine Tragödie. Ich habe schon seit längerem geahnt, daß irgend etwas mit ihm nicht stimmte. Wie aus heiterem Himmel ist er eines Sonntagmorgens nicht zum Basketball erschienen und hat dann nie wieder an unserem Training teilgenommen.«

»Als ich ihn zum letzten Mal gesehen habe, wirkte er krank«, sagte David. »Wissen Sie, was er hatte? Er war doch total abgemagert.«

»Depressionen«, antwortete Kelley. David seufzte. »Mein Gott, so etwas kann jeden treffen.«

»Wollen wir vielleicht lieber über ein angenehmeres Thema sprechen«, sagte Kelley, nachdem er sich vernehmlich geräuspert hatte. »Ich habe Sie nämlich beim Wort genommen, Dr. Wilson. Wir haben die ersten Ihrer neuen Patienten schon für heute morgen herbestellt. Sind Sie bereit?«

»Auf jeden Fall«, erwiderte David.

Kevin wünschte David alles Gute und ging zurück in eines der Untersuchungszimmer. Kelley machte David als nächstes mit seiner künftigen Arzthelferin, Susan Beardslee, bekannt. Susan war Mitte zwanzig und eine attraktive Frau mit dunklem, kurz geschnittenem Haar, das ihr hübsches Gesicht umrahmte. Mit ihrer lebendigen und fröhlichen Art war sie David sofort sympathisch. »Ihre erste Patientin wartet schon im Untersuchungszimmer auf Sie«, sagte Susan aufmunternd und reichte David einen Patientenbogen. »Wenn Sie mich brauchen, drücken Sie bitte einfach auf den Knopf der Sprechanlage. Ich bitte inzwischen schon einmal den nächsten Patienten herein.« Mit diesen Worten verschwand sie in dem anderen Sprechzimmer.

»Ich sollte Sie nun wohl besser allein lassen«, sagte Kelley. »Viel Glück, David. Wenn Sie Fragen oder Probleme haben - lassen Sie's mich wissen!«

David warf einen Blick in die Akte seiner ersten Patientin. Sie hieß Marjorie Kleber und war neununddreißig Jahre alt. Heute vormittag war sie gekommen, weil sie Schmerzen in der Brust hatte. David wollte schon an die Tür zum Untersuchungszimmer klopfen, als sein Blick noch einmal auf die Zusammenfassung der Krankengeschichte von Mrs. Kleber fiel: Vor vier Jahren, mit fünfunddreißig, hatte man bei ihr Brustkrebs diagnostiziert; sie war operiert worden und hatte danach eine Chemotherapie sowie mehrere Bestrahlungsbehandlungen über sich ergehen lassen. Als der Krebs entdeckt wurde, hatte er bereits die Lymphknoten befallen.

Schnell überflog David die restlichen Notizen. Er war ein wenig beunruhigt und brauchte noch einen Augenblick, um sich innerlich auf die Patientin vorzubereiten. Es war ein harter Brocken, mit dem er da seine Laufbahn als Arzt beginnen sollte: Brustkrebs, der bereits an anderen Stellen des Körpers Metastasen gestreut hatte, war eine Krankheit, die man nicht ernst genug nehmen konnte. Glücklicherweise hatte sich Marjorie nach ihrer Behandlung gut erholt.

David klopfte nun an die Tür und betrat das Behandlungszimmer. Marjorie Kleber trug bereits einen Untersuchungskittel. Sie sah David mit ihren traurigen, intelligenten Kulleraugen an; mit ihrem liebevollen Lächeln gewann sie sofort sein Herz.

David stellte sich seiner Patientin vor und wollte sie schon nach ihren momentanen Beschwerden fragen, als Mrs. Kleber noch einmal nach seiner Hand griff. Sie drückte sie freundschaftlich und preßte sie unterhalb des Halses gegen ihre Brust.

»Ich danke Ihnen, daß Sie nach Bartlet gekommen sind«, sagte sie. »Sie können sich gar nicht vorstellen, wie sehr ich mir gewünscht habe, daß jemand wie Sie zu uns nach Bartlet kommt. Ich bin wirklich überglücklich.«

»Das freut mich sehr, vielen Dank«, stammelte David. »Bevor Sie hergekommen sind, mußte ich bis zu vier Wochen auf einen Termin warten«, sagte Marjorie und ließ Davids Hand los. »Das ist schon

lange Zeit so - das heißt, natürlich erst, seitdem unsere Schule ihre Mitarbeiter bei der CMV versichert hat. Und jedes Mal hat mich ein anderer Arzt behandelt. Aber jetzt hat man mir versichert, daß nur Sie für mich zuständig sind, und das finde ich unheimlich beruhigend.«

»Ich freue mich auch darüber, daß ich ab heute Ihr Arzt bin«, sagte David.

»Manchmal habe ich regelrecht Angst gekriegt, wenn ich vier Wochen lang warten mußte«, fuhr Marjorie fort. »Im vergangenen Winter zum Beispiel hatte ich eine ganz schlimme Grippe und dachte schon, es wäre eine Lungenentzündung. Als der Arzt dann irgendwann endlich Zeit hatte, mich zu untersuchen, hatte ich das Schlimmste zum Glück schon überstanden.«

»Vielleicht hätten Sie sich gleich an die Notaufnahmestation wenden sollen«, bemerkte David. »Ich wünschte, das hätte ich tun können«, erwiderte Marjorie. »Aber wer bei der CMV versichert ist, darf sich dort nicht behandeln lassen. Im vorletzten Winter bin ich einmal in der Notaufnahme gewesen; und dann hat sich die CMV prompt geweigert, die Rechnung zu bezahlen, bloß weil sich herausgestellt hat, daß ich nur eine Grippe hatte. Wenn man keine lebensbedrohlichen Symptome hat, muß man zuerst die Praxis eines CMV-Arztes aufsuchen. Und ohne dessen Zustimmung darf ich mich in der Notaufnahme nicht behandeln lassen. Wenn ich es trotzdem tue, muß ich die Behandlung aus eigener Tasche bezahlen.«

»Aber das ist doch vollkommen absurd«, empörte sich David. »Wie soll denn ein Patient im voraus wissen, ob seine Beschwerden lebensbedrohlich sind?« Marjorie zuckte mit den Schultern. »Die gleiche Frage habe ich der CMV auch gestellt, und sie haben mir keine vernünftige Antwort geben können. Sie haben nur stur ihre Vorschrift wiederholt. Nun ja, wie dem auch sei - ich bin jedenfalls froh, daß Sie jetzt hier sind. Wenn ich Probleme habe, werde ich in Zukunft bei Ihnen anrufen.«

»Ja, tun Sie das auf jeden Fall«, erwiderte David. »Und jetzt habe ich ein paar Fragen an Sie. Wer ist für Ihre Krebsnachsorge-Behandlung zuständig?«

»Sie, nehme ich an«, antwortete Marjorie. »Sie gehen nicht zu einem Onkologen?« fragte David. »Die CMV beschäftigt keinen Onkologen. Ich soll mich routinemäßig von Ihnen untersuchen lassen und den in Bartlet ansässigen Onkologen, Dr. Mieslich, nur dann aufsuchen, wenn Sie es für nötig befinden. Dr. Mieslich ist kein CMV-Arzt. Deshalb darf ich nur zu ihm gehen, wenn Sie mich überweisen.«

David nickte und dachte, daß er wohl erst im Laufe der Zeit so richtig begreifen würde, was er als CMV-Arzt alles zu berücksichtigen hatte. Außerdem wurde ihm klar, daß er viel Zeit darauf verwenden mußte, die Krankengeschichte von Marjorie bis ins kleinste Detail zu studieren. In den folgenden fünfzehn Minuten beschäftigte er sich eingehend mit den Schmerzen, die Marjorie in der Brust verspürte. Während er sie ausgiebig abhorchte und sie tief einatmen ließ, fragte er Marjorie, was sie beruflich tue. »Ich bin Grundschullehrerin«, antwortete sie. »Und welche Klasse unterrichten Sie?« fragte David. Er legte das Stethoskop zur Seite und begann mit den Vorbereitungen für ein EKG.

»Die dritte Klasse«, erwiderte Marjorie stolz. »Ich habe jahrelang in der zweiten Klasse unterrichtet, aber die dritte Klasse macht mir mehr Spaß. Die Kinder blühen in diesem Alter richtig auf.«

»Meine Tochter wird ab Herbst in die dritte Klasse gehen«, sagte David.

»Wie schön«, rief Marjorie begeistert. »Dann wird sie bei mir landen.«

»Haben Sie auch eine Familie?«

»Aber ja! Lloyd, mein Mann, arbeitet in der Software-Firma. Er ist Programmierer. Wir haben zwei Kinder; der Junge geht zur High School, und das Mädchen ist in der sechsten Klasse.« Eine halbe Stunde später war David überzeugt, daß er Marjorie beruhigen konnte. Er versicherte ihr, daß ihre Brustschmerzen nichts Ernstes bedeuteten und daß sie weder etwas mit ihrem Herzen noch mit dem Krebs zu tun hatten; damit konnte er ihre schlimmsten Befürchtungen zerstreuen. Bevor David das Zimmer verließ, dankte sie ihm nochmals überschwenglich dafür, daß er nach Bartlet gekommen war.

David zog sich für einen Moment in sein Privatbüro zurück und fühlte sich rundum glücklich. Wenn all seine Patienten so warmherzig und dankbar wären wie Marjorie, dann gab es keinen Zweifel mehr daran, daß ihm in Bartlet tatsächlich eine vielversprechende Karriere bevorstand. Er legte Marjories Akte auf seinen Schreibtisch, um sie später noch einmal genau durchzugehen. Die Akte seines nächsten Patienten ließ ihn leise stöhnen. Die zusammengefaßte Diagnose lautete: Leukämie, die mit einer massiven Chemotherapie behandelt worden war. Auch sein zweiter Patient schien ein schwieriger Fall zu sein, der ihm eine Menge »Hausaufgaben« einbringen würde. Sein Name war John Tarlow. Er war achtundvierzig und seit dreieinhalb Jahren in Behandlung. David ging in den anderen Untersuchungsraum und begrüßte John Tarlow. John war ein adretter und freundlicher Mann, dessen Gesicht - genau wie Marjories - Intelligenz und Wärme ausstrahlte. Trotz seiner komplizierten Krankengeschichte ließen sich die Schlafstörungen, unter denen John zur Zeit litt, leichter und schneller behandeln als die Brustschmerzen von Marjorie. Nach einer kurzen Unterhaltung war David klar, daß Johns Probleme eine verständliche psychische Reaktion waren; in seiner Familie hatte es kürzlich einen Todesfall gegeben. David verschrieb ihm ein leichtes Schlafmittel, mit dessen Hilfe John wieder durchschlafen würde.

Nachdem sein zweiter Patient gegangen war, legte David auch dessen Unterlagen auf seinen Schreibtisch, um sie später noch einmal durchzusehen. Dann suchte er Susan und fand sie in dem winzigen Labor, in dem einfache Routinetests durchgeführt wurden.

»Kommen eigentlich viele Krebspatienten in diese Praxis?« fragte David zögernd.

Er bewunderte seine Kollegen, die sich für das Spezialgebiet der Onkologie entschieden hatten. Von sich selbst wußte er jedoch nur zu gut, daß er für diesen Bereich nicht geeignet war. Deshalb hatte es ihm auch ein etwas beklemmendes Gefühl verursacht, daß gleich seine beiden ersten Patienten an Krebs litten.

Susan versicherte ihm, daß er nur wenige Krebspatienten zu betreuen habe. Und als David dann die Unterlagen seines nächsten Patien-

ten ansah, war er beruhigt. Diesmal hatte er es nicht mit Krebs zu tun, sondern mit Diabetes. Der Vormittag verging wie im Flug, und David war sehr zufrieden mit seinen Patienten. Sie waren alle nett gewesen und hatten aufmerksam zugehört, was David ihnen zu sagen hatte. Außerdem hatten sie versichert, daß sie seine Ratschläge befolgen wollten, was ihm im Vergleich zu seinen ehemaligen Patienten in Boston angenehm überraschte; die hatten seine Empfehlungen meistens einfach ignoriert. An diesem Morgen hatte David noch mehrere Male zu hören bekommen, wie sehr sich seine Patienten darüber freuten, daß er nach Bartlet gekommen war. Sie hatten sich zwar nicht ganz so euphorisch geäußert wie Marjorie, doch sie hatten ihm einen schönen Empfang bereitet.

In der Mittagspause traf er sich mit Angela in der Cafeteria, die von freiwilligen Helfern betrieben wurde. »Dr. Wadley ist absolut klasse«, sagte Angela. »Er ist sehr hilfsbereit und legt großen Wert darauf, seine Mitarbeiter gut auszubilden. Je besser ich ihn kennenlerne, desto weniger erinnert er mich an meinen Vater. Dr. Wadley ist viel offener, als mein Vater es je sein könnte - er ist total enthusiastisch und richtig liebenswürdig. Heute morgen hat er mich zur Begrüßung sogar umarmt. Mein Vater würde sterben, bevor er so etwas täte.«

David erzählte von den Patienten, die in seine Sprechstunde gekommen waren. Als Angela hörte, wie herzlich Marjorie Kleber ihren Mann willkommen geheißen hatte, war sie ganz gerührt.

»Sie ist Lehrerin und unterrichtet in der dritten Klasse«, fügte David hinzu. »Sie wird also Nikkis Lehrerin sein.«

»Das ist wirklich ein schöner Zufall!« rief Angela. »Ich glaube, sie ist eine wunderbare Lehrerin. Das Problem ist nur, daß sie Brustkrebs hatte, der Metastasen gestreut hat.«

»Oh, wie furchtbar!« murmelte Angela. »Aber es geht ihr gut«, sagte David. »Soweit ich weiß, ist nach ihrer Operation kein weiteres Geschwür aufgetreten. Nachher werde ich mir die Unterlagen nochmal genauer ansehen. Die Arzthelferin meint, es sei reiner Zufall gewesen, daß meine ersten beiden Patienten gleich zwei Krebsfälle waren. Drücken wir die Daumen, daß es wirklich so ist.«

»Ich bin sicher, daß sie recht hat«, munterte Angela ihn auf. Sie

wußte nur zu gut, wie schwer David als angehender Assistenzarzt darunter gelitten hatte, wenn einer der krebskranken Patienten gestorben war. David rückte etwas näher zu Angela und flüsterte: »Hast du die Geschichte über Dr. Portland gehört?« Angela schüttelte ihren Kopf.

»Er hat sich umgebracht«, sagte David. »Er soll sich in meinem Büro erschossen haben.«

»Das ist ja schrecklich!« rief Angela. »Mußt du denn in diesem Zimmer bleiben? Vielleicht kannst du ja auch andere Praxisräume bekommen.«

»Wäre das nicht lächerlich?« erwiderte David. »Was sollte ich denn Kelley erzählen? Daß ich abergläubisch bin, wenn es um Tod oder Selbstmord geht? Das kann ich doch nicht sagen. Außerdem sind inzwischen die Wände gestrichen worden, und es liegt ein neuer Teppich im Zimmer.« David zuckte mit den Schultern. »Damit komme ich schon zurecht.«

»Warum hat er sich denn umgebracht?« fragte Angela. »Depressionen, heißt es«, antwortete David. »Wußte ich's doch«, sagte Angela. »Er sah wirklich depressiv aus. Das hab' ich dir ja das letzte Mal schon gesagt. Erinnerst du dich?«

»Ich habe nie das Gegenteil behauptet«, erwiderte David. »Ich habe lediglich festgestellt, daß er krank aussah. Er muß sich jedenfalls kurz nach unserem Bartlet-Besuch umgebracht haben. Charles Kelley hat gesagt, daß es im Mai passiert ist.«

»Der arme Mann«, sagte Angela. »Hatte er eine Familie?«

»Ja, eine Frau und zwei kleine Jungen.« Angela schüttelte den Kopf. Sie wußte sehr wohl, daß Selbstmord unter Ärzten gar nicht so selten war. Eine ihrer Kolleginnen aus Boston hatte sich ebenfalls umgebracht.

»Reden wir lieber über etwas Angenehmeres«, schlug David vor. »Charles Kelley hat mir erzählt, daß es hier in der Klinik ein Bonus-System gibt, mit dem die Ärzte belohnt werden, die die wenigsten Patienten stationär behandeln lassen. Je weniger Patienten ich ins Krankenhaus einweise, desto mehr Geld bekomme ich. Man kann sogar eine Reise auf die Bahamas gewinnen. Kannst du dir das vor-

stellen?«

»Von so einem System habe ich schon gehört«, sagte Angela. »Die verschiedensten Einrichtungen der Gesundheitspflege arbeiten mit derartigen Tricks, um ihre Kosten zu senken.«

David schüttelte ratlos den Kopf. »All dieser Unsinn über ›rationelles Pflegemanagement‹ oder ›gezielten Wettbewerb‹ macht einen wirklich irre. Ich finde die Begleiterscheinungen dieser Rotstiftpolitik mitunter recht zynisch.«

»Bevor ich es vergesse«, wechselte Angela jetzt das Thema, »Dr. Wadley hat uns für heute abend zu sich nach Hause zum Essen eingeladen. Ich hab' ihm gesagt, daß ich erst mit dir sprechen muß. Was meinst du, sollen wir hingehen?«

»Hast du denn Lust?« fragte David. »Wir haben zwar zu Hause noch eine Menge zu tun, aber ich glaube, wir sollten hingehen. Er ist so nett und so freundlich zu mir gewesen; ich möchte nicht undankbar sein.«

»Und was machen wir mit Nikki?« fragte David. »Das habe ich bereits geklärt«, erwiderte Angela. »Einer der Labortechniker hat mir erzählt, daß Barton Sherwood eine Tochter hat, die zur High School geht und sich nebenbei gelegentlich als Babysitterin ein wenig Geld verdient. Und die Sherwoods sind unsere nächsten Nachbarn. Ich habe das Mädchen schon angerufen, und sie würde heute abend gerne kommen.«

»Glaubst du, daß es Nikki etwas ausmacht, wenn wir weggehen?« fragte David.

»Ich habe sie schon gefragt«, sagte Angela. »Es macht ihr nichts aus. Im Gegenteil - sie freut sich schon auf Karen Sherwood. Karen ist nämlich *Cheerleader* an ihrer High School.«

»Okay, dann nehmen wir die Einladung an«, beendete David das Gespräch.

Um kurz vor sieben klingelte Karen Sherwood an der Tür. David ließ sie herein. Er wäre nie darauf gekommen, daß Karen *Cheerleader* sein könnte. Sie war eine dünne und sehr ruhige, heranwachsende Frau, die unglücklicherweise viel Ähnlichkeit mit ihrem Vater

hatte. Als David sie mit Nikki bekannt machte, war sie immerhin raffiniert genug, sofort hervorzuheben, daß sie in Hunde vernarrt sei - und zwar ganz besonders in kleine Retriever. Während David das Auto fuhr, schminkte sich Angela in Ruhe zu Ende. David fiel auf, daß sie sehr angespannt wirkte. Er versuchte, sie zu beruhigen, indem er ihr sagte, daß der Abend sicher schön werden würde und daß sie phantastisch aussehe. Sie parkten vor dem Haus der Wadleys. Es war zwar nicht so groß wie ihres, aber es befand sich in einem wesentlich besseren Zustand, und der Garten war bestens gepflegt.

»Herzlich willkommen«, sagte Dr. Wadley, als er die Haustür öffnete und die Wilsons begrüßte. Von innen wirkte das Haus noch imposanter als von außen. Alles war mit liebevoller Aufmerksamkeit ausgewählt und der passende Platz dafür gefunden worden. Auf den dicken Orientteppichen standen antike Möbel, und an den Wänden hingen Pastorale aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Gertrude Wadley und ihr zuvorkommender Ehemann waren vollkommen unterschiedliche Persönlichkeiten, so daß man der gängigen Lebensweisheit, nach der Gegensätze sich anziehen, in diesem Fall zustimmen konnte. Mrs. Wadley war eine zurückhaltende, unscheinbare Frau, die wenig zu sagen hatte. Es schien beinahe so, als wäre sie selbst von der vereinnahmenden Persönlichkeit ihres Mannes aufgefressen worden.

Ihre halbwüchsige Tochter Cassandra schien auf den ersten Blick mehr ihrer Mutter zu ähneln, doch im Laufe des Abends ging sie immer mehr aus sich heraus und glich zunehmend ihrem geselligen Vater.

Doch es war Dr. Wadley, der an diesem Abend den Ton angab. Er dozierte über eine ganze Reihe von Themen und schien geradezu abgöttisch in Angela vernarrt zu sein. Irgendwann im Laufe des Abends blickte er sogar andächtig gen Himmel und dankte dem Schicksal dafür, daß man ihm - dank Angelas Ankunft - ein derart leistungsfähiges Team beschert habe.

»Eines ist ja wohl klar«, sagte David, als sie schließlich nach Hause fuhren, »Dr. Wadley ist total begeistert von dir, und das kann ich ihm natürlich nicht übelnehmen.« Angela erwiderte nichts und kuschelte

sich an ihren Mann.

Als sie zu Hause ankamen, begleitete David Karen zunächst über die Felder zum Nachbarhaus, obwohl sie versicherte, daß sie auch allein gehen könne. Angela erwartete David ungeduldig im halbdunklen Wohnzimmer. Diesmal liebten sie sich langsam und zärtlich. Nach dem wilden Rausch der vergangenen Nacht fanden sie es diesmal noch schöner und erfüllender.

Danach lagen sie noch eine Weile engumschlungen auf dem Sofa und lauschten dem Konzert der zirpenden Grillen und der quakenden Frösche.

»Wir haben uns hier in zwei Tagen schon öfter geliebt als in den beiden vergangenen Monaten in Boston«, bemerkte Angela mit einem Seufzer. »Wir hatten ja auch immer nur Streß.«

»Manchmal wünsche ich mir ein zweites Kind«, sagte Angela.

David richtete sich etwas auf, um in der Dunkelheit die Umrisse von Angelas Gesicht erkennen zu können. »Wirklich?« fragte er.

»In einem so großen Haus wie diesem könnten wir einen ganzen Stall voller Kinder großziehen«, erwiderte Angela lachend.

»Aber wir würden sicher wissen wollen, ob das Kind mit Mukoviszidose zur Welt käme. Doch das könnte man ja mit Hilfe einer Amnioskopie frühzeitig feststellen.«

»Ja, das schon«, sagte Angela nun ohne jede Begeisterung. »Aber was würden wir tun, wenn das Ergebnis positiv wäre?«

»Ich weiß es nicht, aber es wäre mir unheimlich«, erwiderte David. »In so einem Fall kann man nur schwer sagen, was richtig und was falsch wäre.«

»Dann halten wir's doch lieber vorerst mit Scarlett O'Hara: ›Morgen ist ein neuer Tag!‹«

Kapitel 8

Sommer in Vermont

Die Tage und Wochen flogen nur so dahin, und plötzlich war der Hochsommer da. Auf dem Feld gegenüber stand das duftende, weiße Korn inzwischen über einen Meter hoch; abends, wenn auf der vorderen Veranda eine leichte Brise wehte, hörte man es leise rascheln. Im Garten waren riesige, tiefrote Tomaten herangereift, und der Apfelbaum neben der Scheune trug Früchte, die so groß waren wie Golfbälle. Während der Mittagszeit schien sich an diesen heißen Augusttagen nichts zu rühren; allein das fortwährende Summen der Zikaden vibrierte in der aufgeheizten Luft.

David und Angela hatten sich gut in ihre neuen Aufgaben eingearbeitet, und sie waren mit ihren Jobs rundum zufrieden. Jeden Tag machten sie neue Erfahrungen, die sie dann während der gemütlichen Abendessen interessiert austauschten.

Rusty hatte immer noch einen Riesenappetit, und es war unglaublich, wie schnell er heranwuchs und wie lebendig er war; seine riesigen Pfoten erschienen nicht mehr ganz so unproportioniert, weil auch der Rest seines Körpers inzwischen größer geworden war. Trotzdem blieb er genauso niedlich, wie er als Hundebaby gewesen war. Niemand konnte an ihm vorbeigehen, ohne ihm über den Kopf zu tätscheln oder ihn hinter seinen goldbraunen Schlappohren zu kraulen.

Auch Nikki schien die neue Umgebung gutzutun. Der Zustand ihrer Atemwege verbesserte sich, ihre Lunge war immer frei. Und sie hatte sogar schon ein paar neue Freunde gefunden. Ihre beste Freundin war Caroline Helmsford; Caroline war zwar ein Jahr älter als Nikki, doch sie war noch sehr klein und litt ebenfalls an Mukoviszidose. Vielleicht lag es an den gemeinsamen Krankheitserfahrungen, daß sich die beiden Mädchen so stark zueinander hingezogen fühlten.

Die Kinder hatten sich zufällig getroffen. Damals, bei ihrem ersten Ausflug nach Bartlet, hatte Dr. Pilsner den Wilsons zwar von Caroli-

ne erzählt, doch sie hatten nie versucht, Kontakt zu dem Mädchen aufzunehmen. Nikki hatte ihre neue Freundin dann irgendwann beim Einkaufen kennengelernt, denn die Eltern von Caroline besaßen ein Lebensmittelgeschäft.

Außerdem freundete Nikki sich mit Arni an, dem Sohn der Familie Yansen. Arni war genauso alt wie Nikki; die Geburtstage der beiden Kinder lagen nur eine Woche auseinander. Arni war seinem Vater sehr ähnlich: Er war klein, stämmig und aggressiv. Doch Nikki kam prima mit ihm aus; die beiden tobten stundenlang in der Scheune und im Hof herum und schienen sich niemals zu langweilen. Sosehr die Wilsons ihre Arbeit auch liebten - die Wochenenden bereiteten ihnen noch mehr Freude. Am Samstag stand David bei Sonnenaufgang auf und besuchte seine Krankenhauspatienten; anschließend spielte er in der Turnhalle der High School mit einigen Kollegen eine Runde Basketball.

Wenn er dann nach Hause kam, gab es immer genügend zu tun. Während sich Angela um die Innenarbeiten kümmerte und fleißig neue Gardinen aufhängte oder alte Möbel ausrangierte, nahm David die Außenarbeiten in Angriff; doch dabei stellte er sich leider noch ungeschickter an, als Angela befürchtet hatte. Zum Glück hatte Mr. Staley Mitleid mit David und erklärte ihm, wie man zerbrochene Fliegenfenster, tropfende Wasserhähne und durchgebrannte Schalter reparierte.

Am Samstag, dem einundzwanzigsten August, stand David wie immer früh auf, kochte sich einen Kaffee und fuhr ins Krankenhaus. Seine Visite war schnell beendet, denn er mußte sich nur um einen einzigen Patienten kümmern, den leukämiekranken John Tarlow. Genau wie die anderen Krebspatienten, die David betreute, hatte John häufig Beschwerden, die stationär behandelt werden mußten. Diesmal lag er im Krankenhaus, weil ihm am Nacken ein Abszeß entfernt worden war; erfreulicherweise ging es ihm schon wieder sehr gut. David ging davon aus, daß er John in den nächsten Tagen entlassen konnte. Nachdem David seinen Patienten versorgt hatte, radelte er wie üblich zur Schule, um mit seinen Kollegen Basketball zu spielen. An diesem Samstag waren mehr Spieler gekommen als

sonst, so daß einige von ihnen am Rand warten mußten, um später mitzuspielen. Als David zum Einsatz kam, merkte er schnell, daß diesmal härter gespielt wurde als gewöhnlich, weil niemand verlieren wollte; die Verlierer schieden nämlich aus und mußten den Rest des Spiels von der Bank aus weiterverfolgen. Der erhöhte Kampfgeist seiner Mitspieler bewirkte bei David, daß auch er selbst härter spielte. Als er zu einem kräftigen Wurf ansetzen wollte, krachte sein Ellbogen mit voller Wucht gegen die Nase von Kevin Yansen. David blieb sofort stehen und drehte sich zu Kevin um, der seine verletzte Nase mit beiden Händen bedeckte. Durch seine Finger hindurch tropfte das Blut auf den Boden. »Kevin!« rief David erschrocken. »Ist alles in Ordnung?«

»Verdammt!« fluchte Kevin leise. »Du Arschloch!«

»Es tut mir leid«, erwiderte David und schämte sich bereits dafür, daß er so hart gespielt hatte. »Laß mich mal sehen.« David ging zu Kevin und wollte behutsam dessen Hände von der verletzten Nase nehmen. »Faß mich bloß nicht an!« raunzte Kevin. »Beruhige dich, alter Kämpfer!« rief Trent Yarborough von der anderen Seite des Spielfeldes. Trent war Chirurg und einer der besten Spieler. Er hatte schon in der Universitäts-Mannschaft von Yale mitgespielt. »Sehen wir uns deinen Kolben mal an. Offen gesagt - ich bin ganz froh, daß es dir endlich mal jemand mit gleicher Münze heimzahlt.«

»Hau ab, du Mistkerl!« fauchte Kevin, nahm aber die Hände herunter. Aus seinem rechten Nasenloch tropfte Blut, und der Nasensattel war nach rechts gebogen. Trent kam näher. »Sieht ganz so aus, als ob dein Zinken gebrochen wäre.«

»Scheiße!«

»Willst du, daß ich ihn dir wieder zurechtbiege?« fragte Trent. »Ich mach' dir 'nen guten Preis.«

»Wollen wir hoffen, daß du immer fleißig in deine Kunstfehler-Versicherung eingezahlt hast«, sagte Kevin. Dann legte er seinen Kopf nach hinten und schloß die Augen. Trent nahm Kevins Nase zwischen seinen Daumen und den Knöchel seines Zeigefingers und rückte sie wieder in die richtige Position. Das laute Krachen ließ alle Anwesenden - und sogar den Chirurgen selbst - kräftig zusammenzu-

cken.

Trent trat einen Schritt zurück, um sein Werk bewundern zu können. »Sieht besser aus als vorher«, sagte er. David fragte Kevin, ob er ihn nach Hause bringen solle, doch Kevin schien noch immer böse auf ihn zu sein und erwiderte, daß er durchaus selber fahren könne. Kevins Position wurde von einem Ersatzmann eingenommen, und das Spiel ging weiter. David blieb noch einen Augenblick stehen und starrte auf die Tür, durch die Kevin verschwunden war. Dann zuckte er zusammen, als ihm plötzlich jemand auf die Schulter klopfte. David drehte sich um und blickte in Trents Gesicht. »Wegen Kevin würde ich mir keine Sorgen machen«, sagte er. »Soviel ich weiß, hat er selber schon zwei Mitspielern das Nasenbein gebrochen. Er ist kein besonders guter Verlierer, aber ansonsten ist er ganz in Ordnung.« Zögernd stieg David wieder in das Spiel ein.

Als David nach Hause kam, warteten Angela und Nikki bereits abfahrbereit auf ihn. Sie waren zu einer Grillparty mit anschließender Übernachtung eingeladen worden. Die Familien Yansen, Yarborough und Young - sie nannten sich »die drei Ys« - hatten eine Holzhütte an einem nahegelegenen See für einen ganzen Monat gemietet. Steve Young arbeitete in Bartlet als Geburtshelfer und Gynäkologe und gehörte ebenfalls dem Basketball-Team an.

»Los, Daddy«, drängelte Nikki ungeduldig. »Wir warten schon eine ganze Weile auf dich.« David warf einen Blick auf seine Uhr. Er hatte tatsächlich länger gespielt als sonst. Schnell rannte er die Treppe hinauf und verschwand kurz unter der Dusche. Eine halbe Stunde später saßen sie im Auto und fuhren los. Der See lag wie eine smaragdgrüne Perle eingebettet in einem üppig bewaldeten Tal, das von zwei Bergmassiven umgeben war. Die Hütte war schön und recht geräumig. In der Mitte des Holzhäuschens lag das Wohnzimmer, in dem sich ein eingemauerter Kamin befand; die Schlafräume, in denen jeweils mehrere Betten standen, waren rund um das Wohnzimmer angeordnet. Entlang der gesamten Vorderseite des Hauses erstreckte sich eine breite Veranda, von der aus man den See überblicken konnte. Eine Holzterasse führte von der Veranda auf eine T-

förmige Anlegestelle, die beinahe zwanzig Meter ins Wasser hineinreichte.

Nikki war mit Arni Yansen sofort im Wald verschwunden, wo dieser seiner Freundin unbedingt eine Baumhütte zeigen wollte. Angela ging in die Küche, um Nancy Yansen, Claire Young und Gayle Yarborough bei den Essensvorbereitungen zu unterstützen. Und David gesellte sich zu den Männern, die es sich mit ein paar Flaschen Bier gemütlich gemacht hatten und nebenbei im Fernsehen ein Spiel der Red Sox verfolgten.

Der Nachmittag schleppte sich träge dahin. Das einzige Übel, das diesen geradezu makellosen Tag etwas trübte, war Kevins Laune. Im Laufe des Nachmittags waren seine Augen blau angeschwollen. Mehr als einmal hatte er David angeblafft und ihm vorgeworfen, daß er ein Tölpel sei und ihn, Kevin, schon des öfteren gefoult habe. Irgendwann nahm David seinen Kollegen beiseite. »Ich habe mich bei dir entschuldigt«, sagte David. »Und ich entschuldige mich noch einmal. Es tut mir leid. Es war ein Versehen, und ich wollte dir bestimmt nicht weh tun.« Kevin starrte David mit einem finsternen Blick an, und der befürchtete schon, daß Kevin ihm die Sache niemals verzeihen würde. Doch dann seufzte Kevin und meinte: »Ist okay, trinken wir noch ein Bier.«

Nach dem Abendessen machten die Erwachsenen es sich an einem großen, runden Tisch gemütlich, während die Kinder versuchten, vom Steg aus Fische zu fangen. Im Westen war der Himmel noch leuchtend rot, und seine prächtige Farbe spiegelte sich auf der Wasseroberfläche wider. Das abendliche Konzert der Frösche, der Grillen und all der übrigen Insekten war schon in vollem Gange. In den länger werdenden Schatten der Bäume schwirrten unzählige Glühwürmchen umher.

Zunächst schwärmten alle von der wunderschönen Umgebung und schätzten sich glücklich, in dem attraktiven Bundesstaat Vermont zu leben, wo die meisten Leute lediglich ein paar Tage ihres Urlaubs verbringen konnten. Doch dann wechselten die Männer das Thema und redeten über das Gesundheitswesen - was die Frauen, von Angela abgesehen, nicht sonderlich interessierte. »Da finde ich es fast

noch besser, wenn ihr über Sport redet«, beschwerte sich Gayle Yarborough. Nancy Yansen und Claire Young stimmten ihr voll zu. »Es fällt einem aber verdammt schwer, nicht über die Gesundheitspolitik zu sprechen, seitdem diese sogenannte ›Reform‹ umgesetzt wird«, erwiderte Trent. Weder er noch Steve waren bei der CMV unter Vertrag. Sie hatten zwar versucht, sich mit einigen anderen Ärzten zu einer profitablen Praxisgemeinschaft zusammenzuschließen und für eine der großen Versicherungsgruppen sowie für *Blue Shield* zu arbeiten, doch sie hatten dabei nicht viel Glück gehabt, denn für solche Vorhaben war es bereits zu spät. Längst hatte sich die CMV die meisten Krankenversicherten einverleibt; mit ihrer aggressiven Werbekampagne hatte sie viel Erfolg gehabt.

»Dieses ganze Geschäft mit der Gesundheit macht mich wirklich fertig«, sagte Steve. »Wenn ich wüßte, wie ich mich und meine Familie auf andere Weise ernähren könnte, würde ich der Medizin sofort den Rücken kehren.«

»Das wäre aber eine unentschuldbare Vergeudung deiner Fähigkeiten«, bemerkte Angela.

»Vielleicht hast du recht«, sagte Steve. »Aber sicherlich wäre irgendein anderer Job tausendmal besser als einer, bei dem man sich irgendwann das Gehirn aus dem Kopf pustet wie...« Er hielt kurz inne. »Na, ihr wißt schon, wen ich meine.«

Nachdem Steve auf Dr. Portland angespielt hatte, herrschte für einen Augenblick betretenes Schweigen. Angela fand als erste die Sprache wieder. »Die Geschichte über Dr. Portland ist uns nie richtig erzählt worden«, sagte sie. »Ich muß gestehen, daß ich anfangs recht neugierig war. Seine Frau ist mir schon einmal begegnet. Offensichtlich hat sie große Schwierigkeiten, mit dem Tod ihres Mannes fertigzuwerden.«

»Sie gibt sich selbst die Schuld daran, daß er sich umgebracht hat«, erklärte Gayle Yarborough.

»Wir wissen nur, daß er unter Depressionen gelitten haben soll«, sagte David. »Weiß man, warum es ihm so schlecht ging?«

»Als er zum letzten Mal mit uns Basketball gespielt hat, war er total beunruhigt, weil ein Patient im Sterben lag, den er kurz zuvor an der

Hüfte operiert hatte«, antwortete Trent. »Es war Sam Flemming, der Künstler. Ich glaube, danach sind noch ein paar andere seiner Patienten gestorben.«

David spürte, wie es ihm kalt den Rücken herunterlief. Er erinnerte sich nur ungern und mit Schauern daran, wie er selbst reagiert hatte, als zu Beginn seiner Assistenzzeit mehrere Patienten gestorben waren. »Ich bin mir gar nicht so sicher, ob er sich wirklich selbst umgebracht hat«, sagte Kevin auf einmal und schockierte damit alle anderen. Kevin hatte den ganzen Tag über ziemlich wenig gesagt - abgesehen natürlich von seinen Sprüchen über Davids Tölpelhaftigkeit. Doch jetzt starrte ihn sogar Nancy, seine Frau, so entgeistert an, als hätte er gerade über Gott gelästert.

»Ich glaube, das solltest du etwas näher erläutern«, forderte Trent ihn auf.

»Da gibt's nicht viel zu erläutern«, erwiderte Kevin. »Außer, daß Randy keine Waffe besessen hat. Und das ist nur eines von mehreren Details, über die ich mir den Kopf zermartert habe, ohne daß dabei irgend etwas herausgekommen wäre. Wie ist er an die Waffe gekommen? Bis heute hat sich niemand gemeldet, der ihm eine Knarre geliehen hat. Fest steht, daß er die Stadt nicht verlassen hat. Wie aber hat er sich dann die Waffe besorgt? Glaubt ihr vielleicht, er hat sie am Straßenrand gefunden?« Kevin lachte hämisch. »Denkt doch mal darüber nach.«

»Dann hat er eben doch eine Waffe besessen, und er hat es niemandem erzählt«, warf Steve ein. »Sogar Arlene hat gesagt, daß sie nichts von einer Waffe wußte. Außerdem ging die Kugel, die Randy getötet hat, durch die Stirn und dann schräg nach hinten. Aus diesem Grunde ist sein Cerebellum ja gegen die Wand gespritzt. Ich habe noch nie gehört, daß ein Selbstmörder sich auf eine solche Weise erschießt. Leute, die sich mit einer Pistole umbringen, stecken sich normalerweise den Lauf in den Mund, um sicherzugehen, daß sie keine Schweinerei anrichten. Manche schießen sich auch von der Seite in den Kopf. Sich von vorn in die Stirn zu ballern, ist nämlich ganz schön schwierig - vor allem, wenn man eine Magnum benutzt, die ja einen ziemlich langen Lauf hat.« Genau wie er es an Davids

erstem Arbeitstag getan hatte, imitierte Kevin jetzt noch einmal mit seinen Fingern eine Pistole und richtete sie auf seine Stirn. Gayle schüttelte sich angeekelt. Obwohl sie mit einem Arzt verheiratet war, wurde ihr jedesmal schlecht, wenn von Blut oder von Eingeweiden die Rede war. »Du glaubst also, daß er ermordet wurde?« fragte Steve. »Ich will nur sagen, daß ich persönlich meine Zweifel habe, ob er wirklich Selbstmord begangen hat«, wiederholte Kevin. »Aber ihr könnt ja durchaus anderer Meinung sein.«

»Das ist doch alles Unsinn«, sagte Gayle Yarborough. »Ich bleibe dabei, daß es ein feiger Selbstmord war, und ich bedauere Arlene und ihre beiden Jungen aus tiefstem Herzen.«

»Du hast vollkommen recht, ich bin der gleichen Meinung«, sagte Claire Young.

Nachdem die Unterhaltung vorübergehend ins Stocken geraten war, fragte Steve schließlich: »Wie geht es euch beiden denn eigentlich so?« Dabei sah er Angela und David an, die am anderen Tische saßen. »Wie gefällt es euch in Bartlet? Habt ihr euch gut bei uns eingelebt?« David und Angela warfen sich einen kurzen Blick zu. David antwortete als erster: »Mir gefällt es hier sehr gut.

Bartlet ist eine schöne Stadt, und da ich ja bereits für die CMV arbeite, muß ich mir über die Gesundheitspolitik keine Sorgen mehr machen. Und dann bin ich ja auch gleich in eine angesehene, große Praxis eingestiegen; manchmal glaube ich fast, daß sie mir für den Anfang sogar etwas zu groß ist. Leider kommen ziemlich viele Onkologie-Patienten zu mir, und damit hatte ich eigentlich nicht gerechnet.«

»Was heißt ›Onkologie‹?« fragte Nancy Yansen. Kevin warf seiner Frau einen ärgerlichen Blick zu. »Krebs«, sagte er verächtlich. »Mein Gott, Nance, das müßtest du aber wissen.«

»Entschuldigung«, erwiderte Nancy in dem gleichen, ärgerlichen Tonfall.

»Wie viele Krebspatienten hast du denn?« fragte Steve. David schloß für einen Moment seine Augen und dachte nach. »Also«, begann er. »John Tarlow ist bei mir in Behandlung; er hat Leukämie und liegt gerade im Krankenhaus. Mary Ann Schiller kommt

zu mir; sie hatte ein Krebsgeschwür am Eierstock. Jonathan Eckins hat Prostatakrebs, und Donald Anderson ist ebenfalls mein Patient; bei ihm hatte man zunächst gedacht, er habe Bauchspeicheldrüsenkrebs, doch dann hat sich alles als falscher Alarm herausgestellt, denn er hatte lediglich ein gutartiges Adenom.«

»Der Name Anderson kommt mir bekannt vor«, sagte Trent. »Bei dem Mann ist mal eine Whipple-Operation durchgeführt worden.«

»Schön, daß du uns das erzählst«, warf Gayle mit einem sarkastischen Unterton ein.

»Das sind ja nur vier Krebspatienten«, stellte Steve fest. »Ich hab' mehr«, erwiderte David. »Sandra Hascher hat ein Melanom, und Marjorie Kleber hatte Brustkrebs.«

»Ich bin wirklich beeindruckt, daß du dich an die Krankengeschichten all deiner Patienten erinnerst«, bemerkte Claire Young.

»Das ist ganz einfach«, erwiderte David. »Ich erinnere mich so gut, weil ich mich quasi mit ihnen angefreundet habe. Ich sehe sie ja regelmäßig, denn sie kommen ständig mit irgendwelchen Gesundheitsproblemen zu mir. Ist ja auch kaum verwunderlich, wenn man bedenkt, was für anstrengende Therapien sie alle hinter sich haben.«

»Und warum bereiten dir diese Patienten Probleme?« fragte Claire.

»Probleme habe ich mit ihnen, weil ich befürchte, daß sie an ihren Krankheiten sterben werden. Immerhin kenne ich sie jetzt recht gut, und die Verantwortung für ihre ärztliche Behandlung lastet auf meinen Schultern; ich würde mich für ihren Tod persönlich verantwortlich fühlen.«

»Ich kann gut nachvollziehen, was David empfindet«, sagte Steve. »Es ist fast ein Wunder, daß es überhaupt junge Ärzte gibt, die sich zu Onkologen ausbilden lassen. Obwohl es natürlich wichtig ist, daß es solche Leute gibt. Ich hab' mich damals vor allem deshalb für die Geburtshilfe entschieden, weil man es in diesem Bereich überwiegend mit erfreulichen Ereignissen zu tun hat.«

»Stimmt. Und das gleiche gilt auch für die Augenheilkunde«, sagte Kevin.

»Ich sehe das anders«, warf Angela ein. »Ich kann gut verstehen, weshalb sich einige Ärzte für die Onkologie entscheiden. Es kann

auch eine sehr schöne Aufgabe sein, sich um Patienten mit potentiell tödlichen Krankheiten zu kümmern, denn schließlich brauchen sie unsere Hilfe am nötigsten. Andere Fachärzte wissen ja in Wirklichkeit nie, ob sie ihren Patienten nun geholfen haben oder nicht. Bei der Behandlung von Krebspatienten stellt sich diese Frage nicht.«

»Ich kenne Marjorie Kleber recht gut«, sagte Gayle Yarborough. »TJ und Chandler hatten bei Marjorie Unterricht. Sie ist eine wunderbare Frau, und sie läßt sich immer irgendwas Tolles einfallen, damit die Kinder Spaß am Lernen haben. Ich erinnere mich noch daran, daß sie mal eine Wandkarte entworfen hat, über die sie kleine Plastikflugzeuge fliegen ließ, auf denen Buchstaben klebten.«

»Ich freue mich auch jedesmal, wenn sie zu einer Routineuntersuchung kommt«, gestand David. »Und wie findest du deine neue Arbeit?« fragte Nancy Yansen Angela.

»Ich hätte es nicht besser treffen können«, antwortete sie. »Dr. Wadley, der Leiter der Pathologie, ist für mich ein wunderbarer Mentor. An der Ausrüstung des Labors gibt es nichts auszusetzen; sie ist auf dem neuesten Stand der Technik. Wir haben gut zu tun, ertrinken aber auch nicht in Arbeit. Pro Monat führen wir zwischen fünfhundert und eintausend Biopsien durch - was eine beträchtliche Anzahl ist. Und wir haben es ziemlich oft mit recht interessanten pathologischen Untersuchungen zu tun, was wohl daran liegt, daß das Krankenhaus von Bartlet ein wirklich großes Klinikum ist. Wir haben sogar ein Virenlabor, womit ich überhaupt nicht gerechnet hatte. Alles in allem ist mein Job wirklich interessant.«

»Hast du schon deinen ersten Zusammenstoß mit Charles Kelley gehabt?« wandte sich Kevin an David. »Nein«, erwiderte David überrascht. »Wir kommen prima miteinander aus. Ich hatte vergangene Woche ein Treffen mit Kelley und mit dem CMV-Direktor aus Burlington, der für das sogenannte Qualitäts-Management zuständig ist. Die CMV hat nämlich eine Befragung durchgeführt, bei der sich auch meine Patienten dazu äußern sollten, wie zufrieden sie mit der ärztlichen Versorgung sind. Kelley und sein Kollege waren von den Antworten offensichtlich beeindruckt.«

»Haha!« lachte Kevin verächtlich. »Qualitäts-Management - das ist

eine wunderbare Sache! Warte mal ab, bis sie dir den ersten Bericht über die Auslastung deiner Praxis vorlegen. Es dauert meistens zwei oder drei Monate, bis er fertig ist. Danach erzählst du mir noch einmal, was du von Charles Kelley hältst.«

»Darüber mache ich mir keine Sorgen«, erwiderte David. »Ich leiste gute Arbeit und kümmerge mich sorgfältig um meine Patienten. Das Bonus-System, mit dem wir angehalten werden sollen, keine Patienten ins Krankenhaus einzuweisen, ist mir völlig egal; ich habe sicher ziemlich schlechte Aussichten, den Trip auf die Bahamas zu gewinnen.«

»Ich hätte nichts gegen den Preis einzuwenden«, erwiderte Kevin. »Ich finde das neue System sogar ziemlich gut. Wieso sollen wir Ärzte nicht dazu angehalten werden, lieber zweimal nachzudenken, bevor wir jemanden einweisen? Hier in Bartlet hören die Patienten auf unsere Ratschläge. Und zu Hause sind sie besser aufgehoben als im Krankenhaus. Wenn unser Arbeitgeber Nancy und mich auf die Bahamas schicken will, werde ich mich jedenfalls nicht beschweren.«

»Das sieht in der Augenheilkunde vielleicht etwas anders aus als in der inneren Medizin«, erwiderte David. »Jetzt habt ihr aber lange genug über euer Lieblingsthema geredet«, sagte Gayle Yarborough. »Mir ist gerade eingefallen, daß ich den Film *Der große Frust* hätte mitbringen sollen. Es macht nämlich besonders viel Spaß, ihn sich gemeinsam mit anderen Leuten anzusehen.«

»Stimmt, der Film würde sicherlich zu einer anregenden Diskussion führen«, bemerkte Nancy Yansen. »Das Thema wäre auch etwas brisanter als dieses ständige Geschwätz über das Krankenhaus.«

»Ich muß mir allerdings nicht erst einen Film ansehen, um zu entscheiden, ob ich meinem Ehemann erlauben würde, es mit einer meiner Freundinnen zu treiben, damit diese ein Kind bekommen kann«, sagte Claire Young. »Niemals würde ich das zulassen!«

»Oh, wie schade«, erwiderte Steve und richtete sich auf.

»Ich hätte nichts dagegen - und schon gar nicht, wenn Gayle diese Frau wäre.« Da Gayle direkt neben ihm saß, beugte er sich zur Seite und nahm sie in den Arm. Gayle kicherte und tat so, als würde sie

sich selig in seinen Armen wiegen.

»Keinen Mann zu haben, ist natürlich verdammt übel«, warf Nancy Yansen ein. »Aber im Notfall gibt es ja noch andere Mittel und Wege.«

In den nächsten Minuten lachten sich alle halb krank - außer David und Angela. Staunend hörten sie zu, wie sich ihre neuen Freunde einen schlüpfrigen Witz nach dem anderen erzählten und dabei etliche sexuelle Andeutungen machten. David und Angela bemühten sich um ein halbherziges Lächeln, doch sie beteiligten sich nicht an der Unterhaltung.

»Wartet mal einen Augenblick«, sagte Nancy Yansen, während sich die anderen noch vor Lachen schüttelten, weil gerade ein besonders schmutziger Doktorwitz zum besten gegeben worden war. Nancy bemühte sich, nicht wieder loszuprusten. »Was haltet ihr davon, wenn wir die Kinder ins Bett schicken? Dann können wir noch im Adams- beziehungsweise Evakostüm ins Wasser springen. Habt ihr Lust?«

»Von mir aus, ja«, antwortete Trent und griff nach seiner Bierflasche, um mit Steve anzustoßen. David und Angela warfen sich einen fragenden Blick zu. Sollte der Vorschlag, nackt zu baden, ein weiterer Witz sein?

Nachdem die Kinder im Bett waren, zogen sich David und Angela in ihr Zimmer zurück. Während sich Angela das Gesicht wusch, beklagte sie sich bei David, daß sie nicht verstehe, weshalb ihre Gastgeber so plötzlich ins frühe Teenageralter zurückgefallen waren. Von draußen hörten sie, wie die Erwachsenen vom Steg ins Wasser sprangen, sich gegenseitig naßspritzten und kicherten.

»Man könnte wirklich den Eindruck haben, daß sich da unten gerade ein paar Schulkinder vergnügen«, stimmte David seiner Frau zu. »Aber ich glaube, wir sollten das nicht so ernst nehmen und sie deswegen verurteilen.«

»Da bin ich mir nicht so sicher«, erwiderte Angela. »Ihr Verhalten erinnert mich an einen Roman von John Updike, in dem es um die Bewohner einer Vorstadt geht. Ständig dieses Gerede über Sex - und jetzt setzen sie ihre Phantasien auch noch in die Tat um! Ich fühle

mich hier irgendwie unwohl. Dieses Verhalten könnte immerhin auch darauf hindeuten, wie entsetzlich langweilig ihr Leben ist. Ich frage mich, ob wir vielleicht falsch liegen und Bartlet doch nicht der Garten Eden ist.«

»Jetzt übertreibst du aber«, sagte David verwundert. »Du nimmst sie wirklich allzu kritisch unter die Lupe und bist auch noch zynisch. Ich glaube, sie wollen einfach Spaß haben, jung sein und in vollen Zügen das Leben genießen. Vielleicht sind ja eher wir diejenigen, die sich ein bißchen komisch anstellen.«

Angela drehte sich abrupt zu David um. Sie war so überrascht über seine Äußerung, daß sie ihn beinahe wie einen Fremden anblickte. »Du kannst dich gerne ausziehen und zu dieser ausgelassenen Meute gesellen, wenn dir das Freude bereitet! Ich werde dich bestimmt nicht daran hindern!«

»Jetzt dreh doch nicht gleich durch! Ich will ja gar nicht mit ihnen baden. Aber ich sehe die Situation auch nicht so verbissen wie du. Vielleicht macht dir deine katholische Erziehung ja mal wieder das Leben schwer.«

»Ich lasse mich nicht provozieren!« fauchte Angela. »Und schon gar nicht, wenn du auf meine Religion anspielst. Ich weiß, daß jegliche Diskussion über dieses Thema fruchtlos ist.«

»Ich will dich doch gar nicht provozieren«, sagte David nun wieder etwas freundlicher.

Später, als sie im Bett lagen und das Licht ausgeschaltet hatten, war das Gelächter verstummt; nur die Frösche und die Insekten schienen noch munter zu sein. Es war so ruhig, daß man sogar das Wasser gegen das Ufer plätschern hörte.

»Glaubst du, daß sie immer noch draußen sind?« flüsterte Angela.

»Ich habe nicht die geringste Ahnung«, antwortete David. »Außerdem interessiert es mich nicht.«

»Und was hältst du von Kevins Bemerkung über Dr. Portland?« fragte Angela.

»Ich weiß beim besten Willen nicht, was ich davon halten soll«, sagte David. »Kevin ist mir ein Rätsel. Er ist ein komischer Kerl. Ich habe es wirklich noch nie erlebt, daß jemand so nachtragend ist, bloß

weil er beim Basketball versehentlich eins auf die Nase bekommen hat.«

»Ich fand seine Bemerkungen ganz schön beunruhigend«, sagte Angela. »Wenn ich auch nur eine Sekunde daran denke, daß in Bartlet vielleicht jemand ermordet wurde, läuft es mir kalt den Rücken hinunter. Ich habe so ein dumpfes, ungutes Gefühl, daß irgend etwas Schlimmes passieren wird - vielleicht, weil wir im Moment einfach zu glücklich sind.«

»Da bricht mal wieder deine hysterische Ader durch«, erwiderte David fröhlich. »Du neigst dazu, alles zu dramatisieren, und das macht dich pessimistisch. Ich hingegen glaube, daß wir so glücklich sind, weil wir die richtige Entscheidung getroffen haben.«

»Hoffentlich hast du recht«, sagte Angela und kuschelte sich in Davids Arm.

Kapitel 9

Montag, 6. September

Als Harold Traynor die endlose Reihe der parkenden Autos erblickte, bog er von der Landstraße ab, fuhr auf ein brachliegendes Feld und stellte seinen Mercedes neben der Umzäunung ab. Während der Sommermonate wurden auf dem Ausstellungsgelände hinter dem Zaun meistens Kunstgewerbeartikel verkauft, doch an diesem Tag waren Harold und seine Frau Jacqueline hierhergekommen, weil das Städtische Krankenhaus von Bartlet ein Fest veranstaltete, das nun schon seit acht Jahren immer am Labor Day stattfand. Das Programm hatte bereits um neun Uhr morgens mit den Wettkämpfen für die Kinder begonnen. »Ich hasse diese Veranstaltung«, sagte Traynor zu seiner Frau. »Sie verdirbt einem den ganzen, schönen Feiertag.«

»Quatsch!« raunzte Jacqueline. »Das kannst du mir nicht weismachen.« Mrs. Traynor war eine kleine, leicht übergewichtige Frau, die immer sehr konservativ gekleidet war. An diesem Tag trug sie einen weißen Hut, weiße Handschuhe und Pumps mit hohen Absätzen, obwohl das Fest im Freien stattfand und sogar das Essen draußen zubereitet wurde; es sollte Maiskolben, Venusmuscheln und frischen Hummer aus Maine geben. »Was soll das heißen?« fragte Traynor, als er den Wagen eingeparkt hatte.

»Das soll heißen, daß ich ganz genau weiß, wie sehr du auf diese Krankenhausveranstaltungen stehst. Also spiel mir gefälligst nicht den Märtyrer vor! Du liebst es doch, im Rampenlicht zu stehen. Deine Rolle als der große Zampano im Vorstand ist dir wie auf den Leib geschrieben.«

Harold warf seiner Frau einen bösen Blick zu. In seiner Ehe mit Jacqueline gab es ständig Streit, und normalerweise ließ er sich nichts von ihr sagen; doch diesmal hielt er sich zurück. Jacqueline hatte vollkommen recht; er liebte es, öffentlich aufzutreten, aber es machte ihn nervös, daß seine Frau nach einundzwanzig Ehejahren

genau über ihn Bescheid wußte.

»Was ist los?« fragte Jacqueline. »Gehen wir nun oder nicht?«
Harold seufzte und stieg aus.

Als sie an den geparkten Autos entlangschritten, sah Harold, daß Helen Beaton winkend auf sie zukam. Helen war in Begleitung von Wayne Robertson. Harold ahnte sofort, daß irgend etwas nicht stimmte.

»Wie nett!« bemerkte Jacqueline, als sie Helen erblickte. »Ich sehe da eine Person herbeieilen, die immer besonders eifrig bei dir buckelt.«

»Bitte, Jacqueline!« zischte Harold leise. »Ich habe schlechte Nachrichten«, sagte Helen ohne jede Vorrede.

Bevor Harold auf Helens Äußerung einging, wandte er sich an seine Frau: »Jacqueline, wie wär's, wenn du schon mal zum Zelt gehst und uns Getränke holst?« Dann gab er ihr einen kleinen Klaps, und Jacqueline verschwand, nicht ohne vorher Helen einen verächtlichen Blick zuzuwerfen. »Sie scheint nicht gerade begeistert zu sein, daß sie dich auf das Fest begleiten mußte«, stellte Helen fest. Harold lachte kurz und ging nicht weiter auf diese Bemerkung ein. »Was ist passiert?«

»In der vergangenen Nacht ist schon wieder eine Krankenschwester überfallen worden«, antwortete Helen. »Es ist in der Morgendämmerung passiert. Diesmal hat er die Frau vergewaltigt.«

»Verdammt!« fluchte Harold. »War es wieder der gleiche Kerl?«

»Das vermuten wir«, erwiderte Robertson. »Die gleiche Beschreibung wie bei den anderen Überfällen. Und auch die Sturmhaube hatte er wieder auf. Diesmal hat er allerdings kein Messer, sondern eine Pistole als Waffe benutzt, aber die Handschellen hatte er wieder dabei. Er hat die Frau gezwungen, mit ihm zwischen den Bäumen zu verschwinden - genauso wie bei den anderen Überfällen.«

»Und ich hatte gehofft, daß ihn die helle Beleuchtung abschrecken würde«, sagte Traynor.

»Womöglich hätte diese Taktik ja auch funktioniert«, warf Helen etwas zögernd ein.

»Wie soll ich das verstehen?« fragte Harold ungeduldig. »Diesmal

ist der Täter auf der oberen Parkebene über die Frau hergefallen, und dort gibt es keine Lampen. Wie du dich vielleicht erinnerst, beleuchten wir diesen Parkplatz nicht, um Geld zu sparen.«

»Welche Personen sind über den Vorfall informiert worden?« fragte Traynor.

»Nicht viele«, antwortete Helen. »Ich selbst habe bei der Zeitung angerufen und mit George O'Donald gesprochen. Er hat mir versprochen, daß in der Bartlet Sun kein Artikel über die Vergewaltigung erscheinen wird. Wenn wir Glück haben, erfährt niemand etwas über die Sache. Das Opfer wird sicher nicht mit vielen Leuten darüber reden.«

»Am wichtigsten erscheint es mir, daß die CMV nichts davon erfährt«, sagte Harold.

»Ich glaube, dieser erneute Überfall zeigt uns noch einmal ganz deutlich, wie dringend wir das Parkhaus benötigen«, stellte Helen fest.

»Wir benötigen es zwar, aber wir werden es vermutlich nicht bekommen«, erwiderte Harold. »Das ist nämlich die schlechte Nachricht, die ich heute abend auf der Vorstandssitzung bekanntgeben muß. Mein alter Erzfeind, Jeb Wiggins, hat seine Meinung geändert. Er hat den Stadtrat davon überzeugt, daß unsere Idee, ein Parkhaus zu bauen, nicht besonders gut ist. Jetzt behaupten nämlich plötzlich alle, daß das Gebäude ein Schandfleck sein würde.«

»Dann ist das Projekt also gestorben?« fragte Helen. »Gestorben noch nicht, aber vorerst können wir wohl nicht mit dem Bau beginnen. Ich werde dafür sorgen, daß noch einmal über unseren Antrag abgestimmt wird. Aber wenn ein Anliegen einmal abgeschmettert wurde, ist es erfahrungsgemäß schwierig, es später doch noch durchzubringen. Diese Vergewaltigung ist ja wirklich eine schlimme Sache - aber vielleicht lassen sich die Ratsherren dadurch wenigstens von der Notwendigkeit des Parkhauses überzeugen.«

Harold wandte sich an Robertson. »Kann die Polizei denn nicht irgend etwas tun?« fragte er.

»Wir haben zu wenig Beamte, um den Parkplatz jede Nacht bewachen zu können«, erwiderte Robertson. »Ich habe meine Männer aber

angewiesen, immer am Krankenhaus vorbeizufahren, wenn sie in der Gegend sind, und das Gelände gründlich zu inspizieren.«

»Wo ist denn Patrick Swegler?« fragte Traynor. »Ich hole ihn«, erwiderte Robertson und marschierte auf den Teich zu, der sich in der Mitte des Geländes befand. »Bist du für heute abend bereit?« fragte Harold, als Robertson nicht mehr mithören konnte. »Meinst du die Versammlung?« fragte Helen zurück. »Die Versammlung und die Zeit danach«, sagte Harold und setzte ein laszives Grinsen auf. »Ich bin mir nicht so sicher, ob wir uns danach treffen sollen«, erwiderte Helen. »Wir müssen miteinander reden.«

»Worüber müssen wir reden?« fragte Harold. Es gefiel ihm nicht, was er da zu hören bekam. »Jetzt ist nicht der rechte Augenblick für ein Gespräch«, sagte Helen. Sie sah, daß Patrick Swegler und Wayne Robertson bereits im Anmarsch waren.

Harold merkte, wie ihm die Knie weich wurden, und er lehnte sich an den Zaun. Er hatte sich immer darauf verlassen können, daß Helen ihn anhimmelte. Doch jetzt fragte er sich, ob sie ihn betrog, vielleicht sogar mit einem so fiesen Kerl wie Charles Kelley. Harold seufzte; irgend etwas ging bei ihm immer schief.

Patrick Swegler kam entschlossen auf Harold zu. Harold hielt ihn für einen harten Burschen, denn Patrick hatte in der Football-Mannschaft der High School gespielt; das war damals gewesen, als Bartlet einmal für kurze Zeit an der Tabellen-Spitze der regionalen Schülerliga gestanden hatte.

»Wir konnten nichts für die Frau tun«, sagte Swegler. Er wollte sich wegen des Überfalls auf keinen Fall von Traynor einschüchtern lassen. »Sie hat zwei Schichten hintereinander gearbeitet und uns nicht angerufen, bevor sie das Gebäude verlassen hat. Dabei haben wir alle Schwestern schon mehrmals aufgefordert, uns dringend Bescheid zu sagen, wenn sie nach dem Spätdienst nach Hause wollen. Aber was noch schlimmer ist: Als sie am Morgen zur Arbeit kam, hat sie ihr Auto auf der oberen Parkebene abgestellt. Und wie Sie ja wissen, ist dieser Parkplatz nicht beleuchtet.«

»Mein Gott!« murmelte Traynor vor sich hin. »Ich soll dafür sorgen, daß ein Unternehmen mit einem Umsatz von mehreren Milliar-

den Dollar reibungslos funktioniert, und gleichzeitig muß ich mich auch noch um die banalsten Kleinigkeiten kümmern. Warum hat sie die Sicherheitsleute denn nicht angerufen?«

»Das hat man mir nicht gesagt, Sir«, erwiderte Swegler. »Wenn das neue Parkhaus einmal steht, haben wir dieses Problem nicht mehr«, sagte Helen. »Wo steckt Werner van Slyke?« fragte Harold jetzt. »Bringen Sie ihn her!«

»Aber Harold«, erwiderte Helen. »Du solltest eigentlich am besten wissen, daß Mr. van Slyke niemals an irgendwelchen geselligen Veranstaltungen des Krankenhauses teilnimmt.«

»Ach ja, hab' ich vergessen«, sagte Harold. »Dann teile ihm so schnell wie möglich mit, daß er auf der oberen Parkebene genauso viele Lampen aufstellen soll wie unten. Er soll den Parkplatz beleuchten wie ein Fußballfeld.« Harold wandte sich wieder an den Polizisten. »Jetzt erzählen Sie mir doch mal, warum Sie diesen verdammten Vergewaltiger immer noch nicht geschnappt haben! Wenn man bedenkt, wie klein Bartlet ist und wie viele Frauen jetzt schon überfallen wurden - und vermutlich alle von dem gleichen Täter - dann sollten Sie ja wenigstens einen Verdächtigen haben, oder?«

»Wir arbeiten an dem Fall«, grummelte Robertson. »Wollen wir nicht mal zum Zelt gehen?« schlug Helen vor. »Von mir aus«, antwortete Harold, obwohl er innerlich kochte. »Wenn man schon hier sein muß, sollte man wenigstens ein paar Muscheln probieren.« Er bot Helen seinen Arm an und führte sie zu einem Stand, von dem Essensdünfte aufstiegen.

Von der anderen Seite kamen Caldwell und Cantor auf sie zu. Caldwell war in guter Stimmung. »Ich nehme an, Sie haben schon gehört, wie gut das Bonus-System eingeschlagen hat«, sagte er zu Harold. »Die Zahlen für den August sind sehr vielversprechend.«

»Nein, das ist mir neu«, erwiderte Harold und sah Helen fragend an.

»Es stimmt«, sagte Helen. »Ich werde die neuesten Statistiken heute abend bekanntgeben; aus ihnen geht hervor, daß die Bilanz im Augenblick ganz gut aussieht. Im August hatten wir vier Prozent weniger Patienten in stationärer Behandlung als im Vorjahr. Der

Rückgang ist zwar nicht gerade berauschend, aber immerhin scheint es in die richtige Richtung zu gehen.«

»Ich finde es erfreulich, daß man zur Abwechslung auch mal eine gute Nachricht hört«, sagte Harold. »Aber wir haben immer noch allen Grund zur Sorge. Am Freitag habe ich mit Mr. Arnsworth gesprochen, und er hat mir mitgeteilt, daß wir schon bald wieder tief in den roten Zahlen stecken werden; nämlich spätestens dann, wenn die Touristen nach Hause fahren. Im Juli und August haben wir viele Patienten im Krankenhaus versorgt, die nicht bei der CMV versichert sind und die selbst bezahlt haben. Aber jetzt haben wir schon September, und das heißt, daß die letzten Touristen bald weg sind. Von einer entspannten Finanzlage kann also keine Rede sein.«

»Ich glaube, wir müssen einfach wieder strikt darauf achten, daß unsere Kapazitäten optimal und effizient ausgelastet werden«, sagte Helen. »Das ist unsere einzige Chance, so lange durchzuhalten, bis dieser lästige Vertrag ausgelaufen ist.«

»Du hast recht«, erwiderte Harold. »Die entsprechenden Maßnahmen müssen sofort wieder eingeleitet werden. Wir haben gar keine andere Wahl. Falls es Ihnen übrigens noch nicht bekannt ist - unser Programm läuft neuerdings unter der Bezeichnung ›drastische Maßnahmen zur optimalen Kapazitätsauslastung‹ und nicht mehr unter dem Namen ›Bemühungen um eine optimale Kapazitätsauslastung‹.«

Mit dieser Bemerkung erntete er schallendes Gelächter. »Ich muß sagen - ich bin enttäuscht«, sagte Cantor, immer noch lachend. »Schließlich habe ich das Programm vorgeschlagen, und ich hatte für die Bezeichnung ›Bemühungen‹ gestimmt.« Trotz des langen und schönen Sommers hatte sich die fahle Gesichtsfarbe von Cantor kaum verändert. Er trug schwarze Socken und Bermudashorts, und seine erstaunlich dünnen Beine waren sogar noch weißer als seine übrige Haut. »Ich habe eine Frage zu diesem Programm«, schaltete Caldwell sich ein. »Wenn wir jetzt diese ›drastischen Maßnahmen zur optimalen Kapazitätsauslastung‹ konkret umsetzen - was würde das für einen Patienten mit einer chronischen Erkrankung bedeuten? Zum Beispiel für jemanden, der an Mukoviszidose leidet?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Traynor. »Ich bin kein Arzt. Was ist

denn Mukoviszidose? Die Krankheitsbezeichnung habe ich schon mal gehört, aber mehr weiß ich nicht darüber.«

»Das ist eine chronische Erbkrankheit«, erklärte Cantor. »Die Betroffenen haben gastrointestinale Probleme und Schwierigkeiten beim Durchatmen.«

»Gastrointestinale Probleme heißt soviel wie Probleme im Magen-Darm-Trakt«, erläuterte Caldwell. »Im Verdauungssystem also.«

»Vielen Dank«, sagte Traynor sarkastisch. »Ich weiß, was gastrointestinal heißt. Aber was hat es mit dieser Krankheit auf sich? Ist sie tödlich?«

»Normalerweise ja«, erwiderte Cantor. »Mit einer intensiven Atemtherapie können manche Patienten allerdings trotzdem relativ alt werden und es in ihrem Leben zu etwas bringen.«

»Und wie hoch sind die anfallenden Kosten pro Jahr?« fragte Traynor.

»Wenn die chronischen Atemprobleme einmal eingesetzt haben, verursachen Mukoviszidose-Kranke pro Jahr Kosten in Höhe von zwanzigtausend Dollar und mehr«, erwiderte Cantor.

»Du meine Güte!« staunte Traynor. »Wenn die Kosten so hoch sind, muß diese Krankheit natürlich bei unseren Überlegungen im Hinblick auf eine optimale Kapazitätsauslastung berücksichtigt werden. Tritt die Krankheit häufig auf?«

»Bei einem von zweitausend neugeborenen Kindern«, antwortete Cantor.

»Ach, wenn das so ist!« sagte Traynor und winkte ab. »Eine so seltene Krankheit ist die Aufregung ja wohl nicht wert.«

Nachdem alle versprochen hatten, abends pünktlich zur Vorstandssitzung zu erscheinen, trennten sich auch Caldwell und Cantor voneinander. Caldwell steuerte auf den See zu, an dessen Ufer sich ein kleiner Strand befand, denn dort sollte gerade ein neues Volleyballspiel beginnen. Cantor stürzte sich unverzüglich auf ein großes, kaltes Bier.

»Wollen wir auch etwas essen?« fragte Harold. Noch einmal bahnten sich Helen und Harold ihren Weg zum Zelt, wo jede Menge Holzkohlegrills aufgestellt worden waren. Jeder Festbesucher, der

Harold entgegenkam, grüßte ihn mit einem kurzen Nicken oder ein paar netten Worten.

Seine Frau hatte recht gehabt: Er liebte öffentliche Veranstaltungen, denn bei solchen Anlässen fühlte er sich wie ein König. Er war zwar eher leger gekleidet, doch mit seiner maßgeschneiderten Hose, dem kurzärmeligen Hemd, das er ausnahmsweise nicht bis oben zugeknöpft hatte, und den flotten Freizeitschuhen, in denen er barfuß ging, wirkte er trotzdem gut angezogen. Niemals würde Harold Traynor sich auf einer solchen Veranstaltung in kurzen Hosen blicken lassen, und er wunderte sich einmal mehr darüber, wie wenig Cantor auf sein Äußeres zu achten schien.

Als Harold seine Frau näherkommen sah, war seine Freude schnell verflogen. »Amüsiert du dich gut, Liebling?« fragte sie mit einem sarkastischen Unterton. »Du machst so einen fröhlichen Eindruck.«

»Was soll ich sonst tun? Vielleicht mit einer finsternen Miene herumlaufen?« fragte er zurück. »Ja. Warum nicht?« erwiderte Jacqueline. »Zu Hause hast du doch auch immer schlechte Laune.«

»Vielleicht sollte ich besser gehen«, sagte Helen und war im Begriff weiterzugehen.

Doch Harold hielt sie am Arm fest. »Nein, bitte bleib noch. Ich möchte noch etwas über die August-Statistik hören, bevor du heute abend auf der Sitzung darüber redest.«

»Wenn das so ist, dann werde ich mich jetzt verziehen«, sagte Jacqueline. »Weißt du, Harold, mein Schatz, ich werde wohl nach Hause fahren. Einen Happen gegessen habe ich schon, und mit den beiden Menschen, die mich hier interessieren, habe ich auch schon gesprochen. Sicher wird sich einer deiner vielen Kollegen freuen, wenn er dich nach Hause chauffieren darf.«

Helen und Harold sahen Jacqueline hinterher, die mit ihren Pumps unsicher durch das hohe Gras zum Auto stakste.

»Ich habe gar keinen Hunger mehr«, sagte Harold, als Jacqueline außer Sichtweite war. »Laß uns noch ein wenig auf dem Festplatz umherschlendern.« Sie gingen ein Stück am Seeufer entlang und sahen eine Weile dem Volleyballspiel zu. Danach bummelten sie weiter und blieben am Softball-Feld stehen. »Worüber möchtest du mit

mir reden?« fragte Harold, nachdem er all seinen Mut zusammengekommen hatte. »Über uns, unsere Beziehung und über mich«, antwortete Helen. »Mein Job gefällt mir gut, die Arbeit macht mir wirklich Spaß. Aber als du mich eingestellt hast, hast du mir Hoffnungen auf eine festere Beziehung gemacht. Du hast mir gesagt, daß du dich scheiden lassen würdest, doch bis heute ist nichts in dieser Richtung passiert. Ich hoffe, daß du dir über eines im klaren bist: Ich werde nicht den Rest meines Lebens um dich herumscharwenzeln. Hier und da ein kurzes Rendezvous mit dir zu haben - das reicht mir nicht. Ich brauche mehr!« Harold merkte, wie ihm der kalte Schweiß ausbrach. Er hatte mit den Problemen im Krankenhaus schon genug am Hals und wollte nicht auch noch Ärger mit Helen bekommen. Seine Beziehung mit ihr wollte er nicht zerstören, aber er schreckte davor zurück, sich Jacqueline gegenüber zu offenbaren.

»Denk darüber nach«, sagte Helen. »Bevor sich nicht irgend etwas verändert, ist jedenfalls erst mal Schluß mit unseren kleinen Rendezvous in meinem Büro.« Harold nickte. Im Moment war das vielleicht die beste Lösung. Sie beobachteten die Spieler, doch ihre Gedanken waren woanders.

»Da drüben ist Dr. Wadley«, sagte Helen und winkte. Dr. Wadley winkte zurück. Neben ihm stand eine junge, attraktive Frau mit dunkelbraunem Haar. Sie trug Shorts und eine Baseball-Mütze, die sie sich keck in die Stirn gezogen hatte.

»Wer ist denn die Frau neben Dr. Wadley?« fragte Harold, nicht unglücklich darüber, das Thema wechseln zu können.

»Das ist die neue Pathologin«, erwiderte Helen. »Angela Wilson. Möchtest du sie kennenlernen?«

»Ja, ich glaube, das wäre wohl ganz angebracht«, sagte Harold.

Sie gingen zu den beiden Ärzten hinüber, und Dr. Wadley stellte seine neue Mitarbeiterin vor. Er rühmte Harold überschwenglich als den besten Vorstandsvorsitzenden, den das Krankenhaus je gehabt habe, und pries Angela als seine cleverste Pathologin. »Freut mich, Sie kennenzulernen«, sagte Angela. Ein paar andere Spieler riefen Angela und Dr. Wadley zu, daß sie endlich anfangen wollten und beendeten so die kurze Unterhaltung.

»Unser alter Dr. Wadley hat sich ganz schön verändert«, bemerkte Helen. »Angela Wilson hat wohl seinen Lehrerinstinkt zum Leben erweckt. Sie hat ihm richtig Auftrieb gegeben. Seitdem sie hier ist, schwebt er im siebten Himmel.«

Harold beobachtete, wie Angela zur Übung ein paar Bodenbälle fing und sie dann elegant zum ersten Mal warf. Er konnte gut verstehen, daß Dr. Wadley großes Interesse an Angela hatte, doch im Gegensatz zu Helen entdeckte er bei dem Cheopathologen mehr als nur die übliche Begeisterung eines Mentors für seinen Zögling. Angela Wilson war hübscher als alle Ärztinnen, die Harold je gesehen hatte.

Kapitel 10

Herbst in Vermont

Obwohl David und Angela während ihrer Assistenzarztzeit vier Jahre in Boston gelebt hatten, hatten sie den Herbst von Neuengland noch nie in seiner ganzen Pracht erlebt. In Bartlet war das Schauspiel geradezu atemberaubend. Von Tag zu Tag schillerten die Blätter in bunteren Farben, ganz so, als ob sie nach jeder Nacht eine noch intensivere Färbung zustande bringen wollten. Neben dem herrlichen Schauspiel der Natur brachte der Herbst noch andere Freuden mit sich, die dafür sorgten, daß sich ein allgemeines Wohlfühl breit machte. Die Luft war jetzt frischer und kristallklar; es war eine Wonne, sie einzuatmen. Über allem lag ein Hauch von prickelnder Vitalität, so daß schon das Aufstehen jeden Morgen eine Freude war. Die Tage verlebten die Wilsons voller Aktivität und Aufregung; abends saßen sie dann gemütlich an ihrem knisternden Kaminfeuer, das die kühle Nachtluft erwärmte.

Nikki ging gern in ihre neue Schule. Marjorie Kleber war ihre Klassenlehrerin, und sie machte einen phantastischen Unterricht - genau wie David vermutet hatte. Nikki war schon immer eine gute Schülerin gewesen, doch jetzt waren ihre Leistungen besser denn je. Abends sprudelte sie geradezu über, wenn sie erzählte, was sie im Unterricht alles gelernt hatte.

Nikki und Caroline Helmsford waren inzwischen so dick miteinander befreundet, daß sie auch nach der Schule unzertrennlich waren. Gleichzeitig gedieh Nikkis Freundschaft mit Arni. Nach endlosen Diskussionen hatte Nikki sich durchgesetzt und durfte inzwischen mit dem Fahrrad zur Schule fahren; nur die Hauptstraßen sollte sie meiden. Für Nikki war das ein ganz neues Erlebnis von Freiheit - und sie genoß ihre Selbständigkeit. Ihr Schulweg führte an dem Haus der Familie Yansen vorbei, vor dem Arni jeden Morgen auf sie wartete. Die letzten eineinhalb Kilometer radelten sie gemeinsam.

Nikki hatte auch keinerlei Probleme mit ihrer Gesundheit. Die kalte, trockene und saubere Luft schien für ihr angeschlagenes Atemsystem die beste Therapie zu sein. Von ihren morgendlichen Übungen auf dem Sitzkissen abgesehen, konnte Nikki fast so leben, als würde sie nicht unter einer chronischen Krankheit leiden. David und Angela freuten sich riesig darüber, daß es ihrer Tochter so gut ging.

Eines der größeren Ereignisse in diesem Herbst war der Besuch von Angelas Eltern Ende September. Angela hatte lange überlegt, ob sie sie wirklich einladen sollte. Doch als David sie dann auch noch ermutigte, war ihre Entscheidung gefallen.

Angelas Vater, Dr. Walter Christopher, rang sich sogar dazu durch, ein paar anerkennende Worte über das Haus und über Bartlet zu sagen; wenn es aber um berufliche Aspekte ging, sprach er immer nur herablassend von der »Medizin auf dem Lande«. Er weigerte sich stur, Angelas Labor zu besichtigen und redete sich damit heraus, daß er schon zuviel Zeit seines Lebens in Krankenhäusern verbracht habe.

Angelas Mutter, Bernice Christopher, zog es vor, über das neue Zuhause von David, Angela und Nikki zu lästern. Sie fand das Haus zu groß und - insbesondere für Nikki - zu zugig. Außerdem war sie der Meinung, daß die Farbe der Blätter im Central Park genauso schön sei wie in Bartlet und daß es wohl kaum eine sechsstündige Fahrt rechtfertige, sich ein paar Bäume anzusehen.

Die einzige wirklich unangenehme Episode ereignete sich am Samstag abend während des Essens. Bernice wollte unbedingt mehr Wein trinken, als sie vertragen konnte. Als sie dann leicht beschwipst war, gab sie David und dessen Familie die Schuld an Nikkis chronischer Krankheit.

»In unserer Familie hat es noch nie einen Fall von Mukoviszidose gegeben«, sagte sie.

»Bernice!« ermahnte Dr. Christopher seine Frau in einem scharfen Ton. »Es ist nie besonders vorteilhaft, sein Unwissen zur Schau zu stellen.«

In der gespannten Atmosphäre sagte zunächst niemand ein Wort. Schließlich schaffte es Angela, ihre Wut zu unterdrücken und ein

anderes Thema anzuschneiden. Sie erzählte davon, wie sie und David die Einrichtungsgeschäfte der Umgebung nach gebrauchten und antiken Möbeln durchstöbert hatten.

Als die Christophers am Sonntag mittag abreisten, waren alle erleichtert. David, Angela und Nikki stellten sich höflich vor das Haus und winkten dem Auto nach, während es die lange Abfahrt hinunterrollte. »Gebt mir das nächste Mal einen Tritt, wenn ich davon rede, meine Eltern einzuladen«, sagte Angela.

Das herrliche Herbstwetter hielt sich noch bis weit in den Oktober. Gegen Ende September hatte es zwar auch schon ein paar kühlere Tage gegeben, doch dann kam der Indian Summer, und es wurde noch einmal so warm wie im richtigen Sommer. Aufgrund eines günstigen Zusammentreffens von Temperatur und Feuchtigkeit blieb die einzigartige Färbung der Blätter in diesem Herbst besonders lange erhalten; das sagten jedenfalls die Einwohner von Bartlet.

An einem Samstagmorgen Mitte Oktober, als das Ärzteteam des Krankenhauses wie üblich Basketball spielte, redeten Steve, Kevin und Trent gemeinsam auf David ein.

»Wie wär's, wenn ihr das nächste Wochenende mit uns verbringt?« schlug Trent vor. »Wir wollen ins Waterville Valley nach New Hampshire fahren und hätten euch gerne dabei.«

»Nun sag ihm doch auch den wahren Grund, weshalb wir das wollen«, warf Kevin ein.

»Halt den Mund!« sagte Trent und verpaßte Kevin eine Kopfnuß.

»Der wahre Grund, weshalb wir dich fragen, ist nämlich, daß wir ein Apartment mit vier Schlafzimmern gemietet haben«, fuhr Kevin unbeirrt fort. »Trent und Steve sind nämlich Geizhalse und würden alles tun, um irgendwie Geld zu sparen.«

»So ein Quatsch!« sagte Steve. »Je mehr Leute mitfahren, desto mehr Spaß haben wir.«

»Warum fahrt ihr denn nach New Hampshire?« fragte David.

»Das nächste Wochenende wird in diesem Jahr mit Sicherheit das letzte sein, an dem man die phantastische Färbung der Blätter bewundern kann«, antwortete Trent. »Man sagt, daß das Schauspiel in

New Hampshire noch imposanter sein soll als hier. Wegen der wilden Landschaft dort.«

»Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, daß es im Moment irgendwo noch schöner aussieht als in Bartlet«, sagte David.

»In Waterville werden wir bestimmt unseren Spaß haben«, schaltete sich Kevin nun wieder ein. »Die meisten Leute kennen den Ort nur wegen des Skigebiets. Man kann dort aber auch prima Tennis und Golf spielen oder wandern. Es gibt sogar einen Basketball-Platz. Und den Kindern wird in Waterville auch viel geboten.«

»Komm schon, David«, sagte Steve. »Der Winter kommt schnell genug. Du mußt die letzten Herbsttage ausnutzen, so lange es geht, und mit deiner Familie die Umgebung erkunden!«

»Wieso nicht? Ich hab' nichts dagegen«, erwiderte David. »Ich rede heute abend mit Angela darüber und sage dann telefonisch Bescheid.«

Angela war nicht sonderlich begeistert, als David ihr von der Einladung erzählte. Nach allem, was sie damals während des gemeinsamen Wochenendes am See erlebt hatten, waren David und Angela nicht gerade häufig ausgegangen; zudem hatten sie immer noch genug mit ihrem Haus zu tun. Angela hatte keine Lust, ein weiteres Wochenende mit den »drei Ys« zu verbringen. Ihr ganzes Verhalten hatte sie ziemlich abgestoßen, und die drei Frauen fand sie im Grunde furchtbar langweilig. Allein der Gedanke daran, auf so engem Raum mit dieser Clique zusammenzusein, erweckte in ihr schon ein Gefühl von Platzangst.

»Nun stell dich nicht so an«, beharrte David. »Wir werden sicher unseren Spaß haben. Außerdem sollten wir die Möglichkeit nutzen, noch ein wenig mehr von Neuengland zu erkunden. Steve sagt, der Winter kommt hier viel zu früh, und dann wären wir sowieso die meiste Zeit zu Hause.«

»So ein Wochenende ist nicht gerade billig«, machte Angela noch einen letzten Versuch, die Familie vor dem Ausflug zu bewahren.

»Ach bitte, Mom«, bettelte Nikki. »Arni hat mir erzählt, daß es in Waterville ganz toll ist.«

»Und so teuer wird das Wochenende schon nicht werden«, sagte

David. »Wir teilen uns die Miete für das Apartment immerhin mit drei weiteren Familien. Außerdem scheinst du zu vergessen, wieviel wir jetzt verdienen.«

»An unsere Schulden solltest du allerdings auch denken«, konterte Angela. »Das Haus ist mit zwei Hypotheken belastet, von denen die eine irrsinnig hoch ist. Zudem haben wir mit der Abzahlung unserer Ausbildungsdarlehen begonnen. Und ob das Auto den kalten Winter von Vermont übersteht, ist wohl auch eher fraglich.«

»Ich habe unsere Finanzlage bestens im Blick und weiß, daß wir sehr gut über die Runden kommen werden. Wir wollen doch keine extravagante Kreuzfahrt machen. Wenn wir uns mit drei anderen Familien ein Apartment teilen, dann wird der Ausflug kaum teurer, als wenn wir zelten würden.«

»Bitte Mom! Laß uns mitfahren!« bettelte Nikki noch einmal.

»Also gut«, sagte Angela schließlich. »Ich gebe mich geschlagen.«

Während die Woche voranschritt, freuten sich David und Nikki immer mehr auf den Ausflug. David bat Dudley Markham, seine Vertretung zu übernehmen; Dr. Markham war ebenfalls bei der CMV unter Vertrag. Am Donnerstag abend packten sie ihre Sachen, denn sie wollten Freitag am frühen Nachmittag starten. Geplant war, gemeinsam um drei Uhr loszufahren, doch im Laufe des Nachmittags stellte sich heraus, daß es unmöglich war, fünf Ärzte vorzeitig aus ihrem Dienst loszueisen. Als sie dann endlich aufbrachen, war es kurz nach sechs.

Sie fuhren mit drei Autos: Familie Yarborough und ihre drei Kinder benutzten ihren eigenen Kombi, die Yansens nahmen die Youngs in ihrem ebenfalls geräumigen Wagen mit, und David, Angela und Nikki fuhren mit ihrem Volvo. Sie hätten sich zwar auch noch in den Bulli der Yarboroughs hineinquetschen können, doch Angela wollte lieber unabhängig sein und mit dem eigenen Auto fahren. Das Apartment war sehr geräumig. Neben den vier Schlafzimmern gab es noch einen ausgebauten Dachboden, auf dem die Kinder in Schlafsäcken übernachten konnten. Nach der Fahrt waren alle müde und gingen sofort zu Bett.

Gayle Yarborough machte es sich am nächsten Morgen zur Aufgabe, jeden einzelnen früh zu wecken. Während sie durch das Haus marschierte, hämmerte sie mit einem Holzlöffel auf eine Bratpfanne und verkündete laut, daß in einer halben Stunde zum Frühstück aufgebrochen werden solle.

Die Annahme, daß vier Familien innerhalb einer halben Stunde startbereit sein könnten, erwies sich allerdings als allzu optimistisch. In der Wohnung gab es mit den vier Zimmern und dem Dachboden zwar reichlich Platz zum Schlafen, aber es gab nur drei Badezimmer und eine zusätzliche Toilette. So gab es ein ordentliches Gedränge vor den Duschen, und das Haareföhnen und Rasieren zog sich eine ganze Weile hin. Zu guter Letzt mußte Nikki auch noch ihre Physiotherapie machen. So verstrichen beinahe eineinhalb Stunden, bevor schließlich alle abfahrbereit waren.

Sie bestiegen ihre Autos in der gleichen Besetzung wie am Abend zuvor und durchquerten das von hohen Bergen umgebene Tal, bis sie die Interstate 93 erreichten. Als sie durch Franconia Notch fuhren, waren David und Angela vollkommen hingerissen von der wilden Schönheit des herbstlichen Laubwaldes, der vor der Kulisse der grauen, steil abfallenden Granitfelsen überwältigend wirkte. »Ich habe einen Riesenhunger«, sagte Nikki, als sie bereits eine halbe Stunde unterwegs waren. »Ich auch«, pflichtete Angela ihr bei. »Wo fahren wir eigentlich hin?«

»In ein Restaurant mit dem Namen Polly's Pancake Parlor«, antwortete David. »Trent hat mir erzählt, daß hier im Norden von New Hampshire jeder dieses Restaurant kennt.«

Als sie endlich in dem Restaurant ankamen, teilte ihnen ein Kellner mit, daß sie noch vierzig Minuten auf einen Tisch würden warten müssen. Nachdem das Essen endlich vor ihnen stand, waren zum Glück alle der Meinung, daß sich das lange Warten gelohnt hatte. Die Pfannkuchen schwammen in reinem Ahornsirup aus New Hampshire, und sie waren einfach köstlich - genauso wie der geräucherte Schinken und die Wurst.

Als sie auf ihrem Rückweg ins Waterville Valley einen landschaftlich besonders schönen Streckenabschnitt mit dem Namen Kancama-

gus Highway durchquerten, merkte David, daß sich am Himmel plötzlich schwarze Wolken gebildet hatten. Bei ihrer Ankunft in Watterville war die Wolkendecke bereits so dick, daß kein Sonnenstrahl mehr durchdrang, und die Temperatur war innerhalb kürzester Zeit auf etwa dreizehn Grad gesunken. Die vier Familien waren kaum in ihrem Apartment angekommen, als es Kevin schon wieder nach draußen drängte, um Tennis zu spielen. Eigentlich hatte niemand Lust, doch schließlich konnte er David dazu überreden, mit ihm zu spielen.

Kevin war ein hervorragender Tennisspieler und besiegte David normalerweise ohne größere Schwierigkeiten. Doch an diesem Tag spielte er nicht so gut wie sonst. Schon bald mußte Kevin verärgert feststellen, daß David auf bestem Wege war, den Satz zu gewinnen. Aber Kevin gab nicht so schnell auf und strengte sich besonders an. Doch je mehr er sich bemühte, desto öfter machte er Fehler. Als David seinem Gegner irgendwann zurief, daß er den Ball ins Aus geschlagen habe, knallte Kevin erbost seinen Schläger auf den Boden. »Der Ball war nicht im Aus«, brüllte er. David hatte keine Lust auf Ärger. »Okay, was hältst du davon, wenn wir den Aufschlag wiederholen?« schlug er vor und hoffte, so die Situation entspannen zu können.

Aber auch in der Wiederholung schaffte Kevin es nicht, den Punkt zu machen. Kevin wurde immer wütender und bezweifelte es jedesmal, wenn David einen Ball für Aus erklärte. Deshalb schlug David schließlich vor, das Spiel abubrechen. Doch Kevin bestand darauf, bis zum bitteren Ende weiterzuspielen. Das taten sie dann auch, und David gewann.

Auf dem Rückweg zum Apartment sagte Kevin kein Wort, und David gab es auf, ihn in eine Unterhaltung zu verwickeln. Ein paar herabfallende Regentropfen trieben sie zur Eile. Als sie die Wohnung betraten, verschwand Kevin sofort im Badezimmer und knallte die Tür hinter sich zu. Die anderen sahen David fragend an, der nur mit den Schultern zuckte. »Ich habe gewonnen«, sagte er und fühlte sich seltsamerweise irgendwie schuldig. Obwohl sie später am Abend mit reichlich gutem Essen vor dem gemütlichen Kaminfeuer saßen und

dazu Wein und Bier tranken, wurde die Stimmung von Kevins schlechter Laune überschattet. Sogar Nancy, seine Frau, warf ihm vor, daß er sich kindisch verhalte. Ihr Kommentar löste dann zu allem Übel eine häßliche Auseinandersetzung zwischen ihnen beiden aus, die alle anderen gezwungen waren mitzuhören.

Und am Ende steckte Kevin auch noch Trent und Steve mit seiner miesen Laune an, die für den Rest des Abends ihr Klagelied darüber anstimmten, wie schlecht ihre Arztpraxen liefen und daß sie sich ernsthaft überlegen müßten, aus Bartlet wegzugehen. Nachdem die CMV eigene Fachärzte eingestellt hatte, gab es für Steve und Trent nicht mehr viel zu tun.

»Vielleicht solltet ihr so schnell wie möglich abhauen, so lange es überhaupt noch geht«, sagte Kevin und meldete sich damit zum ersten Mal unangesprochen zu Wort. »Ich finde deinen Kommentar ziemlich rätselhaft«, erwiderte Trent. »Kannst du dich vielleicht etwas konkreter ausdrücken? Oder verfügt unser schwarzseherischer Doktor Superschlau etwa über spezielle Informationen, die uns normalen Sterblichen entgangen sind?«

»Ihr würdet mir sowieso nicht glauben, wenn ich euch erzählen würde, was ich vermute«, sagte Kevin, während er in das Feuer starrte. Die Glut spiegelte sich in seinen dicken Brillengläsern wider, so daß er aussah wie eine unheimliche Gestalt ohne Augen.

»Komm schon, erzähl uns dein Geheimnis!« forderte Steve ihn auf.

David sah zu Angela hinüber und fragte sich, wie sie sich wohl unter all diesen depressiven Leuten fühlen mochte. Für ihn selbst war die Stimmung an diesem Abend unangenehmer als damals im August am See. Mit den üblen Witzen und den sexuellen Anspielungen seiner Freunde hatte er besser umgehen können als mit dieser Art von Feindseligkeit und mieser Stimmung. »Ich habe ein bißchen mehr über Randy Portland herausgefunden«, sagte Kevin, ohne seinen Blick vom Feuer abzuwenden. »Aber ihr würdet mir niemals glauben. Das ist mir klargeworden, als ich gesehen habe, wie ihr auf meine Bemerkung reagiert habt, daß er sich womöglich gar nicht umgebracht hat.«

»Los, Kevin. Jetzt erzähl schon, was du gehört hast«, sagte Trent.

»Mach doch nicht so eine große Geschichte daraus!«

»Also gut«, begann Kevin. »Ich habe mal mit Michael Caldwell zu Mittag gegessen, weil er unbedingt wollte, daß ich auf einer seiner unzähligen Ausschusssitzungen einen Vortrag halte. Während des Essens hat er mir erzählt, daß Harold Traynor, der Vorsitzende des Krankenhausvorstands, eine sehr seltsame Unterhaltung mit Randy Portland geführt habe - und zwar an seinem Todestag. Caldwell wußte auch, daß Traynor alles, was Portland gesagt hat, an Charles Kelley weitergegeben hat.«

»Mensch, Yansen! Nun komm doch endlich mal zum Punkt!« sagte Trent ungeduldig.

»Randy Portland hat behauptet, daß im Krankenhaus irgend etwas faul sei.«

Trent tat jetzt so, als ob ihm vor Schreck die Kinnlade herunterfiel. »Daß in unserem Krankenhaus irgend etwas faul sei? Ich bin wirklich geschockt! Absolut geschockt!« Trent schüttelte fassungslos den Kopf. »Meine Güte, Kevin! Es gibt jede Menge Dinge, die in diesem Krankenhaus nicht stimmen. Wenn das die Pointe deiner Geschichte ist, dann hast du mich aber nicht gerade schwer damit beeindruckt.«

»Portland hat noch mehr gesagt«, erwiderte Kevin. »Er hat Traynor mitgeteilt, daß er für nichts seinen Kopf hinhalten werde.«

Trent blickte jetzt fragend zu Steve hinüber. »Ist mir vielleicht irgend etwas entgangen?«

»Offensichtlich ja«, sagte Kevin. »Aber von einem Chirurgen kann man wohl nicht verlangen, daß er solcherlei Feinheiten kapiert. Mir ist jedenfalls klar, was in Portland vorging: Er ahnte, daß mit einigen seiner Patienten etwas sehr Seltsames geschah. Ich glaube, er hätte besser den Mund gehalten. Wenn er nämlich nichts gesagt hätte, würde er heute wahrscheinlich noch leben.«

»Für mich klingt das Ganze so, als ob Portland auf dem besten Wege war, vollkommen durchzudrehen«, sagte Trent. »Depressiv war er ja ohnehin. Ich weiß nicht, was du mit dieser Geschichte bezwecken willst. Du tust so, als wäre das Ganze eine finstere Verschwörung, aber du hast keinerlei Beweise dafür. Woran ist der Patient von Dr. Portland denn eigentlich gestorben?«

»An einer Lungenentzündung und an einem Endotoxin-Schock«, antwortete Steve. »Das stand jedenfalls auf seinem Totenschein.«

»Na, seht ihr!« sagte Trent. »Wenn man jede Menge von gramnegativen Erregern im Blut der Leiche gefunden hat, dann birgt der Tod ja wohl kein Geheimnis mehr. Tut mir leid, Kevin, damit kannst du mich wirklich nicht überzeugen.«

Plötzlich sprang Kevin auf. »Warum bemühe ich mich überhaupt, euch das alles zu erklären?« fragte er abschätzig. »Ihr seid doch alle so blind wie Fledermäuse. Aber wißt ihr was? Das ist mir scheiß-egal!«

Dann stieg er über Gayle hinweg, die sich auf dem Boden vor dem Kamin ausgestreckt hatte, und stürmte die Treppe hinauf, die zu seinem und Nancys Schlafzimmer führte. Er knallte die Tür so fest hinter sich zu, daß sie fast aus den Angeln fiel.

Nach diesem Vorfall sagte zunächst niemand ein Wort. Alle starrten in das Feuer. Der Regen prasselte mit einer Wucht auf die Dachfenster, als ob Reiskörner vom Himmel fielen. Schließlich stand auch Nancy auf und verkündete, daß sie ins Bett gehen wolle.

»Es tut mir leid, daß ich Kevin offenbar gereizt habe«, sagte Trent. »Ich wollte ihn wirklich nicht provozieren.«

»Ist schon gut«, erwiderte Nancy. »Es ist nicht deine Schuld. Kevin ist in letzter Zeit ein ziemlicher Brummbär gewesen. Vielleicht liegt das an einer Sache, die er euch noch nicht erzählt hat: Kürzlich ist nämlich auch einer seiner Patienten gestorben - und daß einem Augenarzt die Patienten sterben, ist ziemlich ungewöhnlich.«

Am nächsten Morgen war dicker Nebel aufgezogen, und es blies ein stürmischer Wind, der den kalten Regen gegen die Fenster peitschte. Als Angela hinaussah, rief sie entsetzt nach David, der sofort aus dem Bett sprang, weil er dachte, es habe sich eine Katastrophe ereignet. Mit halb verschlafenen Augen sah er hinaus, erblickte das Auto und registrierte, daß es regnete.

»Was gibt es denn Beeindruckendes zu sehen?« fragte David und gähnte.

»Die Bäume«, erwiderte Angela. »Sie sind alle kahl. Es sind keine

Blätter mehr auf den Bäumen. In einer einzigen Nacht sind sie alle weggeblasen worden!«

»Das muß der Sturm gemacht haben«, sagte David und kroch wieder unter die Bettdecke. »Die Fensterläden haben auch die ganze Nacht geklappert.« Angela konnte nicht vom Fenster weggehen, so fasziniert war sie von den nackt wirkenden Überresten der Bäume. »Sie sehen jetzt vollkommen tot aus«, sagte sie. »Ich kann es kaum glauben, welchen Unterschied das ausmacht, ob die Bäume Blätter tragen oder nicht. Wenn das kein Omen ist! Mich beschleicht schon wieder dieses Gefühl, daß irgend etwas Schlimmes passieren wird.«

»Du bist wohl noch ein bißchen melancholisch wegen der depressierenden Geschichte gestern abend«, versuchte David seine Frau zu beruhigen. »Komm doch noch mal ins Bett. Für makabre Gedanken ist es mir noch zu früh.« Den nächsten Schock bekamen sie, als sie das Fenster öffneten und merkten, wie kalt es geworden war. Sogar um neun Uhr war das Thermometer erst auf knapp über null Grad geklettert. Der Winter schien mit rasantem Tempo näherzurücken.

Das düstere Wetter trug dann auch keineswegs dazu bei, daß sich die Stimmung unter den Erwachsenen verbesserte. Anfangs waren wenigstens die Kinder noch fröhlich, doch selbst sie ließen sich im Laufe des Tages von der miesen Laune ihrer Eltern anstecken. David und Angela waren froh, als sie endlich aufbrechen konnten. Während sie durch die Berge fuhren, bat David seine Frau, ihn in Zukunft immer rechtzeitig daran zu erinnern, daß er nie wieder mit Kevin Tennis spielen wollte. »Ihr Männer benehmt euch wirklich wie Kinder, wenn es um euren Sport geht«, sagte Angela. »Moment mal«, erwiderte David leicht gereizt. »An mir lag es ja wohl nicht, daß die Stimmung im Eimer war. Kevin hat den Streit ganz allein verursacht. Er kann eben nicht verlieren. Dabei wollte ich zuerst nicht einmal mit ihm spielen.«

»Jetzt reg dich bloß nicht auf!« sagte Angela. »Ich reg mich gar nicht auf«, erwiderte David. »Aber die Verantwortung für Kevins Wutanfall nehme ich nicht auf meine Kappe.«

»Davon war doch gar nicht die Rede«, sagte Angela. »Ich habe nur eine Bemerkung über Männer und ihr Verhältnis zum Sport gemacht.

Das war alles.«

»Ist schon in Ordnung«, murmelte David. »Ich bin wohl etwas gereizt. Es macht mich einfach wahnsinnig, wenn ich von so vielen mißmutigen Menschen umgeben bin. Das Wochenende war kein ausgesprochenes Vergnügen.«

»Diese Clique ist auf jeden Fall ziemlich merkwürdig«, bemerkte Angela. »Auf den ersten Blick wirken sie alle ganz normal, aber wenn man sie mal genauer betrachtet, bekommt man so seine Zweifel. Wenigstens haben sie sich diesmal mit ihren sexuellen Anspielungen zurückgehalten und sich nicht so komisch benommen wie im Sommer. Aber mir ist aufgefallen, daß Kevin immer wieder über den tragischen Tod von Dr. Portland spricht; er scheint davon regelrecht besessen zu sein.«

»Kevin ist ein seltsamer Vogel«, sagte David. »Ich hasse es, ständig an Portlands Selbstmord erinnert zu werden. Wenn ich nur daran denke, bereitet es mir Qualen, in mein Büro zu gehen. Wann immer er auf diese Sache zu sprechen kommt, muß ich mir unweigerlich vorstellen, wie die Wand hinter meinem Schreibtisch damals ausgehen haben muß - über und über bespritzt mit Blut und Gehirnfetzen.«

»David! Ich bitte dich!« sagte Angela scharf. »Wenn du schon auf *meine* Gefühle keine Rücksicht nimmst, dann denk doch wenigstens an Nikki.«

David blickte in den Rückspiegel, um zu sehen, was Nikki gerade machte. Sie starrte regungslos nach vorne. »Ist mit dir alles in Ordnung, Nikki?« fragte David. »Mein Hals tut weh«, erwiderte Nikki. »Und ansonsten geht es mir auch nicht gut.«

»O nein!« rief Angela. Sie drehte sich um und sah ihre Tochter an. Dann legte sie ihre Hand auf Nikkis Stirn. »Du hast darauf bestanden, daß wir diesen bescheuerten Ausflug machen!« zischte Angela David zu. David wollte sich zunächst rechtfertigen, doch dann überlegte er es sich anders. Er wollte lieber keinen Streit anfangen, denn er war sowieso schon ziemlich genervt.

Kapitel 11

Montag, 18. Oktober

Nikki hatte eine unruhige Nacht, und auch ihre Eltern konnten nicht gut schlafen. Vor allem Angela machte sich Sorgen. In den frühen Morgenstunden fiel Nikki das Atmen immer schwerer. Lange bevor es hell wurde, half Angela ihrer Tochter bei der täglichen Klopfdrainage. Als sie fertig waren, horchte sie Nikkis Brust mit dem Stethoskop ab. Dabei vernahm sie ein schweres Rasseln und Keuchen; Nikkis Atemwege waren mit dickem Schleim verstopft. Um kurz vor acht Uhr informierte David seine Praxis, daß er später kommen würde; auch Angela meldete sich im Labor ab. Dann hüllten sie Nikki warm ein und brachten sie zu Dr. Pilsner. Doch dort wurden die Wilsons zunächst nicht gerade freundlich empfangen. Eine Sprechstundenhilfe teilte ihnen mit, daß Dr. Pilsner keinen Termin frei habe und daß sie am Tag darauf noch einmal mit Nikki vorbeikommen sollten.

Doch so leicht ließ Angela sich nicht abwimmeln. Sie machte der Frau am Empfang klar, daß sie Dr. Wilson vor sich habe; sie arbeite in der pathologischen Abteilung des Krankenhauses und bestehe darauf, sofort mit Dr. Pilsner zu sprechen. Die Sprechstundenhilfe verschwand daraufhin in einem der Behandlungszimmer. Kurz darauf erschien Dr. Pilsner und entschuldigte sich für die barsche Behandlung.

»Meine Angestellte wußte nicht, wer Sie sind«, erklärte Dr. Pilsner. »Sie dachte, daß Sie ganz normale CMV-Patienten seien. Was gibt's für Probleme?« Nachdem Angela den Arzt über Nikkis Zustand informiert hatte, führte er das Mädchen in eines seiner Behandlungszimmer und horchte seine Brust ab. »Das hört sich wirklich ganz schön verstopft an«, sagte er zu Nikki, während er sich das Stethoskop von den Ohren nahm. Dann tätschelte er Nikki freundlich die Wange und fragte sie, wie sie sich fühle.

»Ich fühle mich nicht besonders gut«, erwiderte Nikki. Das Atmen

fiel ihr sichtlich schwer. »Und dabei ging es ihr in letzter Zeit immer so gut«, sagte Angela.

»Wir werden sie ganz schnell wieder gesund kriegen«, versicherte Dr. Pilsner und zupfte sich an seinem weißen Bart. »Aber ich glaube, ich sollte sie vorsichtshalber ins Krankenhaus einweisen. Ich werde ihr sofort intravenös Antibiotika verabreichen und mit einer intensiven Atemtherapie beginnen.«

»Wir machen, was Sie für richtig halten«, sagte David und streichelte Nikki über den Kopf. Er fühlte sich dafür verantwortlich, daß es seiner Tochter so schlecht ging, weil er unbedingt das Wochenende in New Hampshire hatte verbringen wollen.

In der Aufnahme erkannte Janice Sperling die Wilsons gleich wieder, und mit ihrer Hilfe waren die Aufnahmeformalitäten schnell erledigt. Ein paar Minuten später waren sie bereits auf dem Weg in die zweite Etage. Janice führte sie zu Raum 204 und öffnete die Tür. »Oh, Entschuldigung«, sagte Janice verwirrt. Das Zimmer war bereits belegt; im Bett lag eine Frau. »Mrs. Kleber!« rief Nikki überrascht. »Marjorie?« fragte David verblüfft. »Was machen Sie denn hier?«

»Ich hatte mal wieder Pech«, erwiderte Marjorie. »Am einzigen Wochenende, an dem Sie einmal nicht in Bartlet waren, bin ich prompt krank geworden. Aber Dr. Markham hat mich gut versorgt.«

»Es tut mir wirklich leid, daß wir Sie gestört haben«, sagte Janice zu Marjorie. »Ich kann überhaupt nicht verstehen, weshalb mir der Computer Ihre Zimmernummer ausgewiesen hat, obwohl 204 doch belegt ist.«

»Das macht doch nichts«, versicherte Marjorie. »Im Gegenteil. Ich freue mich sogar über den Besuch.« David versprach Marjorie, daß er in einer halben Stunde noch einmal bei ihr vorbeischaue werde. Dann folgten sie Janice, die in der Aufnahme anrufen wollte. »Bitte entschuldigen Sie dieses Durcheinander«, sagte Janice, nachdem sie ihr Telefonat beendet hatte. »Wir legen Nikki auf Zimmer 212.«

Nikki lag gerade im Bett, als auch schon mehrere Krankenschwestern sowie technisches Personal herbeieilten, um sich um sie zu kümmern. Im Nu hatten sie Nikki eine Venenkanüle gelegt, durch

die ihrem Körper Antibiotika zugeführt wurden. Ein Spezialist für Atemtherapie war bereits unterwegs.

Als Nikki versorgt war, versprach David seiner Tochter, daß er im Laufe des Tages immer mal wieder bei ihr vorbeischauchen werde. Außerdem wies er sie darauf hin, daß sie alle Anweisungen der Krankenschwestern und Pfleger befolgen müsse. Dann drückte er Angela ein Küßchen auf die Wange und Nikki eins auf die Stirn und machte sich auf den Weg.

Zunächst schaute David noch mal bei Marjorie Kleber vorbei. Im Laufe der Monate war sie zu einer seiner Lieblingspatientinnen geworden. »Okay«, sagte David. »Was ist mit Ihnen los?«

»Freitag nachmittag hat es angefangen«, sagte Marjorie. »Immer wenn ich etwas habe, fängt es freitags an, und ich habe natürlich zuerst gezögert, zum Arzt zu gehen. Ich habe mich ziemlich mies gefühlt. Am Samstag morgen tat mir dann das Bein weh. Und als ich in Ihrer Praxis anrief, hat man mir mitgeteilt, daß ich mich an Dr. Markham wenden solle. Er hat sich sofort um mich gekümmert und gemeint, daß ich wohl eine Venenentzündung habe und ins Krankenhaus müsse, um Antibiotika zu bekommen.« David untersuchte Marjorie und kam zu der gleichen Diagnose.

»Meinen Sie auch, daß es nötig war, mich hier einzuliefern?« fragte Marjorie.

»Auf jeden Fall«, versicherte ihr David. »Bei einer tiefen Venenentzündung sollte man kein Risiko eingehen. Wenn die Venen entzündet sind, können sich ganz schnell Blutgerinnsel entwickeln. Aber bei Ihnen sieht es recht gut aus. Ich nehme an, daß die Medikamente Ihnen schon geholfen haben.«

»Ganz bestimmt haben sie mir geholfen«, sagte Marjorie. »Es geht mir schon zwanzigmal besser als am Samstag.« Obwohl David längst mit seiner Sprechstunde hätte beginnen müssen, verbrachte er noch weitere zehn Minuten an Marjories Bett, um ihr zu erklären, daß mit einer Venenentzündung nicht zu spaßen sei. Danach ging er zum Schwesternzimmer hinüber und überflog die Daten in Marjories Patientenakte. Es schien soweit alles in Ordnung zu sein.

Bevor David das Schwesternzimmer verließ, fragte er die Ober-

schwester Janet Colburn, warum Marjorie in dem orthopädischen Bett liege.

»Das hat keinen besonderen Grund«, erwiderte Janet. »Es stand zufällig in Zimmer 204 und wurde von keinem anderen Patienten benötigt. Marjorie liegt bestimmt bequemer in dem Bett. Die elektronische Steuerung, mit der man das Kopf- und Fußende aufrichten oder absenken kann, funktioniert bei dem orthopädischen Bett nämlich immer - und das kann man von den normalen Betten nicht gerade behaupten.«

Mit einer kurzen Notiz hielt David in der Akte fest, daß er von nun an die Verantwortung für ihre Behandlung übernehme. Danach schaute er noch einmal bei Nikki vorbei. Der Spezialist für Atemtherapie war zwar noch nicht dagewesen, doch Nikki ging es schon wieder viel besser. David vermutete, daß allein die Flüssigkeitszufuhr durch den Tropf Nikki schon gutgetan hatte. Mit knapp einer Stunde Verspätung ging David schließlich zum anderen Teil des Gebäudes hinüber, um mit seiner Sprechstunde zu beginnen. Als er seine Praxis betrat, war Susan ziemlich aufgebracht. Sie hatte etliche Termine auf einen späteren Zeitpunkt verschieben und Patienten mit kleineren Wehwehchen auf einen anderen Tag vertrösten müssen, aber das Wartezimmer war trotzdem überfüllt. David schlüpfte schnell in seinen weißen Kittel und versuchte seine Mitarbeiterin zu beruhigen. Doch Susan verfolgte ihn auf Schritt und Tritt, während sie herunterspulte, wer alles angerufen und um Rat gefragt hatte.

Er machte sich eifrig an die Arbeit und hatte kurz vor Mittag alles aufgeholt, was er am Morgen versäumt hatte. Dann gönnte er sich eine Unterbrechung, um ein paar Anrufe zu beantworten, die Susan am Morgen entgegengenommen hatte. Als erstes versuchte er, Charles Kelley zu erreichen.

»Ich habe schon darauf gewartet, daß Sie mich endlich anrufen«, sagte Kelley. Er klang geschäftsmäßiger als sonst. »Im Moment sitzt mir gerade Ned Harper gegenüber. Er kommt aus unserer CMV-Geschäftsstelle in Burlington und ist für Kapazitätsauslastung zuständig. Ich fürchte, es gibt ein paar Dinge, über die wir uns dringend unterhalten sollten.«

»Jetzt?« fragte David ungläubig. »Mitten in meiner Sprechstunde?«

»Es wird nicht lange dauern«, erwiderte Kelley. »Aber ich muß Sie bitten, jetzt sofort in mein Büro zu kommen.« David legte langsam den Hörer auf die Gabel zurück. Obwohl er sich nichts hatte zuschulden kommen lassen, hatte er plötzlich ein flaues Gefühl im Magen und kam sich vor wie ein Teenager, der in das Büro des Schuldirektors bestellt wird.

Er teilte Susan mit, daß er zu Charles Kelley hinübergehe, und verließ die Praxis. Als er die CMV-Geschäftsstelle betrat, forderte die Empfangsdame ihn auf, sofort in Kelleys Büro zu gehen.

Kelley erhob sich von seinem Schreibtischstuhl. Wie beim letzten Mal erschien er David wie ein braungebrannter Riese. Doch dieses Mal verhielt sich Kelley anders. Von seiner überschwenglichen Art war nichts mehr zu spüren; er wirkte sehr ernst, beinahe mürrisch. Er machte David mit Ned Harper bekannt, einem dünnen, korrekt aussehenden Mann mit blasser Haut und Aknepickeln im Gesicht. David erschien er wie der Prototyp eines Bürokraten, der sein ganzes Leben lang in einem Büro eingeschlossen ist und Formulare ausfüllt. Nach den Begrüßungsformalitäten setzten sie sich. Kelley griff nach einem Bleistift und spielte damit herum. »Die statistische Auswertung für Ihr erstes Behandlungsquartal liegt uns vor«, sagte Kelley in einem düsteren Ton. »Und sie sieht nicht gut aus.«

David sah abwechselnd Kelley und Harper an und fühlte, wie er zusehends nervöser wurde.

»Sie arbeiten nicht effizient«, fuhr Kelley fort. »Wenn man sich ansieht, wie viele Patienten Sie pro Stunde behandeln, dann stellt sich heraus, daß Sie von allen bei der CMV unter Vertrag stehenden Ärzten mit am schlechtesten abschneiden. Sie nehmen sich offensichtlich viel zuviel Zeit für jeden einzelnen Patienten. Aber es kommt noch schlimmer: Betrachtet man nämlich die Anzahl der Laboruntersuchungen, die Sie pro Patient durchführen lassen, dann stehen Sie so ziemlich an der Spitze. Darüber hinaus überweisen Sie sehr viele Patienten an Fachärzte, die nicht für die CMV arbeiten, und mit dieser Vorgehensweise fallen Sie vollkommen aus dem Rahmen.«

»Ich wußte gar nicht, daß Sie solche Daten sammeln und auswer-

ten«, murmelte David lahm. »Das ist noch lange nicht alles«, fuhr Kelley fort. »Viel zu viele von Ihren Patienten sind anstatt in Ihrer Praxis in der Notaufnahmestation des Städtischen Krankenhauses behandelt worden.«

»Dafür gibt es eine einfache Erklärung«, erwiderte David. »Meine Behandlungstermine sind immer für mehr als zwei Wochen im voraus ausgebucht. Wenn mich aber Leute mit akuten Problemen anrufen, die sofort behandelt werden müssen, dann schicke ich diese Patienten in die Notaufnahme.«

»Falsch!« raunzte Kelley. »Sie haben die Patienten nicht in die Notaufnahme zu schicken! Sie haben die Leute in Ihrer Praxis zu behandeln, es sei denn, ein Patient ist kurz davor abzukratzen!«

»Aber das würde meinen Terminplan doch völlig durcheinanderbringen«, rechtfertigte sich David. »Wenn ich mich zwischendurch auch noch selber um sämtliche Notfälle kümmern würde, dann käme ich ja gar nicht mehr dazu, die angemeldeten Patienten zu behandeln.«

»Das kann ich leider auch nicht ändern«, stellte Kelley fest. »Von mir aus können Sie Ihre sogenannten Notfälle auch so lange warten lassen, bis Sie alle angemeldeten Patienten behandelt haben. Es ist Ihre Sache, um wen Sie sich zuerst kümmern, aber denken Sie daran, daß Sie Ihre Patienten künftig nicht mehr in die Notaufnahme schicken!«

»Wofür haben wir denn dann eine Notaufnahmestation?« fragte David.

»Versuchen Sie nicht, mir auf die Tour zu kommen, Dr. Wilson«, erwiderte Kelley. »Sie wissen ganz genau, wofür es eine Notaufnahme gibt. Dort werden Notfälle behandelt, also Leute, bei denen es um Leben oder Tod geht. Aber da fällt mir noch etwas ein. Empfehlen Sie Ihren Patienten bloß nicht, sich einen Krankenwagen zu bestellen! Die CMV übernimmt die Kosten für einen Krankenwagen nämlich nur dann, wenn die Fahrt vorher bewilligt worden ist. Und eine Bewilligung wird grundsätzlich nur in lebensbedrohlichen Situationen erteilt.«

»Aber einige meiner Patienten leben allein«, erwiderte David.

»Wenn sie krank werden...«

»Wollen wir die Sache doch nicht komplizierter machen als nötig«, unterbrach ihn Kelley. »Die CMV bietet nun mal keinen Fahr-Service. In Wirklichkeit ist das, was ich Ihnen sagen will, ganz einfach. Sie müssen in Zukunft wesentlich effizienter arbeiten. Sie müssen die Anzahl der Laboruntersuchungen drastisch verringern und weniger - oder besser gar keine - Patienten an Fachärzte überweisen, die nicht für die CMV arbeiten; außerdem muß Ihnen klar sein, daß Ihre Patienten nichts in der Notaufnahme zu suchen haben. Das ist alles. Haben Sie verstanden?« Als David die Geschäftsstelle der CMV verließ, war er völlig geplättet. Er hatte nie das Gefühl gehabt, daß er seinen Patienten zuviel an medizinischer Versorgung angedeihen ließ. Im Gegenteil - er hatte immer nur das Wohl seiner Patienten im Auge gehabt, und darauf war er stolz gewesen. Kelleys Standpauke war entmutigend, wenn man es nicht noch drastischer ausdrücken wollte. Als David in seine Praxis zurückkam, sah er Kevin mit einem Patienten hinter einer Tür verschwinden und mußte daran denken, was dieser ihm für die erste Auswertung seiner Praxisauslastung prophezeit hatte. Kevin hatte recht gehabt: Die Beurteilung war vernichtend ausgefallen. Außerdem fand David es unbegreiflich, daß Kelley mit keinem einzigen Wort auf die Qualität seiner Arbeit eingegangen war und auch nicht davon gesprochen hatte, was seine Patienten von ihm hielten.

»Sie machen sich am besten ganz schnell an die Arbeit«, sagte Susan, als sie David erblickte. »Sonst kommen Sie gleich wieder ins Hintertreffen.«

Kurz vor Mittag verschwand Angela kurz aus ihrem Labor und schaute bei Nikki vorbei. Sie freute sich, als sie sah, daß es ihrer Tochter schon wieder etwas besser ging. Es war sehr beruhigend, daß Nikki kein Fieber bekommen hatte. Nachdem der Spezialist für Atemtherapie sich intensiv um Nikki gekümmert hatte, konnte sie schon viel freier atmen. Angela lieh sich von einer Krankenschwester ein Stethoskop und horchte Nikkis Brust ab. In ihrer Lunge schien sich noch immer viel zuviel Schleim zu befinden, aber offenbar nicht

mehr ganz so viel wie am frühen Morgen.

»Wann kann ich wieder nach Hause?« fragte Nikki. »Du bist doch erst ein paar Stunden hier«, erwiderte Angela und streichelte Nikki übers Haar. »Aber offensichtlich geht es dir schon wieder besser, und wenn du so weitermachst, wird Dr. Pilsner dich bestimmt bald wieder entlassen.«

Bevor Angela im Labor an ihren eigenen Arbeitsplatz zurückkehrte, ging sie noch bei einem Kollegen der mikrobiologischen Abteilung vorbei, um sich zu vergewissern, daß Nikkis Auswurf untersucht wurde. Es war sehr wichtig, genau festzustellen, welche Bakterien sich in Nikkis Atemorganen befanden. Der Laborkollege konnte Angela beruhigen; er hatte die Untersuchung bereits vorgenommen.

Angela ging in ihr Büro zurück. Sie wollte sich gerade hinsetzen und mit der mikroskopischen Untersuchung einiger hämatologischer Präparate beginnen, als sie sah, daß die Tür zwischen ihrem Büro und dem von Dr. Wadley nur angelehnt war. Angela ging zur Tür und warf einen verstohlenen Blick durch den offenen Spalt. Dr. Wadley saß vor einem Lehrmikroskop mit zwei Okularen. Als er Angela bemerkte, winkte er sie herein.

»Ich möchte, daß Sie sich das hier mal anschauen«, sagte Dr. Wadley.

Nach einem Blick durch die Linse wußte sie sofort, daß es sich bei dem mikroskopischen Schnitt um Brustgewebe handelte.

»Es ist ein wirklich verzwickter Fall«, erklärte Dr. Wadley. »Die Patientin ist erst zweiundzwanzig Jahre alt. Wir müssen zu einer Diagnose kommen, und die Diagnose muß stimmen. Lassen Sie sich Zeit.« Um seinen letzten Worten Nachdruck zu verleihen, legte er seine Hand auf Angelas Oberschenkel. »Lassen Sie sich nicht von einem spontanen Eindruck irreleiten. Sehen Sie sich die Probe ganz genau an!«

Angela ließ ihr geübtes Auge so gründlich wie immer über den Gewebeschnitt wandern, doch sie konnte sich nicht konzentrieren. Dr. Wadley hatte immer noch seine Hand auf ihrem Oberschenkel. Während er erklärte, welche Besonderheiten ihn hauptsächlich zu seiner Diagnose verleitet hatten, konnte Angela ihm kaum folgen.

Seine Hand auf ihrem Knie bereitete ihr ein äußerst unangenehmes Gefühl.

Dr. Wadley hatte sie in der letzten Zeit öfter mal angefaßt, und auch Angela hatte ihren Chef gelegentlich berührt. Aber diese Körperkontakte waren immer in einem akzeptablen Rahmen geblieben; sie hatten sich mal am Arm berührt, sich gegenseitig auf den Rücken geklopft oder sich kumpelhaft umarmt. Und beim Softball-Spiel am Labor Day hatten sie sogar mehrfach wie zwei Teenager überschwenglich ihre Handflächen gegeneinandergeklatscht. Doch hatten diese Körperkontakte niemals auch nur den Anschein von intimer Begehrlichkeit erweckt. Jetzt aber ließ Dr. Wadley seine Hand hartnäckig auf ihrem Bein liegen, und sein Daumen berührte die Innenseite ihres Oberschenkels.

Eigentlich wollte Angela aufstehen oder zumindest seine Hand wegschieben, doch sie unternahm nichts und hoffte, Dr. Wadley würde von selbst merken, wie unwohl sie sich fühlte, und seine Hand wegziehen. Doch es geschah nichts dergleichen. Während er lang und breit ausführte, weshalb die Biopsie seiner Meinung nach eindeutig ergab, daß das Gewebe von Krebs befallen war, ließ er seine Hand weiterhin auf ihrem Bein liegen.

Schließlich stand Angela auf. Sie wußte, daß sie zitterte, biß sich aber auf die Zunge und ging in ihr Büro zurück, ohne ein Wort zu sagen.

»Ich schaue mir Ihre hämatologischen Präparate gerne mal an, sobald Sie Ihre Untersuchungen beendet haben«, rief Dr. Wadley ihr hinterher.

Angela schloß die Zwischentür und ließ sich erschöpft auf ihren Schreibtischstuhl fallen. Sie war den Tränen nahe. Sie verbarg ihr Gesicht in beiden Händen, während ihr jede Menge Gedanken durch den Kopf schossen. Sie versuchte, sich an alles zu erinnern, was in den vergangenen Monaten geschehen war, und auf einmal fielen ihr etliche Situationen ein, in denen Dr. Wadley ihr angeboten hatte, länger zu bleiben, um bestimmte Gewebeproben noch einmal mit ihr durchzusprechen. Überhaupt war er grundsätzlich immer aufgetaucht, wenn sie sich ein paar Minuten Zeit genommen hatte, um ein

wenig frische Luft zu schnappen. Sogar wenn sie sich kurz in die Cafeteria zurückgezogen hatte, war er ihr gefolgt und hatte plötzlich neben ihr gegessen. Und was das Anfassen anging - Angela hatte plötzlich das Gefühl, als ob er keine einzige Gelegenheit ausgelassen hätte, sie zu berühren. Auf einmal erschienen ihr all seine Bemühungen, ein guter Lehrer zu sein, in einem völlig anderen Licht; das gleiche galt für seine demonstrative Zuneigung, die er immer für sie gezeigt hatte. Sein Verhalten hatte in ihren Augen plötzlich etwas Unangenehmes, Abstoßendes; sein Angebot, ihn im nächsten Monat zu einem Pathologen-Kongreß nach Miami zu begleiten, ließ Angela jetzt erschauern.

Schließlich nahm sie ihre Hände vom Gesicht und starrte ins Leere. Sie fragte sich, ob sie vielleicht überreagierte. Vielleicht machte sie aus einer Mücke einen Elefanten. Immerhin hatte David ihr schon öfter vorgeworfen, daß sie zum Dramatisieren neige. Es konnte doch sein, daß Wadley überhaupt nichts diesbezüglich von ihr wollte. Vielleicht war er einfach nur so stark von seiner Lehrer-Rolle eingenommen, daß er gar nicht mehr merkte, was er tat.

Doch dann schüttelte Angela wütend den Kopf. Denn sie war sicher, daß sie keineswegs überreagierte. Sie war dankbar für die Zeit, die Wadley ihr widmete, aber sie wußte auch, wie sie sich mit seiner Hand auf ihrem Oberschenkel gefühlt hatte. Er war einfach aufdringlich gewesen. Und es war ausgeschlossen, daß er das nicht wußte. Also hatte er es mit Absicht getan. Die Frage war jetzt, wie sie seiner unerwünschten Zudringlichkeit einen Riegel verschieben konnte. Immerhin war er ihr Vorgesetzter.

Als David seine Sprechstunde beendet hatte, ging er zum Zentralgebäude des Krankenhauses hinüber, um sich um Marjorie Kleber und ein paar weitere Patienten zu kümmern. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß es allen den Umständen entsprechend gut ging, schaute er noch einmal bei Nikki vorbei.

Dank einer klugen Kombination verschiedener Antibiotika, schleimlösender Mittel, wirksamer Bronchialmedikamente und reichlich Flüssigkeitszufuhr sowie der Physiotherapie ging es seiner Toch-

ter schon wieder sehr gut. Sie hatte sich aus mehreren Kissen eine Rückenlehne gebaut und hielt eine Fernbedienung in der Hand. Im Fernsehen lief gerade eine ziemlich dümmliche Spielshow, die sie zu Hause nie sehen durfte.

»Ja, was sehe ich denn da?« fragte David. »Du hast hier wohl ein ziemlich süßes Faulenzerleben, oder?«

»Das stimmt nicht, Dad«, erwiderte Nikki. »Ich hab' nur ganz wenig Fernsehen geguckt. Mrs. Kleber hat mich nämlich besucht, und ich mußte sogar Hausaufgaben machen.«

»Das ist ja furchtbar«, sagte David und tat so, als wäre er entsetzt. »Fällt dir das Atmen inzwischen leichter?« Nikki war schon oft im Krankenhaus gewesen, und sie konnte mittlerweile ihren Zustand selbst ganz gut einschätzen. Sogar die Kinderärzte hatten mitbekommen, daß sie sich auf Nikkis Aussagen verlassen konnten. »Ja, es geht mir schon viel besser«, sagte sie. »Ich glaube, der Schleim ist fast weg.«

Auf einmal stand auch Angela in der Tür. »Na, da komme ich wohl gerade rechtzeitig zu einem kleinen Familientreffen«, sagte sie und begrüßte David und Nikki mit einer herzlichen Umarmung. Angela setzte sich auf die eine Seite von Nikkis Bett, David auf die andere, und sie plauderten eine halbe Stunde miteinander. »Ich will mit euch nach Hause gehen«, jammerte Nikki, als ihre Eltern aufstanden.

»Das weiß ich, Nikki«, sagte Angela. »Wir würden dich auch sehr gerne mitnehmen. Aber wir müssen uns an die Anweisungen von Dr. Pilsner halten. Morgen früh reden wir mit ihm.«

David und Angela verließen stumm das Krankenhaus durch den Hinterausgang. Auch auf der Fahrt nach Hause redeten sie nicht miteinander. Bis auf das monotone und traurig klingende Gequietsche der Scheibenwischer war es still im Auto. Als Angela schließlich als erste die Sprache wiederfand, erzählte sie ihm, daß die Untersuchung von Nikkis Schleimkultur das Vorhandensein von *Pseudomonas aeruginosa* ergeben habe. »Das ist kein gutes Zeichen. Wenn diese Bakterien sich einmal bei jemandem einnisten, der an Mukoviszidose leidet, dann bleiben sie meistens für immer.«

»Das mußt du mir nicht erzählen«, sagte David finster. Ohne Nikki

war die Stimmung beim Abendessen sehr gedämpft. Während die beiden am Küchentisch saßen, prasselte der Regen unaufhörlich gegen das Fenster. Als sie mit dem Essen fertig waren, rang Angela sich schließlich dazu durch, David von dem Vorfall mit Dr. Wadley zu erzählen. Davids Überraschung schlug schnell in Wut um. »Dieses Schwein!« rief er und schlug mit der Hand auf den Tisch. »Ich habe mir schon ein paarmal gedacht, daß er vielleicht ein bißchen zu sehr von dir angetan sein könnte. Auf dem Fest am Labor Day zum Beispiel. Aber dann hab' ich mir eingeredet, daß meine Eifersucht einfach lächerlich ist. Da kann man mal sehen, wie richtig mein intuitives Gefühl gewesen ist.«

»Ich bin mir auch noch nicht ganz sicher«, sagte Angela. »Darum hab' ich auch zunächst gezögert, dir das alles zu erzählen. Ich will keine voreiligen Schlüsse ziehen. Aber die Sache ist ärgerlich, und sie macht mich nervös. Es ist so ungerecht, daß wir Frauen uns immer wieder mit solchen Problemen herumschlagen müssen!« David nickte. »Es tut mir wirklich leid. Wenn du willst, steige ich sofort ins Auto, fahr' zu ihm rüber und schlag' ihm die Fresse ein.«

Angela lächelte. »Danke, David. Das ist nicht nötig.«

»Ich hatte auch einen ziemlich üblen Tag«, gestand David seiner Frau nach einer kurzen Pause und ging zum Kühlschrank, um sich ein Bier zu holen. Nach einem kräftigen Schluck erzählte er Angela von seinem Gespräch mit Kelley und dem CMV-Mann aus Burlington.

»Aber das ist ja unglaublich!« rief Angela, als David fertig war. »Was für eine Unverschämtheit, in diesem Ton mit dir zu sprechen! Deine Patienten sind doch total begeistert von dir!«

»Das spielt offensichtlich keine Rolle«, erwiderte David betrübt.

»Glaubst du das wirklich? Inzwischen weiß doch jeder, daß ein gutes Verhältnis zwischen Arzt und Patient die beste Voraussetzung für eine vernünftige medizinische Versorgung ist.«

»Vielleicht ist diese Denkweise schon wieder überholt«, sagte David. »Heutzutage haben Leute wie Charles Kelley das Sagen. Er gehört zu einer Armee von medizinischen Bürokraten, die die Regierung herangezogen hat. Auf dem Gebiet der Medizin haben auf ein-

mal Wirtschaftsexperten und Politiker das Zepter übernommen. Und ich befürchte, daß sie nur eines im Auge haben, nämlich die Bilanz. Die Versorgung der Patienten spielt in ihren Augen nur noch eine untergeordnete Rolle.« Angela schüttelte den Kopf.

»Dieses Desaster haben wir Washington zu verdanken«, fuhr David fort. »Jedesmal, wenn die Regierung einen ernsthaften Versuch unternommen hat, die medizinische Versorgung zu verbessern, sind die Zustände danach noch schlimmer gewesen. Sie wollen es immer jedem recht machen, und womit endet das? Daß sie es keinem recht machen. Man muß sich ja nur die staatlichen Krankenversicherungen *Medicare* und *Medicaid* anschauen; dort herrschen katastrophale Zustände, und die verheerenden Auswirkungen dieser Misere kriegen wir im gesamten Bereich der Gesundheitsversorgung zu spüren.«

»Und was willst du nun tun?« fragte Angela. »Ich weiß es nicht«, erwiderte David. »Vielleicht muß ich mich auf einen Kompromiß einlassen. Ich versuche erst mal, die nächsten Tage irgendwie rumzukriegen und warte ab, was passiert. Aber was willst *du* unternehmen?«

»Keine Ahnung«, sagte Angela. »Ich hoffe immer noch ein bißchen, daß ich mich irre und einfach nur überreagiere.«

»Das wäre schön«, stimmte David ihr zu. »Immerhin hattest du ja heute zum erstenmal das Gefühl, daß Wadley womöglich mehr von dir will. Er ist eben einer von diesen gefühlsbetonten Typen. Vielleicht glaubt er, daß du nichts dagegen hast, wenn er dich anfaßt, weil du ihm nicht gesagt hast, daß er das lassen soll.«

»Kannst du mir mal etwas genauer erklären, was du damit sagen willst?« fragte Angela in einem scharfen Ton. »Ich will damit gar nichts sagen«, erwiderte David schnell. »Ich habe nur deine eigenen Überlegungen zu Ende gedacht.«

»Willst du etwa behaupten, daß ich selbst für die Situation verantwortlich bin?«

David griff nach Angelas Arm. »Hör auf!« sagte er. »Beruhige dich! Ich bin auf deiner Seite. Nicht eine Sekunde lang habe ich geglaubt, daß es deine Schuld ist, wenn Wadley dich angrapscht.«

Angelas plötzlicher Wutanfall klang schnell wieder ab; sie mußte

sich eingestehen, daß sie wirklich überreagierte, weil sie selbst unsicher war.

»Tut mir leid«, sagte Angela. »Ich bin total erschöpft.«

»Ich auch«, erwiderte David. »Laß uns ins Bett gehen.«

Kapitel 12

Dienstag, 19. Oktober

Am nächsten Morgen regnete es immer noch. Nikki schien das düstere Wetter allerdings nichts auszumachen; sie war bestens gelaunt, und es ging ihr hervorragend. Sogar ihre gesunde Gesichtsfarbe war wieder zurückgekehrt. Ihre Halsschmerzen, die zunächst auf eine ernstere Erkrankung hingedeutet hatten, waren nach der Einnahme von Antibiotika ebenfalls verschwunden. Das deutete darauf hin, daß die Infektion - falls es überhaupt eine war - eher von Bakterien als von Viren hervorgerufen worden war. Glücklicherweise hatte Nikki immer noch kein Fieber bekommen.

»Ich will nach Hause«, quengelte sie. »Aber wir haben noch nicht mit Dr. Pilsner gesprochen«, erinnerte David seine Tochter. »Im Laufe des Vormittags werden wir mit ihm reden, und so lange mußt du dich gedulden.«

Nach ihrem kurzen Besuch bei Nikki machte sich Angela auf den Weg in ihr Labor, während David ins Schwesternzimmer ging, um die Patientenakte von Marjorie zu holen. Eigentlich sollte sie an diesem Tag entlassen werden, doch als er ihr Zimmer betrat, sah er sofort, daß daran nicht zu denken war. Die Art, wie sie auf seine Begrüßung reagierte, signalisierte ihm, daß irgend etwas nicht stimmte. »Marjorie, was ist los mit Ihnen?« fragte David und merkte, wie sein eigener Puls zu rasen begann. Marjorie wirkte vollkommen teilnahmslos. David legte seine Hand auf ihre Stirn und faßte nach ihrem Arm. Ihr Körper war ziemlich heiß. Marjorie hatte Fieber.

Auf seine beharrlichen Fragen reagierte sie nur mit unverständlichem Grummeln. Sie war völlig abwesend; Schmerzen schien sie jedoch nicht zu haben. Als David merkte, daß Marjorie das Atmen schwerfiel, horchte er gründlich ihre Brust ab. Er hörte leise Geräusche, aus denen er schließen konnte, daß ihre Atemwege verschleimt waren. Dann sah er sich die Stellen an, an denen ihre Venen ge-

schmerzt hatten und mußte feststellen, daß die Entzündung keineswegs zurückgegangen war. David spürte Panik in sich aufsteigen, während er seine Patientin von Kopf bis Fuß untersuchte. Nachdem er nichts Auffälliges gefunden hatte, stürmte er ins Schwesternzimmer und ordnete eine ganze Reihe von Laboruntersuchungen an, die sofort durchgeführt werden sollten. Zuerst kam das Blutbild aus dem Labor zurück, doch als David sich die Werte ansah, war er noch verwirrter als zuvor. Er hatte angenommen, daß bei Marjorie eine Lungenentzündung im Anmarsch sei. Er verließ seinen Schreibtisch und ging wieder zurück ins Zimmer 204. Er horchte Marjories Brust noch einmal ab und war nun ganz sicher, daß ihre Atemwege verschleimt waren. Aus dem Labor trafen ständig weitere Ergebnisse ein, doch sie waren alle normal; sogar die Röntgenaufnahme von Marjories Brustkorb zeigte nichts Auffälliges und half ihm nicht weiter. David überlegte, ob er vielleicht andere Spezialisten zu Rate ziehen sollte, aber nach der Standpauke vom Vortag über seine angeblich zu geringe Effizienz zögerte er. Die Spezialisten, die in Frage kamen, waren nicht bei der CMV unter Vertrag.

Also verzichtete David auf den Rat eines Kollegen und nahm statt dessen ein Buch mit dem Titel *Physicians' Desk Reference* aus dem Regal. Da er befürchtete, Marjorie habe eine Superinfektion mit gramnegativen Bakterien, suchte er nach einem Antibiotikum, das in diesem speziellen Fall die Erreger abtöten konnte. Schließlich entdeckte er einen Therapievorschlag und war zuversichtlich, daß er Marjorie würde helfen können. Nachdem David sämtliche Anweisungen ordnungsgemäß in die Patientenakte von Marjorie eingetragen und die Schwestern gebeten hatte, ihn sofort zu benachrichtigen, falls sich der Zustand seiner Patientin verschlechtern sollte, eilte er in den anderen Gebäudeteil, um mit seiner Sprechstunde zu beginnen.

An diesem Tag war Angela an der Reihe, die vereisten Gewebeschnitte aus der chirurgischen Abteilung zu untersuchen. Sie empfand diese Aufgabe immer als ausgesprochen nervenaufreibend, denn sie wußte, daß der jeweilige Patient so lange narkotisiert wurde, bis sie ihre Arbeit beendet hatte und mitteilen konnte, ob das entnomme-

ne Gewebe gut- oder bösartig war.

Die vereisten Gewebeproben wurden in einem kleinen Labor untersucht, das sich direkt neben dem Operationssaal befand. Da dieser Raum nur von einem versteckten Winkel aus zugänglich war, wurde man so gut wie nie bei der Arbeit gestört.

Angela war so in ihre Arbeit vertieft, daß sie gar nicht bemerkte, wie sich hinter ihr leise die Tür geöffnet hatte.

»Na, Schätzchen! Geht's voran?«

Angela zuckte zusammen; ein Adrenalinschub jagte durch ihren Körper, und ihr Kopf schnellte nach oben. In ihren Schläfen hämmerte der Puls, als sie in das Gesicht von Dr. Wadley blickte, der direkt vor ihr stand. Sie haßte es, wenn jemand ›Schätzchen‹ zu ihr sagte; das durfte höchstens David. Genausowenig konnte sie es leiden, wenn sich jemand von hinten an sie heranschlich. »Irgendwelche Schwierigkeiten?« fragte Dr. Wadley. »Nein«, erwiderte Angela scharf. »Ich würde gerne einen Blick darauf werfen«, sagte Wadley, während er auf das Mikroskop zeigte. »Was für einen Schnitt untersuchen Sie gerade?«

Angela rückte zur Seite und berichtete in knappen Worten, womit sie gerade beschäftigt war. Sie fachsimpelten ein wenig in ihrem Pathologen-Jargon über den Gewebeschnitt unter dem Mikroskop, und sie waren sich einig, daß es sich bei dem Tumor um ein gutartiges Geschwür handelte - für den Patienten eine gute Nachricht.

»Ich möchte, daß Sie nachher in mein Büro kommen«, sagte Wadley und zwinkerte Angela dabei zu. Angela nickte und tat so, als ob sie das Augenzwinkern nicht bemerkt hätte. Sie drehte sich um und wollte sich gerade wieder hinsetzen, als sie spürte, wie Wadley ihr mit der Hand über den Po strich.

»Und arbeiten Sie nicht zuviel, Schätzchen!« rief er noch, während er den Raum verließ.

Diesmal zweifelte Angela nicht daran, daß Wadley sie absichtlich berührt hatte. Für ein paar Minuten blieb sie tatenlos in ihrem winzigen Labor sitzen; sie war so entrüstet und verwirrt, daß sie am ganzen Leibe zitterte. Was sollte sie bloß tun? Die Sache einfach auszusitzen oder gar zu ignorieren, kam jedenfalls nicht in Frage. Denn

damit würde sie ihn ja geradezu einladen, sie weiter zu begripschen. Angela kam zu dem Schluß, daß sie zwei Möglichkeiten hatte. Sie konnte mit Wadley selbst oder mit Michael Caldwell, dem Verwaltungschef, darüber sprechen. Doch dann fiel ihr auch noch Dr. Cantor ein, der Chef der medizinischen Abteilung. Vielleicht sollte sie besser zu ihm gehen.

Angela seufzte. Im Grunde hielt sie weder Caldwell noch Cantor für den richtigen Gesprächspartner, an den sich eine Frau wenden konnte, die sexuell belästigt worden war. Beide waren Macho-Typen, und Angela erinnerte sich noch gut an ihr erstes Zusammentreffen.

Angela dachte noch einmal darüber nach, ob sie Wadley vielleicht doch besser direkt ansprechen sollte, verwarf den Gedanken dann aber schnell wieder. Das plötzliche Dröhnen der Sprechanlage riß Angela aus ihren Überlegungen. »Dr. Wilson«, erklang die Stimme der Oberschwester. »Wir warten in Operationssaal 3 auf das Ergebnis der Biopsie.«

David hatte an diesem Vormittag noch größere Schwierigkeiten, sich auf die Probleme seiner Patienten zu konzentrieren als am Nachmittag zuvor. Er machte sich große Sorgen um Marjorie Kleber, deren Zustand sich zusehends verschlechterte.

Kurz vor Mittag kümmerte sich David um seinen Leukämie-Patienten John Tarlow, der recht häufig in seine Sprechstunde kam. John hatte zwar keinen Termin vereinbart, doch als er morgens angerufen hatte, hatte David Susan angewiesen, ihn dazwischenzuschieben und ihn sozusagen als einen Notfall zu behandeln. Wäre John einen Tag früher gekommen, hätte David ihn in die Notaufnahme geschickt, doch nach der Unterredung mit Kelley fühlte er sich dazu verpflichtet, seinen Patienten selbst zu versorgen.

John ging es nicht gut. Er hatte am Vorabend rohe Meeresfrüchte gegessen und im Laufe der Nacht starke Magen-Darm-Beschwerden bekommen. Da er Durchfall hatte und sich ständig übergeben mußte, war sein Körper schon ganz ausgetrocknet; zudem litt er unter kolikartigen Bauchschmerzen.

David wies ihn vorsichtshalber ins Krankenhaus ein. Um die Ursa-

che von Johns Beschwerden feststellen zu können, ließ er eine Reihe von Untersuchungen durchführen. Dann legte er eine Infusionskanüle, um John intravenös mit Flüssigkeit zu versorgen. Auf Antibiotika verzichtete David vorerst, weil er lieber erst einmal die Untersuchungsergebnisse abwarten wollte. Es konnte durchaus sein, daß John sich eine bakterielle Infektion zugezogen hatte, aber es bestand genauso gut die Möglichkeit, daß es sich bei seinen Beschwerden nur um eine toxische Reaktion handelte, um eine Lebensmittelvergiftung also.

Harold Traynor bekam an diesem Morgen von seiner Sekretärin Colette eine schlechte Nachricht mitgeteilt. Es war kurz vor elf, als sie telefonisch darüber informiert wurde, daß der Stadtrat sich wieder einmal der Meinung von Jeb Wiggins angeschlossen hatte. Die Ratsmitglieder hatten endgültig gegen das neue Parkhaus gestimmt. Und da Harold schon alle Hebel hatte in Bewegung setzen müssen, damit das Thema überhaupt noch einmal auf die Tagesordnung gesetzt worden war, würde er auf eine nochmalige Abstimmung wohl mindestens bis zum nächsten Frühjahr warten müssen.

»Verdammt noch mal!« fluchte Harold. »Am liebsten würde ich Wiggins an seinem fetten Hals packen und so lange zudrücken, bis er blau wird!« Colette verließ diskret den Raum, während Harold nervös vor seinem Schreibtisch auf und ab ging. Es ärgerte ihn maßlos, daß die Stadt ihn bei der Leitung des Krankenhauses so wenig unterstützte. Er verstand einfach nicht, wie der Stadtrat derart kurzsichtige Entscheidungen treffen konnte. Schließlich war es doch offensichtlich, daß das Krankenhaus in der ganzen Stadt das wichtigste Unternehmen war. Und genauso offensichtlich war es, daß das Parkhaus dringend gebraucht wurde. Da Harold jetzt sowieso nicht mehr arbeiten konnte, nahm er seinen Hut und seinen Regenmantel vom Haken, schnappte sich einen Schirm und stürmte aus seinem Büro. Wenn schon kein Parkhaus gebaut werden sollte, dann wollte er sich wenigstens persönlich um die ordnungsgemäße Beleuchtung der Parkplätze kümmern. Er wollte auf keinen Fall riskieren, daß auf dem Krankenhausgelände noch mehr Frauen vergewaltigt wurden. Harold

fand Werner van Slyke in dem fensterlosen Kabuff, das ihm als Büro diente. In van Slykes Gegenwart hatte Harold sich noch nie wohl gefühlt. Van Slyke war ein Einzelgänger; er sagte beinahe nie etwas und wirkte immer ein wenig ungepflegt. Schon seine äußere Statur hatte etwas Einschüchterndes: Er war mindestens zehn Zentimeter größer als Harold und wesentlich stämmiger; seine prallen Muskeln ließen vermuten, daß sein Hobby Gewichtheben war.

»Ich möchte mir mal die Beleuchtung auf den beiden Parkebenen ansehen«, sagte Harold. »Jetzt?« fragte van Slyke, ohne dabei seine Stimme zu heben, wie normale Menschen es tun würden, wenn sie eine Frage stellen. Jedes einzelne, lustlos klingende Wort, das er herausbrachte, ging Harold auf die Nerven. »Ich hab' gerade ein bißchen Zeit«, erklärte Harold. »Deshalb will ich mich vergewissern, daß die Parkplätze jetzt ausreichend beleuchtet sind.«

Van Slyke zog sich eine gelbe Regenjacke an und verließ sein Büro. Dann marschierte er zur unteren Parkebene und zeigte Harold, ohne ein Wort zu sagen, jede einzelne Lampe.

Harold verkroch sich unter seinen Regenschirm und trottete hinter ihm her. Immer wenn van Slyke ihm eine weitere Lampe zeigte, nickte er. Während sie durch das Nadelbaumwäldchen gingen und die Holztreppe hinaufstiegen, die die beiden Parkebenen miteinander verband, fragte sich Harold, was van Slyke wohl tat, wenn er nicht arbeitete. Er hatte ihn noch nie in der Stadt oder in irgendeinem Geschäft gesehen. Zudem war bekannt, daß er niemals an irgendwelchen Krankenhaus-Veranstaltungen teilnahm. Harold wurde es langsam unangenehm, daß sie schon so lange schwiegen. Deshalb räusperte er sich und fragte: »Ist bei dir zu Hause alles okay?«

»Ja«, antwortete van Slyke.

»Dein Haus ist gut in Schuß? Keine Probleme damit?«

»Nein«, erwiderte van Slyke.

Harold fühlte sich auf einmal herausgefordert, van Slyke mehr zu entlocken als nur eine einsilbige Antwort. »Fühlst du dich im zivilen Leben wohler als bei der Marine?«

Van Slyke zuckte nur mit den Schultern und zeigte Harold nun auch auf der oberen Parkebene jede einzelne Lampe. Harold nickte

wiederum zufrieden. An Lampen schien es tatsächlich nicht mehr zu mangeln. Er nahm sich vor, abends einmal auf den Parkplatz zu fahren, um selbst zu sehen, wie hell es dort nach Einbruch der Dunkelheit war. »Ich bin zufrieden«, sagte Harold. Sie gingen zurück ins Krankenhaus. »Du gehst doch sparsam mit deinem Geld um, oder?« fragte Harold.

»Hmm«, grummelte van Slyke.

»Du machst deine Arbeit sehr gut, finde ich«, sagte Harold. »Ich bin wirklich zufrieden mit dir.« Van Slyke zeigte immer noch keine Regung. Er war vom Regen klatschnaß, und auf seinem Gesicht waren kräftige, schwarze Bartstoppeln zu sehen, obwohl er sich offenbar morgens rasiert hatte. Harold fragte sich, wie ein Mensch nur so abgestumpft sein konnte, doch dann erinnerte er sich daran, daß er den Jungen noch nie verstanden hatte, nicht einmal, als er noch ganz klein gewesen war. Manchmal konnte Harold kaum glauben, daß er mit Werner van Slyke verwandt war. Doch es war nicht zu leugnen. Van Slyke war Harolds einziger Neffe; er war der Sohn seiner verstorbenen Schwester.

Als sie die Baumreihe erreichten, durch die die Parkebenen voneinander getrennt waren, blieb Harold stehen. Er schaute hinauf in die Zweige. »Wieso sind hier keine Lampen aufgestellt worden?«

»Mir hat niemand gesagt, daß ich hier auch Lampen aufstellen soll«, erwiderte van Slyke. Es war der erste vollständige Satz, den er von sich gegeben hatte. Für Harold war diese Reaktion beinahe ein Grund zur Freude. »Ein oder zwei Lampen würden sich ganz gut machen, finde ich«, sagte Harold.

Van Slyke deutete mit einem Nicken an, daß er verstanden hatte.

»Vielen Dank für den Rundgang«, sagte Harold im Weggehen. Er war sichtlich erleichtert, daß er die Begegnung beenden konnte. Harold hatte sich immer mit Schuldgefühlen herumgeplagt, weil er sich von seinen eigenen Verwandten distanziert hatte; doch im Grunde wunderte ihn das überhaupt nicht, denn Werner van Slyke war wirklich eine rätselhafte Gestalt. Allerdings mußte er sich eingestehen, daß auch seine Schwester keineswegs als vollkommen normal zu bezeichnen war. Ihr Name war Sunny doch sie war alles andere als

strahlend oder lebenslustig gewesen. Ihr Leben lang galt sie als ruhige und zurückhaltende Frau, und sie hatte ständig unter Depressionen gelitten.

Harold hatte nie begriffen, warum Sunny Dr. Werner van Slyke geheiratet hatte, obwohl sie genau wußte, daß er ein Trinker war. Schließlich hatte sie sich umgebracht. Harold hatte sich oft damit zu trösten versucht, daß er seiner Schwester natürlich geholfen hätte, wenn sie mit ihren Problemen zu ihm gekommen wäre. Wie dem auch sei, sein Neffe hatte jedenfalls keine glückliche Kindheit gehabt, und wenn man das berücksichtigte, war es nicht überraschend, daß Werner van Slyke ein so seltsamer Kauz geworden war. Immerhin hatte er bei der Marine eine Ausbildung als Maschinist absolviert, und er war hilfsbereit und zuverlässig. Harold war jedenfalls froh, daß er dem Krankenhaus vorgeschlagen hatte, seinen Neffen einzustellen.

Schließlich gab Harold sich einen Ruck und steuerte auf das Büro von Helen Beaton zu.

»Ich habe leider wieder mal ein paar schlechte Neuigkeiten«, sagte Harold, während die Sekretärin ihn in Helens Büro bat, und berichtete ihr von dem Stadtratsbeschuß. »Hoffentlich werden nicht noch mehr Frauen überfallen«, erwiderte Helen. Sie war sichtlich enttäuscht. »Das hoffe ich auch. Vielleicht schrecken die vielen Lampen den Täter endlich ab. Ich habe mir die Parkplätze gerade angesehen. Meiner Meinung nach sind sie jetzt ausreichend beleuchtet. Nur der Weg zwischen den beiden Parkebenen ist noch zu dunkel. Aber ich habe van Slyke schon gebeten, auch dort noch ein paar Lampen aufzustellen.«

»Es tut mir wirklich leid, daß ich nicht schon früher für die Beleuchtung der Parkplätze gesorgt habe.«

»Wissen wir eigentlich schon, wie unsere Bilanz für diesen Monat aussieht?« fragte Harold. »Ich habe schon befürchtet, daß du diese Frage stellst«, erwiderte Helen. »Mr. Arnsworth hat mir gestern die Zahlen für die erste Monathälfte gegeben, und sie sehen nicht gut aus. Wenn wir in der zweiten Septemberhälfte ähnliche Zahlen haben, wird die Bilanz im Oktober noch schlechter aussehen. Das neue

Bonus-System scheint zwar erste Wirkung zu zeigen, aber die Anzahl der eingewiesenen CMV-Patienten liegt immer noch über unserer Prognose. Und verschärfend kommt hinzu, daß wir leider immer mehr schwerkranke Patienten behandeln müssen.«

»Ich nehme an, wir können das Problem nur lösen, wenn wir noch mehr Wert auf eine optimale Ausnutzung unserer Kapazitäten legen«, sagte Harold. »Unser geniales Programm der ›drastischen Maßnahmen zur optimalen Kapazitätsauslastung‹ muß uns einfach eines Tages einfach retten! Mit Ausnahme des Bonus-Systems haben wir ja nichts mehr in der Hand. Jedenfalls glaube ich kaum, daß uns in der nächsten Zeit noch einmal jemand seine Lebensversicherung vererben wird.«

»Darüber hinaus gibt es noch ein paar weitere kleine Ärgernisse, über die du Bescheid wissen solltest«, sagte Helen. »Unser Arzt Nr. 91 ist rückfällig geworden. Robertson hat ihn erwischt, als er betrunken mit seinem Auto auf dem Bürgersteig herumgekurvt ist.«

»Dann entziehen wir ihm sofort alle Sonderrechte«, sagte Harold ohne zu zögern. »Alkoholranke Ärzte haben mir in meinem Leben schon genügend Kummer bereitet.« Harold mußte wieder an den nichtsnutzigen Ehemann seiner Schwester denken.

»Okay«, fuhr Helen fort. »Auf das nächste Problem hat mich Sophie Stephangelos hingewiesen, die Oberschwester aus dem Operationssaal. Ihr ist aufgefallen, daß im Laufe des vergangenen Jahres ziemlich viele chirurgische Instrumente gestohlen worden sind. Sie glaubt, daß einer der Chirurgen die Sachen mitgehen läßt.«

»Auch das noch«, seufzte Harold. »Manchmal glaube ich, daß es schlicht unmöglich ist, ein Krankenhaus vernünftig zu führen.«

»Die Schwester hat eine Idee, wie sie den Dieb überführen kann«, sagte Helen. »Und nun bittet sie um unsere Erlaubnis, den Plan realisieren zu dürfen.«

»Die soll sie haben«, erwiderte Harold. »Und wenn sie den Langfinger schnappt, dann wollen wir an ihm ein Exempel statuieren.«

Als David aus seinem Behandlungszimmer kam, war er überrascht, daß Susan ihm keine weiteren Patientenakten auf den Tisch gelegt

hatte. »Sind etwa keine Patienten mehr da?« fragte David.

»Sie haben wahnsinnig schnell gearbeitet«, antwortete Susan. »Gönnen Sie sich doch mal eine Pause.« David nutzte die Gelegenheit und lief schnell zur Krankenstation hinüber. Zuerst besuchte er Nikki. Als er ihr Zimmer betrat, wunderte er sich, daß Caroline und Arni auf der Kante ihres Bettes saßen. Irgendwie mußte es den beiden Kindern gelungen sein, sich heimlich in das Krankenhaus zu schleichen. Denn normalerweise ließ man Kinder nur in Begleitung von Erwachsenen in das Gebäude.

»Sie verraten uns doch nicht, Dr. Wilson, oder?« fragte Caroline. Das Mädchen wirkte viel jünger als neun Jahre. Sie sah aus wie ein Kind von sieben oder acht Jahren. »Nein, ich werd' euch nicht in Schwierigkeiten bringen«, versicherte David. »Aber wieso seid ihr schon so früh hier? Die Schule ist doch noch gar nicht aus.«

»Das war ganz einfach«, erwiderte Arni. »Die Vertretung von Mrs. Kleber blickt überhaupt nicht durch. Die ist total überfordert.«

David richtete seine Aufmerksamkeit auf seine Tochter. »Ich habe mit Dr. Pilsner gesprochen, und er hat gesagt, daß du heute nachmittag nach Hause gehen darfst.«

»Oh, super!« rief Nikki aufgeregt. »Kann ich dann morgen wieder in die Schule gehen?«

»Das weiß ich noch nicht«, erwiderte David. »Darüber müssen wir nachher mit deiner Mutter reden.« Anschließend schaute David bei John Tarlow vorbei, um zu sehen, ob es ihm inzwischen besser ging; außerdem wollte er überprüfen, ob sein Patient mit Flüssigkeit versorgt wurde und alle Untersuchungen in die Wege geleitet worden waren. Als John darüber klagte, daß er sich noch immer nicht besser fühle, empfahl ihm David, sich noch ein wenig zu gedulden; er versicherte ihm, daß es ihm bessergehen werde, sobald der Körper wieder ausreichend Flüssigkeit habe.

Zum Schluß besuchte David noch Marjorie Kleber. Er hatte gehofft, daß ihr Zustand sich verbessert haben würde, doch das Gegenteil war der Fall. David war erschüttert, als er sah, daß es ihr schlechter ging als zuvor; sie lag bereits im Koma.

Er horchte nochmals ihre Brust ab. Ihre Atemwege schienen noch

verschleimter als am Morgen, doch das war mit Sicherheit nicht die Ursache für ihren desolaten Zustand. Er eilte ins Schwesternzimmer und verlangte eine Erklärung dafür, daß er nicht gerufen worden war. »Wieso hätten wir Sie rufen sollen?« fragte Janet Colburn, die Oberschwester.

»Weil es meiner Patientin Marjorie Kleber verdammt schlecht geht«, brüllte David, während er in die Patientenakte eintrug, daß er eine zusätzliche Blutuntersuchung sowie eine weitere Röntgenaufnahme von Marjories Brustkorb anordnete.

Janet befragte jede einzelne Krankenschwester, die auf der Station arbeitete, und berichtete David, daß keine von ihnen an Marjories Zustand eine Veränderung bemerkt habe. Sie fügte hinzu, daß vor weniger als einer halben Stunde sogar einer der speziell ausgebildeten Pfleger in ihrem Zimmer gewesen sei, der ebenfalls nichts bemerkt habe.

»Das ist doch unmöglich!« raunzte David und griff nach dem Telefonhörer. Sosehr er anfangs gezögert hatte, andere Spezialisten um Rat zu fragen, sosehr hoffte er jetzt, daß sie so schnell wie möglich herbeigeeilt kamen. Zuerst rief David den Onkologen Dr. Clark Mieslich an, bei dem Marjorie in Behandlung gewesen war; danach telefonierte er mit Dr. Martin Hasselbaum, einem Spezialisten für Infektionskrankheiten. Mit der CMV hatte keiner von beiden irgend etwas zu tun. Schließlich bat David auch noch den Neurologen Alan Prichard um Rat; zumindest er war bei der CMV unter Vertrag.

Alle drei Spezialisten waren sofort für David zu sprechen. Als sie hörten, wie sich der Fall entwickelt hatte und wie verzweifelt David war, erklärten sie sich sofort bereit, vorbeizukommen. David rief noch schnell bei Susan an, um sie über die Situation auf dem laufenden zu halten und ihr mitzuteilen, daß sich die anderen Patienten ein wenig würden gedulden müssen.

Der Onkologe kam als erster; kurz darauf trafen auch der Spezialist für Infektionskrankheiten und der Neurologe ein. Bevor sie sich alle auf Marjorie stürzten, studierten sie zunächst die Patientenakte und diskutierten gemeinsam mit David die Situation. Dann nahmen sie gründliche Untersuchungen vor und zogen sich anschließend wieder

zur Beratung zurück. Doch sie hatten kaum begonnen, Marjories Zustand zu erörtern, als die Katastrophe eintraf. »Sie hat aufgehört zu atmen«, rief eine Schwester aus Majories Zimmer herüber. Während David und die drei anderen Ärzte zu Marjorie eilten, forderte Janet Colburn die Männer vom Wiederbelebungs-Team an. Es dauerte nur wenige Minuten, bis auch sie in Zimmer 204 versammelt waren.

Da genau im richtigen Moment die richtigen Leute zur Stelle waren, konnte ganz schnell ein Intubationsschlauch gelegt und Marjorie künstlich beatmet werden. Alles verlief so schnell und reibungslos, daß sich nicht einmal ihr Pulsschlag veränderte. Alle waren zuversichtlich, daß Marjorie nur für eine sehr kurze Zeit unter Sauerstoffmangel gelitten hatte. Das Problem war ein anderes: Niemand wußte, warum sie plötzlich nicht mehr geatmet hatte.

Noch während die vier Ärzte über die möglichen Ursachen ihres Atemstillstandes diskutierten, schlug Majories Herz auf einmal langsamer und blieb dann ganz stehen. Auf dem Monitor erschien nur noch eine schaurige, gerade Linie. Die Leute vom Wiederbelebungs-Team begannen sofort mit einer Schockbehandlung, weil sie hofften, Majories Herz auf diese Weise schnell wieder in Gang zu bringen; doch es passierte nichts. Sie begannen mit der Herzmassage.

Eine halbe Stunde lang bearbeiteten sie Marjories Brustkorb. Aber ihr Herz wollte nicht einmal mehr auf die Stimulation von außen reagieren. Allmählich gab einer nach dem anderen die Hoffnung auf, daß Marjorie noch zu retten war; schließlich kamen sie überein, die Patientin für tot zu erklären.

Während die Männer des Wiederbelebungs-Teams ihre Kabel und Schläuche einpackten und die Schwestern saubermachten, ging David mit den Fachärzten zurück ins Schwesternzimmer. Er war am Boden zerstört. Ein noch schlimmeres Szenario hätte David sich kaum ausmalen können. Während er selbst sich in den Bergen von New Hampshire vergnügt hatte, war Marjorie wegen einer relativ unkomplizierten Sache ins Krankenhaus eingeliefert worden. Und jetzt war sie tot.

»Das ist wirklich traurig«, sagte Dr. Mieslich. »Sie war eine wun-

derbare Person.«

»Und sie hatte so viel aus ihrem Leben gemacht; wenn man bedenkt, was sie alles durchmachen mußte«, ergänzte Dr. Prichard. »Aber eines Tages mußte es ja so kommen.«

»Moment mal«, schaltete sich David ein. »Glauben Sie, daß Marjorie an ihrem Krebsleiden gestorben ist?«

»Ich denke schon«, antwortete Dr. Mieslich. »Als ich sie zum ersten Mal untersucht habe, hatten sich bereits Metastasen gebildet. Es ging ihr zwar in letzter Zeit besser, als ich es je für möglich gehalten hätte, aber sie war trotzdem eine schwerkranke Frau.«

»Es gibt aber nicht den geringsten klinischen Hinweis darauf, daß sie zur Zeit einen Tumor hatte«, erwiderte David. »Die Komplikationen, an denen sie gestorben ist, scheinen doch eher darauf hinzuweisen, daß ihr Immunsystem aus irgendeinem Grund nicht richtig funktioniert hat. Wie kommen Sie darauf, das mit ihrem Krebs in Verbindung zu bringen?«

»Das Immunsystem hat doch keinen unmittelbaren Einfluß auf die Atmung oder das Herz«, bemerkte Dr. Prichard.

»Aber die Anzahl ihrer weißen Blutkörperchen war deutlich zurückgegangen«, insistierte David. »Ja, da stimme ich Ihnen zu«, warf Dr. Mieslich ein. »Es war definitiv kein Tumor zu erkennen. Aber wenn wir jetzt in sie hineinschauen könnten, dann würden wir vermutlich jede Menge Krebsgeschwüre entdecken, wahrscheinlich sogar in ihrem Gehirn.« Dr. Prichard klopfte David auf die Schultern und sagte: »So ist das nun mal. Wir können nicht jeden Patienten retten.« Nachdem sie gegangen waren, ließ David sich im Schwesternzimmer auf einen Stuhl fallen. Er war vollkommen fertig. Er fühlte sich für Marjories Tod verantwortlich. Und zudem war sie Nikkis über alles geliebte Lehrerin gewesen. Wie sollte er seiner Tochter bloß beibringen, daß sie tot war?

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte Janet Colburn leise. »Lloyd Kleber, Marjories Mann, ist da und würde gerne mit Ihnen sprechen.«

David stand auf. Er fühlte sich total benommen und hatte keine Ahnung, wie lange er im Schwesternzimmer gewesen war. Janet führte ihn in den Aufenthaltsraum. Lloyd Kleber hatte seinen Blick auf das

Fenster gerichtet und starrte in den Regen hinaus. David schätzte, daß er etwa Mitte vierzig war. Seine Augen waren vom Weinen gerötet. David hatte Mitleid mit dem Mann. Er hatte nicht nur gerade seine Frau verloren, sondern er trug jetzt auch die alleinige Verantwortung für zwei mutterlose Kinder. »Es tut mir so leid«, murmelte David. »Danke«, sagte Lloyd und bemühte sich, die Tränen zurückzuhalten. »Vielen Dank, daß Sie sich so um Marjorie bemüht haben. Sie hat es sehr zu schätzen gewußt, daß Sie sich immer so intensiv um sie gekümmert haben.« David nickte und suchte nach ein paar mitfühlenden Worten. In Momenten wie diesem wußte er nie, wie er sich verhalten sollte, doch er versuchte sein Bestes. Am Ende ihres Gesprächs wagte David, Lloyd Kleber die heikle Frage zu stellen, ob er einer Autopsie zustimmen würde. David wußte, daß er viel verlangte, doch die rasante Verschlechterung von Marjories Zustand ließ ihm keine Ruhe. Er wollte unbedingt herausfinden, woran seine Patientin gestorben war.

»Wenn dadurch anderen Kranken geholfen werden kann, dann hätte Marjorie es sicher gewollt«, sagte Mr. Kleber. David blieb noch bei Lloyd Kleber sitzen, bis weitere Familienmitglieder eingetroffen waren. Dann ließ er die Trauernden allein und ging hinüber zum Labor. Angela saß in ihrem Arbeitszimmer am Schreibtisch und freute sich, daß David bei ihr vorbeischaute. Aber ihr fiel gleich auf, wie abge-spannt David wirkte. »Was ist passiert?« fragte sie besorgt. David erzählte ihr die ganze Geschichte und sagte abschließend: »Mr. Kleber ist einverstanden, daß ich eine Autopsie durchführen lasse. Darüber bin ich wirklich froh. Ich habe nämlich nicht die geringste Ahnung, woran Marjorie gestorben ist; vor allem begreife ich nicht, warum alles so schnell ging. Zuerst hat ihre Atmung ausgesetzt und danach ihr Herz. Die anderen Spezialisten glauben, daß sie an ihrem Krebs gestorben ist, und wahrscheinlich haben sie ja recht. Aber ich möchte, daß die Todesursache offiziell durch das Krankenhaus bestätigt wird. Könntest du dafür sorgen, daß das gemacht wird?«

»Natürlich«, versprach Angela. »Ich kümmere mich darum. Aber jetzt mach' dir nicht zu viele Gedanken! Du bist schließlich nicht für Marjories Tod verantwortlich.«

»Ich muß abwarten, was bei der Autopsie herauskommt«, erwiderte David. »Wie soll ich es Nikki bloß beibringen?«

»Das wird nicht leicht sein«, glaubte auch Angela. David ging in seine Praxis zurück und bemühte sich, in kürzester Zeit so viele Patienten wie möglich zu verarzten. Eigentlich haßte er es, so kurz angebunden zu sein, doch an diesem Tag konnte er einfach nicht anders. Er hatte bereits vier Patienten behandelt, als Susan ihn zwischen den beiden Behandlungsräumen abfing. »Es tut mir leid, daß ich Sie stören muß«, sagte sie, »aber Charles Kelley wartet in Ihrem Büro und will mit Ihnen sprechen.«

David wußte sofort, daß Kelleys Besuch irgend etwas mit Marjories Tod zu tun hatte. Er durchquerte die Diele und betrat sein Büro, wo Kelley schon ungeduldig auf und ab ging. Als David die Tür hinter sich geschlossen hatte, blieb Kelley stehen.

Seine harten Gesichtszüge verrieten, daß er ziemlich wütend war. »Ich finde Ihr Verhalten äußerst ärgerlich«, sagte er und baute sich mit seiner Riesenstatur bedrohlich vor David auf.

»Darf ich fragen, worum es geht?« fragte David. »Ich habe erst gestern mit Ihnen darüber gesprochen, daß Sie nicht effizient arbeiten«, raunzte Kelley. »Ich dachte, meine Worte wären so klar gewesen, daß Sie mich verstanden hätten. Und dann erfahre ich heute, daß Sie schon wieder vollkommen unverantwortlich handeln und zwei Experten zu Rate ziehen, die nicht für die CMV arbeiten - und das ganze Theater wegen einer unheilbar kranken Patientin! Ihr Verhalten läßt darauf schließen, daß Sie nichts begriffen haben. Wissen Sie überhaupt, was im Gesundheitswesen heutzutage das größte Problem ist? Es wird zuviel Geld verschwendet!«

Da David mit den Nerven sowieso schon am Ende war, mußte er sich mit aller Kraft zusammenreißen, um nicht auf der Stelle auszurasen. »Einen Moment bitte. Würden Sie mir vielleicht mal erklären, woher Sie wissen wollen, ob die Hilfe der anderen Fachärzte nötig war oder nicht?«

»Oh, mein Gott!« erwiderte Kelley und schüttelte hochnäsig den Kopf. »Das liegt ja wohl auf der Hand. An der Behandlung der Patientin wurde nichts verändert. Als die anderen Fachärzte eintrafen, lag

sie bereits im Sterben. Jeder muß eben irgendwann mal sterben. Unser Geld und unsere Ressourcen sollten nicht für hoffnungslose Fälle verschleudert werden!«

David starrte in Kelleys blaue Augen. Er war so fassungslos, daß er nicht mehr wußte, was er darauf erwidern sollte.

In der Hoffnung, daß sie Dr. Wadley nicht begegnen würde, schaute Angela bei ihrem Kollegen Dr. Paul Darnell vorbei, dessen fensterloses Büro auf der anderen Seite des Labors lag. Auf seinem Arbeitstisch standen einige in Petrischalen gezüchtete Bakterienkulturen, die er noch untersuchen mußte. Dr. Darnell interessierte sich vor allem für die Mikrobiologie.

»Darf ich Sie einen Augenblick stören?« fragte Angela, nachdem sie die Tür zu Pauls Büro geöffnet hatte. Paul bat sie herein und lehnte sich in seinem Drehstuhl zurück.

»Könnten Sie mir sagen, wie hier verfahren wird, wenn eine Autopsie durchgeführt werden soll?« fragte Angela. »Seitdem ich hier arbeite, habe ich noch nie gesehen, daß eine gemacht worden ist.«

»Über das Thema müssen Sie sich mit Wadley unterhalten«, erwiderte Paul. »Da kann ich Ihnen nicht weiterhelfen. Tut mir leid.«

Zögernd betrat Angela das Büro ihres Chefs. »Hallo, Schätzchen! Was kann ich für Sie tun?« fragte Wadley und grinste anzüglich.

Angela zuckte innerlich zusammen, als er sie wieder ›Schätzchen‹ nannte, doch sie schluckte ihren Stolz und fragte ihn, welche Formalitäten zu erledigen seien, um eine Autopsie durchführen zu können. »Wir machen keine Autopsien«, erwiderte Wadley. »Wenn eine Obduktion angeordnet wird, wird die Leiche nach Burlington überführt. Es ist zu teuer, Autopsien durchzuführen. In unserem Vertrag mit der CMV sind Autopsien nicht eingeschlossen; daraus folgt, daß die CMV auch nicht dafür zahlt.«

»Und was ist, wenn Familienangehörige auf einer Autopsie bestehen?« fragte Angela, obwohl sie natürlich wußte, daß das im Falle der Familie Kleber nicht ganz der Wahrheit entsprach.

»Wenn sie eintausendachtundneunzig Dollar dafür zahlen, dann erfüllen wir ihren Wunsch«, antwortete Wadley. »Wenn nicht, dann

gibt's keine Autopsie.« Angela nickte nur und verließ Wadleys Büro. Sie wollte David gleich das Ergebnis ihrer Bemühungen mitteilen. Als sie das Wartezimmer betrat, erschrak sie. Es warteten dort so viele Patienten, daß nicht einmal jeder einen Sitzplatz hatte. Angela schaffte es, ihren Mann abzufangen, als dieser gerade von einem in das andere Behandlungszimmer wechselte. David wirkte völlig erschöpft. »Ich kann den Leichnam von Marjorie Kleber nicht öffnen.«

»Warum nicht?« fragte David.

Angela erzählte ihm, was sie gerade von Wadley erfahren hatte.

Frustriert schüttelte David den Kopf und verzog den Mund. »Meine Meinung über dieses Krankenhaus sinkt rapide«, stellte er fest. Dann berichtete er Angela von seiner Unterredung mit Kelley.

»Das ist ja unglaublich!« schnaubte Angela wütend. »Er hat tatsächlich behauptet, es sei nicht notwendig, Spezialisten zu Rate zu ziehen, obwohl die Patientin im Sterben lag? Der ist ja total verrückt!«

»Ja, aber genau so war's«, erwiderte David und schüttelte erneut den Kopf.

Angela war sprachlos. Kelley schien keine Ahnung zu haben, was die Behandlung von kranken Menschen anging. Sie hätte gerne noch länger mit David gesprochen, doch sie wußte, daß er jetzt keine Zeit hatte. »Da drüben warten jede Menge Patienten auf dich«, sagte sie. »Was glaubst du, wann du hier fertig bist?«

»Ich habe keinen Schimmer.«

»Was hältst du davon, wenn ich Nikki nach Hause bringe und du mich nachher anrufst, wenn du fertig bist? Ich komme dann und hole dich ab.«

»Ja, gut«, sagte David. »Ich rufe später an.«

»Halt die Ohren steif!« versuchte Angela ihn zu ermutigen. »Wir reden nachher weiter.«

David rief um Viertel nach sieben an. Da Nikki es sich vor dem Fernseher gemütlich gemacht hatte, konnte Angela beruhigt zum Krankenhaus fahren. Sie fuhr ganz langsam, denn inzwischen regnete es so stark, daß die Scheibenwischer die Wassermassen kaum bewältigen konnten. »Was für ein Wetter!« sagte David, als er einstieg.

»Nicht besser als der ganze Tag!« seufzte Angela. »Wie geht es dir?«

»Es geht«, sagte David. »Gott sei Dank hatte ich viel zu tun. Dadurch konnte ich mich wenigstens ablenken. Aber jetzt wird es ernst; wie soll ich es Nikki bloß erklären?«

»Du sagst ihr einfach die Wahrheit«, riet Angela ihm. »Das ist leichter gesagt als getan. Was sage ich ihr, wenn sie mich fragt, woran Marjorie gestorben ist? Das Problem ist doch, daß ich es selbst nicht weiß, weder in physiologischer noch in metaphysischer Hinsicht.«

»Ich habe noch einmal über Kelley nachgedacht«, warf Angela ein. »Mir scheint, dieser Mann hat offensichtlich ein paar gravierende Dinge völlig mißverstanden - jedenfalls, wenn es um das Wesentliche bei der Versorgung von Patienten geht.«

»Das kann man wohl sagen.« David lachte sarkastisch. »Besonders unheimlich finde ich, daß so ein Typ wie Kelley eine Führungsposition innehat.«

»Apropos Führungsposition«, sagte Angela, »ich hatte heute wieder einen kleinen Zusammenstoß mit Wadley.«

»Dieses Schwein!« rief David empört. »Was ist passiert?«

»Er hat mich mehrere Male ›Schätzchen‹ genannt«, erwiderte Angela. »Und dann hat er mir auch noch an den Hintern gefaßt.«

»Meine Güte! Was für ein Trottel!«

»Ja, da hast du recht. Aber ich muß jetzt etwas unternehmen. Ich weiß nur noch nicht was.«

»Vielleicht solltest du mit Cantor reden«, schlug David vor. »Wenigstens ist Cantor Arzt und nicht einer von diesen Gesundheits-Bürokraten.«

»Sein Kommentar über ›die Mädchen‹, die in seinem Semester Medizin studiert haben, war allerdings auch nicht gerade vertrauenerweckend«, bemerkte Angela. Sie bogen in die Auffahrt ein. Angela fuhr so nah wie möglich an die hintere Eingangstür, denn es regnete noch immer in Strömen.

»Es schüttet doch schon seit drei Tagen wie aus Eimern«, klagte David. »Hört das denn nie auf?« Als sie im Haus waren, ging Angela sofort in die Küche, um das Essen aufzuwärmen, das sie zuvor für

sich und Nikki gekocht hatte; David ging in den Keller, um Holz für ein Kaminfeuer zu holen. Auf der Kellertreppe fiel ihm auf, daß der Regen inzwischen sogar schon durch den Fugenkitt zwischen den Fundamentblöcken hindurchgesickert war. Gleichzeitig bemerkte er wieder diesen fauligen Modergeruch, der ihm hier schon mehrmals in die Nase gestiegen war. Während er sich ein paar Holzscheite unter den Arm klemmte, tröstete er sich mit dem Gedanken, daß der Lehm Boden die Feuchtigkeit schon aufsaugen würde. Selbst wenn eine größere Menge Wasser in den Keller gelangen sollte, würde es irgendwann einfach versickern.

Nachdem David gegessen hatte, gesellte er sich zu seiner Tochter, die immer noch vor dem Fernseher hockte. Wenn Nikki krank war, zeigten David und Angela sich großzügig und erlaubten ihr, länger fernzusehen als sonst. David tat eine Zeitlang so, als würde ihn die Show interessieren, die Nikki sich gerade anschaute. Doch in Wirklichkeit überlegte er, wie er Nikki am schonendsten beibringen konnte, daß Marjorie gestorben war. Als die Sendung schließlich von einem Werbeblock unterbrochen wurde, legte David einen Arm um seine Tochter. »Ich muß dir etwas erzählen«, begann David. »Was denn?« fragte Nikki, während sie ihren Hund streichelte, der neben ihr auf dem Sofa lag. »Marjorie Kleber, deine Lehrerin, ist heute gestorben«, sagte David so behutsam wie möglich. Ein paar Augenblicke lang sagte Nikki kein Wort. Sie schaute nur auf Rusty hinunter und tat so, als würde sie sich gerade für einen Knoten hinter seinem Ohr interessieren.

»Ich bin sehr traurig, daß Marjorie sterben mußte«, fuhr David fort. »Besonders, weil ich ja ihr Arzt war.«

»Ich weiß, daß wir alle einmal sterben müssen«, antwortete Nikki schnell und schüttelte heftig ihren Kopf. Dann schob sie eine Haarsträhne zur Seite, die ihr in die Augen gefallen war, und blickte auf den Bildschirm; sie tat so, als fände sie die Werbung wahnsinnig spannend. »Man darf ruhig zeigen, wenn man traurig ist, Nikki«, sagte David. Nikki schaute ihn kurz an, dann warf sie sich in seine Arme und brach in Tränen aus.

Kapitel 13

Mittwoch, 20. Oktober

Obwohl Nikki heftig protestierte, bestanden David und Angela darauf, daß sie sich noch einen Tag ausruhte und nicht gleich wieder in die Schule ging. Schließlich wollten sie auf keinen Fall einen Rückfall riskieren; sie nahm noch Antibiotika, und das Wetter war genauso scheußlich wie am Tag zuvor.

An diesem Morgen beteiligte sich Nikki zwar nicht besonders aktiv an ihrer Atemtherapie, doch Angela sorgte dafür, daß sie die Übungen trotzdem sehr gründlich machte. Danach horchten sowohl Angela als auch David Nikkis Brust ab, und sie waren beide zufrieden. Alice Doherty stand pünktlich zur vereinbarten Zeit vor der Haustür. David und Angela waren wirklich froh, eine so verlässliche und allzeit verfügbare Babysitterin gefunden zu haben.

Im Krankenhaus ging David zuerst in das Zimmer von John Tarlow.

Er war überrascht, daß er dort neben einem leeren Bett nur ein paar verstreut herumliegende Putztücher und eine Stehleiter vorfand. Da David keine Ahnung hatte, wo sein Patient geblieben war, fragte er im Schwesternzimmer nach.

»Mr. Tarlow ist auf Zimmer 206 verlegt worden«, sagte Janet Colburn.

»Und warum?« fragte David.

»Es ist jemand aus der Werkstatt gekommen und hat gesagt, daß das Zimmer gestrichen wird«, erwiderte Janet. »Wir haben die Aufnahme informiert, und daraufhin hat man uns mitgeteilt, daß wir den Patienten auf Zimmer 206 verlegen sollen.«

»Ich finde das ausgesprochen rücksichtslos«, beschwerte sich David.

»Geben Sie bitte nicht uns die Schuld«, sagte Janet. »Sprechen Sie lieber mit jemandem aus der Werkstatt.« Da David sich darüber är-

gerte, wie man mit seinem Patienten umsprang, nahm er Janet beim Wort und suchte das Werkstattbüro auf. Er traf auf einen Mann in seinem Alter, der mit gebeugtem Rücken an einem Schreibtisch saß. Der Mann trug ein zerknittertes, olivgrünes Arbeitshemd und eine Hose aus dem gleichen groben Material. Die zahlreichen Bartstop-peln in seinem Gesicht ließen darauf schließen, daß er sich mindestens seit zwei Tagen nicht mehr rasiert hatte.

»Was gibt's?« fragte van Slyke mit seiner monotonen Stimme, während er von seinem Terminkalender aufschaute. Sein Gesicht wirkte vollkommen ausdruckslos. »Einer meiner Patienten ist in ein anderes Zimmer verlegt worden«, erwiderte David. »Und ich möchte gerne den Grund dafür wissen.«

»Falls Sie von Zimmer 216 sprechen - das ist gestrichen worden«, grummelte van Slyke gelangweilt. »Daß es gestrichen wurde, habe ich gesehen«, gab David zurück. »Ich möchte wissen, warum es gerade jetzt gestrichen werden mußte.«

»Wir haben unsere Vorschriften«, antwortete van Slyke. »Vorschriften hin oder her«, sagte David. »Ich glaube nicht, daß man den Patienten derartige Unannehmlichkeiten bereiten sollte.«

»Reden Sie mit Beaton, wenn Sie ein Problem damit haben«, war alles, was van Slyke dazu zu sagen hatte. Dann wandte er sich wieder seinem Kalender zu. David war auf eine derart unverschämte Antwort nicht gefaßt gewesen. Er blieb noch einen Moment fassungslos stehen, ohne daß van Slyke ihn eines weiteren Blickes würdigte. Kopfschüttelnd drehte David sich um und ging zurück zur Krankenstation. Unterwegs überlegte er ernsthaft, ob er den Rat von van Slyke tatsächlich befolgen und mit Helen Beaton über den Vorfall reden sollte. Doch als er dann das Zimmer betrat, in dem John Tarlow lag, mußte David sehr schnell feststellen, daß es wichtigere Probleme gab: Johns Zustand hatte sich erheblich verschlechtert. Seine Magen-Darm-Beschwerden, die David anfangs gut unter Kontrolle bekommen hatte, waren um einiges schlimmer zurückgekehrt. Im Moment schien John überhaupt nicht ansprechbar zu sein; als er ihn weckte, wirkte er vollkommen apathisch.

Eilig lief David zurück ins Schwesternzimmer und zog die Patien-

tenakte aus dem Regal. Vom Vortag waren inzwischen einige Laborergebnisse eingetroffen. Dummerweise war eines der wichtigsten Ergebnisse, nämlich das Resultat der Stuhluntersuchung, nicht dabei. Und infolgedessen wußte David nicht, ob John nun eine bakterielle Infektion hatte oder nicht, und wenn Bakterien die Ursache für seine Beschwerden waren, um welche Art von Bakterien es sich handelte. Wenigstens hatte John kein Fieber. Als David sich noch einmal in die Patientenakte vertiefte, stellte er fest, daß man John tatsächlich das vorsorglich von ihm verschriebene Schlafmittel gegeben hatte. Da David vermutete, daß dieses Mittel den lethargischen Zustand seines Patienten mitverursacht haben könnte, setzte er das Medikament wieder ab. Außerdem ordnete er an, eine weitere Stuhl- und eine weitere Blutuntersuchung durchzuführen. Bevor er sich in seine Praxis begab, bat er die Schwestern noch, stündlich die Temperatur von John zu messen und ihn unbedingt zu benachrichtigen, falls sein Patient Fieber bekommen sollte.

Nachdem Angela ihre letzte Gewebeuntersuchung beendet hatte, räumte sie das kleine pathologische Labor hinter dem Operationssaal auf und ging zurück in ihr Arbeitszimmer. Sie hatte einen angenehmen und entspannten Vormittag gehabt, und das lag vor allem daran, daß sie ihrem Chef nicht begegnet war. Irgendwann würde sie ihm natürlich über den Weg laufen, und Angela hatte schon jetzt Angst, daß Wadley ihr wieder zu nahe kommen würde. Normalerweise ging sie die meisten Probleme relativ optimistisch an, doch inzwischen befürchtete sie, daß sich ihre Schwierigkeiten mit Wadley nicht so einfach lösen ließen.

Als Angela ihr Arbeitszimmer betrat, bemerkte sie sofort, daß die Verbindungstür zu Wadleys Büro einen Spaltbreit offenstand. Da ihr das mißfiel, schlich sie sich so leise wie möglich an die Tür, um sie zu schließen. »Angela!« rief Wadley erfreut. Angela zuckte zusammen und merkte erst jetzt, wie angespannt sie war. »Kommen Sie herein! Ich möchten Ihnen etwas wirklich Faszinierendes zeigen.«

Angela seufzte und öffnete zögernd die Tür. Wadley saß an seinem Arbeitstisch, und vor ihm stand ein normales Mikroskop, nicht das

Lehrmikroskop. »Kommen Sie«, sagte er noch einmal und winkte Angela zu sich herüber. Dabei klopfte er auf sein Mikroskop. »Werfen Sie mal einen Blick auf dieses Präparat.« Langsam ging Angela auf den Tisch zu, blieb aber etwa einen Meter davor stehen. Als ob Wadley ihr Zögern bemerkt hätte, rückte er mit seinem Stuhl ein paar Zentimeter zurück. Erst dann steuerte Angela auf das Mikroskop zu und beugte sich darüber, um das Okular einzustellen. Doch bevor sie einen Blick durch die Linse werfen konnte, machte Wadley einen Satz nach vorne, umschlang mit beiden Armen ihre Taille und zog sie auf seinen Schoß. »Na endlich«, stieß er hervor. Angela schrie auf und setzte sich heftig zur Wehr. Sie war total schockiert. Obwohl sie ja befürchtet hatte, daß Wadley wieder einen Annäherungsversuch machen würde, hatte sie nicht im Traum damit gerechnet, daß er regelrecht Gewalt anwenden würde.

»Lassen Sie mich los!« fuhr Angela ihn wütend an und versuchte, sich seinem Klammergriff zu entwinden. »Erst muß ich Ihnen noch was erzählen«, erwiderte Wadley und lachte.

Angela hörte einen Moment auf, sich zu wehren und schloß die Augen. Sie war außer sich, sie fühlte sich total erniedrigt.

»So ist es schon besser«, sagte Wadley. »Ich habe eine gute Nachricht. Die Dienstreise ist genehmigt worden. Ich habe uns sogar schon Tickets besorgt. Im November fahren wir zusammen auf den Pathologen-Kongreß nach Miami.«

Angela öffnete die Augen. »Ist ja toll«, erwiderte sie so sarkastisch wie möglich. »Nun lassen Sie mich endlich los!« Als Wadley seinen Griff lockerte, sprang Angela sofort von seinem Schoß. Doch er griff schnell nach ihrem Handgelenk. »Es wird phantastisch werden«, sagte er. »Der November ist in Miami der beste Monat des Jahres. Ich habe Zimmer im Fontainbleau reserviert. Das Hotel liegt direkt am Strand.«

»Lassen Sie mich los!« schrie Angela mit zusammengebißenem Zähen.

»Was ist denn los?« fragte Wadley. Er beugte sich etwas nach vorne, um Angela besser ins Gesicht sehen zu können. »Sind Sie wütend? Es tut mir leid, wenn ich Sie erschreckt habe. Ich wollte Sie

doch nur überraschen.« Dann ließ er ihre Hand los.

Angela war außer sich vor Wut. Gedemütigt und verletzt stürmte sie in ihr Büro und knallte laut die Verbindungstür hinter sich zu. Als sie sich nach ein paar Minuten etwas beruhigt hatte und wieder normal atmen konnte, nahm sie ihren Mantel und verließ zornig das Labor. Wenigstens hatten Wadleys neuerliche, flegelhafte Annäherungsversuche sie jetzt angespornt, etwas gegen ihren Chef zu unternehmen.

Im Laufschrift eilte sie hinüber zum Radiologie-Institut. Als sie den Dachvorsprung des Gebäudekomplexes erreicht hatte, verlangsamte sie ihren Schritt. Drinnen steuerte sie auf direktem Wege das Vorzimmer von Dr. Delbert Cantors Büro an.

Da Angela sich vorher nicht angemeldet hatte, mußte sie fast eine halbe Stunde warten, bis Dr. Cantor Zeit für sie hatte. Als sie im Wartezimmer saß, fühlte sie sich schon viel ruhiger. Doch gleichzeitig überlegte sie auch schon wieder, ob sie nicht vielleicht doch, zumindest teilweise, für das Verhalten von Dr. Wadley mitverantwortlich war.

»Bitte, kommen Sie herein«, sagte Cantor freundlich, als er endlich Zeit für Angela hatte. Er war von seinem unaufgeräumten Schreibtisch zur Tür geeilt, um seine Besucherin zu begrüßen. Damit Angela sich hinsetzen konnte, mußte er zunächst einen Stapel radiologischer Fachzeitschriften von einem Stuhl räumen. Dann fragte er Angela, ob sie etwas trinken wolle, doch sie lehnte höflich ab. Als auch er schließlich Platz genommen, seine Arme verschränkt und die Beine übereinandergeschlagen hatte, wollte er wissen, was er für sie tun könne. Doch jetzt, da Angela dem Leiter des medizinischen Personals persönlich gegenüber saß, war sie sich gar nicht mehr so sicher, ob sie sich diesem Mann wirklich anvertrauen sollte. All ihre Bedenken, die sie anlässlich seines Verhaltens gegenüber Frauen hegte, schossen ihr auf einmal wieder durch den Kopf. Zu allem Überfluß grinste er sie jetzt auch noch süffisant an; sein Gesichtsausdruck vermittelte ihr den Eindruck, daß für ihn ohnehin schon feststand, daß das, was ihr weibliches Gemüt bedrücken mochte, wohl von ziemlich geringer Bedeutung für ihn sein würde.

»Es fällt mir nicht leicht, darüber zu reden«, begann Angela. »Ich bitte deshalb um Nachsicht. Ich habe lange überlegt, ob ich wirklich zu Ihnen kommen sollte, aber ich weiß nicht, was ich sonst tun sollte.«

Cantor ermutigte Angela, mit ihrer Geschichte fortzufahren.

»Ich bin gekommen, um Ihnen mitzuteilen, daß ich von Dr. Wadley sexuell belästigt werde.« Cantor rutschte ein Stück nach vorne und stellte beide Füße auf den Boden. Zunächst fühlte Angela sich durch Cantors Reaktion ermutigt; immerhin schien ihn die Sache zu interessieren. Doch dann sah sie, daß er immer noch so süffisant grinste. »Wann hat das begonnen?«

»Wahrscheinlich schon an dem Tag, an dem ich in diesem Krankenhaus zu arbeiten angefangen habe«, erwiderte Angela. Eigentlich hätte sie den Satz noch näher erläutern wollen, doch Cantor gab ihr keine Gelegenheit dazu. »Wahrscheinlich?« fragte er und zog die Augenbrauen hoch. »Wollen Sie damit sagen, daß Sie sich nicht sicher sind?«

»Am Anfang war es nicht so eindeutig«, erklärte Angela. »In der ersten Zeit habe ich geglaubt, daß er sich wie ein begeisterter Mentor verhält; er hat einen richtig väterlichen Eindruck auf mich gemacht.« Dann beschrieb sie ihm der Reihe nach, was alles vorgefallen war und in welchen Situationen Wadley die Grenze allmählich überschritten hatte. »Er hat jede Gelegenheit genutzt, mir möglichst nahe zu sein oder mich scheinbar unauffällig zu berühren«, fuhr Angela fort.

»Außerdem wollte er mir unbedingt familiäre Angelegenheiten anvertrauen, obwohl ich das als ziemlich taktlos und unangemessen empfunden habe.«

»Das Verhalten, das Sie da gerade beschreiben, paßt durchaus noch in den Rahmen einer freundschaftlichen Beziehung oder zu seiner Rolle als Mentor«, sagte Cantor. »Ja, da haben Sie recht«, erwiderte Angela. »Deshalb habe ich auch bislang nichts gesagt. Das Problem ist aber, daß er immer aufdringlicher wird.«

»Sie meinen, sein Verhalten hat sich geändert?« fragte Cantor.

»Und wie!« antwortete Angela. Sie beschrieb Wadleys Verhalten in

den letzten Tagen und daß er sie plötzlich nur noch »Schätzchen« nenne.

»Also, ich persönlich habe nichts gegen »Schätzchen« einzuwenden«, sagte Cantor. »In der radiologischen Abteilung nenne ich die Mädchen alle so.« Angela starrte ihn fassungslos an. Es bestand kein Zweifel mehr daran, daß sie bei Cantor an der falschen Adresse war. Trotzdem erzählte sie Cantor auch noch von dem letzten Zwischenfall, bei dem Wadley sie auf seinen Schoß gezerzt und ihr verkündet hatte, daß sie gemeinsam nach Florida fahren würden.

»Ich weiß nicht, was ich zu der ganzen Geschichte sagen soll«, sagte Cantor, als Angela fertig war. »Hat Dr. Wadley jemals angedeutet, daß Sie Ihren Job verlieren könnten, wenn Sie seinen sexuellen Wünschen nicht nachkommen?«

»Nein. Dr. Wadley hat nie versucht, mich mit einer solchen Drohung einzuschüchtern. Aber ich kann seine Zudringlichkeit nicht ertragen. Er benimmt sich rücksichtslos. Und das macht eine Zusammenarbeit sehr schwierig.«

»Vielleicht reagieren Sie ein bißchen zu empfindlich. Wadley ist ein sehr ausdrucksstarker Typ. Sie haben doch selber gesagt, daß er enthusiastisch ist.« Als Cantor Angelas Gesichtsausdruck sah, fügte er schnell hinzu: »Ist ja nur eine Möglichkeit.«

Angela stand auf und bedankte sich - obwohl es ihr schwerfiel - bei Cantor für das Gespräch. »Keine Ursache«, erwiderte er und stand ebenfalls auf. »Halten Sie mich auf dem laufenden, junge Frau. Ich verspreche Ihnen, daß ich mit Dr. Wadley reden werde, sobald sich die Gelegenheit ergibt.«

Angela nickte. Als sie wieder in ihrem Büro saß, beschlich sie das unguete Gefühl, daß sich die Situation nach diesem Gespräch mit Cantor bestimmt nicht verbessern würde. Wenn sich überhaupt etwas ändern würde, dann wohl eher zum Schlechteren.

Im Laufe des Nachmittags hatte David immer wieder bei John Tarlow vorbeigeschaut. Sein Zustand war unverändert. Als David am späten Nachmittag bei seiner letzten Tagesvisite das Zimmer von John betrat, hoffte er, daß sein Patient wenigstens wieder bei klarem Bewußtsein wäre. Doch leider war das nicht der Fall. John war eben-

so teilnahmslos wie am Vormittag, vielleicht hatte sich sein Zustand sogar noch verschlechtert. Wenn man ihn energisch genug bedrängte, konnte er zwar noch seinen Namen nennen, und er wußte auch, daß er sich im Krankenhaus befand, doch schon bei der Frage nach der Jahreszeit oder dem Datum mußte er passen.

Im Schwesternzimmer vertiefte David sich ein weiteres Mal in die inzwischen verfügbaren Laborwerte; sie waren fast alle normal. Die neue Blutuntersuchung hatte ergeben, daß sich die Anzahl der weißen Blutkörperchen etwas verringert hatte, doch in Anbetracht von Johns Leukämie wußte David nicht sofort, was er von der Entwicklung halten sollte. Auch das Ergebnis der ersten Stuhluntersuchung war inzwischen eingetroffen, und es war negativ; man hatte keine Krankheitserreger gefunden.

»Bitte rufen Sie mich sofort an, falls Mr. Tarlow Fieber bekommt oder wenn irgendeine Verschlechterung seines Zustandes eintritt«, wies David die Schwestern an, bevor er die Station verließ.

Er hatte sich in der Eingangshalle mit Angela verabredet. Das Wetter war inzwischen noch schlechter geworden. Es regnete in Strömen, und die Temperatur war empfindlich gefallen.

Auf der Fahrt nach Hause erzählte Angela von dem neuesten Zwischenfall mit Dr. Wadley und von Cantors Reaktion auf ihre Beschwerde.

David schüttelte den Kopf. »Wadley habe ich schon aufgegeben. Er ist ein Schwein. Aber von Cantor hatte ich eigentlich mehr erwartet; immerhin ist er der Leiter des medizinischen Personals. Auch wenn er völlig unsensibel sein mag - man muß doch wohl davon ausgehen können, daß er die Gesetze kennt und über die Verpflichtungen des Krankenhauses gegenüber den Mitarbeitern Bescheid weiß. Glaubst du, er hat sämtliche Gerichtsentscheidungen der letzten zehn Jahre verschlafen, in denen es um sexuelle Belästigungen am Arbeitsplatz ging?« Angela zuckte nur mit den Schultern. »Ich will am liebsten gar nicht mehr darüber nachdenken. Wie war denn dein Tag? Hast du dir noch viele Gedanken wegen Marjorie gemacht?«

»Dazu habe ich gar keine Zeit gehabt«, erwiderte David. »Ich mußte mich intensiv um John Tarlow kümmern. Sein Zustand bereitet

mir große Sorgen.«

»Was hat er denn?«

»Das ist es ja gerade: Ich weiß es nicht«, sagte David. »Und das bereitet mir den größten Kummer. Er ist total lethargisch, genauso wie Marjorie gestern. Er hat verschiedene Funktionsstörungen im Magen-Darm-Bereich. Das ist der Grund, weshalb er zur stationären Behandlung eingewiesen wurde, aber seine Beschwerden sind zusehends schlimmer geworden. Ich habe zwar keine Ahnung, was im Moment in seinem Körper vor sich geht, aber in meinem Kopf höre ich schon die Alarmglocken schrillen. Das Problem ist, daß ich absolut nicht weiß, was ich tun soll. Zur Zeit behandle ich einfach nur die Symptome.«

»Wenn ich solche Geschichten höre, bin ich immer wieder froh, daß ich mich für die Pathologie entschieden habe«, sagte Angela.

Nikki freute sich, als ihre Eltern endlich nach Hause kamen. Sie hatte sich fast den ganzen Tag gelangweilt, doch dann war zum Glück Arni vorbeigekommen und hatte ihr die neuesten Geschichten aus der Schule erzählt. »Wir haben jetzt einen Mann als Lehrer«, erzählte Arni David. »Und er ist total streng.«

»Vielleicht ist er trotzdem ein guter Lehrer«, erwiderte David und spürte, wie sich sein schlechtes Gewissen wieder meldete. Irgendwie fühlte er sich für Marjories Tod verantwortlich.

Während Angela das Abendessen vorbereitete, fuhr David Arni nach Hause. Als er zurückkam, lief Nikki ihm schon an der Tür entgegen. »Es ist so kalt im Wohnzimmer«, klagte sie.

David überprüfte den Heizkörper und stellte fest, daß er glühend heiß war. Danach kontrollierte er, ob die Schiebetür, die zur Terrasse hinausführte, geschlossen war. »Wo hast du denn die kalte Zugluft gespürt?« fragte David. »Auf dem Sofa«, antwortete Nikki. »Setz dich mal hierher, dann merkst du es selbst!«

David ließ sich neben seiner Tochter auf dem Sofa nieder und spürte sofort die kalte Luft in seinem Nacken. »Du hast recht«, sagte er und überprüfte die Fenster hinter der Sitzecke. »Ich glaube, ich weiß, was wir dagegen tun können. Wir müssen die Außenfenster anbringen.«

»Außenfenster?« fragte Nikki neugierig. »Was ist das?« Anstatt Nikkis Frage kurz zu beantworten, hielt David seiner Tochter einen Vortrag über Wärmeverlust, Konvektionsströmungen, Isolierung und Thermopenfenster.

»Du bringst sie doch ganz durcheinander«, rief Angela aus der Küche herüber. Sie hatte einen Teil der Unterhaltung mitgehört. »Sie hat doch nur gefragt, was ein Außenfenster ist. Warum zeigst du ihr nicht einfach eins?«

»Eine prima Idee«, erwiderte David. »Komm mit, Nikki. Dann holen wir auch gleich Holz aus dem Keller.«

»Ich geh' nicht gerne in den Keller«, sagte Nikki, während sie zusammen die Treppe hinunterstiegen. »Warum denn nicht?« fragte David. »Es ist unheimlich hier unten«, antwortete Nikki. »Jetzt werd' bloß nicht so wie deine Mutter«, zog David seine Tochter auf. »Eine hysterische Frau im Haus reicht.« Hinter der Kellertreppe waren mehrere Außenfenster gestapelt worden. David nahm eines, um es Nikki zu zeigen. »Sieht aus wie ein ganz normales Fenster«, stellte Nikki fest.

»Ja, aber man kann es nicht öffnen«, erklärte David. »Wenn man so ein Fenster zusätzlich von außen anbringt, dann wirkt die Luft zwischen dem inneren und dem äußeren Fenster wärmedämmend. Das hat zur Folge...« David brach mitten im Satz ab.

»Was ist denn los, Daddy?« fragte Nikki, als sie merkte, daß ihr Vater durch etwas anderes abgelenkt wurde. »Das fällt mir heute zum ersten Mal auf«, sagte er und tastete die Mauer hinter den aufgestapelten Fenstern ab. »Dies hier sind Mauerziegel.«

»Was sind Mauerziegel?« fragte Nikki. David war so sehr mit seiner neuesten Entdeckung beschäftigt, daß er die Frage seiner Tochter überhörte. »Laß uns die Doppelfenster wegräumen«, sagte er und trug das Fenster, welches er bereits in der Hand hielt, zur gegenüberliegenden Wand. Nikki nahm das nächste. »Diese Mauer ist völlig anders als alle anderen hier im Keller«, sagte David, nachdem er das letzte Fenster weggeräumt hatte. »Sie sieht viel neuer aus. Ich frage mich wirklich, ob sich hinter diesen Mauern etwas verbirgt.«

»Das verstehe ich nicht. Wieso?« fragte Nikki. David zeigte ihr die

Treppe, die aus Granitstein gehauen worden war. Dann gingen sie weiter zu der mysteriösen Wand, die offensichtlich erst vor kurzem hinter der Treppe errichtet worden war. David erklärte seiner Tochter, daß sich hinter dieser Wand eigentlich ein dreieckiger Lagerraum befinden müsse. »Und was wird da gelagert?« fragte Nikki. David zuckte mit den Achseln. »Keine Ahnung. Wollen wir mal einen Blick riskieren? Vielleicht verbirgt sich hinter der Mauer ein Schatz?«

»Meinst du wirklich?« fragte Nikki gespannt. David schleppte einen Vorschlaghammer und einen Keil herbei. Als er den Hammer gerade ansetzen wollte, hörte er Angela von oben rufen; sie wollte wissen, was David und Nikki im Schilde führten. David sah Nikki an und legte verschwörerisch einen Finger über seine Lippen. Dann rief er zu Angela hinauf, daß sie so schnell wie möglich mit dem Holz nach oben kämen.

»Ich springe schnell unter die Dusche«, erwiderte Angela. »Danach können wir essen.«

»In Ordnung«, rief David zurück. Dann drehte er sich zu Nikki um und sagte etwas leiser: »Vielleicht hält deine Mutter nicht so viel davon, wenn wir hier ein Stück unseres Hauses zertrümmern.« Nikki kicherte.

Bevor David mit dem Hämmern begann, wartete er noch eine Weile, bis er ganz sicher sein konnte, daß Angela sich im zweiten Stock unter der Dusche befand. Dann klopfte er so lange auf einen Teil des oberen Mauerwerks ein, bis ein kleines Loch entstanden war.

»Lauf doch mal nach oben und hol eine Taschenlampe«, sagte David. Aus der Öffnung kam ein fauliger Geruch.

Während Nikki die Lampe holte, schlug David noch ein paarmal gegen die Mauer, um das Loch zu vergrößern. Dann holte er ein letztes Mal kräftig aus und schaffte es, einen ganzen Mauerziegel zu lösen. Als er den lockeren Stein aus dem Mauerwerk gezogen hatte, war auch Nikki mit der Lampe zurück. David wagte einen Blick hinter die Wand.

Was er dort sah, brachte sein Herz auf der Stelle zum Rasen. Er zog seinen Kopf so schnell durch die enge Öffnung zurück, daß er sich an

den scharfen Kanten der Steine die Haut im Nacken aufritzte.

»Was hast du gesehen?« fragte Nikki. Der Gesichtsausdruck ihres Vaters gefiel ihr nicht.

»Es ist kein Schatz«, sagte David. »Ich glaube, du holst am besten mal ganz schnell deine Mutter.« Als Nikki gegangen war, vergrößerte David die Öffnung noch ein Stückchen. Schließlich erschien Angela im Bademantel.

»Was ist denn hier los?« wollte sie wissen. »Du hast Nikki ja ganz nervös gemacht.«

»Schau mal da rein«, erwiderte David nur. Er reichte Angela die Taschenlampe und deutete auf das Loch in der Mauer.

»Wehe, ihr wollt mir einen Streich spielen!« sagte Angela. »Nein, ganz bestimmt nicht«, versicherte David. »Oh, mein Gott!« rief Angela. Ihre Stimme hallte dumpf in dem kleinen Hohlraum wider.

»Was ist denn hinter der Mauer?« fragte Nikki nun wieder. »Ich will auch durch das Loch gucken.« Angela zog ihren Kopf aus der Öffnung und starrte David an. »Hinter der Mauer liegt eine Leiche«, sagte sie. »Und sie befindet sich dort offenbar schon eine ganze Weile.«

»Ein Mensch?« fragte Nikki ungläubig. »Darf ich ihn auch sehen?«

»Nein!« riefen David und Angela wie aus einem Munde.

Nikki protestierte zunächst, doch dann schien sie selbst nicht mehr so sicher zu sein, ob sie wirklich hinter die Mauer sehen wollte.

»Komm, laß uns nach oben gehen und das Kaminfeuer anzünden«, schlug David vor und zog seine Tochter zu dem Holzhaufen.

Während Angela die Polizei rief, versuchten David und Nikki, das Feuer in Gang zu bringen. Nikki stellte eine Frage nach der anderen, die David jedoch allesamt nicht beantworten konnte.

Eine halbe Stunde später bog ein Polizeiauto in die Einfahrt ein und hielt vor dem Haus der Wilsons. Nach Angelas Anruf hatten sich zwei Polizisten in Bewegung gesetzt.

»Mein Name ist Wayne Robertson«, stellte sich der kleinere von den beiden vor. Anstelle einer Dienstuniform trug er ein kariertes Flanellhemd und darüber eine gesteppte Weste. Auf dem Kopf hatte er eine Baseball-Mütze von den Boston Red Sox. »Ich bin der Leiter

der örtlichen Polizeidienststelle, und das ist mein Stellvertreter Sherwin Morris.«

Sherwin berührte zum Gruß die Krempe seiner Mütze. Er war groß und schlaksig; im Gegensatz zu Robertson trug er seine Uniform. In der Hand hielt er eine riesige Taschenlampe.

»Officer Morris hat mich sofort nach Ihrem Anruf von zu Hause abgeholt«, erklärte Robertson. »Eigentlich habe ich dienstfrei, aber was Sie da erzählt haben, klang so interessant, daß ich mitkommen wollte.« Angela nickte. »Vielen Dank, daß Sie gekommen sind.« David und Angela führten die Polizisten in den Keller. Nikki blieb oben im Wohnzimmer. Robertson nahm Morris die Lampe aus der Hand und steckte den Kopf durch das Loch. »Das gibt's doch gar nicht!« rief er. »Da liegt ja unser alter Doktor.«

Er zog seinen Kopf wieder heraus und sagte: »Tut mir leid, daß Ihnen das passieren mußte. Der Leichnam ist zwar nicht mehr gerade der frischeste, aber ich habe trotzdem sofort erkannt, wer da liegt. Das ist Dr. Dennis Hodges. Sie wissen ja sicherlich, daß Sie in seinem ehemaligen Haus wohnen.«

Angela sah David an. Eine kalte Gänsehaut lief ihr über den Rücken.

»Wir müßten den Rest der Mauer einschlagen, damit wir die Leiche rausholen können. Geht das, oder gibt das irgendwelche Probleme?«

»Müssen Sie nicht einen Gerichtsmediziner verständigen?« fragte Angela. Da sie sich selbst für dieses Gebiet interessierte, wußte sie, daß man üblicherweise bei jeder ungeklärten Todesursache einen Gerichtsmediziner hinzuzog. Und der Fund einer halbverwesten Leiche war wohl Grund genug, einen Experten zu verständigen. Robertson sah Angela kurz an und überlegte, was er erwidern sollte. Er mochte es gar nicht, wenn ihm jemand in seinen Job hineinredete, und noch weniger konnte er es leiden, wenn der Einwand von einer Frau kam. Das Problem war nur, daß Angela recht hatte. Und jetzt mußte er tatsächlich den Gerichtsmediziner anrufen. »Wo ist das Telefon?« fragte Robertson. »In der Küche«, erwiderte Angela. Zunächst mußten sie Nikki vom Telefon loseisen. Sie hatte bereits Arni und Caroline angerufen, um ihnen aufgeregt mitzuteilen, daß sie im

Keller eine Leiche gefunden hatten.

Als der Gerichtsmediziner informiert war, machten Robertson und Morris sich an die Arbeit und rissen die Mauer ein.

David holte eine Verlängerungsschnur und eine Stehlampe, damit die Polizisten besser sehen konnten, wo sie den Hammer ansetzen mußten. Gleichzeitig sorgte das zusätzliche Licht dafür, daß man die Leiche besser erkennen konnte. Im großen und ganzen war sie noch recht gut erhalten; nur der untere Teil des Gesichts war schon beinahe komplett skelettiert. Die Kieferknochen und die meisten Zähne waren vollkommen freigelegt und hoben sich grell vom übrigen Gesicht ab. Überraschenderweise war die obere Gesichtshälfte nahezu unversehrt. Die Augen des toten Hodges waren weit aufgerissen, und auf der Stirn, etwa am Haaransatz, klaffte eine tiefe Aushöhlung, die mit grünem Schimmel bedeckt war. »Da hinten liegt ein Haufen Zeug in der Ecke«, sagte Robertson. »Es sieht aus wie leere Zementsäcke. Und daneben liegt eine Maurerkelle. Mein Gott! Offenbar hat er alles mit hier drinnen gehabt. Vielleicht war es ja Selbstmord.«

David und Angela sahen sich an und dachten beide das gleiche: Entweder war Robertson der schlechteste Polizist der Welt, oder er hatte ein Faible für schwarzen Humor.

»Ich frage mich, was das wohl für Unterlagen sind«, sagte Robertson und richtete den Lichtstrahl jetzt auf den Boden der Gruft, wo verstreut ein paar Blätter herumlagen. »Sieht aus, als seien es Kopien von irgend etwas«, mutmaßte David.

»Jetzt sehen Sie sich das mal an«, rief Robertson und deutete mit der Taschenlampe auf ein Werkzeug, das halb unter der Leiche lag. Es sah aus wie eine flache Brechstange. »Was ist das denn?« fragte David. »Ein Brecheisen«, antwortete Robertson. »Man kann es für alle möglichen Zwecke benutzen, meistens wird es beim Abbruch von Häusern verwendet.« Im selben Augenblick rief Nikki von oben, daß der Gerichtsmediziner eingetroffen sei. Angela ging hinaus, um ihn in Empfang zu nehmen. Dr. Tracy Cornish war ein schlanker, mittelgroßer Mann mit Nickelbrille. In der Hand hielt er eine große, altmodische Tasche aus schwarzem Leder.

Angela stellte sich vor, und anschließend ging sie mit Dr. Cornish

dann nach unten. Für ein paar Minuten blieb er stehen und betrachtete die Szenerie. »Interessant«, sagte er. »Die Leiche ist noch erstaunlich gut erhalten. Seit wann wird der Mann vermißt?«

»Seit ungefähr acht Monaten«, antwortete Robertson. »Da kann man mal sehen, was so ein kühles, trockenes Plätzchen alles bewirken kann«, bemerkte Dr. Cornish. »In dieser Gruft hier ist die Leiche so gut konserviert worden wie Lebensmittel in einem guten Vorratskeller. Sogar nach dem Dauerregen ist hier offensichtlich keine Feuchtigkeit eingedrungen.«

»Und warum ist der Kiefer so zerfallen?« fragte David. »Da waren wahrscheinlich ein paar Nagetiere am Werk«, antwortete Dr. Cornish, während er sich nach seiner Tasche bückte.

David lief es kalt den Rücken herunter. Bei der Vorstellung, daß womöglich Ratten oder Mäuse an der Leiche herumgeknabbert hatten, war sein Mund auf einmal ganz trocken geworden. Als er Angela ansah, mußte er feststellen, daß sie von dieser Information keineswegs erschüttert war; sie schaute dem Arzt fasziniert bei seiner Arbeit zu. Zunächst machte Dr. Cornish eine ganze Reihe von Fotos, darunter auch etliche Aufnahmen aus nächster Nähe. Danach streifte er sich Gummihandschuhe über und begann, sämtliche Gegenstände aus der Gruft herauszuholen und die Beweisstücke in einzelne Plastikbeutel zu packen. Als er die kopierten Seiten einsammelte, wurde er von David, Angela und den Polizisten umringt; alle wollten sie sehen, was das für Papiere waren. Dr. Cornish paßte auf, daß niemand sie berührte.

»Das sind ja ärztliche Unterlagen aus dem Städtischen Krankenhaus Bartlet«, sagte David.

»Ich möchte wetten, daß all diese Sprengel Blutflecken sind«, sagte Dr. Cornish und zeigte auf eine große, braune Stelle, die das Papier bedeckte. Dann schob er die Unterlagen in einen Plastikbeutel, den er versiegelte und beschriftete.

Als alles sorgfältig verpackt war, richtete Dr. Cornish seine Aufmerksamkeit auf die Leiche. Zuerst durchsuchte er die Hosentaschen von Dr. Hodges und fand dort dessen Portemonnaie, in dem noch Quittungen sowie mehrere Kreditkarten steckten, die auf seinen Na-

men lauteten. »Mit einem Raubüberfall haben wir es also nicht zu tun«, stellte Robertson fest.

Dr. Cornish nahm dem Toten die Uhr ab, die immer noch lief und die korrekte Uhrzeit anzeigte. »Das wäre eine klasse Szene für einen Batterien-Hersteller! Könnten die doch gut für einen Werbespot benutzen!« schlug Robertson vor. Morris brach in lautes Gelächter aus, riß sich aber schnell zusammen, als er merkte, daß er der einzige war, der den Spruch witzig fand. Dr. Cornish zog einen Leichensack aus seinem Kofferchen, in den er Dr. Hodges schieben wollte. Er bat Morris, ihm dabei zu helfen.

»Sollte man nicht auch die Hände vorsorglich einpacken?« schlug Angela vor.

Dr. Cornish dachte einen Augenblick nach und nickte dann. »Gute Idee«, sagte er und zog zwei Plastiktüten aus seiner Tasche, die er über Hodges' Hände streifte. Als er damit fertig war, machte er sich mit Morris daran, die Leiche in den Sack zu manövrieren; als das geschafft war, zog er den Reißverschluß zu.

Eine Viertelstunde später standen die Wilsons in der Haustür und sahen zu, wie das Polizeiauto und der Kombi des Gerichtsmediziners die Auffahrt hinunterrollten und schließlich in der Nacht verschwanden. »Habt ihr Hunger?« fragte Angela.

Nikki und David seufzten nur.

»Ich bin auch nicht mehr hungrig«, gestand Angela. »Was für ein Abend!«

Nachdem Nikki ihre Atemtherapie gemacht hatte, gingen sie zu Bett. An diesem Abend schien es für alle das beste zu sein, früh schlafen zu gehen, auch wenn die Ereignisse sich dadurch nicht rückgängig machen ließen. Nikki und David waren sogar wirklich müde. Angela hingegen war hellwach; sie lag im Bett und lauschte den vielen Geräuschen, die das Haus verursachte.

Als es auf einmal auch noch klopfte und krachte, saß Angela vor Schreck senkrecht im Bett. »Was ist das?« flüsterte sie nervös und versuchte David wachzurütteln.

»Was denn?« fragte David halb im Schlaf. Angela war total aufgeregt: »Hörst du denn nicht? Dieses Pochen.«

»Das sind doch nur die Fensterläden, die gegen das Haus schlagen«, sagte David. »Meine Güte. Nun beruhige dich doch!«

Angela legte ihren Kopf zurück auf das Kissen, doch ihre Augen blieben weit geöffnet. Jetzt war sie noch wacher als vorher.

»Es gefällt mir überhaupt nicht, was um uns herum alles passiert«, sagte sie. David stöhnte laut.

»Ich meine das ernst. Ich kann einfach nicht fassen, was sich in so wenigen Tagen alles verändert hat. Ich hatte ja schon die ganze Zeit so eine dunkle Ahnung, daß etwas passieren würde.«

»Du meinst, daß wir die Leiche von Dr. Hodges finden würden?« fragte David.

»Ich meine damit alles, was in den letzten Tagen passiert ist«, erwiderte Angela. »Das Wetter ist umgeschlagen, Wadley belästigt mich, Marjorie ist gestorben, Kelley macht dir das Leben zur Hölle - und jetzt finden wir auch noch eine Leiche im Keller.«

»Bei uns geht es eben effizient zur Sache«, sagte David. »Alles, was passieren konnte, ist auf einmal passiert. Dafür haben wir's jetzt hinter uns!«

»David, ich meine es ernst, und...« begann Angela und wurde jäh unterbrochen, weil Nikki laut aufschrie. Blitzartig schossen David und Angela aus ihren Betten und rannten über den Flur in ihr Zimmer. Nikki saß im Bett und sah völlig benommen aus. Neben ihr hockte Rusty, und er schien genauso verwirrt zu sein. Sie nahmen sie mit in das große Schlafzimmer und krochen zusammen ins Ehebett. In den verbleibenden Stunden der Nacht hatte nur David zu leiden. Er war auf die äußerste Bettkante gedrängt worden, denn wenn man Nikki zu sich ins Bett einlud, mußte auch für Rusty Platz geschaffen werden.

Kapitel 14

Donnerstag, 21. Oktober

Am nächsten Morgen hatte sich das Wetter immer noch nicht gebessert. Es regnete zwar nicht mehr in Strömen, aber dafür war jetzt dicker Nebel aufgezogen; die Luft war feucht und klamm. Über ganz Vermont hing eine dichte Wolkendecke, und im Vergleich zum Vortag schien es auch noch kälter geworden zu sein.

Als Nikki gerade ihre Atemgymnastik machte, klingelte das Telefon. David nahm den Hörer ab. Da es noch sehr früh war, befürchtete er, daß es um John Tarlow ging. Doch zum Glück war es nicht das Krankenhaus, sondern am Telefon meldete sich eine Angestellte aus dem Büro der Staatsanwaltschaft; sie bat David um die Erlaubnis, eine Expertin vorbeischicken zu dürfen, die den Tatort noch einmal genauer inspizieren sollte.

»An welche Uhrzeit hatten Sie denn gedacht?« fragte David.

»Könnte unsere Mitarbeiterin vielleicht jetzt gleich bei Ihnen vorbeikommen?« fragte die Anruferin. »Sie wohnt ganz in Ihrer Nähe.«

»Von mir aus kann sie kommen«, antwortete David. »Wir sind noch etwa eine Stunde hier.«

»Gut, das wird genügen.«

Die Mitarbeiterin der Staatsanwaltschaft hielt sich an die Abmachung und klingelte bereits fünfzehn Minuten später an der Haustür. Sie war eine nette Frau mit feuerroten Haaren, die ein dunkelblaues Schneiderkostüm trug. »Bitte entschuldigen Sie die frühe Störung«, sagte sie und stellte sich als Elaine Sullivan vor.

»Das ist überhaupt kein Problem«, erwiderte David und hielt die Tür auf.

Er begleitete sie in den Keller und schaltete die Stehlampe an, um das leere Grab von Hodges anzustrahlen. Mrs. Sullivan holte zunächst einen Fotoapparat aus ihrer Tasche und machte ein paar Bilder. Danach bückte sie sich und stocherte mit ihrem Fingernagel in

dem Schmutz herum, der am Boden lag. Währenddessen kam auch Angela die Treppe hinunter und schaute David über die Schulter. »Wie ich gehört habe, war die örtliche Polizei gestern abend hier«, sagte Elaine.

»Ja, die örtliche Polizei und ein Bezirks-Gerichtsmediziner«, erwiderte David.

»Ich glaube, ich werde dem Staatsanwalt nahelegen, die Angelegenheit noch einmal von der bundesstaatlichen Kriminalpolizei untersuchen zu lassen«, sagte sie. »Ich hoffe, das stört Sie nicht.«

»Eine sehr gute Idee«, pflichtete Angela ihr bei. »Ich kann mir nämlich nicht vorstellen, daß die hiesige Polizei so genau weiß, wie sie mit einem Mordfall umzugehen hat.« Elaine nickte diplomatisch und sagte lieber nichts dazu. »Müssen wir jetzt warten, bis die Kriminalpolizei kommt?« fragte David.

»Nein, das ist nicht nötig«, erwiderte Elaine. »Irgendwann wird natürlich einer der Ermittler mit Ihnen sprechen wollen. Aber auch wenn Sie außer Haus sind, können die Leute von der Spurensicherung ja trotzdem schon ihre Arbeit erledigen.«

»Kommen die Leute heute?« fragte Angela. »Sie werden sich so schnell wie möglich an die Arbeit machen«, antwortete Elaine. »Wahrscheinlich kommen sie schon in ein paar Stunden.«

»Dann bitte ich Alice, gleich herüberzukommen und sie ins Haus zu lassen«, sagte Angela. David nickte. Nachdem die Assistentin des Staatsanwalts gegangen war, machten sich auch die Wilsons auf den Weg. Nach ihrem Krankenhausaufenthalt sollte Nikki heute zum erstenmal wieder in die Schule gehen. Vor Aufregung war sie schon ganz außer sich und hatte sich an diesem Morgen bereits zweimal umgezogen.

Als sie im Auto saßen und in Richtung Schule fuhren, redete Nikki ausschließlich über die Leiche. Angela riet ihr beim Aussteigen, die Geschichte besser nicht gleich überall herumzuerzählen, doch im Grunde wußte sie genau, daß ihre Bitte nutzlos war. Nikki hatte Caroline und Arni längst alles erzählt, und die beiden hatten die Nachricht mit Sicherheit sofort wie ein Lauffeuer verbreitet. Als Nikki ausgestiegen war, fuhren David und Angela weiter zum Kranken-

haus.

»Ich mache mir schon richtig Sorgen darum, wie es meinem Patienten heute morgen geht«, sagte David. »Zum Glück hat wenigstens die Nachtschwester nicht angerufen.«

»Und ich habe Angst, Wadley gegenüberzutreten«, sagte Angela. »Ich habe keine Ahnung, ob Cantor schon mit ihm geredet hat, aber es wird in jedem Fall unangenehm werden.«

David schaute zuerst nach John Tarlow. Als er das Zimmer betrat, bemerkte er sofort, daß John schwer atmete. Das war kein gutes Zeichen. David nahm sein Stethoskop und schüttelte John leicht an der Schulter, damit er sich im Bett etwas aufrichtete. Doch John reagierte kaum. In David stieg Panik auf. Es schien so, als ob seine schlimmsten Befürchtungen wahr werden würden. Hastig untersuchte er John und stellte fest, daß er an einer schweren Lungenentzündung litt.

In aller Eile hastete David zum Schwesternzimmer und rief ihnen schon über den Flur zu, daß John sofort auf die Intensivstation verlegt werden mußte. Die Nachtschwester waren gerade damit beschäftigt, ihre Berichte fertigzustellen; es konnte nicht mehr lange dauern, bis die Schwestern der Tagesschicht sie ablösen würden. »Kann das nicht so lange warten, bis wir unsere Berichte fertig haben?« fragte Janet Colburn. »Verdammt nochmal, nein!« raunzte David sie an. »Ich will, daß er sofort verlegt wird! Und außerdem möchte ich wissen, warum Sie mich nicht angerufen haben. Mr. Tarlow hat eine beidseitige Lungenentzündung.«

»Als wir zum letzten Mal seine Temperatur gemessen haben, hat er ganz friedlich geschlafen«, erwiderte die Nachtschwester. »Sie haben gesagt, daß wir Sie nur dann benachrichtigen sollen, wenn der Patient Fieber bekommt oder sich sein Zustand auffällig verschlechtert. Das ist beides nicht passiert.«

David schnappte sich die Patientenakte und schlug die Seite mit der Fieberkurve auf. Johns Temperatur war zwar leicht angestiegen, aber längst nicht so stark, wie David vermutet hätte, nachdem er den Brustkorb des Mannes abgehorcht hatte.

»Bringen wir ihn erst mal auf die Intensivstation«, sagte David. »Und veranlassen Sie bitte, daß umgehend die Blutuntersuchung und

eine Lungenaufnahme gemacht werden.«

Mit lobenswertem Eifer machten sich die Schwestern daran, John Tarlow auf die Intensivstation zu transportieren. Währenddessen telefonierte David mit dem Onkologen, Dr. Clark Mieslich, und mit dem Spezialisten für Infektionskrankheiten, Dr. Martin Hasselbaum; er bat beide, so schnell wie möglich auf die Intensivstation zu kommen. Da das Labor die Untersuchungen für die Intensivstation vorrangig bearbeitete, lagen David schon bald die Ergebnisse vor. Die Anzahl von Johns weißen Blutkörperchen, die ohnehin schon sehr niedrig gewesen war, war jetzt noch weiter gesunken, und das, obwohl sein Körper mit der Lungenentzündung schwer zu kämpfen hatte. Eine solche Reaktion hätte man vielleicht bei einem Patienten erwartet, der sich gerade einer Chemotherapie unterzog, doch David wußte, daß John schon seit Monaten nicht mehr in chemotherapeutischer Behandlung gewesen war. Noch verhängnisvoller aber war das Röntgenbild: Es bestätigte eindeutig, daß John eine schwere, beidseitige Lungenentzündung hatte.

Die beiden Fachärzte, die David um Rat gebeten hatte, trafen kurz nacheinander ein; sie untersuchten den Patienten und studierten dessen Akte. Dr. Mieslich bestätigte, daß bei John schon seit geraumer Zeit keine Chemotherapie mehr gemacht worden war.

»Wie erklären Sie sich dann die geringe Anzahl seiner weißen Blutkörperchen?« fragte David. »Ich weiß es nicht«, gab Dr. Mieslich zu. »Aber ich nehme an, daß es irgend etwas mit seiner Leukämie zu tun hat. Um den genauen Grund herauszufinden, müßten wir eine Knochenmarkanalyse durchführen; davon würde ich im Augenblick aber abraten. Nicht bei einer derart schweren Lungenentzündung. Außerdem sieht es so aus, als würde eine solche Analyse rein akademischen Zwecken dienen. Ich befürchte, dem Patienten ist nicht mehr zu helfen.« Das war nun wirklich das Letzte, was David hören wollte; dabei hatte er schon selbst begonnen, das Schlimmste zu befürchten. Er konnte einfach nicht fassen, daß er jetzt schon seinen zweiten Patienten verlieren sollte; schließlich arbeitete er erst seit drei Monaten im Krankenhaus von Bartlet.

David drehte sich zu Dr. Hasselbaum um. Doch auch Dr. Hassel-

baum kam ohne Umschweife zu dem Schluß, daß er nur wenig Hoffnung habe. Er war der Meinung, daß die schwere Lungenentzündung durch besonders hartnäckige und tödliche Bakterien hervorgerufen worden sei und er zudem unter einem Schock leide. Er unterstrich seine These mit dem Hinweis darauf, daß John einen sehr niedrigen Blutdruck habe und vermutlich die Nieren allmählich versagen würden. »Es sieht nicht gut aus. Mr. Tarlow scheint kaum noch körpereigene Abwehrkräfte zu haben; wahrscheinlich ist das auf seine Leukämie zurückzuführen. Viel Hoffnung besteht nicht mehr, aber wir könnten vielleicht noch eines probieren - ich kann ein Medikament bekommen, das sich noch im Versuchsstadium befindet und mit dem genau diese Art von Endotoxin-Schock einmal behandelt werden soll. Was halten Sie davon, Mr. Tarlow dieses Mittel zu verabreichen?«

»Wir sollten es versuchen«, sagte David sofort. »Das Medikament ist allerdings sehr teuer«, gab Dr. Hasselbaum zu bedenken.

»Aber es steht ein Menschenleben auf dem Spiel«, erwiderte David.

Gut eine Stunde später, als die Behandlung von John in die Wege geleitet war und es vorläufig nichts weiter zu tun gab, eilte David in seine Praxis. Wieder einmal war im Wartezimmer jeder Platz besetzt; einige Patienten mußten sogar im Flur stehen. Jeder, sogar die Arzthelferin, schien entnervt zu sein.

David atmete einmal tief durch und begann mit seiner Sprechstunde. Zwischendurch rief er immer wieder auf der Intensivstation an, um sich nach Tarlows Zustand zu erkundigen. Jedesmal teilte man ihm mit, daß sich nichts verändert habe.

Neben den Patienten, die einen Termin hatten, mußte David sich an diesem Morgen auch noch um etliche Kranke mit akuten Beschwerden kümmern, und das sorgte für ein noch größeres Durcheinander. Normalerweise hätte er diese Fälle in die Notaufnahme geschickt, doch Kelleys Zurechtweisung hatte ihre Wirkung nicht verfehlt. Zwei von diesen Patienten erinnerten ihn dann auch noch an die schlimmen Erlebnisse der vergangenen Tage, nämlich Mary Schiller und Jonathan Eakins.

Einerseits hatte David ein beklemmendes Gefühl, wenn er daran

dachte, wie sich im Krankenhaus zunächst der Zustand von Marjorie Kleber und jetzt auch der von John Tarlow verschlechtert hatte, doch andererseits sah er keine andere Möglichkeit, als auch Mary Ann und Jonathan einzuweisen. Er konnte es einfach nicht verantworten, die beiden ambulant zu behandeln. Mary Ann litt unter einem extrem starken Stirnhöhlenkatarrh, und Jonathan hatte schwere Herzrhythmusstörungen. Also füllte David die Einweisungsformulare aus und schickte sie beide zum Krankenhaus hinüber.

Bei den beiden anderen Patienten mit akuten Beschwerden handelte es sich um zwei Nachtschwestern, die beide auf der zweiten Etage der Krankenstation arbeiteten. David war den beiden schon mehrmals begegnet, wenn er zu Notfällen gerufen worden war. Sie klagten über dieselben Unpäßlichkeiten: Anzeichen einer Grippe und allgemeines Unwohlsein, leichtes Fieber, geringe Anzahl weißer Blutkörperchen sowie Magen-Darm-Probleme in Form von Magenkrämpfen, Übelkeit, Erbrechen und Durchfall. Nachdem David die beiden Frauen untersucht hatte, empfahl er ihnen, sich zu Hause ins Bett zu legen, und verschrieb ihnen leichte Mittel für die Behandlung der Symptome.

Als David einen Moment Zeit hatte, fragte er Susan, ob im Krankenhaus eine Grippewelle grassierte. »Ich hab' nichts davon gehört«, antwortete sie.

Angelas Tag verlief besser als erwartet. Mit Wadley hatte sie keine weiteren Zusammenstöße; sie hatte ihn noch nicht einmal gesehen.

Gegen Mittag rief sie den Leiter der Gerichtsmedizin, Dr. Walter Dunsmore, in Burlington an. Sie erklärte ihm, daß sie als Pathologin im Städtischen Krankenhaus Bartlet arbeite und daß sie sich für den Fall Hodges interessiere. Außerdem fügte sie hinzu, daß sie schon einmal in Erwägung gezogen habe, sich auf dem Gebiet der Gerichtsmedizin fortzubilden.

Dr. Dunsmore lud Angela auf der Stelle ein, einmal nach Burlington zu kommen, um sein gerichtsmedizinisches Labor zu besichtigen. »Sie könnten natürlich auch gleich vorbeikommen und mir bei der Autopsie von Hodges assistieren. Was halten Sie davon?« fragte er.

»Ich würde Sie wirklich gerne dabeihaben. Aber ich muß Sie warnen - wie die meisten Gerichtspathologen bin ich ein ziemlich anstrengender Lehrer.«

»Wann wollen Sie die Autopsie denn durchführen?« fragte Angela. Wenn er bis Samstag warten würde, könnte sie vielleicht wirklich dabei sein, dachte sie sich. »Eigentlich war sie noch für heute vormittag eingeplant«, erwiderte Dr. Dunsmore. »Aber ein bißchen flexibel sind wir schon. Wir könnten die Obduktion auch auf heute nachmittag verschieben.«

»Das ist wirklich sehr nett von Ihnen«, sagte Angela. »Aber ich glaube, mein Chef wäre nicht besonders begeistert, wenn ich hier während meiner Arbeitszeit verschwinden und zu Ihnen nach Burlington fahren würde.«

»Das ist kein Problem«, bemerkte Dr. Dunsmore. »Ich kenne Ben Wadley schon seit vielen Jahren. Ich rufe ihn an und kläre die Sache mit ihm.«

»Ich bin nicht so sicher, ob das wirklich eine gute Idee ist«, sagte Angela.

»Unsinn!« erwiderte Dunsmore. »Überlassen Sie das mir. Ich freue mich darauf, Sie persönlich kennenzulernen.« Angela wollte weiterprotestieren, doch dann merkte sie, daß Dr. Dunsmore bereits aufgelegt hatte. Nachdenklich legte sie den Hörer auf die Gabel zurück. Sie wußte nicht, wie Wadley auf den Anruf von Dunsmore reagieren würde, doch das würde sie früh genug erfahren.

Wadley reagierte schneller, als sie erwartet hatte. Sie hatte kaum aufgelegt, da klingelte ihr Telefon schon wieder. »Ich sitze im Operationssaal fest«, sagte Wadley mit freundlicher Stimme. »Gerade hat mich der Leiter der Gerichtsmedizin angerufen und mir erzählt, daß sie ihm gerne bei einer Obduktion assistieren würden.«

»Ja, ich habe auch gerade mit ihm gesprochen. Ich war mir nicht sicher, was Sie davon halten würden.« An Wadleys guter Laune erkannte Angela, daß Cantor noch nicht mit ihm geredet hatte.

»Ich finde die Idee großartig«, fuhr Wadley fort. »Wann immer uns die Gerichtsmediziner um einen Gefallen bitten, sollten wir ihnen diesen tun. Es tut uns schließlich nicht weh, mit den Leuten freund-

schaftlich zu verkehren. Man kann ja nie wissen, ob wir nicht auch mal etwas von ihnen wollen. Deshalb sehe ich es sogar gerne, wenn Sie nach Burlington fahren.«

»Vielen Dank«, erwiderte Angela. »Dann mache ich mich gleich auf den Weg.« Sie legte auf, griff aber sofort wieder zum Hörer, um David über ihr Vorhaben zu unterrichten. Seine Stimme klang angespannt und traurig. »Du klingst ja furchtbar«, sagte Angela. »Was ist denn passiert?«

»Frag mich bitte nicht jetzt«, erwiderte David. »Ich erzähle dir später alles. Das Wartezimmer ist brechend voll, und die Patienten werden langsam ungeduldig.« Angela berichtete ihm kurz von der Einladung des Gerichtsmediziners und davon, daß Wadley ihr erlaubt hatte, diese anzunehmen. David wünschte ihr viel Spaß und legte auf.

Angela nahm ihren Mantel und verließ das Krankenhaus. Bevor sie sich auf den Weg nach Burlington machte, fuhr sie noch zu Hause vorbei, um sich umzuziehen. Als sie in den Hof fuhr, stellte sie überrascht fest, daß dort noch immer ein Wagen der bundesstaatlichen Polizei parkte. Offensichtlich waren die Leute von der Spurensicherung noch nicht mit ihrer Arbeit fertig.

Alice Doherty kam Angela schon an der Haustür entgegen, weil sie befürchtete, daß etwas passiert war. Doch Angela beruhigte sie und fragte, ob die Polizei noch da sei. »Ja, sie sind schon seit Stunden im Keller«, erwiderte Alice.

Da Angela sich für die Arbeit der Spurensicherung interessierte, ging sie hinunter in den Keller. Die Männer arbeiteten zu dritt. Sie hatten den gesamten Bereich unterhalb der Treppe mit Klebeband markiert und hell mit Flutlicht erleuchtet. Einer von ihnen suchte die Steine mit Hilfe modernster Methoden der Kriminaltechnik nach Fingerabdrücken ab. Ein anderer durchforstete vorsichtig den lehmigen Boden von Hodges' Grab. Und der dritte hielt eine Speziallampe in der Hand, mit der er nach Fasern und verborgenen Spuren suchte.

Nur der Mann, der nach den Fingerabdrücken suchte, stellte sich Angela vor. Sein Name war Quillan Reilly. »Tut mir leid, daß wir so lange brauchen«, sagte Quillan. »Das macht doch nichts«, versicherte Angela. Sie beobachtete die drei Männer eine Zeitlang bei ihrer Ar-

beit. Es wurde nicht viel geredet, denn jeder von ihnen war voll und ganz mit seiner Aufgabe beschäftigt. Als Angela gerade wieder nach oben gehen wollte, fragte Quillan sie, ob das Haus in den vergangenen acht Monaten innen gestrichen worden sei.

»Nein, das glaube ich nicht«, antwortete Angela. »Wir haben es jedenfalls nicht gestrichen.«

»Gut«, bemerkte Quillan. »Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn wir heute abend noch einmal zurückkämen, um die Wände oben mit Luminol zu untersuchen?«

»Was ist das denn?« fragte Angela. »Luminol ist eine Chemikalie, mit deren Hilfe man verborgene Blutflecke aufspüren kann«, erklärte Quillan.

»Aber wir haben das Haus gründlich reinigen lassen«, sagte Angela und war leicht beleidigt, weil Quillan offenbar annahm, er könnte noch irgendwelche Blutspuren entdecken.

»Einen Versuch ist es trotzdem wert«, erwiderte Quillan. »Na gut«, sagte Angela. »Wenn Sie meinen, daß Sie das weiterbringt. Wir wollen Ihnen helfen, so gut es geht.«

»Vielen Dank, Mrs. Wilson«, erwiderte Quillan. »Was ist eigentlich mit den Beweismitteln passiert, die der Gerichtsmediziner mitgenommen hat?« fragte Angela. »Sind die jetzt im Besitz der örtlichen Polizei?«

»Nein, die verwahren wir«, antwortete Quillan. »Das ist gut«, stellte Angela fest.

Zehn Minuten später war sie auf dem Weg nach Burlington. Dort fand sie ohne größere Schwierigkeiten das gerichtsmedizinische Institut.

»Wir warten schon auf Sie«, sagte Dr. Dunsmore, während er Angela in sein modernes, spärlich möbliertes Büro geleitete. In seiner Gegenwart fühlte sich Angela sofort wohl. Er bot ihr gleich an, ihn einfach Walt zu nennen.

Ein paar Minuten später war Angela bereits in einen Chirurgenkittel geschlüpft. Während sie sich einen Mundschutz überzog, ihre Haube zurechtrückte und eine Schutzbrille aufsetzte, war sie plötzlich ganz aufgeregt. Das Autopsie-Labor war für sie schon immer ein faszinie-

render Ort gewesen.

»Sie werden feststellen, daß wir alle sehr professionell arbeiten«, sagte Walt, bevor sie den Untersuchungsraum betraten. »Früher hat man die Arbeit der Gerichtsmediziner außerhalb der Großstädte nicht besonders ernst genommen. Doch das ist lange her.«

Die Leiche von Dennis Hodges lag ausgestreckt auf einem Autopsietisch. Man hatte bereits Röntgenbilder angefertigt, die an einer Lichtwand hingen. Walt machte Angela mit seinem Mitarbeiter Peter bekannt, der bei der Autopsie assistieren sollte.

Zuerst betrachteten sie die Röntgenaufnahmen. Der offene Bruch am Haaransatz war mit Sicherheit eine tödliche Verletzung gewesen. Außerdem war auf den Röntgenbildern ein linearer Bruch an Hodges' Hinterkopf zu erkennen; darüber hinaus waren das linke Schlüsselbein, die linke Elle sowie die linke Speiche gebrochen. »Es war Mord. Daran besteht kein Zweifel«, stellte Walt fest. »Und es sieht ganz so aus, als ob sich der arme, alte Kerl mit Händen und Füßen gewehrt hätte.«

»Der Leiter der örtlichen Polizeidienststelle hat allerdings auf Selbstmord getippt«, bemerkte Angela. »Ich hoffe, er hat das nur im Scherz gemeint«, erwiderte Walt.

»Da bin ich mir gar nicht so sicher«, sagte Angela. »Mit seinen kriminologischen Fähigkeiten hat er weder mich noch meinen Mann besonders beeindruckt. Wahrscheinlich hat er noch nie einen Mordfall untersucht.«

»Das hat er vermutlich tatsächlich nicht«, erwiderte Walt. »Und außerdem kommt hinzu, daß einige Beamte der örtlichen Polizei nie eine richtige Ausbildung erhalten haben.«

Angela erzählte den beiden von dem Brecheisen, das neben der Leiche gefunden worden war. Mit Hilfe eines Lineals vermaßen sie die Größe der offenen Kopfwunde und nahmen den eingeschlagenen Schädel dann genauer unter die Lupe; sie kamen zu dem Schluß, daß das Brecheisen als Mordwaffe gedient haben konnte. Danach richteten sie ihr Augenmerk auf die in Papiertüten eingehüllten Hände. »Ich war überaus erfreut, als ich diese Tüten gesehen habe«, sagte Walt. »Ich versuche unsere Mitarbeiter schon seit geraumer Zeit da-

zu zu bringen, in solchen Fällen diese Dinger zu benutzen.« Angela nickte und war stolz darauf, daß sie es gewesen war, die Dr. Cornish am Abend zuvor an seine Sorgfaltspflicht erinnert hatte.

Walt legte vorsichtig die Hände der Leiche frei und nahm eine Lupe, um die Fingernägel von Hodges zu untersuchen.

»Unter einigen scheint sich tatsächlich etwas zu befinden«, sagte Walt und ging einen Schritt zurück, damit Angela ebenfalls einen Blick auf die Hände werfen konnte. »Haben Sie eine Ahnung, was es sein könnte?« fragte Angela.

»Nein, wir müssen erst die mikroskopische Untersuchung abwarten«, sagte Walt, während er die Partikel, die sich unter Hodges' Fingernägeln befanden, vorsichtig abkratzte und in einen kleinen Glasbehälter strich. Auf jedem Glasbehälter wurde sorgfältig vermerkt, von welchem Finger die Probe stammte.

Die Autopsie ergab interessante Entdeckungen, und wie versprochen war Walt ein guter Lehrer. Hodges hatte offenbar unter schwerer Arteriosklerose gelitten, und in seiner Lunge entdeckten sie ein Krebsgeschwür im Frühstadium; zudem hatte er fortgeschrittene Leberzirrhose gehabt.

»Sieht so aus, als hätte er ganz gerne einen Bourbon getrunken«, sagte Walt.

Nachdem sie die Autopsie beendet hatten, bedankte Angela sich, daß sie an der Untersuchung hatte teilnehmen dürfen; sie bat darum, über diesen Fall auch weiterhin auf dem laufenden gehalten zu werden. Walt erwiderte, daß sie ihn anrufen könne, wann immer sie wolle. Als sie zum Krankenhaus zurückfuhr, fühlte Angela sich erheblich besser als in den vergangenen Tagen. Die Autopsie war eine willkommene Abwechslung gewesen. Sie war wirklich froh, daß Wadley sie freigestellt hatte. Kaum hatte Angela ihr Büro betreten, da flog auch schon die Verbindungstür zu Wadleys Büro auf. Sie zuckte zusammen. Wadley baute sich bedrohlich in der Tür auf. Seine Gesichtszüge waren hart, die Augen hatte er zusammengekniffen, und sein normalerweise sorgfältig frisiertes, silbernes Haar war in wüster Unordnung. Er sah sehr wütend aus. Angela wich instinktiv einen Schritt zurück und nahm die Tür zum Flur ins Visier; sie dach-

te daran, einfach abzuhaufen.

Wadley stürmte ins Zimmer, ging direkt auf Angela zu und drängte sie an ihren Schreibtisch zurück. »Ich verlange eine Erklärung«, schnauzte er. »Erzählen Sie mir sofort, warum Sie ausgerechnet zu Cantor rennen mußten, um ihm diese an den Haaren herbeigezogene Geschichte aufzutischen! Diese wüsten Beschuldigungen sind doch lächerlich und entbehren jeder Grundlage! Sexuelle Belästigung? Mein Gott, das ist doch völlig absurd!«

Wadley hielt einen Moment inne und starrte Angela an. Sie wich zurück und wußte nicht, ob sie etwas sagen sollte. Auf keinen Fall wollte sie den Mann provozieren. Sie hatte Angst, er würde sie schlagen.

»Warum haben Sie nicht mit mir darüber gesprochen?« schrie Wadley sie an.

Als er merkte, daß die Tür, die auf den Flur führte, nur angelehnt war, unterbrach er sich. Draußen war es mucksmäuschenstill geworden; die Sekretärinnen hatten aufgehört zu tippen. Wadley stürmte zur Tür und knallte sie zu. »Ist das der Dank dafür, daß ich soviel Zeit und Mühe auf Sie verwendet habe?« brüllte er. »Ich muß Sie ja wohl nicht daran erinnern, daß Sie noch in der Probezeit sind. Wenn Sie sich in Zukunft nicht kräftig zusammenreißen, dann können Sie sich bald nach einem neuen Job umsehen. Von mir bekommen Sie jedenfalls keine Empfehlung.«

Angela nickte nur. »Was ist los? Wollen Sie nichts dazu sagen?« fragte Wadley. Er war bis auf wenige Zentimeter an Angela herangerückt. »Wollen Sie nur stumm dastehen und blöd mit dem Kopf wackeln?«

»Es tut mir leid, daß es soweit gekommen ist«, sagte Angela.

»Das ist alles?« schrie Wadley. »Mit Ihren grundlosen Anschuldigungen haben Sie meinen guten Ruf in den Dreck gezogen, und jetzt wollen Sie nichts weiter dazu sagen? So etwas nennt man Verleumdung, liebe Frau Kollegin. Und ich will Ihnen mal was sagen: Dafür könnte ich Sie vor Gericht bringen!«

Mit diesen Worten drehte Wadley sich auf dem Absatz um, stürmte zurück in sein Büro und knallte die Tür hinter sich zu.

Angela kämpfte mit den Tränen. Sie ließ sich auf ihren Stuhl fallen und schüttelte den Kopf. Es war einfach so ungerecht.

Susan steckte den Kopf durch die Tür des Untersuchungsraumes und teilte David mit, daß eine Schwester von der Intensivstation am Apparat sei und mit ihm sprechen wolle. David ahnte nichts Gutes. Die Krankenschwester erzählte ihm, daß Mr. Tarlow gerade einen Herzstillstand gehabt habe und daß das Wiederbelebungs-Team versuche, ihn wieder zum Atmen zu bringen. David knallte den Hörer auf die Gabel. Er spürte, wie ihm auf einmal ganz bange ums Herz wurde und wie ihm kalter Schweiß den Rücken hinunterlief. Er ließ alles stehen und liegen und raste zur Intensivstation hinüber, doch als er ankam, war bereits alles vorbei. Der Notarzt hatte John Tarlow für tot erklärt.

»Wir konnten wirklich nichts mehr für den Mann tun«, sagte der Arzt. »Seine Lunge war vollkommen verschleimt, die Nieren haben versagt, und er hatte keinen meßbaren Blutdruck mehr.«

David nickte geistesabwesend und starrte auf den toten John Tarlow, während eine Schwester sämtliche Kabel und Schläuche entfernte. Er ging zum Schwesternzimmer hinüber und setzte sich an den Schreibtisch. Er fragte sich allmählich, ob er für den Beruf des Arztes überhaupt geeignet war. Denn das, was er gerade erlebt hatte, war zwar ein Teil seines Jobs, doch je häufiger er mit derart frustrierenden Fällen konfrontiert wurde, desto schwerer fiel es ihm, damit umzugehen.

Irgendwann trafen die Verwandten von John Tarlow ein, und sie erwiesen sich als genauso verständnisvoll und dankbar wie die Familie von Marjorie Kleber. Während David sich die freundlichen Worte der Trauernden anhörte, kam er sich wie ein Versager vor. Er hatte nichts tun können, um seinem Patienten zu helfen. Er wußte nicht einmal, woran John tatsächlich gestorben war. Daß die Leukämie ihn hingerafft hatte, konnte er nicht so richtig glauben.

Obwohl David inzwischen wußte, daß das Krankenhaus normalerweise keine Autopsien durchführte, fragte David die Familie von John Tarlow, ob sie einer Untersuchung des Leichnams zustimmen

würde. Die Familie versprach, darüber nachzudenken. Bevor David die Intensivstation verließ, schaute er noch bei Mary Ann Schiller und bei Jonathan Eakins vorbei. Zu seinem Unbehagen mußte David feststellen, daß Mary Ann auf Zimmer 206 verlegt worden war - das war genau der Raum, den John Tarlow gerade freigemacht hatte. Das stimmte David ziemlich nachdenklich, und für einen Moment lang überlegte er, ob er Mary Ann nicht besser in ein anderes Zimmer bringen lassen sollte, doch dann gestand er sich ein, daß er jetzt wohl auch noch abergläubisch geworden war. Was sollte er den Mitarbeitern in der Aufnahme sagen? Daß von seinen Patienten keiner mehr auf Zimmer 206 gelegt werden sollte? Die würden ihn doch auslachen!

David überprüfte, was seiner Patientin gerade über die Venenkanüle verabreicht wurde und stellte zufrieden fest, daß sie die Antibiotika bekam, die er verordnet hatte. Nachdem er ihr versprochen hatte, später noch einmal zurückzukommen, ging David in das Zimmer von Jonathan. Dieser fühlte sich ebenfalls wohl, und er hatte sich sogar schon ein wenig erholt. Neben seinem Bett stand ein Herzmonitor, und Jonathan sagte, daß der Kardiologe jeden Moment eintreffen sollte.

Als David in seine Praxis zurückkehrte, empfing Susan ihn mit der Nachricht, daß Charles Kelley angerufen habe. »Er will Sie sofort sprechen«, sagte sie. »Seine Betonung lag auf sofort.«

»Ist das Wartezimmer voll?« fragte David. »Ziemlich«, erwiderte Susan. »Am besten versuchen Sie, es kurz zu machen.«

Während David widerwillig zu dem Büro der CMV hinüberging, hatte er das Gefühl, als trüge er die ganze Last der Welt auf seinen Schultern. Er konnte sich denken, warum Kelley schon wieder mit ihm reden wollte. »Ich weiß wirklich nicht mehr, was ich tun soll«, sagte Kelley, nachdem David Platz genommen hatte. Kelley schüttelte den Kopf. David konnte nur darüber staunen, wie perfekt Kelley sein Rollenspiel beherrschte. Jetzt war er auf einmal der verletzte Freund.

»Ich habe mich wirklich bemüht, vernünftig mit Ihnen zu reden. Aber entweder sind Sie total stur, oder die Probleme der CMV sind

Ihnen völlig gleich. Es ist jetzt genau ein Tag vergangen, seitdem ich Ihnen nahegelegt habe, möglichst keine Fachärzte zu Rate zu ziehen, die nicht für die CMV arbeiten. Und was tun Sie? Sie scheren sich einen feuchten Kehrriech um meine Anweisung und holen schon wieder teuren Rat bei anderen Ärzten ein, obwohl Ihr Patient sowieso nicht mehr zu retten war. Was soll ich bloß mit Ihnen tun? Begreifen Sie denn nicht, daß die Kosten für die medizinische Versorgung in einem gewissen Rahmen gehalten werden müssen? Sie haben doch sicherlich auch schon davon gehört, daß dieses Land in einer Krise steckt, oder?»

David nickte. Zumindest mit seinen letzten Worten hatte Kelley recht.

»Warum ist das nur so schwer für Sie zu begreifen?« fragte Kelley. Er hatte sich jetzt in Rage geredet. »Und diesmal ist nicht nur die CMV auf Sie sauer, sondern auch noch das Krankenhaus. Vor ein paar Minuten hat mich Helen Beaton angerufen und sich darüber beschwert, daß Sie diesem armen, sterbenden Patienten ein irrsinnig teures, biotechnologisch hergestelltes Medikament verordnet haben. Von einer heroischen Tat kann man da wohl nicht gerade reden! Der Mann lag im Sterben. Das bestätigen auch die anderen Ärzte. Er litt seit Jahren an Leukämie. Verstehen Sie, was ich meine? Was Sie da getan haben, war die übelste Verschwendung von Geld und Ressourcen.«

Kelley war jetzt so richtig zu seiner Hochform aufgelaufen. Sein Gesicht war knallrot. Doch dann hielt er auf einmal inne und seufzte. Bevor er weiterredete, schüttelte er den Kopf, als ob er nicht recht wisse, was er als nächstes tun solle. »Helen Beaton hat sich auch darüber beschwert, daß Sie eine Autopsie beantragt haben«, sagte er mit müder Stimme. »Dabei habe ich Ihnen doch gerade erst mitgeteilt, daß Autopsien in dem Vertrag zwischen der CMV und dem Krankenhaus Bartlet nicht vorgesehen sind. Sie müssen einfach vernünftig werden, David! Und Sie müssen mir schon ein wenig entgegenkommen, oder...« Kelley hörte plötzlich auf zu reden und ließ den Satz unbeendet in der Luft hängen.

»Oder was?« fragte David. Er wußte genau, was Kelley meinte, a-

ber er wollte, daß er seine Drohung offen aussprach.

»Ich mag Sie wirklich sehr, David«, erwiderte Kelley. »Aber ich brauche Ihre Hilfe. Auch ich habe meine Vorgesetzten, denen gegenüber ich Rechenschaft ablegen muß. Ich hoffe, Sie haben mich verstanden.« Als David in seine Praxis zurückging, fühlte er sich depressiver denn je. Einerseits irritierte es ihn, daß Kelley sich dermaßen in seine Angelegenheiten einmischte, andererseits war ihm aber auch klar, daß der CMV-Mann nicht ganz unrecht hatte. Natürlich sollten finanzielle Mittel und Ressourcen sinnvoll eingesetzt und nicht für Patienten verschwendet werden, für die es sowieso keine Rettung mehr gab. Aber war das bei Tarlow tatsächlich der Fall gewesen?

Als David die Eingangstür zu seiner Praxis öffnete, war er völlig verwirrt und niedergeschlagen. Er stand vor einem Wartezimmer voller unzufriedener Patienten, die wütend auf ihre Uhren schauten und genervt Zeitschriften durchblätterten.

Das Abendessen verlief in einer gespannten Atmosphäre. Niemand sagte ein Wort, jeder war mit sich selbst beschäftigt. Es war beinahe so, als wäre nicht nur das gute Wetter verschwunden, sondern als hätte sie auch das Glück verlassen.

Selbst Nikki hatte einen schlechten Tag gehabt, denn sie hatte sich über Mr. Hart, ihren neuen Lehrer, ärgern müssen. Die anderen Kinder hatten ihm bereits den Spitznamen Mr. Hate verpaßt. Als David und Angela an diesem Abend nach Hause gekommen waren, hatte Nikki ihnen sofort berichtet, daß der neue Lehrer ein strenger, alter Knochen sei. Angela rügte ihre Tochter wegen ihrer Wortwahl, doch Nikki erwiderte nur achselzuckend, daß diese Worte von Arni stammten.

Am meisten ärgerte sich Nikki darüber, daß der neue Lehrer sie nicht selbst hatte entscheiden lassen, wie viele atemtherapeutische Übungen sie für angemessen hielt. Außerdem hatte Mr. Hart ihr verboten, ihre Klopf-Drainage-Übungen durchzuführen. Da die beiden keine vernünftige Unterhaltung zustande gebracht hatten, waren sie dann so heftig aneinandergeraten, daß Nikki immer noch beleidigt war.

Nach dem Abendessen bemühte sich David, die Stimmung im Haus etwas aufzubessern; er zündete ein gemütliches Kaminfeuer an und sprach voller Begeisterung davon, was sie im kommenden Winter alles machen würden. Sie würden oft Ski und Schlittschuh laufen, sie würden Schlitten fahren und Schneeballschlachten machen. Als er Angela und Nikki gerade ein bißchen in Stimmung gebracht hatte, wurde die Wand im Wohnzimmer plötzlich von einem grellen Scheinwerferlicht gestreift. David ging zum Fenster.

»Da draußen steht ein Polizeiwagen«, sagte er. »Was wollen die denn um diese Zeit von uns?«

»Ach, das habe ich total vergessen«, erwiderte Angela und stand auf. »Als ich heute morgen mit den Leuten von der Spurensicherung gesprochen habe, wollten sie wissen, ob sie noch einmal bei Dunkelheit zurückkommen dürften, um unser Haus nach verborgenen Blutflecken abzusuchen.«

»Blutflecken? Hodges ist doch schon vor acht Monaten ermordet worden.«

»Sie meinten, daß es trotzdem einen Versuch wert sei«, erwiderte Angela.

Da die Experten von der Spurensicherung ihre Arbeit schnell erledigen und nach Hause fahren wollten, gingen David und Angela ihnen aus dem Weg. Quillan und seine Leute begannen in dem Vorraum neben der Küche und bauten dort ein Kamerastativ auf. Dann schalteten sie alle Lichter aus und sprühten das Luminol an die Wände.

»Hier ist etwas zu sehen«, sagte Quillan in die Dunkelheit hinein. David und Angela steckten nun doch die Köpfe durch die Tür. An der Wand schimmerte ein kaum erkennbarer, schaurig leuchtender Fleck.

»Das reicht nicht, um eine Aufnahme machen zu können«, sagte einer der Männer von der Spurensicherung. Sie suchten noch einmal den ganzen Raum ab, entdeckten aber keine weiteren auffälligen Stellen. Danach bauten sie die Kamera in der Küche auf. Quillan bat darum, auch im Eßzimmer und im Flur sämtliche Lampen auszuschalten. Während die Experten mit ihrer Arbeit fortfuhren, standen

David, Angela und Nikki im Türrahmen und sahen zu. Auf einmal begann an der Wand neben der Tür zum Vorraum eine große Fläche aufzuleuchten. »Die Eisenrückstände sind zwar nicht besonders gut zu erkennen, aber hier scheinen doch immerhin eine ganze Menge davon zu sein«, sagte Quillan und wandte sich dann an einen seiner Kollegen: »Ich werde jetzt mal weitersprühen, und du drückst auf den Auslöser.«

»Oh, mein Gott!« flüsterte Angela. »Die finden hier überall Blutflecken in der Küche!«

In der Dunkelheit bewegten sich die Männer auf den Tisch zu, den Clara Hodges zurückgelassen hatte. Auf einmal begannen die Tischbeine gespenstisch zu glühen. »Ich vermute, daß Hodges hier ermordet wurde«, sagte einer der Spurensicherungs-Experten. »Und zwar genau hier, an diesem Tisch.«

Nachdem die Ermittler der Kriminalpolizei das Haus verlassen hatten, war die Stimmung noch düsterer als beim Abendessen. Vom Skilaufen oder vom Schlittenfahren auf dem Hügel hinter der Scheune war keine Rede mehr. Angela hockte sich auf ein Bänkchen vor dem Kamin und ließ sich von hinten den Rücken wärmen. Sie schaute zu David und Nikki hinüber, die sich gemeinsam auf dem Sofa niedergelassen hatten. Als sie die beiden Menschen da sitzen sah, die in ihrem Leben die wichtigste Rolle spielten, spürte sie plötzlich, wie sich in ihrem Inneren ein heftiger Beschützer-Instinkt bemerkbar machte. Was sie da gerade mitbekommen hatte, gefiel ihr überhaupt nicht. Es grauste sie, wenn sie daran dachte, daß in ihrer Küche noch Rückstände von Blutspritzern zu erkennen waren, die von einem mörderischen Todeskampf herrührten. Gerade die Küche hatte Angela immer als das Herzstück ihres neuen Zuhauses betrachtet, und außerdem hatte sie geglaubt, den Raum gründlich gereinigt zu haben. Doch nun wußte sie, daß hier ein furchtbares Verbrechen verübt worden war. Für Angela kam das einer direkten Bedrohung ihrer Familie gleich. »Vielleicht sollten wir umziehen«, schlug sie unvermittelt vor.

»Nun sei mal nicht zu voreilig«, erwiderte David. »Ich weiß, daß dich die Geschichte ziemlich aufregt. Nikki und ich sind genauso

aufgeregt wie du. Aber wir sollten jetzt wirklich aufpassen, daß wir nicht hysterisch werden.«

»Ich bin nicht hysterisch!« gab Angela empört zurück. »Aber du wirst doch wohl zugeben, daß es nicht besonders rational klingt, wenn du vorschlägst, wegen eines unglücklichen Ereignisses, das nichts mit uns zu tun hat, einfach auszuziehen? Außerdem ist fast ein ganzes Jahr vergangen, seitdem diese Geschichte passiert ist«, sagte David.

»Aber David, diese Greuelthat wurde hier in diesem Haus begangen«, beharrte Angela.

»Dazu fällt mir nur ein, daß dieses Haus bis unter das Dach mit Schulden belastet ist. Immerhin mußten wir zwei Hypotheken aufnehmen. Wir können nicht einfach so ausziehen - nur weil wir jetzt ein bißchen aufgeregt sind.«

»Dann will ich zumindest, daß die Schlösser ausgewechselt werden«, forderte Angela. »Immerhin ist hier ein Mörder im Haus gewesen.«

»Bisher haben wir nicht einmal die Türen abgeschlossen«, erinnerte David sie.

»Das wird sich von jetzt an ändern. Und ich bestehe darauf, daß die Schlösser ausgetauscht werden.«

»Ist ja schon in Ordnung«, gab David klein bei. »Ich Sorge dafür, daß es morgen sofort gemacht wird.«

Als Harold Traynor vor dem Iron Horse Inn vorfuhr, war seine Laune so ziemlich auf dem Tiefpunkt. Das Wetter entsprach genau seiner Stimmung: übelstes Sauwetter. Und dann ließ ihn auch noch sein alter Regenschirm im Stich. Er ließ sich einfach nicht öffnen, und Harold fluchte leise vor sich hin, warf ihn schließlich auf den Rücksitz und beschloß, ohne Schirm schnell zu der Kneipe zu rennen. Helen Beaton, Michael Caldwell und Barton Sherwood hatten sich bereits in einer Sitzecke niedergelassen. Kurz nachdem Harold die Kneipe betreten hatte, kam auch Dr. Cantor zur Tür herein. Während sich die beiden Männer hinsetzten, steuerte Carleton Harris, der Wirt, auf ihren Tisch zu, um die Bestellungen aufzunehmen. »Ich

möchte mich zunächst bei Ihnen allen dafür bedanken, daß Sie trotz dieses scheußlichen Wetters gekommen sind«, sagte Harold. »Leider haben mich die jüngsten Ereignisse dazu gezwungen, diese außerordentliche Sitzung einzuberufen.«

»Nun lassen Sie uns mal nicht so formal sein!« unterbrach ihn Cantor. »Das ist doch keine offizielle Vorstandssitzung hier.«

Harold warf Cantor einen finsternen Blick zu und fragte sich, warum dieser Kerl nicht einmal auf einer Krisensitzung davon absehen konnte, ihn ständig zu irritieren. »Wenn ich jetzt bitte fortfahren dürfte«, sagte Harold streng und starrte Cantor herausfordernd an.

»Meine Güte, Harold«, erwiderte Cantor. »Von mir aus können Sie weitermachen.«

»Sie wissen ja inzwischen alle, daß man die Leiche von Dr. Hodges gefunden hat.«

»Die Medien haben die Geschichte ganz groß herausgebracht«, warf Helen Beaton ein. »Im *Boston Globe* stand sie sogar auf der Titelseite.«

»Ich befürchte, daß diese Art von Öffentlichkeit dem Krankenhaus schweren Schaden zufügen wird«, fuhr Harold fort.

»Die makabren Einzelheiten über den Tod von Hodges werden wahrscheinlich noch weitere Journalisten anziehen. Doch das Allerletzte, was wir hier gebrauchen können, ist eine Meute von herum-schnüffelnden Reportern, die von auswärts kommen. Wir haben es vor allem Helen Beaton zu verdanken, daß dieser mysteriöse Triebtäter mit der Sturmhaube bisher noch nicht in den Schlagzeilen aufgetaucht ist. Wenn allerdings die Reporter aus den Großstädten hier aufkreuzen, dann können wir sicher sein, daß sie auch darüber berichten werden. Entweder wird man uns also wegen dieser Geschichte in der Luft zerreißen, oder man wird uns mit dem grauenvollen Tod von Hodges in Verbindung bringen. In jedem Fall werden wir eine miese Presse haben.«

»Ich habe aus Burlington gehört, daß man nun definitiv davon ausgeht, daß Hodges ermordet worden ist«, bemerkte Cantor.

»Natürlich ist er ermordet worden«, fuhr Harold ihn an. »Was sollte wohl sonst mit ihm passiert sein? Immerhin hat sich jemand die Mü-

he gemacht, seine Leiche einzumauern. Aber mir geht es heute gar nicht darum, ob Hodges nun ermordet worden ist oder nicht. Wir sollten uns darüber unterhalten, was wir unternehmen können, damit der Ruf des Krankenhauses so wenig wie möglich unter dieser Geschichte leidet. Ich mache mir allmählich Sorgen darüber, wie sich all diese negativen Berichte auf unsere Beziehungen zur CMV auswirken könnten.«

»Ich sehe überhaupt nicht, wieso der Tod von Hodges für das Krankenhaus ein Problem darstellen soll«, sagte Barton Sherwood. »Wir haben ihn doch nicht umgebracht.«

»Immerhin hat Hodges das Krankenhaus mehr als zwanzig Jahre geleitet«, belehrte ihn Harold. »Sein Name wird automatisch mit dem Städtischen Krankenhaus Bartlet in Verbindung gebracht. Und außerdem wissen jede Menge Leute, daß er mit der Art und Weise, wie wir die Dinge geregelt haben, nicht einverstanden war.«

»Ich glaube, es wird das beste sein, wenn wir - also das Krankenhaus - uns so wenig wie möglich zu der ganzen Angelegenheit äußern«, bemerkte Sherwood. »Da bin ich anderer Meinung«, erwiderte Helen. »Ich finde, wir sollten einen Nachruf veröffentlichen, in dem wir mitteilen, daß wir alle um Dr. Hodges trauern. Außerdem sollten wir betonen, daß wir ihm zu großem Dank verpflichtet sind. Und natürlich müssen wir auch den Familienangehörigen unser Beileid aussprechen.«

»Ich schließe mich Ihrer Meinung an«, sagte Cantor. »Es wäre doch sehr merkwürdig, wenn wir gar nicht auf den Tod von Dr. Hodges reagieren würden.«

»Das finde ich auch«, tat Caldwell kund. Sherwood zuckte mit den Schultern. »Dann schließe auch ich mich der mehrheitlichen Meinung an.«

»Hat zufällig irgendjemand mit Robertson gesprochen?« fragte Harold. »Ja, ich«, antwortete Helen.

»Bisher hat er noch keinen Verdächtigen. Da er ein unverbesserlicher Angeber ist, hätte er es mich sicherlich längst wissen lassen, wenn er nicht mehr völlig im dunkeln tappen würde.«

»Wenn ich daran denke, was für ein Verhältnis Robertson zu Hod-

ges gehabt hat, dann könnte er genausogut selbst als Verdächtiger in Frage kommen«, bemerkte Sherwood und lachte.

»Das gleiche gilt ja wohl auch für Sie«, wandte sich Dr. Cantor grinsend an Sherwood. »Und für Sie ebenfalls, Cantor«, gab Sherwood zurück. »Das soll hier jetzt nicht in ein Verhör ausarten«, warf Harold schnell dazwischen.

»Wenn es ein Verhör wäre, dann wären Sie allerdings einer der Hauptverdächtigen«, sagte Cantor zu Harold. »Es ist ja schließlich kein Geheimnis, was Sie seit dem Selbstmord Ihrer Schwester von Hodges gehalten haben.«

»Schluß jetzt!« fuhr Michael Caldwell dazwischen. »Der Punkt ist doch der, daß sich niemand einen Dreck darum schert, wer den alten Mistkerl aus dem Weg geschafft hat.«

»Mit dieser Annahme könnten Sie allerdings etwas danebenliegen«, erwiderte Harold. »Ich kann mir vorstellen, daß die CMV durchaus ein Interesse daran hat, die Sache aufzuklären. Immerhin wirft dieser Mord ein schlechtes Licht auf das Krankenhaus und die ganze Stadt.«

»Und aus genau diesem Grund bin ich der Meinung, daß wir einen Nachruf veröffentlichen sollten«, meldete sich Helen nun wieder zu Wort.

»Sollen wir über diesen Antrag abstimmen?« fragte Harold.

»Meine Güte, Harold!« grummelte Cantor. »Wir sind fünf Leute. Meinen Sie nicht, da könnten wir die parlamentarischen Vorschriften mal außer acht lassen? Wir haben doch alle schon gesagt, daß wir einverstanden sind.«

»In Ordnung«, sagte Harold. »Ich frage abschließend: Sind alle Anwesenden damit einverstanden, daß das Krankenhaus einen Nachruf mit dem von Helen Beaton vorgeschlagenen Inhalt veröffentlicht?« Alle nickten.

Harold sah zu Helen hinüber. »Ich glaube, dann solltest du den Nachruf verfassen«, sagte er. »Gerne«, erwiderte Helen.

Kapitel 15

Freitag, 22. Oktober

Im Hause der Wilsons war es in der Nacht ziemlich turbulent zugegangen. Kurz nach zwei hatte Nikki zu schreien angefangen, weil sie wieder einen so furchtbaren Alptraum gehabt hatte, daß David und Angela sie aufwecken mußten. Anschließend waren sie alle so aufgeregt gewesen, daß sie noch über eine Stunde aufgeblieben waren. David und Angela machten sich Vorwürfe, weil sie Nikki erlaubt hatten, den Leuten von der Spurensicherung bei der Arbeit zuzusehen. Sicherlich hatte das dazu beigetragen, daß sie so verängstigt war.

Als es schließlich zu dämmern begann, kündigte sich endlich mal wieder ein klarer und heller Tag an. Nach beinahe einer Woche Dauerregen war der Himmel an diesem Morgen hellblau und wolkenlos. Dafür war es jetzt bitterkalt geworden. Die Temperatur war auf minus fünf Grad gefallen, und am Boden hatte sich überall dicker Rauheif gebildet. Bevor Angela und Nikki aufbrachen, fragte David seine Frau, ob sie sich zum Mittagessen treffen wollten. Angela schlug vor, sich um halb eins in der Eingangshalle des Krankenhauses zu treffen.

Auf dem Weg zur Schule versuchte Angela, Nikki dazu zu überreden, ihrem neuen Lehrer noch eine zweite Chance zu geben. »Es ist gar nicht so einfach für Mr. Hart, so schnell eine neue Klasse zu übernehmen. Erst recht nicht, wenn man bedenkt, was für eine tolle Lehrerin Marjorie gewesen ist.«

»Warum hat Daddy sie nicht retten können?« fragte Nikki.

»Er hat es ja versucht«, antwortete Angela. »Aber es gibt Situationen, da können auch Ärzte nicht mehr helfen.« Als Angela vor dem Eingang der Schule anhielt, sprang Nikki aus dem Auto und wollte schon davonestürmen, doch Angela rief sie noch einmal zurück. »Du hast den Umschlag vergessen«, sagte sie und gab Nikki einen Brief,

der an Mr. Hart gerichtet war und in dem Angela dem neuen Lehrer ein paar Zeilen über Nikkis Gesundheitsprobleme und ihre besonderen Bedürfnisse mitteilte.

»Bitte erinnere Mr. Hart auch daran, daß er sich jederzeit an mich oder an Dr. Pilsner wenden kann, wenn er irgendwelche Fragen hat.«

Angela war erleichtert, als sie in ihrem Labor ankam und feststellte, daß Wadley nirgends zu sehen war. Sie hatte sich gerade in ihre Arbeit vertieft, als das Telefon klingelte und eine der Sekretärinnen ihr mitteilte, daß der Leiter der Gerichtsmedizin am Apparat sei. »Ich habe Ihnen etwas Interessantes mitzuteilen«, kündigte Walt an. »Die Partikel, die wir unter den Fingernägeln von Dr. Hodges hervorgepusselt haben, enthielten tatsächlich Hautrückstände.«

»Ich gratuliere«, erwiderte Angela. »Ich habe auch schon eine DNA-Analyse durchgeführt«, fuhr Walt fort. »Dabei ist herausgekommen, daß es sich nicht um die Haut von Dr. Hodges handelt. Ich würde tausend Dollar darauf wetten, daß wir es mit Hautfetzen des Mörders zu tun haben. Wenn eines Tages Anklage gegen einen Verdächtigen erhoben wird, kann diese Probe das entscheidende Beweisstück sein.«

»Sind Sie früher schon mal auf derartiges Beweismaterial gestoßen?« fragte Angela.

»Ja, hin und wieder«, antwortete Walt. »Wenn jemand um sein Leben kämpft, ist es nicht selten, daß man unter den Fingernägeln des Opfers Hautspuren des Angreifers findet. Aber ich habe es noch nie erlebt, daß die Zeitspanne zwischen dem Verbrechen und der Entdeckung der Leiche so groß war. Wenn wir irgendwann mal mit Hilfe dieser Probe einen Verdächtigen identifizieren können, dann sollte man sich die Mühe machen, in einer medizinischen Fachzeitschrift darüber zu berichten.« Angela bedankte sich bei Walt für die Information. »Ich habe noch etwas vergessen«, sagte Walt. »Ich habe ein paar vereinzelte, schwarze Kohlenstoffpartikel in der Hautprobe gefunden. Und die sehen wirklich seltsam aus. Man könnte zu der Annahme gelangen, daß der Mörder während des Kampfes mit seinen Händen in einen Kamin oder in einen Holzofen gefaßt hat. Ich glaube, daß das eine sehr interessante Entdeckung ist, die die Ermittler

der Kriminalpolizei vielleicht auf die richtige Fährte führen könnte.«

»Ich glaube eher, daß sie dadurch nur verwirrt werden«, bemerkte Angela und berichtete Walt, was bei dem Luminol-Test am Abend zuvor herausgekommen war. »Dort, wo sie die Blutspritzer entdeckt haben, ist weder ein Kamin noch ein Holzofen in der Nähe. Könnte es vielleicht sein, daß der Mörder schon vor der Tat an einem anderen Ort mit der Kohle in Berührung gekommen ist?«

»Das bezweifle ich«, sagte Walt. »Die Untersuchung der roten Blutzellen weist nämlich darauf hin, daß der Täter tatsächlich während des Kampfes mit dem Kohlenstoff in Berührung gekommen sein muß.«

»Vielleicht hat ja Hodges schon vorher Kohle unter seinen Fingernägeln gehabt«, fiel Angela plötzlich ein. »Eine gute Idee«, erwiderte Walt. »An der Theorie stört mich nur, daß der Kohlenstoff so gleichmäßig über die ganze Hautprobe verteilt ist.«

»Das ist wirklich seltsam«, bemerkte Angela. »Ich sehe da überhaupt keine Verbindung zu dem, was die Leute von der Spurensicherung gestern entdeckt haben.«

»Das geht uns bei jedem Rätsel so«, belehrte Walt sie. »Um es zu lösen, muß man erst mal alle Fakten kennen. Und uns fehlen offensichtlich noch ein paar entscheidende Informationen.«

Nachdem David die ganze Woche nicht mit dem Fahrrad zum Krankenhaus hatte fahren können, genoß er seine Radtour an diesem Morgen in vollen Zügen. Er fuhr sogar ein bißchen früher los, um sich einen kleinen Umweg zu gönnen, der ihn durch eine noch schönere Landschaft führte.

Die kalte, klare Luft und die herrlichen Blicke über die mit Rauheif bedeckten Wiesen versetzten David in Hochstimmung. Für ein paar Minuten war sein Kopf frei, und er mußte nicht ständig daran denken, daß er in der letzten Zeit als Arzt versagt hatte. Als er das Krankenhaus betrat, fühlte er sich so gut wie schon seit Tagen nicht mehr. Als erstes schaute er bei Mary Ann Schiller vorbei. Leider war Mary Ann alles andere als wach und munter. David mußte sie erst einmal aufwecken, und während er sie untersuchte, schlief sie stän-

dig wieder ein. Er konnte sich nicht erklären, warum seine Patientin so schläfrig war. Er rüttelte sie erneut wach und fragte sie, ob es ihr weh tue, wenn er auf ihre Stirn klopfe. Sie antwortete mit tranger Stimme, daß es vielleicht ein bißchen weniger unangenehm sei als am Tag zuvor; aber so genau wisse sie das nicht.

David nahm sein Stethoskop und horchte Mary Ann sorgfältig ab. Während er sich auf ihre Atemgeräusche konzentrierte, schlief sie auch schon wieder ein. David ließ sie auf das Kissen zurücksinken und betrachtete ihr Gesicht, dessen friedlicher Ausdruck einen krassen Gegensatz zu seinem eigenen Gemütszustand darstellte. Daß Mary Ann derart schläfrig war, ließ bei David die Alarmglocken schrillen.

Er eilte ins Schwesternzimmer und durchblätterte die Patientenakte von Mary Ann. Zunächst war er ein wenig beruhigt, als er sah, daß das leichte Fieber, das sie am Tag zuvor gehabt hatte, nicht weiter angestiegen war. Doch als er dann die Notizen der Nachtschwester überflog, sah er seine dunkle Ahnung bestätigt. Im Laufe der Nacht waren bei Mary Ann Magen-Darm-Probleme aufgetreten. Die Schwester hatte notiert, daß die Patientin unter Übelkeit, Erbrechen und Durchfall gelitten hatte. David konnte sich diese Symptome nicht erklären, und er hatte keine Ahnung, wie er mit Mary Ann weiter verfahren sollte. Da ihr Stirnhöhlenkatarrh sich offensichtlich etwas gebessert hatte, wollte er die Antibiotika-Behandlung nicht abbrechen, obwohl immerhin die Möglichkeit bestand, daß ihre gastrointestinalen Probleme auf diese Mittel zurückzuführen waren. Für ihre Schläfrigkeit hingegen gab es keine Erklärung. Genau wie er es bei John Tarlow getan hatte, ordnete David an, seiner Patientin auf keinen Fall das Schlafmittel zu verabreichen, das er ihr für den Bedarfsfall aufgeschrieben hatte. Als David das Zimmer von Jonathan Eakins betrat, kehrte seine gute Laune wieder zurück. Jonathan war geradezu in Hochstimmung. Er fühlte sich hervorragend und erzählte David, daß der Herzmonitor an seiner Seite so regelmäßige Geräusche von sich gegeben habe wie ein Taktmesser; nicht ein einziges Mal sei er aus dem Rhythmus geraten.

David hörte Jonathans Brust ab. Er freute sich, daß die Lunge von

Jonathan absolut frei war; andererseits überraschte es ihn aber auch nicht übermäßig, daß sich der Zustand seines Patienten so rasch gebessert hatte. Am Nachmittag zuvor hatte er Jonathans Akte mehrere Stunden lang intensiv studiert und den Fall anschließend mit einem Kardiologen durchgesprochen. Der Kardiologe war fest davon überzeugt gewesen, daß Jonathan keine weiteren Probleme mit seinem Herzen bekommen würde.

Den anderen Patienten, die David auf der Krankenstation zu betreuen hatte, ging es genauso gut wie Jonathan. David besuchte sie der Reihe nach und konnte einige sogar entlassen. Als er seine Visite beendet hatte, ging er in seine Praxis hinüber und freute sich, daß er heute pünktlich mit der Sprechstunde beginnen konnte. Nach den Erfahrungen der vergangenen Tage hatte er sich fest vorgenommen, nicht so schnell wieder ins Hintertreffen zu geraten.

Den ganzen Vormittag über achtete David peinlich genau darauf, wie lange er sich um jeden einzelnen Patienten kümmerte. Da er ja nun wußte, daß die Effizienz seiner Arbeit kontrolliert wurde, bemühte er sich, mit jedem einzelnen so wenig Zeit wie möglich zu verbringen. Er fand das zwar nicht gerade gut, aber es blieb ihm keine andere Wahl. Mit seiner Drohung, ihn rauszuwerfen, hatte Kelley ihn ziemlich erschüttert. Der Schuldenberg, den er zusammen mit Angela angehäuft hatte, ließ es einfach nicht zu, daß er seinen Job verlor.

Da er früh mit seiner Sprechstunde begonnen hatte, gab es an diesem Tag keinen Stau im Wartezimmer. Als sich zwei Schwestern von der Krankenstation in der zweiten Etage bei ihm meldeten und kurzfristig um einen Termin baten, war David sogar imstande, sich sofort um die beiden Frauen zu kümmern.

Beide litten unter grippeähnlichen Symptomen - genau wie die beiden Schwestern, die ihn am Tag zuvor aufgesucht hatten. Deshalb behandelte er sie auch nach dem gleichen Muster. Er verordnete ihnen Bettruhe und verschrieb ihnen Medikamente zur Linderung der Magen-Darm-Probleme.

An diesem Tag hatte David endlich einmal Zeit, sich mit all den Dingen zu beschäftigen, die liegengeblieben waren; er schaffte es

sogar, kurz in die Praxis von Dr. Pilsner hinüberzulaufen. Er erzählte dem Kinderarzt, daß inzwischen schon einige Patienten mit Grippe-erkrankungen zu ihm gekommen seien und fragte, ob es nicht besser wäre, Nikki gegen Grippe zu impfen.

»Ich habe sie bereits geimpft«, erwiderte Dr. Pilsner. »Bisher sind zwar noch keine grippekranken Kinder zu mir gekommen, aber ich warte mit den Impfungen lieber nicht, bis es zu spät ist; vor allem gilt das für meine Mukoviszidose-Patienten.«

David war schon vor zwölf Uhr mit seiner Vormittagssprechstunde fertig und hatte sogar noch Zeit, ein paar Briefe zu diktieren, bevor er sich mit Angela traf. »Das Wetter ist einfach phantastisch«, sagte David. »Was hältst du davon, in die Stadt zu fahren und in dem alten Speisewagen zu essen?« Er hatte das Gefühl, daß die frische Luft ihnen guttun würde.

»Das ist eine gute Idee«, erwiderte Angela. »Aber am liebsten würde ich nur irgendeine Kleinigkeit zum Mitnehmen essen und anschließend bei der Polizei vorbeigehen und mal nachhören, wie man dort mit den Ermittlungen im Fall Hodges vorankommt.«

»Das halte ich für keine besonders gute Idee«, bemerkte David.

»Und warum nicht?« fragte Angela. »Das weiß ich selbst nicht so genau«, gab David zu. »Meine Intuition sagt mir das. Ich fand die Leute von der örtlichen Polizei nicht besonders vertrauenerweckend. Im Grunde hatte ich den Eindruck, daß sie nicht übermäßig daran interessiert sind, den Fall aufzuklären.«

»Aus genau diesem Grund will ich ja zur Polizei gehen«, gab Angela zurück. »Ich will den Leuten klarmachen, daß wir ein Interesse an der Aufklärung des Falles haben. Komm, David, laß uns gehen.«

»Wenn du unbedingt willst«, erwiderte David zögernd.

Sie kauften sich je ein Thunfisch-Sandwich und hockten sich zum Essen auf die Stufen des Aussichtstürmchens. Obwohl es am Morgen noch unter null Grad gewesen war, hatte die strahlende Sonne die Luft inzwischen auf angenehme zwanzig Grad erwärmt.

Nach Beendigung ihres kärglichen Mahls gingen sie zur Polizeidienststelle. Das schlichte, zweistöckige Backsteingebäude befand sich am Rande des Stadtparks, genau gegenüber der Bibliothek.

Der Beamte am Empfangsschalter war sehr freundlich. Nachdem er kurz telefoniert hatte, geleitete er David und Angela über einen knarrenden Holzkorridor in das Büro von Wayne Robertson. Robertson bat die beiden herein und machte schnell zwei Metallstühle frei, auf denen Zeitungen und Tüten voller Donuts herumlagen. Als David und Angela Platz genommen hatten, lehnte Robertson sich an den Schreibtisch, verschränkte seine Arme und grinste. Obwohl der Raum recht düster war, trug er seine reflektierende Sonnenbrille, die an eine Fliegerbrille erinnerte.

»Schön, daß Sie vorbeigekommen sind«, sagte er. Er sprach mit einem leichten Akzent, der ein bißchen wie ein schleppender Südstaaten-Dialekt klang. »Es tut mir wirklich leid, daß wir Sie gestern abend noch einmal stören mußten. Wir haben Ihnen bestimmt den ganzen Abend durcheinandergebracht.«

»Im Gegenteil«, erwiderte David. »Wir freuen uns, daß alles so gründlich untersucht wird.«

»Und was kann ich jetzt für Sie tun?« fragte Robertson. »Wir sind gekommen, weil wir Ihnen unsere Bereitschaft zur Zusammenarbeit anbieten wollten«, sagte Angela. »Das ist ja wunderbar. So etwas hört man immer gerne«, erwiderte Robertson und grinste dabei so breit, daß man seine großen, rechteckigen Zähne sehen konnte. »Schließlich sind wir auf die Bürger angewiesen. Ohne deren Unterstützung könnten wir unseren Job ja gar nicht erledigen.«

»Wir wollen, daß die Ermittlungen im Fall Hodges zu einem befriedigenden Abschluß geführt werden«, fuhr Angela fort. »Und wir wollen den Mörder hinter Gittern sehen.«

»Das wollen mit Sicherheit nicht nur Sie«, erwiderte Robertson und grinste dabei immer noch über das ganze Gesicht. »Wir wollen den Fall natürlich ebenfalls aufklären.«

»Es ist ziemlich furchtbar, in einem Haus leben zu müssen, in dem ein Mord geschehen ist«, fuhr Angela fort. »Und noch schlimmer ist es, wenn der Mörder noch frei herumläuft. Ich bin sicher, daß Sie das verstehen.«

»Ja, voll und ganz«, erwiderte Robertson. »Wir wüßten deshalb gerne, wie wir Ihnen helfen können«, sagte Angela.

»Ja, lassen Sie uns mal überlegen«, murmelte Robertson. Er fühlte sich jetzt offensichtlich nicht mehr ganz so wohl in seiner Haut. »Wenn ich es recht bedenke, kann man im Moment eigentlich gar nicht viel tun«, stammelte er. »Was unternimmt die Polizei denn zur Zeit, um in dem Fall voranzukommen?« wollte Angela wissen. Das Lächeln verschwand aus Robertsons Gesicht. »Wir arbeiten an dem Fall«, erwiderte er vage. »Und was genau heißt das?« insistierte Angela. David erhob sich, denn die Richtung und auch der Ton der Unterhaltung wurden ihm langsam unangenehm. Doch Angela gab noch lange nicht auf. »Na, eben das Übliche«, sagte Robertson. »Und was ist das Übliche?« fragte Angela. Robertson fühlte sich jetzt sichtlich unwohl. »Nun, um Ihnen die Wahrheit zu sagen - im Moment unternehmen wir nicht gerade viel. Aber damals, als Hodges verschwunden war, da haben wir Tag und Nacht gearbeitet.«

»Es wundert mich schon ein bißchen, daß Ihr Interesse nicht aufs neue entflammt ist. Immerhin ist inzwischen die Leiche von Hodges aufgetaucht!« sagte Angela gereizt. »Außerdem hat der Gerichtsmediziner ohne jeden Zweifel festgestellt, daß Hodges ermordet wurde. In dieser Stadt läuft ein Mörder frei herum, und deshalb verlange ich von Ihnen, daß Sie etwas tun!«

»Also, wir wollen Sie wirklich nicht enttäuschen«, entgegnete Robertson mit einem sarkastischen Unterton. »Wenn Sie mir bitte auch noch detailliert sagen würden, was wir tun sollen, dann wüßten wir wenigstens schon mal, wie wir Sie zufriedenstellen können.« David wollte sich einmischen, doch Angela hinderte ihn daran. »Wir verlangen von Ihnen, daß Sie das tun, was in einem Mordfall zu tun ist«, sagte sie. »Sie haben zum Beispiel die Waffe des Mörders und können diese auf Fingerabdrücke untersuchen; Sie können herausfinden, wo sie gekauft worden ist - und so weiter und so fort. Es ist doch wohl kaum unsere Aufgabe, Ihnen zu erzählen, wie man in einem solchen Fall zu ermitteln hat.«

»Nach acht Monaten könnte die Spur vielleicht ein bißchen kalt sein«, bemerkte Robertson. »Und außerdem will ich Ihnen ganz offen sagen, daß es mich nicht gerade begeistert, wenn Sie hier in mein Büro hereinplatzen und mir vorschreiben wollen, wie ich meinen Job

zu erledigen habe. Ich komme ja auch nicht zu Ihnen ins Krankenhaus und erzähle Ihnen, wie Sie Ihre Arbeit am besten machen sollen. Außerdem war Hodges in unserer Stadt nicht sonderlich beliebt. Und da wir zuwenig Beamte haben, müssen wir eben Prioritäten setzen. Übrigens, nur zu Ihrer Information: Wir haben uns im Moment um ein paar sehr dringende Sachen zu kümmern, unter anderem um eine Serie von Vergewaltigungen.«

»Das ist noch lange kein Grund, im Fall Hodges nicht wenigstens das Notwendigste zu tun«, sagte Angela.

»Das wurde bereits getan«, erwiderte Robertson. »Nämlich vor genau acht Monaten.«

»Und was ist dabei herausgekommen?« fragte Angela entnervt.

»Eine ganze Menge«, raunte Robertson. »Wir haben zum Beispiel herausgefunden, daß in das Haus von Hodges nicht eingebrochen und daß er nicht bestohlen worden ist - und genau das wurde jetzt bestätigt. Außerdem haben wir festgestellt, daß ein kleiner Kampf stattgefunden haben muß.«

»Ein kleiner Kampf?« unterbrach ihn Angela. »Gestern abend waren ein paar Beamte von der bundesstaatlichen Polizei in unserem Haus, und sie haben Beweise dafür gefunden, daß der Mörder Dr. Hodges mit einem Brecheisen durch das ganze Haus verfolgt hat. Dabei muß er so heftig auf Hodges eingeschlagen haben, daß das Blut bis an die Wände gespritzt ist. Dr. Hodges hat während des Kampfes eine mehrfache Schädelfraktur erlitten; außerdem wurden sein Schlüsselbein und ein Arm zertrümmert.« Angela drehte sich zu David um und hob verzweifelt die Hände. »Das ist doch einfach unglaublich!«

»Ist ja schon gut«, versuchte David sie zu beruhigen. Er hatte von Anfang an befürchtet, daß Angela hier eine solche Szene veranstalten würde. Inkompetentes Verhalten konnte sie einfach nicht ertragen. »Der ganze Fall muß noch einmal aufgerollt werden«, stellte Angela klar und kümmerte sich gar nicht um David. »Heute morgen hat mich der Gerichtsmediziner angerufen und mir mitgeteilt, daß man unter Hodges' Fingernägeln Hautfetzen seines Mörders gefunden hat. Nur so viel dazu, was da für eine Art Kampf stattgefunden haben

muß! Alles, was wir brauchen, ist ein Verdächtiger! Den Rest kann die Gerichtsmedizin erledigen.«

»Danke für Ihren guten Rat zur rechten Zeit«, erwiderte Robertson. »Wir freuen uns wirklich, daß Sie so besorgte Bürger sind. Aber wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen würden? Ich habe nämlich noch eine Menge Arbeit zu erledigen.«

Robertson ging zur Tür und hielt sie auf. David mußte Angela praktisch aus dem Büro hinauszerren und konnte sie nur mit Mühe davon abhalten, Robertson noch weitere Vorwürfe an den Kopf zu schleudern. »Haben Sie ein bißchen von dieser Unterhaltung aufschnappen können«, fragte Robertson einen seiner Untergebenen, als David und Angela aus der Tür waren. »Nur ein paar Brocken«, erwiderte der Beamte. »Ich hasse diese Großkotze aus der Stadt«, sagte Robertson. »Die meinen doch wirklich, sie wüßten einfach alles, nur weil sie auf die Harvard University oder auf sonst irgendeine Uni gegangen sind.«

Robertson ging wieder in sein eigenes Büro und schloß die Tür hinter sich. Er nahm den Telefonhörer und drückte auf eine Taste, um eine eingespeicherte Nummer anzuwählen.

»Tut mir leid, wenn ich störe«, begann Robertson ehrerbietig. »Aber ich fürchte, daß wir ein Problem bekommen könnten.«

»Ich warne dich, David! Sag jetzt bloß nicht, daß ich ein hysterisches Weibsbild bin«, schnaubte Angela, während sie ins Auto stieg.

»Sich mit dem Leiter der örtlichen Polizei anzulegen, spricht jedenfalls nicht gerade für einen logischen Verstand«, erwiderte David. »Vergiß nicht, daß wir in einer Kleinstadt leben. Wir sollten uns hier besser keine Feinde machen.«

»David, ich bitte dich! Ein Mensch ist brutal ermordet worden, und anschließend hat man die Leiche in unserem Keller eingemauert. Und die Polizei scheint nicht das geringste Interesse daran zu haben, den Mörder zu finden.

Willst du das einfach mit ansehen und nichts dagegen tun?«

»Es ist zwar bedauerlich, daß Hodges tot ist«, erwiderte David, »aber wir haben doch nichts damit zu tun. Meiner Meinung nach soll-

ten wir die ganze Angelegenheit einfach den Behörden überlassen.«

»Wie bitte?« schrie Angela. »Der Mann ist in unserem Haus, in unserer Küche totgeschlagen worden. Ob du es nun willst oder nicht: Wir haben etwas damit zu tun, und ich will herausfinden, wer der Mörder ist. Es macht mich ganz verrückt, wenn ich daran denke, daß er hier herumläuft, und ich werde etwas unternehmen, damit er so schnell wie möglich gefaßt wird. Als erstes sollten wir mal versuchen, etwas mehr über Dennis Hodges herauszufinden.«

»Ich finde, du dramatisierst die ganze Geschichte ein bißchen«, sagte David.

»Das hast du bereits deutlich genug gesagt«, erwiderte Angela. »Ich sehe das aber etwas anders.« Angela schäumte vor Wut; am meisten ärgerte sie sich über Robertson, ein bißchen aber auch über David. Am liebsten hätte sie ihm an den Kopf geworfen, daß er nicht im geringsten der rationale und nette Partner sei, für den er sich immer halte. Doch sie hielt lieber den Mund. Als sie am Krankenhaus ankamen, fanden sie zunächst keinen Parkplatz und mußten das Auto schließlich weit entfernt vom Eingang abstellen. Sie stiegen aus und gingen zurück zum Hauptgebäude.

»Ich finde, wir haben im Moment schon genug Probleme«, bemerkte David. »Ich habe wirklich keine Lust, mir jetzt noch mehr aufzuhalsen.«

»Vielleicht sollten wir jemanden engagieren, der für uns ein paar Nachforschungen anstellt«, schlug Angela vor. »Das kann ja wohl nicht dein Ernst sein.« David blieb abrupt stehen. »Ich glaube nicht, daß wir genug Geld haben, um es für einen solchen Schwachsinn aus dem Fenster werfen zu können.«

»Du scheinst mir nicht richtig zugehört zu haben«, versetzte Angela. »Ich bin nicht der Meinung, daß es Schwachsinn ist, Nachforschungen anzustellen. Vielleicht muß ich es noch einmal wiederholen: Ein Mörder läuft frei in der Stadt herum, und dieser Mörder ist in unserem Haus gewesen. Womöglich sind wir ihm sogar schon begegnet. Wenn ich daran denke, kriege ich das kalte Grausen.«

»Ich bitte dich, Angela!« erwiderte David und ging langsam weiter. »Wir haben es doch nicht mit einem Serienkiller zu tun. Ich finde es

nicht besonders verwunderlich, daß der Mörder noch nicht gefunden wurde. Hast du denn noch nie die Geschichten über Mörder in Kleinstädten gelesen? Daß niemand den Mörder verrät, obwohl alle wissen, wer es getan hat? So was nennt man Selbstjustiz: Die Leute gehen davon aus, daß das Opfer verdient hat, was es bekommen hat. Und den alten Hodges hat man in Bartlet offenbar nicht gerade geliebt.«

Schließlich erreichten sie den Eingang des Krankenhauses. In der Eingangshalle blieben sie noch einmal stehen. »Ich bin nicht bereit, die Geschichte unter der Rubrik Selbstjustiz abzuhaken«, stellte Angela klar. »Ich glaube vielmehr, daß es hier um unsere elementare gesellschaftliche Verantwortung geht. Wir leben schließlich in einer Gesellschaft, in der es Gesetze gibt.«

»Ich bin völlig baff«, sagte David. Obwohl er sich gerade noch aufgeregt hatte, lächelte er jetzt. »Daß ausgerechnet du mir einen Vortrag über gesellschaftliche Verantwortung halten willst, ist wirklich der Gipfel. Du kannst dich manchmal so idealistisch geben, daß es mich einfach umhaut. Aber genau das ist es ja, was ich so an dir liebe.« Dann gab er Angela einen Kuß auf die Wange. »Laß uns später weiterreden. Beruhige dich erst mal! Du hast doch schon genug mit Wadley zu tun. Da würde ich mir an deiner Stelle lieber nicht noch ein weiteres Problem aufladen.« David winkte noch einmal kurz und ging. Angela blickte ihm nach, bis er hinter einer Ecke verschwunden war. Sie war gerührt, daß David ihr gerade so spontan gezeigt hatte, wie sehr er sie mochte. Und da sie mit einer solchen Geste nicht gerechnet hatte, fühlte sie sich schlagartig besser. Doch als sie ein paar Minuten später an ihrem Tisch saß, konnte sie sich schon wieder nicht mehr richtig auf ihre Arbeit konzentrieren und rekapitulierte in Gedanken noch einmal die Unterhaltung mit Robertson; sofort regte sie sich wieder furchtbar auf. Schließlich verließ sie ihr Büro und hielt nach Paul Darnell Ausschau. Sie fand ihn dort, wo er beinahe immer zu finden war: in seinem Arbeitszimmer vor einem Haufen Petrischalen mit den verschiedensten Bakterienkulturen.

»Haben Sie eigentlich immer in Bartlet gelebt?« fragte Angela.

»Ja, abgesehen von den acht Jahren, in denen ich zum College ge-

gangen bin und die Medizinhochschule besucht habe; und dann waren da noch die vier Jahre, in denen ich als Assistenzarzt gearbeitet habe und zwei Jahre, in denen ich bei der Marine war.«

»Dann könnte man also sagen, daß Sie ein Einheimischer sind?« fragte Angela.

»Ein Einheimischer bin ich vor allem deshalb, weil die Darnells schon seit vier Generationen in Bartlet leben.« Angela lehnte sich an seinen Schreibtisch. »Ich nehme an, Sie haben davon gehört, daß in unserem Haus eine Leiche gefunden wurde«, sagte sie. Paul nickte.

»Die Geschichte beunruhigt mich sehr. Dürfte ich Ihnen vielleicht ein paar Fragen stellen?«

»Ja, selbstverständlich«, erwiderte Paul. »Kannten Sie Dennis Hodges?«

»Ja, natürlich.«

»Was war er für ein Mensch?«

»Er war ein komischer, alter Kauz, den wohl nur wenige Leute vermissen werden. Und er hatte ein Talent dafür, sich Feinde zu machen.«

»Und wie hat er es dann zum Krankenhausleiter gebracht?« fragte Angela.

»Es stand kein anderer zur Verfügung«, erwiderte Paul. »Er hat die Leitung des Krankenhauses in einer Zeit übernommen, als von den anderen Ärzten keiner diesen verantwortungsvollen Posten haben wollte. Damals glaubten die Ärzte alle, daß es unter ihrer Würde sei, sich um die Krankenhausleitung zu kümmern. Deshalb hatte Hodges freie Bahn. Und er hat aus dem maroden Krankenhaus einen richtig feudalen Komplex gemacht. Zunächst hat er sich aus Prestigegründen um die Angliederung einer medizinischen Hochschule gekümmert, und dann hat er unser Krankenhaus überall als das beste regionale Gesundheitszentrum angepriesen. Als das Krankenhaus einmal in einer Krise steckte, hat er sogar einen Teil seines eigenen Geldes hineingesteckt. Aber leider war Hodges der schlechteste Diplomat, den man sich nur vorstellen kann. Er hat sich nicht im geringsten darum gekümmert, wenn es zwischen wichtigen Leuten und dem Krankenhaus Interessenkonflikte gab.«

»Und ich nehme an, einen solchen Konflikt gab es zum Beispiel, als das Krankenhaus die pathologische und die radiologische Abteilung übernommen hat«, bemerkte Angela.

»Ganz genau«, erwiderte Paul. »Aus der Sicht des Krankenhauses war die Übernahme dieser Abteilungen natürlich eine phantastische Maßnahme. Aber es gab deshalb auch viel böses Blut. Ich zum Beispiel mußte eine ganz erhebliche Gehaltseinbuße hinnehmen. Aber weil meine Familie unbedingt in Bartlet bleiben wollte, mußte ich mich fügen. Andere Kollegen haben gegen das Krankenhaus geklagt, sie sind aber alle nicht durchgekommen und mußten letztendlich gehen. Fest steht jedenfalls, daß Hodges sich damit eine Menge Feinde gemacht hat.«

»Aber Dr. Cantor ist auch geblieben«, bemerkte Angela. »Ja, aber der ist nur geblieben, weil er Hodges dazu überredet hat, ein Gemeinschaftsunternehmen zu gründen, dessen Teilhaber er neben dem Krankenhaus werden konnte. So hatte Cantor die Möglichkeit, ein erstklassiges Radiologie-Institut einzurichten und sich finanziell gesundzustoßen. Andere hatten nicht so viel Glück wie er.«

»Ich habe mich heute mittag mit Wayne Robertson unterhalten«, fuhr Angela fort. »Und dabei habe ich den Eindruck gewonnen, daß er die Ermittlungen im Mordfall Hodges nicht übereifrig durchführt.«

»Das überrascht mich nicht«, erwiderte Paul. »Er wird von niemandem dazu gedrängt, den Fall aufzuklären. Mrs. Hodges wohnt seit langem in Boston, und da lebte sie auch schon damals, als Hodges verschwunden ist; die beiden hatten sich längst nichts mehr zu sagen. Im Prinzip lebten sie schon seit Jahren nicht mehr richtig zusammen. Und man sollte nicht vergessen, daß Robertson auch selbst als Täter in Frage kommt. Robertson konnte Hodges auf den Tod nicht ausstehen. In der Nacht, bevor der alte Hodges verschwunden ist, hatte Robertson sogar eine heftige Auseinandersetzung mit ihm.«

»Und warum waren die beiden miteinander verfeindet?« wollte Angela wissen.

»Robertson hat Hodges für den Tod seiner Frau verantwortlich gemacht«, erklärte Paul.

»Ist Hodges der Arzt von Robertsons Frau gewesen?« fragte Ange-

la.

»Nein, das nicht. Hodges hatte damals kaum noch eigene Patienten, denn die Leitung des Krankenhauses hat ihn voll und ganz in Anspruch genommen. Aber als Krankenhausdirektor war er eben auch dafür verantwortlich, daß Dr. van Slyke weiterhin als Arzt beschäftigt wurde, obwohl beinahe jeder wußte, daß er Alkoholiker war. Hodges hatte es damals offenbar dem Leiter der medizinischen Abteilung überlassen, sich um den Fall van Slyke zu kümmern. Und dann hat van Slyke bei der Frau von Robertson eine Blinddarmoperation verpfuscht, weil er während des Dienstes getrunken hatte. Später hat Robertson Hodges für den Tod seiner Frau verantwortlich gemacht. Das ist zwar völlig irrational, aber wenn Menschen sich hasen, gibt es dafür ja oft keinen vernünftigen Grund.«

»So langsam begreife ich, weshalb es so schwierig ist, den Mörder von Hodges zu finden«, sagte Angela. »Da haben Sie in der Tat recht«, erwiderte Paul. »Es gibt aber in der Affäre Hodges van Slyke auch noch ein weiteres Kapitel. Hodges war früher nämlich einmal mit Traynor befreundet, der ja zur Zeit der Vorsitzende unseres Krankenhausvorstands ist. Und Traynors Schwester war mit Dr. Werner van Slyke verheiratet. Als Hodges sich endlich dazu durchgerungen hatte, Dr. van Slyke zu feuern...«

»Schon gut«, unterbrach Angela ihn und hob die Hand. »Ich habe verstanden, was Sie mir sagen wollen. Das ist ja einfach unglaublich. Daß es in Bartlet so hinterwäldlerisch zugeht, hätte ich nun wirklich nicht gedacht.«

»Wir leben nun mal in einer Kleinstadt«, seufzte Paul. »Viele Familien leben schon seit Ewigkeiten hier, so daß man praktisch von inzestuösen Verhältnissen sprechen muß. Und die meisten Menschen hier konnten Hodges nicht leiden. Deshalb hat es sie auch nicht weiter gekümmert, als er plötzlich verschwunden war.«

»Aber das heißt doch, daß der Mörder von Hodges immer noch frei hier herumläuft«, sagte Angela. »Und dieser Mann ist ja offensichtlich dazu imstande, extreme Gewalt anzuwenden.«

»Da haben Sie wohl recht.«

Angela lief es kalt den Rücken herunter. »Das gefällt mir überhaupt

nicht«, erwiderte sie. »Es ist einfach furchtbar... wenn ich mir vorstelle, daß dieser Mann in meinem Haus gewesen ist, vielleicht sogar mehrmals. Wahrscheinlich kennt *er* sich bestens dort aus.« Paul zuckte mit den Schultern. »Ich kann Sie gut verstehen«, sagte er. »Wahrscheinlich würde ich mich an Ihrer Stelle genauso unwohl fühlen. Aber ich habe auch keine Ahnung, was Sie tun können. Wenn Sie mehr über Hodges erfahren wollen, empfehle ich Ihnen, mit Barton Sherwood zu sprechen. Als Bankdirektor kennt er hier jeden. Und den alten Dr. Hodges kannte er sogar besonders gut, denn Sherwood ist schon seit Ewigkeiten Mitglied im Krankenhausvorstand - und vor ihm hat auch schon sein Vater diesen Posten innegehabt.«

Angela ging zurück in ihr Büro und versuchte noch einmal, sich auf ihre Arbeit zu konzentrieren, doch es wollte ihr einfach nicht gelingen. Da Hodges ihr nicht mehr aus dem Kopf ging, griff sie zum Telefonhörer und rief Barton Sherwood an. Immerhin war er vor ein paar Monaten, als sie ihr Haus gekauft hatten, sehr freundlich zu ihnen gewesen.

»Dr. Wilson!« rief Sherwood am anderen Ende der Leitung erfreut. »Wie schön, von Ihnen zu hören. Wie geht es Ihnen denn in Ihrem schönen, neuen Haus?«

»Im großen und ganzen recht gut«, erwiderte Angela. »Aber genau darüber würde ich gerne mal mit Ihnen reden. Wenn ich mal kurz zu Ihnen rüberkommen würde, hätten Sie dann einen Moment Zeit für mich?«

»Selbstverständlich«, erwiderte Sherwood. »Sie sind jederzeit willkommen.«

»Dann bin ich gleich da«, sagte Angela und beendete das Gespräch. Zehn Minuten später saß sie in Sherwoods Büro. Es kam ihr beinahe so vor, als hätte sie erst gestern mit David und Nikki hier gesessen, um den Kauf ihres Hauses zu besprechen.

Angela kam ohne Umschweife zur Sache. Sie erzählte Sherwood, wie unwohl sie sich fühle, seitdem sie wisse, daß Hodges in ihrem Haus ermordet worden sei und der Mörder sich immer noch auf freiem Fuß befinde. Schließlich gestand sie Sherwood, daß sie auf seine

Hilfe hoffe.

»Aber wie kann ich Ihnen helfen?« fragte Sherwood. Er lehnte sich in seinem Ledersessel zurück und hakte beide Daumen in seinen Westentaschen ein. »Ich habe das Gefühl, daß die örtliche Polizei sich überhaupt keine Mühe gibt, den Fall zu lösen«, sagte Angela. »Wenn nun jemand wie Sie, der hier in Bartlet immerhin ein gewichtiges Wörtchen mitzureden hat, vielleicht mal laut darüber nachdächte, ob man in der Mordsache Hodges nicht etwas mehr tun müsse, dann würde bestimmt etwas passieren.«

Sherwood rückte etwas näher mit seinem Stuhl an den Schreibtisch heran. Er fühlte sich sichtlich geschmeichelt. »Ich freue mich, daß Sie mir vertrauen«, begann er. »Aber ich glaube wirklich, Sie müssen sich keine Sorgen machen. Hodges ist nicht irrtümlich das Opfer sinnloser Gewalt geworden. Und er ist sicher auch nicht von einem Serienmörder umgebracht worden.«

»Woher wollen Sie das wissen?« fragte Angela. »Wissen Sie etwa, wer Hodges ermordet hat?«

»Meine Güte, natürlich nicht«, erwiderte Sherwood nervös. »Das wollte ich nun auch wieder nicht sagen. Ich meine... also, ich dachte... also, Sie und Ihre Familie müssen sich jedenfalls wirklich keine Sorgen machen.«

»Ob wohl viele Leute wissen, wer Hodges umgebracht hat?« fragte Angela und mußte dabei an Davids Selbstjustiz-Theorie denken.

»Nein, das glaube ich nicht«, erwiderte Sherwood. »Aber Hodges war ein ziemlich unbeliebter Mann, der eine ganze Reihe von Leuten verärgert hat. Nicht einmal ich bin mit ihm klargekommen.« Sherwood lachte wieder nervös und erzählte Angela die Geschichte über das Stück Land, das Hodges umzäunt und aus purer Boshaftigkeit nicht verkauft hatte, bloß um Sherwood daran zu hindern, seine eigenen zwei Parzellen richtig nutzen zu können. »Wenn ich Sie richtig verstehe, versuchen Sie mir gerade klarzumachen, warum sich in Bartlet niemand darum schert, wer Hodges ermordet hat; weil es nämlich niemanden interessiert, da Hodges ohnehin allgemein unbeliebt war.«

»Ja, so ungefähr«, gab Sherwood zu. »Mit anderen Worten kann

man also sagen, daß wir es hier mit einem verabredeten Schweigen zu tun haben.«

»So würde ich es nun auch wieder nicht nennen«, erwiderte Sherwood. »Wir haben es eher mit einer Situation zu tun, in der die Leute das Gefühl haben, daß eine gerechte Strafe verhängt worden ist. Und deshalb ist es den meisten egal, ob wegen des Mordes jemand verhaftet wird oder nicht.«

»Aber mir ist es nicht egal«, erwiderte Angela. »Immerhin ist der Mord in meinem Haus geschehen. Außerdem dachte ich, daß es in unserem Zeitalter für selbsternannte Hilfspolizisten keinen Platz mehr gibt.«

»Normalerweise wäre ich der erste, der Ihnen da zustimmen würde«, erwiderte Sherwood. »Ich will diesen Mord auch weder aus moralischer noch aus rechtlicher Sicht gutheißen. Was ich sagen will, ist nur, daß der Fall Hodges ziemlich verwickelt ist. Ich denke, Sie sollten vielleicht mal mit Dr. Cantor darüber reden. Er wird Ihnen einen ausgezeichneten Eindruck davon vermitteln können, welch ein Durcheinander Hodges angerichtet und für welche Animositäten er gesorgt hat. Vielleicht verstehen Sie die Lage danach etwas besser und sind nicht mehr so voreingenommen.«

Als Angela den Hügel zum Krankenhaus hinauffuhr, wußte sie nicht, was sie tun sollte. Sie war gänzlich anderer Meinung als Sherwood, und je mehr sie über Hodges erfuhr, desto neugieriger wurde sie. Mit Cantor allerdings wollte sie nicht noch einmal sprechen - nicht nach dem Gespräch, das sie am Tag zuvor mit ihm geführt hatte. Als Angela im Krankenhaus ankam, ging sie auf direktem Wege in jenen Teil des pathologischen Labors, in dem die Gewebeschnitte angefärbt und für die Analyse vorbereitet wurden. Ihr Timing war perfekt: Die Proben, die sie am Morgen in Auftrag gegeben hatte, waren gerade so weit, daß sie sie mit in ihr Arbeitszimmer nehmen konnte. Sie nahm das Tablett und eilte in ihr Büro. Als sie ihr Zimmer betrat, stand Wadley bereits in der Verbindungstür. Genau wie am Tag zuvor hatte er schlechte Laune. »Ich habe sie eben gesucht«, sagte er irritiert. »Wo zum Teufel haben Sie gesteckt?«

»Ich mußte mal schnell zur Bank«, erwiderte Angela nervös. Sie

spürte, wie ihr die Knie weich wurden. »Beschränken Sie Ihre Bankbesuche demnächst auf die Mittagspause«, sagte er wütend. Er zögerte noch einen Augenblick, ging dann aber wortlos in sein Büro und knallte die Tür hinter sich zu. Angela seufzte vor Erleichterung.

Sherwood hatte sich nicht vom Fleck gerührt, seit Angela sein Büro verlassen hatte. Er dachte darüber nach, was er tun mußte. Daß diese Frau so viel Wirbel um Hodges machte, war ihm einfach unbegreiflich. Er hoffte nur, daß er nichts gesagt hatte, was er später bereuen würde. Nach reiflicher Überlegung griff Sherwood schließlich zum Telefonhörer. Er war zu dem Entschluß gekommen, daß es wohl das beste für ihn war, wenn er nichts weiter unternahm, als einfach seine Informationen weiterzuleiten.

»Gerade ist etwas passiert, das Sie vielleicht wissen sollten«, sagte Sherwood, als die Leitung zustande gekommen war. »Eben hat mir die neue Pathologin einen Besuch abgestattet. Sie macht sich ziemlich viele Gedanken über den toten Dr. Hodges...«

Nachdem David in seiner Nachmittagssprechstunde alle Patienten behandelt hatte, diktierte er noch ein paar Briefe und eilte dann zur Krankenstation hinüber, um seinen Arbeitstag mit einer letzten Visite zu beenden. Da er so eine Ahnung hatte, sparte er sich den Besuch bei Mary Ann Schiller bis zum Schluß auf. Wie sich herausstellte, hatte ihn seine Intuition nicht getäuscht: Der Zustand von Mary Ann hatte sich weiterhin verschlechtert. Ihr leichtes Fieber war im Laufe des Nachmittags gestiegen. David fand es zutiefst beunruhigend, daß seine Patientin Fieber hatte; vor allem verstand er nicht, daß es trotz der Behandlung mit Antibiotika noch weiter gestiegen war. Aber etwas bereitete ihm noch mehr Kummer, und das war der geistige Zustand von Mary Ann. Am Vormittag war sie nur schläfrig gewesen; als David jetzt mit ihr zu sprechen versuchte, mußte er feststellen, daß sie regelrecht apathisch wirkte. Die Verschlechterung ihres Zustandes war gravierend.

David rollte Mary Ann auf die Seite und horchte ihr die Brust ab. Als er rasselnde Geräusche vernahm, geriet er in Panik. Es bestand

kein Zweifel: Bei Mary Ann war eine schwere Lungenentzündung im Anmarsch. Es war genauso wie bei John Tarlow.

David raste zum Schwesternzimmer und ordnete eine sofortige Blutuntersuchung sowie eine Thoraxaufnahme an. Dann studierte er die Patientenakte von Mary Ann und fand darin nichts Außergewöhnliches. Den Eintragungen der Krankenschwester zufolge war es seiner Patientin den Tag über gut gegangen.

Das Ergebnis der Blutuntersuchung kam schnell aus dem Labor zurück. Dafür, daß Mary Ann an einer Lungenentzündung erkrankt war, hatte sich die zelluläre Zusammensetzung ihres Blutes erstaunlich wenig verändert - wieder ein Befund, der sowohl bei John Tarlow als auch bei Marjorie Kleber ähnlich gewesen war. Die Lungenaufnahme bestätigte Davids Diagnose: schwere, beidseitige Lungenentzündung.

David rief Dr. Mieslich, den Onkologen, an und bat ihn telefonisch um Rat. Nach all dem Ärger mit Kelley traute er sich nicht, den Facharzt darum zu bitten, persönlich vorbeizuschauen.

Ohne die Patientin gesehen zu haben, konnte Dr. Mieslich wenig Hilfe anbieten. Er bestätigte David, daß er bei Mary Ann keinerlei Anzeichen für ein erneutes Ovarialkarzinom festgestellt habe, als sie zum letzten Mal in seiner Praxis gewesen war. Gleichzeitig teilte er David aber auch mit, daß der Krebs bei Mary Ann bereits weit fortgeschritten war, als er sie zum ersten Mal behandelte, und daß er mehr oder weniger mit einem weiteren Tumor gerechnet habe.

Während David noch mit dem Onkologen sprach, kam eine Schwester ins Zimmer gerannt und rief aufgeregt, daß Mary Ann starke Krämpfe habe. David beendete sofort das Gespräch und eilte zu seiner Patientin. Sie hatte tatsächlich einen schweren epileptischen Krampfanfall. Ihr Rücken war gekrümmt, Arme und Beine schlugen rhythmisch auf das Bett. Glücklicherweise hatte sie sich ihre Infusionskanüle noch nicht herausgerissen, so daß David den Krampf durch die intravenöse Gabe eines Medikaments schnell unter Kontrolle bringen konnte. Doch auch als der Krampf nachgelassen hatte, blieb Mary Ann im Koma.

Vom Schwesternzimmer aus rief David umgehend den CMV-

Neurologen, Dr. Alan Prichard, an. Nachdem er dem Neurologen von den epileptischen Anfällen der Patientin berichtet hatte, die möglicherweise auf ein Mittelhirnsyndrom hinwiesen, empfahl Dr. Prichard, sofort eine Computer- oder Kernspintomographie durchzuführen, je nachdem, welches Gerät gerade zur Verfügung stehe. Er versprach David, so schnell wie möglich vorbeizuschauen. Weil nicht auszuschließen war, daß Mary Ann erneut Krämpfe bekommen würde, sorgte David dafür, daß sie von einer Krankenschwester zum Radiologie-Institut begleitet wurde. Danach rief er noch einmal den Onkologen an, um ihm mitzuteilen, was inzwischen passiert war, und um ihn nun doch darum zu bitten, sich die Patientin persönlich anzuschauen. Genau wie er es zuvor bei Marjorie Kleber und bei John Tarlow getan hatte, bat er auch Dr. Hasselbaum, den Spezialisten für Infektionskrankheiten, um Rat.

David wußte zwar, daß er gar keine andere Wahl hatte, doch er machte sich trotzdem Sorgen darüber, wie Kelley wohl diesmal reagieren würde. Aber er konnte es schließlich nicht zulassen, daß Kelley seine Entscheidungen beeinflusste - und schon gar nicht, wenn ein Patient Krampfanfälle hatte. Daß es Mary Ann sehr schlecht ging, war immerhin offensichtlich.

Als David benachrichtigt wurde, daß das Ergebnis der Kernspintomographie vorliege, eilte er hinüber in das Radiologie-Institut. In dem Raum, in dem gerade die ersten Bilder bearbeitet wurden, traf er auch den Neurologen. Gemeinsam mit Dr. Cantor beobachteten sie schweigend, wie die einzelnen Schnittebenen auf dem Bildschirm erschienen. David mußte irritiert feststellen, daß es keinerlei Anzeichen für eine Metastase gab. Dabei hätte er schwören können, daß die Krämpfe von einem bösartigen Tumor im Hirn verursacht worden waren.

»Ich kann mir im Moment auch nicht erklären, warum sie die epileptischen Anfälle hatte«, sagte Dr. Prichard. »Vielleicht war eine Mikroembolie dafür verantwortlich, aber das ist reine Spekulation.«

Auch den Onkologen verwunderte das Ergebnis der Kernspintomographie. »Vielleicht ist der Tumor so klein, daß das Gerät ihn nicht sichtbar machen kann«, mutmaßte er. »Die Bildauflösung dieses Ap-

parates ist phantastisch«, erwiderte Dr. Cantor. »Wenn der Tumor so klein ist, daß dieses Gerät ihn nicht sichtbar machen kann, dann ist es nahezu ausgeschlossen, daß er die Krämpfe verursacht hat.« Der Spezialist für Infektionskrankheiten war der einzige, der etwas Näheres sagen konnte. Doch auch was er mitzuteilen hatte, war nicht gerade erfreulich. Zunächst bestätigte er Davids Diagnose: Mary Ann litt an einer schweren Lungenentzündung. Dann erklärte er David, daß es sich bei den Bakterien, die er gefunden hatte, um eine gram-negative Art handele, die durchaus den Bakterien ähnlich seien, die auch bei John und Marjorie eine Lungenentzündung verursacht hatten; sie seien jedoch nicht identisch. Schlimmer war allerdings, daß Dr. Hasselbaum befürchtete, daß Mary Ann bereits unter einem septischen Schock stehe.

Als nächstes ordnete David an, Mary Ann umgehend auf die Intensivstation zu verlegen. Dort sollte mit der aggressivsten Medikation begonnen werden, die dem Krankenhaus zur Verfügung stand. David bat Dr. Hasselbaum, sich um die Gabe der entsprechenden Antibiotika zu kümmern. Außerdem ließ er einen Anästhesisten kommen, denn Mary Ann atmete inzwischen so flach, daß sie an ein Beatmungsgerät angeschlossen werden mußte. Als alles auch nur Erdenkliche für Mary Ann getan worden war und die Fachärzte sich voneinander verabschiedet hatten, fühlte David sich wie betäubt. Er hatte von Anfang an befürchtet, daß er mit seinen Krebspatienten seelisch nicht fertigwerden würde; doch nun war es schlimmer gekommen, als er sich je hätte vorstellen können. Irgendwann verließ er die Intensivstation und schaute sicherheitshalber noch einmal bei Jonathan vorbei. Zum Glück ging es ihm hervorragend.

»Ich möchte mich nur über eine Kleinigkeit beschweren«, sagte Jonathan. »Dieses Bett macht mit mir, was es will. Manchmal drücke ich auf den Knopf, und es passiert gar nichts. Weder das Fußende noch das Kopfende lassen sich hochstellen.«

»Ich werde mich darum kümmern«, versprach David. »Nicht auch noch seins«, stöhnte Dora Maxfield, die Oberschwester der Nachtschicht, nachdem er ihr von Jonathans defektem Bett erzählt hatte. »Einige von diesen alten Dingen brechen wirklich bald zusammen.

Aber vielen Dank, daß Sie mir Bescheid gegeben haben. Ich werde sofort die Wartungsabteilung anweisen, sich um das Bett zu kümmern.«

Schließlich verließ David das Krankenhaus und radelte nach Hause. Die Temperatur war stark gesunken, nachdem die Sonne hinter den Bergen verschwunden war. Doch die Kälte tat David an diesem Abend gut. Zu Hause ging es hoch her. Nikki hatte Besuch von Caroline und Arni, und die drei rasten gerade um die Wette die Treppe hinunter, wobei Rusty ihnen immer auf den Fersen blieb. David stürzte sich sofort mitten in das Getümmel und genoß es regelrecht, von den Kindern herumgestoßen und hin und her gescheucht zu werden. Es entspannte ihn, das Lachen der Kinder zu hören, und er ließ sich bereitwillig von ihnen necken. Für eine Weile mußte er endlich einmal nicht ans Krankenhaus denken. Als es auf sieben Uhr zuging, fragte Angela, ob David Caroline und Arni nach Hause bringen könne. Er hatte nichts dagegen, und Nikki begleitete ihn. Als sie die beiden Kinder zu Hause abgesetzt hatten, war David froh, endlich mal mit seiner Tochter allein zu sein. Zuerst redeten sie über die Schule und über Nikkis neuen Lehrer; dann fragte er sie, ob sie oft an die Leiche denken müsse, die sie im Keller entdeckt hatten. »Ja, manchmal schon«, gab Nikki zu. »Und was hast du dann für ein Gefühl?« fragte David. »Daß ich nie wieder in den Keller gehen will.«

»Das kann ich gut verstehen«, sagte David. »Gestern abend, als ich Holz für das Kaminfeuer holen war, habe ich auch ein bißchen Angst gehabt.«

»Wirklich?«

»Ja«, erwiderte David. »Aber ich habe mir einen Plan ausgedacht, der uns hoffentlich ein bißchen Spaß macht und uns gleichzeitig über die Angst hinweghelfen wird. Soll ich dir davon erzählen?«

»Ja!« rief Nikki begeistert. »Was für ein Plan?«

»Du darfst ihn aber niemandem verraten«, sagte David. »Okay«, versprach Nikki.

David erklärte seiner Tochter, was er sich ausgedacht hatte. »Was hältst du davon?« fragte er, nachdem er ihr von seinem Vorhaben erzählt hatte. »Find' ich einfach super«, erwiderte Nikki. »Denk dar-

an, daß es unser Geheimnis bleibt«, sagte David. »Absolutes Indianerehrenwort.«

Wieder zu Hause angekommen, rief David sofort auf der Intensivstation an, um sich nach Mary Ann zu erkundigen. Es hatte ihn sehr beunruhigt, daß die Schwester der normalen Krankenstation nichts davon mitbekommen hatte, als es mit Marjorie Kleber und mit John Tarlow plötzlich so rapide bergab gegangen war. Doch er mußte zugeben, daß sich die Vitalfunktionen dieser beiden Patienten kaum verändert hatten, während sich ihr klinischer Zustand gleichzeitig dramatisch verschlechtert hatte. »An Mrs. Schillers Zustand hat sich nichts verändert«, sagte die Schwester der Intensivstation am anderen Ende der Leitung. Sie erstattete ihm ausführlich Bericht über die Vitalfunktionen von Mary Ann; sie teilte ihm die neuesten Laborwerte mit und erwähnte sogar, wie das Beatmungsgerät gerade eingestellt war. Die Professionalität der Krankenschwester machte David wieder Mut; er wußte, daß Mary Ann optimal versorgt wurde. Da Angela nach den furchterregenden Enthüllungen vom Vorabend auf keinen Fall mehr am Küchentisch essen wollte, deckte sie den Tisch im Esszimmer. Der spärlich möblierte Raum wirkte riesengroß. Um wenigstens eine halbwegs gemütliche Atmosphäre herzustellen, zündete Angela ein Kaminfeuer an und stellte ein paar Kerzen auf den Tisch. Doch Nikki fand es zu dunkel und beschwerte sich darüber, daß sie ihr Essen kaum erkennen könne. Als sie mit dem Essen fertig waren, wollte Nikki eine halbe Stunde lang fernsehen; das war das Pensum, das ihr jeden Tag erlaubt wurde. David und Angela blieben noch am Tisch sitzen.

»Willst du mich nicht fragen, wie mein Nachmittag war?« fragte Angela.

»Natürlich«, erwiderte David. »Gab es etwas Besonderes?«

»Ja, ich habe ein paar interessante Dinge gehört«, sagte Angela und erzählte David, daß sie mit Paul Darnell und Barton Sherwood über Dennis Hodges gesprochen hatte. Sie räumte jetzt ein, daß David mit seiner Annahme durchaus recht haben könnte, daß einige Leute in der Stadt genau wußten, wer Hodges ermordet hatte. »Danke, daß du mir recht gibst«, sagte David. »Ich finde es übrigens nicht besonders

gut, daß du die Leute über Hodges ausfragst.«

»Warum denn nicht?« fragte Angela. »Dafür gibt es eine ganze Reihe von Gründen«, erwiderte David. »In erster Linie glaube ich, daß es genug andere Dinge gibt, über die wir uns Sorgen machen müssen. Aber du solltest dir vielleicht auch mal Gedanken darüber machen, daß du bei deiner Schnüffelei auch an den Mörder selbst geraten könntest.«

Angela gab zu, daß sie daran noch gar nicht gedacht hatte, doch David hörte ihr nicht mehr zu. Er starrte völlig geistesabwesend in das Feuer.

»Du hörst mir ja gar nicht zu. Was ist los mit dir?«

»Ich habe schon wieder eine Patientin, der es sehr schlecht geht. Ich mußte sie heute auf die Intensivstation verlegen lassen. Dort kämpft sie gerade mit dem Tod.«

»Das tut mir leid«, sagte Angela.

»Es ist eine Katastrophe«, fuhr David fort. Er war so bewegt, daß ihm beinahe die Stimme versagte. »Ich versuche damit fertigzuwerden, so gut es geht. Aber es ist verdammt schwer. Dieser Patientin geht es sehr schlecht. Ehrlich gesagt habe ich Angst, daß sie genauso sterben wird wie Marjorie Kleber und John Tarlow. Ich weiß einfach nicht, was ich tun soll. Vielleicht wäre ich besser kein Arzt geworden.«

Angela nahm David in den Arm. »Du bist ein sehr guter Arzt«, flüsterte sie ihm ins Ohr. »Du bist für deinen Beruf wie geschaffen. Und deine Patienten lieben dich regelrecht.«

»Nicht mehr, wenn sie im Sterben liegen«, sagte David. »Wenn ich in meinem Büro sitze, muß ich manchmal daran denken, daß Dr. Portland an der gleichen Stelle gesessen hat, als er sich umgebracht hat. Ich kann immer besser verstehen, warum er es getan hat.«

Angela packte David an den Schultern und schüttelte ihn. »Ich will nicht, daß du so redest«, sagte sie. »Hast du wieder mit Kevin Yansen über Dr. Portland gesprochen?«

»Nein«, erwiderte David. »Er scheint sich nicht mehr für das Thema zu interessieren.«

»Mein Gott, David, du hast ja richtige Depressionen.«

»Ein bißchen, ja«, gab David zu. »Aber mach dir keine Sorgen. Ich habe mich vollkommen unter Kontrolle.«

»Versprichst du mir, Bescheid zu sagen, wenn es schlimmer wird?« fragte Angela. »Ich verspreche es«, erwiderte David. »Was hat deine Patientin denn überhaupt?« fragte Angela und setzte sich jetzt neben ihren Mann. »Das ist es ja, was mich so beunruhigt«, erwiderte David. »Ich weiß es nicht genau. Ich habe sie mit einem Stirnhöhlenkatarrrh eingeliefert und sie mit Antibiotika behandelt, woraufhin es ihr sofort besserging. Aber dann bekam sie aus irgendeinem unerklärlichen Grund eine Lungenentzündung. Zuerst habe ich mich darüber gewundert, daß sie immer so schläfrig war. Etwas später war sie dann völlig apathisch, und heute nachmittag hat sie einen schweren epileptischen Anfall gehabt. Ich habe einen Neurologen, einen Onkologen und einen Spezialisten für Infektionskrankheiten hinzugezogen. Aber keiner von ihnen wußte, was ihr fehlen könnte.«

»Dann solltest du dir erst recht keine Vorwürfe machen«, sagte Angela.

»Doch«, erwiderte David. »Ich trage die Verantwortung. Schließlich bin ich doch ihr Arzt.«

»Ich wünschte, ich könnte dir helfen«, sagte Angela. »Danke«, murmelte David leise und strich Angela dankbar über die Wange. »Dein Mitgefühl hilft mir, weil ich weiß, daß es ehrlich gemeint ist. Aber leider kannst du mir auch nicht weiterhelfen. Vielleicht verstehst du jetzt wenigstens, warum ich mir nicht auch noch über Hodges den Kopf zerbrechen kann.«

»Das schon, aber mich beschäftigt die Sache trotzdem«, erwiderte Angela.

»Aber deine Nachforschungen könnten uns in Gefahr bringen«, insistierte David. »Du mußt dir mal klarmachen, was das für ein Typ ist, hinter dem du herjagst. Wer auch immer Hodges ermordet hat - er wird von deiner Schnüffelei nicht gerade begeistert sein. Machst du dir eigentlich klar, was dieser Mensch noch anrichten könnte? Sieh dir doch nur an, was er mit Hodges gemacht hat.« Angela starrte in das Feuer; für einen Augenblick ließ sie sich von dem Anblick der Kohlen faszinieren, die von der enormen Hitze ganz weiß geworden

waren und die jetzt bedrohlich glühten. Gerade weil sie Angst um ihre Familie hatte, wollte sie Hodges' Mörder so schnell wie möglich hinter Gitter bringen. Niemals hatte sie bisher auch nur im entferntesten daran gedacht, daß sie ihre Familie gerade durch ihre Nachforschungen in Gefahr bringen könnte. Doch sie brauchte nur ihre Augen zu schließen und sich in Erinnerung rufen, welche Spuren man in der Küche gefunden hatte oder welche grauenhaften Knochenbrüche sie auf den Röntgenaufnahmen gesehen hatte, um zu wissen, daß David recht hatte: Einen Menschen, der zu solchen Gewalttaten fähig war, sollte man besser nicht provozieren.

Kapitel 16

Samstag, 23. Oktober

Da David sich Sorgen um Mary Ann machte, stand er schon vor Sonnenaufgang auf und schlich sich ganz leise aus dem Haus, um Angela und Nikki nicht zu wecken. Als die Sonne langsam am Horizont emporkroch, überquerte David mit seinem Fahrrad den Roaring River. Wie am Morgen zuvor war es wieder sehr kalt. In der Nacht hatte es erneut gefroren, so daß über den Feldern ein weißer Schleier lag und die kahlen Bäume von einer dünnen Eisschicht überzogen waren.

Die Schwestern auf der Intensivstation waren ziemlich überrascht, David schon so früh am Morgen zu sehen. Der Zustand von Mary Ann hatte sich zwar nicht dramatisch verschlechtert, doch über Nacht hatte sie jetzt auch noch starken Durchfall bekommen. David war überrascht und dankbar, als er sah, mit welcher Leichtigkeit die Schwestern der Intensivstation mit derartigen Problemen fertig wurden. Er betrachtete es als ein Zeichen ihrer leidenschaftlichen Hingabe an ihren Beruf. Nachdem er Mary Anns Akte ein weiteres Mal gründlich durchgegangen war und er immer noch nicht wußte, warum es seiner Patientin so schlecht ging, rief David einen seiner ehemaligen Professoren aus Boston an, von dem er wußte, daß er ein Frühaufsteher war. David beschrieb dem Professor seinen Problemfall, woraufhin dieser sofort anbot, nach Bartlet zu kommen.

Während er auf die Ankunft des Professors wartete, sah er nach seinen übrigen Patienten. Es ging allen den Umständen entsprechend gut. Für einen Moment dachte er sogar daran, Jonathan Eakins zu entlassen, beschloß dann aber, ihn lieber doch noch einen weiteren Tag im Krankenhaus zu behalten, um sicherzugehen, daß seine Herzrhythmusstörungen auch wirklich wieder unter Kontrolle waren.

Als ein paar Stunden später der Professor eintraf, präsentierte David ihm den Fall; er fühlte sich dabei genauso wie damals, als er noch in

der Ausbildung gewesen war. Der Professor hörte aufmerksam zu und untersuchte Mary Ann mit größter Sorgfalt. Danach studierte er intensiv die Patientenakte. Doch auch er fand keine schlüssige Erklärung dafür, weshalb es Mary Ann so schlecht ging. Schließlich begleitete David ihn zu seinem Auto und bedankte sich überschwenglich für den Besuch. Da es im Krankenhaus für David nichts weiter zu tun gab, fuhr er nach Hause. Seit jenem unangenehmen Tennisspiel mit Kevin Yansen hatte David samstags morgens nicht mehr am Basketballtraining teilgenommen. Und in seinem momentanen, prekären Gefühlszustand glaubte er, daß es für ihn auch besser sei, Kevin weiterhin aus dem Weg zu gehen, um nicht erneut mit dem unangenehmen Kampfgeist seines Kollegen konfrontiert zu werden.

Als David zu Hause ankam, beendeten Angela und Nikki gerade ihr Frühstück. Während sich Angela anschließend um Nikkis Atemtherapie kümmerte, ging David in den Keller und beseitigte die Klebestreifen, die die Leute von der Spurensicherung dort hinterlassen hatten. Danach trug er ein paar Außenfenster in den Hof. Als er im unteren Geschoß gerade das letzte Außenfenster angebracht hatte, leistete Nikki ihm Gesellschaft. »Wann wollen wir denn...« begann sie. David unterbrach sie abrupt und legte seinen Zeigefinger auf die Lippen, um sie zum Schweigen zu bringen. Dabei zeigte er auf das Küchenfenster, durch das man Angela sehen konnte. »Sobald wir hier aufgeräumt haben«, flüsterte er.

Gemeinsam trugen sie die Schutzkästen, in denen die Außenfenster aufbewahrt worden waren, zurück in den Keller. Als sie fertig waren, gingen David und Nikki zu Angela in die Küche und verkündeten ihr, daß sie in die Stadt fahren würden, um etwas einzukaufen. Als sie auf ihren Rädern davonfuhren, schaute Angela ihnen nach und freute sich darüber, daß sie so viel Spaß miteinander hatten, fühlte sich gleichzeitig aber auch ausgeschlossen. So ganz allein im Haus fühlte Angela sich plötzlich sehr unwohl. Jedes einzelne Geräusch machte ihr angst. Sie versuchte zwar, sich in ein Buch zu vertiefen, doch es dauerte nicht lange, bis sie aufsprang und alle Türen und sogar die Fenster verriegelte. Als sie in die Küche ging, wurde sie

auf einmal von der Vorstellung überwältigt, daß alle Wände mit Blut beschmiert waren.

»So kann das nicht weitergehen«, sagte sie laut zu sich selbst. »Aber was soll ich nur tun?« Sie wollte sich nicht mit dem Gedanken abfinden, daß der Mörder von Hodges frei herumlief. Doch sie hatte sich Davids Warnung sehr zu Herzen genommen; es war wirklich zu gefährlich für sie, weiter hinter dem Mörder herzuschnüffeln.

Also nahm sie sich das Telefonbuch hervor und suchte nach der Rubrik »Privatdetektive«. Als sie keinen Eintrag fand, schaute sie unter »Detekteien« nach und fand dort eine ganze Reihe von Namen. Bei den meisten Eintragungen handelte es sich um kleine Überwachungsfirmen, aber es waren auch einige Privatpersonen genannt. Einer von ihnen - ein gewisser Phil Calhoun - wohnte sogar in Rutland, also nur einen Katzensprung von Bartlet entfernt.

Bevor Angela Zeit hatte, es sich noch einmal anders zu überlegen, wählte sie schon seine Nummer. Am anderen Ende der Leitung meldete sich ein Mann mit einer rauchigen, tiefen Stimme.

Angela hatte gar nicht darüber nachgedacht, was sie eigentlich sagen wollte. Schließlich stammelte sie, daß sie an Ermittlungen in einem Mordfall interessiert sei. »Hört sich interessant an«, erwiderte Calhoun. Angela versuchte sich vorzustellen, wie der Mann wohl aussehen mochte. Aufgrund seiner Stimme vermutete sie, daß er ziemlich kräftig gebaut war, breite Schultern, dunkles Haar und vielleicht sogar einen Schnurrbart hatte. »Können wir uns irgendwo treffen?« schlug Angela vor. »Wollen Sie zu mir kommen, oder soll ich zu Ihnen kommen?« fragte Calhoun.

Angela überlegte einen Moment. Sie wollte auf keinen Fall, daß David etwas von dieser Aktion erfuhr - jedenfalls jetzt noch nicht.

»Ich komme zu Ihnen«, sagte sie.

»Okay, ich warte auf Sie«, erwiderte Calhoun und erklärte ihr den Weg.

Angela rannte die Treppe hinauf, zog sich um und hinterließ David und Nikki die Nachricht, daß sie ebenfalls zum Einkaufen gefahren sei.

Calhouns Büro befand sich in seiner Wohnung. Angela hatte keine

Schwierigkeiten, die Adresse zu finden. In der Einfahrt neben dem Haus stand ein Ford-Lieferwagen; Angela fiel auf, daß in dem Führerhäuschen eine Halterung für ein Gewehr angebracht war. Auf der hinteren Stoßstange prangte ein Aufkleber mit der Aufschrift »*This Vehicle Climbed Mount Washington*«. Phil Calhoun führte Angela in sein Wohnzimmer und bot ihr einen Platz auf seinem abgewetzten Sofa an. Er entsprach nicht gerade ihren Vorstellungen von einem Privatdetektiv. Calhoun war zwar groß, aber anstelle von Muskeln hatte er reichlich viel Fett am Leib; außerdem war er erheblich älter, als sie vermutet hatte. Sie schätzte ihn auf Anfang sechzig. Sein Gesicht wirkte aufgeschwemmt, doch an seinen grauen Augen konnte sie erkennen, daß er intelligent war. Er trug ein schwarz-weißkariertes Holzfällerhemd und eine Cordhose, die von schwarzen Hosenträgern gehalten wurde. Auf dem Kopf hatte er eine Kappe, deren Schirm mit den Worten »Roscoe Electric« beschriftet war.

»Haben Sie etwas dagegen, wenn ich rauche?« fragte Calhoun und griff nach einer Packung *Antonio y Cleopatra*. »Nein, natürlich nicht«, erwiderte Angela. »Wir sind doch in Ihrer Wohnung.«

»Na, dann erzählen Sie mir mal von dieser Mordgeschichte«, sagte Calhoun und lehnte sich in seinem Sessel zurück.

Angela berichtete ihm mit wenigen Worten, was sich zugetragen hatte.

»Hört sich wirklich interessant an«, sagte Calhoun. »Ich würde den Fall gerne auf der Basis eines Stundenhonorares übernehmen. Aber erst mal noch ein paar Worte zu meiner Person: Ich bin ein pensionierter Beamter der Bundespolizei, außerdem bin ich Witwer. Soweit zu mir. Haben Sie dazu noch Fragen?«

Angela beobachtete, wie Calhoun lässig an seiner Zigarette zog. Wie die meisten Menschen aus Neuengland war er eher wortkarg. Seine direkte, ehrliche Art war ein Wesenszug, der Angela gefiel. Doch darüber hinaus hatte sie keinerlei Anhaltspunkte dafür, wie sie die beruflichen Fähigkeiten des Mannes einschätzen sollte; es erschien ihr vertrauenerweckend, daß Calhoun mal Polizist gewesen war. »Warum sind Sie jetzt nicht mehr bei der Polizei?« fragte Angela.

»Zwangspensionierung«, erwiderte Calhoun. »Haben Sie schon mal in einem Mordfall ermittelt?« fragte Angela. »Nicht als Privatdetektiv«, antwortete Calhoun.

»Und was für Fälle übernehmen Sie normalerweise?« fragte Angela.

»Eheprobleme, Ladendiebstahl, Unterschlagungen - vor allem kleinere Betrügereien.«

»Glauben Sie denn, daß dieser Mordfall etwas für Sie ist?« fragte Angela.

»Auf jeden Fall«, erwiderte Calhoun. »Ich bin selbst in einem kleinen Örtchen in Vermont aufgewachsen, und da ging es so ähnlich zu wie in Bartlet. Die Umgebung ist mir vertraut; ich kenne sogar ein paar Leute in Bartlet. Ich weiß genau, warum sich die Fehden über Jahre hinziehen, denn ich weiß, was in den Köpfen der Menschen hier vorgeht. Für Ihren Auftrag bin ich, glaube ich, genau der richtige Mann, denn ich kann in Bartlet rumlaufen und Fragen stellen, ohne gleich aufzufallen wie ein bunter Hund.« Auf ihrer Rückfahrt überlegte Angela, ob es richtig gewesen war, Phil Calhoun zu engagieren. Und ihr war auch noch nicht klar, wie oder wann sie David davon erzählen sollte.

Als Angela zu Hause ankam, mußte sie zu ihrer Überraschung feststellen, daß Nikki allein war. David war noch einmal ins Krankenhaus gefahren, um nach Mary Ann zu sehen. Angela fragte Nikki, ob David denn wenigstens versucht habe, Alice als Babysitterin zu engagieren. »Nein, hat er nicht«, erwiderte Nikki unbekümmert. »Daddy hat gesagt, daß er bald wieder zurückkommt und daß du wahrscheinlich noch vor ihm wieder zu Hause bist.«

Angela beschloß, unbedingt mit David darüber zu reden. Unter den gegebenen Umständen gefiel es ihr überhaupt nicht, Nikki auch nur für einen Moment allein im Haus zu lassen. Sie konnte kaum fassen, daß David seine Tochter mutterseelenallein zurückgelassen hatte - und wenn sie jemals Skrupel gehabt hatte, Phil Calhoun zu engagieren, dann waren sie jetzt verflogen.

Angela erzählte Nikki, daß sie von jetzt an alle Türen immer verschlossen halten wolle; die beiden gingen gemeinsam durch das Erd-

geschoß und überprüften alle Schlösser. Nur die Hintertür ließen sie offen. Während Angela eine kleine Mahlzeit für Nikki zubereitete, fragte sie ihre Tochter beiläufig, was sie denn den ganzen Morgen mit ihrem Vater gemacht habe, doch Nikki wollte ihr darauf keine Antwort geben.

Als David nach Hause kam, nahm Angela ihn sofort beiseite und machte ihm Vorwürfe, weil er Nikki alleine gelassen hatte. David wollte zwar zunächst nicht einsehen, daß er etwas falsch gemacht hatte, doch schließlich einigten sie sich darauf, Nikki in Zukunft nicht mehr allein zu lassen.

Kurz darauf tuschelten David und Nikki schon wieder miteinander, doch Angela ignorierte sie. Sie liebte ihre Samstagnachmittage über alles. Denn dann hatte sie endlich einmal genügend Zeit und Ruhe, ein richtig opulentes Essen zu kochen, wozu sie während der Woche nie kam. Oft hockte sie stundenlang über ihren Rezeptbüchern in der Küche; diese ausgedehnten Kochvorbereitungen hatten immer eine sehr beruhigende Wirkung auf sie. Am späten Nachmittag hatte Angela sich endlich entschieden, was sie heute kochen wollte. Sie ging in den Keller und steuerte auf die Gefriertruhe zu, aus der sie ein paar Kalbsknochen für eine klare Fleischbrühe holen wollte.

Gerade als sie in die Gefriertruhe griff, hörte sie hinter sich ein Schaben. Sie hielt erstarrt inne. Sie hätte schwören können, daß das Geräusch hinter der Treppe verursacht worden war. Langsam klappte Angela den Deckel der Gefriertruhe zu und drehte sich um. Sie erschrak beinahe zu Tode, als sie sah, daß die Schutzkästen sich bewegten. Sie blinzelte kurz mit den Augen und blickte dann - in der Hoffnung, daß sie sich das alles nur eingebildet hatte - noch einmal in Richtung Treppe. Genau in diesem Moment fielen die Schutzkästen mit einem lauten Krachen vornüber auf den Boden. Angela versuchte zu schreien, doch sie brachte keinen Laut hervor. Sie wollte weglaufen, doch auch ihre Beine versagten. Nur mit größter Mühe schaffte sie es, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Als sie den halben Weg zum Treppenabsatz zurückgelegt hatte, erhob sich aus der Gruft hinter der eingeschlagenen Mauer auf einmal das halb verwesene Gesicht von Hodges. Kurz darauf krabbelte der ganze Mann aus sei-

nem Loch. Zunächst schien er nicht genau zu wissen, wohin er gehen sollte, doch als er Angela erblickte, marschierte er mit ausgestreckten Armen auf sie zu.

Angela wurde panisch. Sie rannte zur Treppe, doch sie war nicht schnell genug. Noch bevor sie die erste Stufe erreichte, schnitt Hodges ihr den Weg ab und packte sie am Arm.

Als Angela die Hand der Kreatur auf ihrem Arm spürte, fand sie plötzlich ihre Stimme wieder. Sie schrie aus vollem Halse und schlug wild um sich. Dann sah sie zu ihrem Entsetzen, wie noch ein weiteres Schreckgespenst hinter der Mauer hervorkroch, das zwar erheblich kleiner war, aber genau das gleiche, scheußliche Gesicht hatte. Auf einmal hörte sie, daß Hodges lauthals lachte. Vollkommen verblüfft und sprachlos starrte Angela die Gestalt an, die sich plötzlich eine Gummimaske vom Kopf zog und in David verwandelte. Nikki, das kleinere der beiden Gespenster, zerrte sich die gleiche Maske vom Gesicht. Beide brüllten vor Lachen.

Im ersten Augenblick schämte sich Angela ein wenig, doch dann wurde sie wütend. Was David und Nikki da mit ihr getrieben hatten, fand sie überhaupt nicht witzig. Sie schubste David zur Seite und stürmte die Treppe hinauf. David und Nikki amüsierten sich noch eine Weile, doch als ihnen klar wurde, welch einen Schrecken sie Angela eingejagt hatten, verging ihnen das Lachen. »Glaubst du, daß sie wirklich wütend auf uns ist?« fragte Nikki.

»Ich befürchte, ja«, erwiderte David. »Am besten gehen wir mal nach oben und reden mit ihr.« Angela würdigte die beiden keines Blickes; sie wirbelte in der Küche herum und ignorierte sie einfach. »Es tut uns wirklich leid«, wiederholte David nun schon zum dritten Mal.

»Ehrlich, Mom, das stimmt«, fügte Nikki hinzu, während sie ein leises Kichern kaum unterdrücken konnte und David sofort damit ansteckte.

»Wir haben nicht eine Sekunde lang geglaubt, daß wir dich wirklich reinlegen könnten«, sagte David und bemühte sich sichtlich, nicht schon wieder die Beherrschung zu verlieren. »Ehrenwort! Wir waren sicher, daß du uns sofort entlarven würdest. Es war doch nur

ein blöder Scherz.«

»Genau, Mom«, schaltete sich Nikki wieder ein. »Wir dachten, daß du unseren Streich sofort durchschauen würdest, weil doch am nächsten Sonntag Halloween ist. Die Masken sollen nämlich unsere Halloween-Kostüme sein. Und für dich haben wir auch eine gekauft.«

»Die könnt ihr von mir aus gleich in die Mülltonne werfen«, zischte Angela wütend.

Nikki zog ein langes Gesicht; gleichzeitig schossen ihr die Tränen in die Augen.

Angela sah ihre Tochter an, und ihr Ärger schmolz dahin. »Jetzt sei bloß nicht beleidigt«, sagte sie und zog Nikki zu sich heran. »Ich weiß ja, daß ich zu heftig reagiert habe. Aber ihr habt mich echt erschreckt. Und ich fand diesen blöden Streich wirklich nicht lustig.«

Phil Calhoun machte sich noch am gleichen Nachmittag voller Elan an die Arbeit. Sein neuer Fall faszinierte ihn mehr als alle anderen, mit denen er sich seit seiner Pensionierung ein bißchen Extrageld verdient hatte. Er fuhr mit seinem Lieferwagen nach Bartlet, parkte vor der Bibliothek und ging durch die Grünanlagen zur Polizeidienststelle.

»Läuft Wayne hier irgendwo rum?« fragte er den Beamten an der Anmeldung.

Ohne aufzusehen zeigte der nur mit seinem Finger auf den Flur, denn er war gerade in die neueste Ausgabe der *Bartlet Sun* versunken.

Calhoun ging den langen Gang entlang und klopfte an die offenstehende Tür von Robertsons Dienstzimmer. Robertson blickte auf, grinste und bat Phil, hereinzukommen und Platz zu nehmen.

Robertson lehnte sich gemütlich in seinem Stuhl zurück und akzeptierte eine von Calhouns *Antonio-y-Cleopatra-Zigaretten*.

»Wundert mich schon ein bißchen, daß du an einem Samstag um diese Zeit noch arbeitest«, sagte Calhoun. »Muß ja ordentlich was los sein in Bartlet.«

»Dieser verdammte Papierkram«, erwiderte Robertson. »Der raubt

einem jede Menge Zeit. Und es wird von Jahr zu Jahr schlimmer.«

Calhoun nickte. »Ich hab' in der Zeitung gelesen, daß der alte Dr. Hodges wieder aufgetaucht ist«, sagte er. »Hmm«, erwiderte Robertson. »Das hat hier ganz schön für Wirbel gesorgt. Aber inzwischen hat sich die Aufregung gelegt. Ein Glück, daß wir den Alten endlich los sind. Der Kerl ist doch jedem nur auf die Nerven gegangen.«

»Tatsächlich?« fragte Calhoun. »Wie kommt's?« Robertson stimmte ein weiteres Mal seine Haßtiraden gegen Hodges an und redete sich richtig in Rage. Er gab zu, daß er selbst mehrmals kurz davor gewesen war, Hodges zusammenzuschlagen.

»Ich nehme an, Hodges war nicht gerade einer der beliebtesten Leute in Bartlet«, sagte Calhoun. Robertson lachte nur einmal kurz und verächtlich auf. »Macht der Fall viel Arbeit?« fragte Calhoun beiläufig und blies dabei den Zigarettenrauch gegen die Decke. »Nein«, antwortete Robertson. »Ziemlich wenig. Damals, als Hodges verschwunden war, da haben wir ein bißchen was getan. Aber das war eigentlich auch nur pro forma. Niemand hat sich großartig darüber aufgeregt, daß der Alte plötzlich verschwunden war. Nicht einmal seine Frau; oder Ex-Frau muß man ja wohl eher sagen. Sie lebte ja bereits in Boston, als Hodges verschwand.«

»Und was macht ihr jetzt?« fragte Calhoun. »Im *Boston Globe* habe ich gelesen, daß sich inzwischen auch die Bundespolizei in die Ermittlungen eingeschaltet hat.«

»Ach, für die ist das doch auch nur eine Pro-forma-Angelegenheit«, erwiderte Robertson. »Die Sache ist folgendermaßen gelaufen: Der Gerichtsmediziner hat den Staatsanwalt angerufen. Und der Staatsanwalt hat irgendeine junge Assistentin vorbeigeschickt, die die Sache abchecken sollte. Die Assistentin hat dann die Bundespolizei gebeten, ein paar Leute von der Spurensicherung zum Tatort zu schicken. Danach hat dann allerdings ein Kriminalbeamter der Bundespolizei bei mir angerufen. Und dem hab' ich dann erst mal beigebo-gen, daß es pure Zeitverschwendung ist, sich um den Fall zu kümmern und daß wir das außerdem ja auch bereits täten. Wie es weitergeht, mußt du doch besser wissen als ich. Bei einem Fall wie diesem richtet sich die bundesstaatliche Polizei nach ihren Kollegen vor Ort;

es sei denn, irgend jemand macht Druck, zum Beispiel das Büro des Staatsanwalts oder irgendein Politiker. Meine Güte, die Bundespolizei hat sich doch wohl um dringendere Sachen zu kümmern! Und das gleiche gilt auch für uns. Der Mord ist schließlich vor acht Monaten passiert, die Spuren sind doch inzwischen so kalt, kälter geht's nicht mehr.«

»Und an was für einer Sache seid ihr im Moment dran?« fragte Calhoun.

»Zur Zeit hält uns eine Serie von Vergewaltigungen und Überfällen in Trab«, erwiderte Robertson. »Der Täter schlägt immer auf dem Krankenhausparkplatz zu.«

»Habt ihr schon eine Ahnung, wer der Übeltäter sein könnte?« fragte Calhoun. »Nein, noch nicht«, antwortete Robertson. Nachdem Calhoun die Polizeidienststelle verlassen hatte, ging er ein Stück die Main Street hinunter und betrat die Buchhandlung. Die Eigentümerin, Jane Weincoop, war eine gute Freundin von Calhouns Frau gewesen. Calhoun erzählte, er wäre gerade zufällig vorbeigekommen. Nachdem sie ein bißchen geplaudert und die wichtigsten Neuigkeiten ausgetauscht hatten, lenkte Calhoun die Unterhaltung auf Dennis Hodges.

»Die Nachricht, daß man Hodges' Leiche gefunden hatte, ging hier um wie ein Lauffeuer«, sagte Jane. »Wie ich gehört habe, war der Mann nicht gerade beliebt«, bemerkte Calhoun. »Weißt du zufällig, welche Leute sauer auf ihn waren?«

»Warum bist du denn nun wirklich reingekommen?« fragte Jane trocken und grinste. »Aus persönlichen oder aus beruflichen Gründen?«

»Einfach nur aus Neugier«, erwiderte Calhoun und machte eine abwehrende Handbewegung. »Aber ich würde mich trotzdem freuen, wenn du es für dich behalten könntest, daß ich etwas über Hodges wissen wollte.« Eine halbe Stunde später verließ Calhoun die Buchhandlung und schlenderte durch die Mittagssonne; in der Hand hielt er eine Liste mit den Namen von mehr als zwanzig Personen, die Hodges nicht hatten ausstehen können. Auf der Liste standen unter anderem: der Bankdirektor, der Besitzer der Tankstelle in der Nähe

des Interstate Highways, der etwas zurückgebliebene Handwerker, den man in Bartlet für alle möglichen Handlangertätigkeiten engagierte, der Leiter der Polizeidienststelle, über dessen Groll gegen Hodges Calhoun ja bereits Bescheid wußte, sowie etliche Händler und Ladenbesitzer und ein halbes Dutzend Ärzte.

Calhoun war zwar überrascht, wie lang die Liste war, aber unglücklich war er darüber natürlich nicht. Denn je mehr Personen er unter die Lupe nehmen mußte, desto mehr Stunden würde er berechnen können. Als Calhoun die Main Street wieder hinaufging, machte er noch einen Zwischenstop in Harrisons Apotheke. Harley Strombell, der Apotheker, war der Bruder von Calhouns ehemaligem Kollegen, Wendell Strombell. Harley ließ sich von Calhoun ebensowenig an der Nase herumführen wie Jane. Doch auch er versprach, mit niemandem über die Angelegenheit zu reden. Mit Strombells Hilfe konnte Calhoun noch ein paar weitere Namen auf seine Liste setzen. Auch Harley selbst hatte Hodges nicht ausstehen können; darüber hinaus nannte er noch Ned Banks, den Direktor der Kleiderbügelfabrik von Neuengland, Harold Traynor sowie Helen Beaton, die Leiterin des Krankenhauses.

»Aus welchem Grund konnten Sie den Mann denn nicht leiden?« fragte Calhoun.

»Ach, das war mehr eine persönliche Sache«, erwiderte Harley. »Hodges hat sich nicht einmal an die elementarsten Umgangsformen gehalten.« Harley erzählte Calhoun, daß er früher einmal auf dem Gelände des Krankenhauses eine kleine Apotheke gehabt hatte und daß Hodges ihn eines Tages - ohne jede Erklärung oder Vorwarnung - einfach zur Schließung seiner Apotheke gezwungen habe. »Es war mir klar, daß das Krankenhaus, das ja gewaltig expandiert war, eines Tages für die ambulanten Patienten eine eigene Apotheke aufmachen würde«, erklärte Harley. »Da habe ich mir nie etwas vorgemacht. Aber wie Dennis Hodges die Angelegenheit damals geregelt hat - das war einfach mies.«

Als Calhoun die Apotheke verließ, fragte er sich, wie lang seine Liste wohl noch werden würde, bevor er mit der eigentlichen Arbeit beginnen und die Anzahl der zu überprüfenden Leute auf die wirk-

lich Verdächtigen reduzieren konnte. Er hatte inzwischen fünfundzwanzig Namen aufgeschrieben und mußte noch mit einigen seiner Kontaktleute in Bartlet sprechen, bevor seine Liste endlich komplett wäre.

Da die meisten Geschäfte dabei waren zu schließen, wechselte Calhoun die Straßenseite und steuerte auf das Iron Horse Inn zu. Immer wenn er die Gaststätte betrat, kamen sehr schöne Erinnerungen in ihm hoch. Denn das Iron Horse Inn war das Lieblingsrestaurant seiner Frau gewesen; hier hatten sie immer zu besonderen Anlässen, zum Beispiel an Geburtstagen, zu Abend gegessen. Carleton Harris, der Wirt, servierte Calhoun sofort einen *Wild Turkey*. Damit sie miteinander anstoßen konnten, zapfte er sich selbst ein halbes Bier. »Hast du zur Zeit einen interessanten Auftrag?« fragte Carleton, nachdem er sein Bier ausgetrunken hatte. »Ich denke schon«, erwiderte Calhoun und beugte sich ein wenig über die Theke; Carleton kam ihm instinktiv mit dem Kopf entgegen, so daß kein weiterer Kneipengast ihre Unterhaltung mithören konnte.

Während David und Angela sich bettfertig machten, sprach Angela kein Wort und vermied jeden Augenkontakt mit David. David vermutete, daß sie immer noch ärgerlich war, weil sie sich im Keller so sehr über die Masken erschrocken hatte. Da er die schlechte Stimmung nicht ertragen konnte, wollte er sich noch vor dem Schlafengehen mit ihr versöhnen.

»Gehe ich recht in der Annahme, daß du immer noch sauer auf Nikki und mich bist, weil wir dich im Keller so erschreckt haben?« fragte David. »Können wir nicht mal vernünftig darüber reden?«

»Wie kommst du denn darauf, daß ich sauer bin?« fragte Angela unschuldig.

»Ach, komm schon, Angela«, sagte David. »Seit Nikki im Bett ist, hast du kein einziges Wort mehr mit mir gesprochen.«

»Ich bin eben darüber enttäuscht, daß du so etwas getan hast; dabei weißt du doch genau, daß ich wegen der Leiche sowieso schon ganz durcheinander bin. Ich hätte eigentlich etwas mehr Sensibilität von dir erwartet.«

»Aber ich habe doch gesagt, daß es mir leid tut«, erwiderte David. »Ich kann es immer noch nicht fassen, daß du nicht sofort laut losgelacht hast, als du uns gesehen hast. Ich hätte niemals gedacht, daß wir dir einen solchen Schreck einjagen würden. Außerdem sollte das Ganze ja nicht nur ein dummer Streich sein. Ich wollte Nikki damit helfen.«

»Wie meinst du das?« fragte Angela skeptisch. »Sie hat doch immer diese Alpträume gehabt, und da habe ich mir überlegt, daß sie ihre Ängste vielleicht besser überwinden könnte, wenn man die Sache mit ein bißchen Humor anpackt. Und um Nikki die Angst vor dem Keller zu nehmen, mußte ich eben ziemlich listig sein. Und siehe da - es hat geklappt: Sie hat sich so darauf konzentriert, dich mit der Maske zu überraschen, daß sie ihre Angst völlig vergessen hat.«

»Du hättest mich ja wenigstens vorwarnen können.«

»Wie ich schon sagte - ich habe nicht im Traum daran gedacht, daß wir dich so erschrecken würden. Und es war ja auch gerade die Geheimniskrämerei, mit der ich Nikki von ihrer Angst ablenken konnte.«

Angela sah, daß David es ernst meinte und ein schlechtes Gewissen hatte. Sie ging zu ihm hinüber, um ihn zu umarmen. »Es tut mir leid, daß ich so wütend geworden bin«, sagte sie. »Ich bin wohl einfach mit meinen Nerven am Ende. Ich liebe dich.«

»Ich liebe dich auch«, sagte David. »Ich hätte dir wirklich erzählen sollen, was wir mit dir vorhatten. Dann hättest du ja trotzdem so tun können, als wärst du überrascht gewesen. Ich habe eben einfach nicht nachgedacht, weil ich in der letzten Zeit immer so durcheinander bin. Ich bin nämlich auch total mit den Nerven am Ende. Mary Ann Schiller bereitet mir Sorgen. Sie wird auch sterben. Das habe ich irgendwie im Gefühl.«

»Nun warte erst mal ab«, sagte Angela. »Das kann man nie so genau wissen.«

»Na, ich weiß nicht«, erwiderte David. »Komm, laß uns ins Bett gehen. Ich bin sehr müde. Heute morgen bin ich schon um Viertel nach vier aufgewacht und konnte nicht mehr einschlafen. Ich muß immerzu an Mary Ann, an Marjorie und an John denken und habe

dann das Gefühl, daß ich irgend etwas Wichtiges übersehen habe. Vielleicht haben die drei sich ja eine noch unbekannte Viruserkrankung eingefangen. Zu allem Übel habe ich auch noch den Eindruck, daß mir die Hände total gebunden sind. Es ist einfach frustrierend, wenn man bei jeder Konsultierung eines anderen Facharztes oder bei jeder Untersuchung ein schlechtes Gewissen wegen Kelley oder wegen der CMV haben muß. Inzwischen denke ich schon, daß ich die Patienten in meiner Sprechstunde wie am Fließband durchschleusen muß.«

»Du meinst, damit du noch mehr Patienten behandeln kannst?«

David nickte. »Die CMV setzt Kelley immer mehr unter Druck. Und für mich heißt das, daß ich nicht mal mehr ausführlich mit meinen Patienten reden und ihre Fragen beantworten kann - dabei hasse ich ein solches Verhalten wie die Pest. Natürlich ist es nicht schwierig, seine Patienten von oben herab zu behandeln. Aber ich mag es einfach nicht. Ich frage mich, ob die Patienten eigentlich merken, daß sie schlechter behandelt werden. Oft ist es ja so, daß man die wichtigsten Hinweise für eine richtige Diagnose erst dann bekommt, wenn man sich eine Zeitlang mit einem Patienten unterhält und seine spontanen Äußerungen ernst nimmt.«

»Ich muß dir etwas beichten«, sagte Angela plötzlich. »Etwas beichten? Wie meinst du das?« David schaute sie neugierig an.

»Ich habe heute auch etwas gemacht, worüber ich vorher mit dir hätte sprechen sollen.«

»Was denn?«

Angela kuschelte sich unter die Bettdecke und erzählte David, daß sie Phil Calhoun engagiert hatte. Ohne ein Wort zu sagen, starrte David sie an und schaute dann wieder weg. Angela wußte, daß er wütend war. »Zumindest habe ich deinen Rat befolgt und nicht selber weitergeschnüffelt, weil das zu gefährlich ist«, sagte Angela. »Jetzt haben wir einen Profi, der sich um die Angelegenheit kümmert.«

»Woher willst du wissen, daß der Mann ein Profi ist?« fragte David und sah Angela nun doch wieder an. »Er ist ein pensionierter Polizist.«

»Und ich hatte gehofft, daß du wegen dieses Mordes endlich Ruhe

geben würdest«, seufzte David. »Aber nein, du mußt auch noch einen Privatdetektiv engagieren! Du wirfst unser Geld mit vollen Händen zum Fenster hinaus!«

»Die Sache ist mir wirklich wichtig«, rechtfertigte sich Angela. »Wenn du von mir erwartest, daß ich noch länger in diesem Haus lebe, dann solltest auch du ein Interesse daran haben, daß der Mörder bald gefunden wird.«

David seufzte noch einmal und knipste seine Nachttischlampe aus.

Angela wußte, daß sie David wegen Calhoun vorher hätte fragen sollen. Seufzend drehte auch sie sich zur Seite und knipste ihr Licht aus. Auch wenn ihre Vorgehensweise vielleicht Anlaß zur Kritik bot, so war sie doch davon überzeugt, daß es eine gute Idee gewesen war, Calhoun zu engagieren.

Die beiden hatten ihre Lampen kaum ausgeschaltet, als sie durch ein lautes Krachen aufgeschreckt wurden; Rusty fing sofort an zu bellen.

Angela knipste ihr Licht wieder an und sprang aus dem Bett. David folgte ihr. Sie schnappten sich ihre Bademäntel und gingen in den Flur. David schaltete auch dort das Licht an und sah, daß Rusty auf der obersten Treppenstufe stand und mit seinen wachsamem Augen auf den dunklen Flur im Erdgeschoß starrte. Dabei knurrte er wütend. »Hast du vorhin nachgesehen, ob die Haustür abgeschlossen war?« flüsterte Angela.

»Ja«, erwiderte David. Er ging zu Rusty und klopfte ihm beruhigend auf den Kopf. »Was hast du denn, mein Junge?«

Rusty lief die Treppe hinunter und blieb bellend vor der Haustür stehen. David folgte ihm, während Angela oben auf dem Treppenabsatz wartete. David schloß die Haustür auf. »Sei vorsichtig«, rief Angela ihm warnend zu. »Setz dir doch einfach eine von den Halloween-Masken auf«, schlug David vor. »Damit könnten wir dem Störenfried bestimmt einen ordentlichen Schrecken einjagen.«

»Ich finde das überhaupt nicht witzig«, erwiderte Angela. David war jetzt auf der Veranda; mit einer Hand hielt er Rusty am Halsband fest. Der Himmel war sternenklar, und der Mond schien so hell, daß man bis zur Straße hinunter sehen konnte. Doch David konnte nichts

Außergewöhnliches entdecken.

»Komm, Rusty«, sagte David zu dem Hund, als er sich umdrehte, um wieder ins Haus zu gehen. Da sah er den Zettel, den jemand an die Tür genagelt haben mußte. Er nahm ihn ab und las die mit Schreibmaschine geschriebenen Worte: »Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten! Hodges geht Sie nichts an.« David schloß die Tür hinter sich, ging die Treppe wieder hinauf und gab Angela den Zettel. Sie folgte David ins Schlafzimmer.

»Ich bringe diese Nachricht zur Polizei«, sagte Angela. »Womöglich hat die Polizei ja selbst den Zettel an unsere Haustür genagelt«, bemerkte David, während er wieder in sein Bett kroch und das Licht ausknipste. Auch Angela legte sich wieder ins Bett. Rusty trottete gemächlich den Flur entlang und leistete Nikki Gesellschaft, die offensichtlich nicht wach geworden war. »Jetzt bin ich hellwach«, klagte David. »Ich auch«, erwiderte Angela.

Dann klingelte auch noch das Telefon. David nahm sofort den Hörer ab. Angela knipste das Licht wieder an und beobachtete ihren Mann. Während er der Stimme am anderen Ende der Leitung lauschte, zog er ein betrübtes Gesicht. Dann legte er auf.

»Mary Ann Schiller hat einen weiteren Krampf bekommen und ist gestorben«, sagte er. »Ich habe dir ja prophezeit, daß das passieren würde.« David vergrub das Gesicht in seinen Händen. »Ob es wohl jemals wieder einfacher für mich werden wird?« Er wischte sich die Tränen aus den Augen, stand auf und zog sich an. Angela begleitete ihn zur hinteren Tür. Nachdem sie David einen Abschiedskuß gegeben hatte, schloß sie die Tür wieder ab und sah den Rücklichtern des Volvos nach, bis sie in der Dunkelheit verschwunden waren.

Als Angela aus dem Vorraum in die Küche trat, sah sie im Geiste noch einmal, wie das Luminol-Spray ihren Küchentisch gespenstisch zum Leuchten gebracht hatte. Sie schüttelte sich. Es war für sie eine Qual, die Nacht in dem großen, alten Haus ohne David verbringen zu müssen.

Im Krankenhaus lernte David den Mann von Mary Ann kennen. Er saß zusammen mit seinem etwa vierzehnjährigen Sohn Matt und den

Eltern von Mary Ann in dem gegenüber der Intensivstation gelegenen Aufenthaltsraum; sie unterhielten sich leise und versuchten, sich gegenseitig zu trösten. Genau wie die Angehörigen der Familien Kleber und Tarlow bedankten sie sich bei David für seine Bemühungen. Keiner von ihnen beklagte sich oder sagte ein böses Wort.

»Wir haben sie immerhin länger behalten können, als Dr. Mieslich nach seiner ersten Diagnose vermutet hatte«, sagte Donald. Seine Augen waren gerötet und seine Haare so zerzaust, als ob er gerade aus dem Schlaf gerissen worden wäre. »Sie hatte ja sogar wieder angefangen, in der Bibliothek zu arbeiten.«

David sprach der Familie sein Beileid aus und versuchte sie damit zu trösten, daß Mary Ann wenigstens nicht gelitten hatte. Doch David gestand den Trauernden auch, daß er selbst nicht so richtig wisse, was eigentlich die Ursache für den schweren Krampfanfall der Verstorbenen gewesen sei.

»Sie haben die Krämpfe nicht erwartet?« fragte Donald. »Nein, ganz und gar nicht«, antwortete David. »Vor allem nicht, als ich nach der Kernspintomographie gesehen habe, daß Mary Ann keinen Tumor hatte.« Die Angehörigen nickten, als ob sie Davids Erklärung verstanden hätten. David fragte, ob sie einer Autopsie zustimmen würden; damit widersetzte er sich schon wieder den Anweisungen von Kelley. Er erklärte Donald, daß man dann einige offene Fragen vielleicht würde klären können. »Ich weiß nicht«, zögerte Donald und sah seine Schwiegereltern an, doch die schienen genauso unentschlossen. »Denken Sie darüber nach«, schlug David vor. »Wir behalten Mary Ann solange hier.«

David war völlig niedergeschlagen, als er die Intensivstation verließ. Anstatt sofort wieder nach Hause zu fahren, ging er in das Schwesternzimmer in der zweiten Etage. Zu dieser nächtlichen Stunde war es überall ruhig. Um sich abzulenken, zog er die Patientenakte von Jonathan Eakins aus dem Regal. Als er gerade darin blätterte, kam die Nachtschwester ins Zimmer und berichtete David, daß Mr. Eakins wach sei und fernsehe. David ging hinüber zu Jonathans Zimmer und steckte den Kopf durch die Tür. »Ist alles in Ordnung?« fragte David. »Na, Sie sind aber ein engagierter Arzt«, erwiderte

John und lächelte. »Sie scheinen wohl hier zu wohnen.«

»Hat Ihr Herz auch weiterhin regelmäßig geschlagen?« fragte David.

»Wie eine Uhr«, erwiderte Jonathan. »Wann kann ich denn nach Hause gehen?«

»Wahrscheinlich schon morgen«, antwortete David. »Wie ich sehe, hat man Ihnen ein anderes Bett gegeben.«

»Ja«, erwiderte Jonathan. »Das alte konnten sie offenbar nicht mehr reparieren. Vielen Dank, daß Sie ein bißchen nachgeholfen haben. Meine eigene Beschwerde ist ja nur auf taube Ohren gestoßen.«

»Keine Ursache«, sagte David. »Dann bis morgen früh.« David verließ das Krankenhaus und stieg in sein Auto. Gedankenverloren startete er den Motor, fuhr aber noch nicht los. Innerhalb einer Woche waren völlig unerwartet drei seiner Patienten gestorben - und all diese Patienten waren noch vor kurzer Zeit, als sie bei anderen Ärzten in Behandlung gewesen waren, gesund und munter gewesen. Wieder einmal überfielen David Zweifel, ob er überhaupt für den Arztberuf geeignet war. Vielleicht würden diese drei Patienten noch leben, wenn sie von einem anderen Arzt behandelt worden wären. Da er schlecht die ganze Nacht auf dem Krankenhausparkplatz verbringen konnte, legte David schließlich einen Gang ein und fuhr nach Hause. Überrascht stellte er fest, daß im Wohnzimmer Licht brannte. Als er den Wagen im Hof abgestellt hatte, öffnete Angela ihm schon die Tür. In der Hand hielt sie eine medizinische Fachzeitschrift.

»Ist alles in Ordnung mit dir?« fragte sie, während sie David hereinließ und die Tür wieder abschloß. »Geht so«, grummelte David. »Warum bist du noch auf?«

»Ich konnte unmöglich wieder einschlafen, nachdem du das Haus verlassen hattest«, sagte Angela, während sie vor ihm in die Küche ging. »Dieser Zettel läßt mir keine Ruhe. Ich habe die ganze Zeit nachgedacht. Da du ja bestimmt noch häufiger mitten in der Nacht ins Krankenhaus fahren mußt, will ich in Zukunft ein Gewehr im Haus haben.«

David schaute Angela entgeistert an. »In unserem Haus wird es keine Waffen geben!« stellte er aufgebracht klar. »Du kennst die

Statistiken genauso gut wie ich, und du weißt, wie gefährlich es ist, ein Gewehr zu besitzen, wenn Kinder im Haus sind.«

»Diese Statistiken geben keinerlei Aufschluß über Arztfamilien, die ein einziges, ausgesprochen intelligentes Kind haben«, konterte Angela. »Ich werde dafür sorgen, daß Nikki genau versteht, wie die Waffe funktioniert und wie gefährlich sie ist.«

David ging zur Treppe. »Ich bin total erschöpft. Laß uns jetzt bitte nicht weiter darüber diskutieren.«

»Okay«, sagte Angela und folgte ihm nach oben. David duschte noch einmal und ging dann ins Schlafzimmer. Angela las in einer pathologischen Fachzeitschrift, denn auch sie war noch immer hellwach. »Gestern abend hast du nach dem Essen gesagt, daß du mir gerne helfen würdest, wenn du das irgendwie könntest«, sagte David. »Erinnerst du dich?«

»Natürlich erinnere ich mich«, erwiderte Angela. »Vielleicht kannst du mir tatsächlich bald eine große Hilfe sein«, fuhr David fort. »Vor einer Stunde habe ich die Angehörigen von Mary Ann gefragt, ob sie einer Autopsie zustimmen würden. Sie wollen darüber nachdenken und mir morgen Bescheid geben.«

»Aber die Familie kann doch gar keine Autopsie verlangen«, erwiderte Angela. »Das Krankenhaus weigert sich strikt, an CMV-Patienten Autopsien vorzunehmen.«

»Ich weiß«, sagte David. »Aber du könntest die Untersuchung doch auch so durchführen.« Angela dachte einen Augenblick darüber nach. »Ja, vielleicht wäre das eine Möglichkeit«, murmelte sie. »Morgen ist schließlich Sonntag, und dann ist das Labor nur für dringende Fälle geöffnet.«

»Genau daran habe ich auch gedacht«, bemerkte David. »Ich könnte ja morgen früh mit dir ins Krankenhaus fahren und mit der Familie sprechen«, schlug sie vor; sie war zusehends angetan von Davids Idee. »Das wäre wirklich nett von dir«, sagte David. »Wenn du irgendeine Ursache für den plötzlichen Tod von Mary Ann feststellen könntest, dann würde ich mich mit Sicherheit sehr viel wohler fühlen.«

Kapitel 17

Sonntag, 24. Oktober

David und Angela fühlten sich am nächsten Morgen ziemlich zerschlagen. Nikki hingegen war gut ausgeschlafen; sie hatte keinen Alptraum gehabt und freute sich auf den neuen Tag.

Sonntags standen die Wilsons immer früh auf, um in die Kirche zu gehen. Danach kehrten sie normalerweise zum Brunch im Iron Horse Inn ein.

Es war Angelas Vorschlag gewesen, regelmäßig am Gottesdienst teilzunehmen. Sie war zwar nicht besonders religiös, dachte aber, daß eine aktive Beteiligung am kirchlichen Gemeindeleben dazu beitragen könnte, schneller Kontakt zu den Einwohnern zu finden. Sie hatten sich darauf geeinigt, die Gottesdienste in der Methodisten-Kirche zu besuchen; die Kirche lag mitten im Stadtpark, und sie zog weit mehr Menschen an als die anderen Kirchen in Bartlet.

»Können wir heute nicht mal zu Hause bleiben?« maulte David an diesem Morgen. Er saß auf der Bettkante und hatte größte Mühe, sich anzuziehen, weil seine Finger vor Kälte ganz steif waren. Obwohl er erst sehr spät ins Bett gegangen war, war er schon wieder vor Sonnenaufgang aufgewacht. Er hatte sich dann mehrere Stunden lang herumgewälzt und war gerade erst wieder eingeschlafen, als Nikki und Rusty lärmend ins Schlafzimmer gestürzt waren.

»Nikki wird enttäuscht sein, wenn wir nicht in die Kirche gehen«, rief Angela ihm aus dem Badezimmer zu. David gab sich geschlagen und zog sich weiter an. Eine halbe Stunde später stiegen die Wilsons in ihren Volvo und fuhren ins Zentrum. Aus Erfahrung wußten sie, daß sie ihr Auto am besten vor dem Iron Horse Inn parkten und dann zu Fuß durch den Park zur Kirche gingen. Denn in der Nähe der Kirche gab es am Sonntag regelmäßig einen Kampf um die Parkplätze, so daß ein Polizist den Verkehr regeln mußte.

An diesem Morgen hatte es Wayne Robertson getroffen, die Rolle

des Verkehrspolizisten zu übernehmen. Mit einer Trillerpfeife im Mund stand er auf der Straße und gab den Autofahrern Anweisungen.

»Das trifft sich ja gut«, sagte Angela, als sie Robertson erblickte. »Wartet mal kurz auf mich.« Bevor David sie zurückhalten konnte, stürmte Angela davon und ging, den Zettel mit der anonymen Nachricht in der Hand, auf den Polizisten zu.

»Entschuldigen Sie bitte«, begann Angela. »Ich möchte Ihnen unbedingt etwas zeigen. In der vergangenen Nacht, als wir schon im Bett lagen, hat irgendjemand diesen Zettel an unsere Tür genagelt.« Sie reichte Robertson den Papierfetzen und wartete, die Arme in die Hüften gestemmt, auf seine Antwort.

Robertson ließ die Trillerpfeife aus seinem Mund fallen; sie war an einer Kordel befestigt, die um seinen Nacken hing. Er las die Nachricht und gab Angela den Zettel wieder zurück. »Ein guter Ratschlag. Ich empfehle Ihnen, sich daran zu halten.«

Angela lachte verächtlich. »Ich habe Sie nicht gefragt, was Sie von der Nachricht halten«, fuhr sie ihn an. »Ich verlange von Ihnen, daß Sie herausfinden, wer diesen Zettel an unsere Tür genagelt hat.«

»Aha«, murmelte Robertson und kratzte sich am Kopf. »Viele Besonderheiten kann man ja nicht gerade erkennen, außer daß die Nachricht offenbar auf einer neunzehnhundertzweiundfünfzig hergestellten Schreibmaschine der Marke Smith Corona getippt wurde, bei der das kleine ›o‹ nicht richtig funktioniert.« Einen Augenblick lang dachte Angela, daß sie Robertson unterschätzt hatte. Doch dann wurde ihr klar, daß der Polizist sich über sie lustig machte.

»Ich bin sicher, daß Sie wie immer Ihr Bestes tun werden«, sagte Angela sarkastisch. »Aber wenn ich mir ansehe, wie schlampig Sie im Fall Hodges ermitteln, kann man von Ihnen wohl keine Wunder erwarten.« Das laute Hupen und das Geschrei der genervten Autofahrer sorgte dafür, daß Robertson seine Aufmerksamkeit wieder dem Verkehr zuwandte. Er zischte Angela noch zu: »Sie und Ihre Familie sind neu hier in Bartlet. Sie sollten lieber zweimal darüber nachdenken, bevor Sie sich in Dinge einmischen, die Sie nichts angehen. Das würde Ihnen eine Menge Ärger ersparen!«

»Bis jetzt sind Sie eigentlich der einzige gewesen, der mich geärgert hat«, erwiderte Angela. »Wie ich übrigens gehört habe, sind Sie einer von denen, die nicht besonders traurig darüber sind, daß Hodges tot ist. Man munkelt, daß Sie den alten Hodges für den Tod Ihrer Frau verantwortlich gemacht haben.«

Robertson kümmerte sich jetzt nicht mehr um den Verkehr und wandte sich Angela zu. Seine Pausbacken waren knallrot angelaufen. »Was haben Sie da gerade gesagt?« fragte er wütend.

Doch genau in diesem Moment zog David seine Frau beiseite.

Als sie weit genug von Robertson entfernt waren, packte David seine Frau an den Schultern. »Was ist eigentlich in dich gefahren?« schnauzte er sie an. »Es hat doch überhaupt keinen Sinn, diesen Mann so auf die Palme zu bringen. Er hat ein Problem, mit dem er nicht fertig wird. Ich weiß ja, daß du zum Dramatisieren neigst - aber es geht einfach zu weit, daß du den Mann so provozierst!«

»Er hat sich über mich lustig gemacht«, rechtfertigte sich Angela.

»Hör endlich auf!« raunzte David. »Du benimmst dich ja wie ein kleines Kind!«

»Robertson hat die Aufgabe, uns zu beschützen«, giftete Angela. »Es ist seine Pflicht, für Recht und Ordnung zu sorgen. Aber in Wirklichkeit interessiert er sich weder für die anonyme Drohung gegen uns noch für die Aufklärung des Mordes.«

»Jetzt beruhige dich doch!« sagte David. »Die Leute gucken schon, weil du ein solches Theater veranstaltest.« Angela sah sich um. Tatsächlich waren etliche Leute stehengeblieben und starrten sie an.

Angela setzte einen selbstbewußten Blick auf, steckte den Zettel in ihr Portemonnaie und nahm Nikki bei der Hand. »Komm«, sagte sie. »Wir wollen nicht zu spät zum Gottesdienst kommen.«

David und Angela hatten Alice Doherty gebeten, am Nachmittag auf Nikki und Caroline aufzupassen; als sie eintraf, fuhren die beiden zum Krankenhaus. Nikki hatte Caroline nach dem Gottesdienst getroffen, und sie waren gemeinsam ins Iron Horse Inn gegangen. In der Eingangshalle des Krankenhauses trafen David und Angela Donald Schiller und dessen Schwiegereltern, die Josephsons. Sie saßen

rechts neben dem Eingang auf einer Bank und unterhielten sich über das Für und Wider einer Autopsie.

»Mein Mann hat Sie gestern um die Erlaubnis gebeten, an der verstorbenen Mrs. Schiller eine Autopsie vornehmen zu dürfen«, sagte Angela. »Ich bin heute mitgekommen, um Ihnen zu sagen, daß ich die Untersuchung durchführen würde, sofern wir Ihre Zustimmung bekommen. Da weder das Krankenhaus noch die CMV bereit ist, die Kosten für eine Autopsie zu übernehmen, biete ich Ihnen an, die Untersuchung kostenlos und in meiner freien Zeit durchzuführen. Anhand der Ergebnisse könnten wir ein paar wichtige Dinge erfahren.«

»Das ist wirklich sehr großzügig von Ihnen«, sagte Donald. »Wir waren uns heute morgen noch nicht sicher, wie wir uns entscheiden sollten. Aber nachdem wir jetzt mit Ihnen gesprochen haben, glaube ich, daß wir zustimmen sollten.« Donald sah seine Schwiegereltern an, und sie nickten. »Ich glaube auch, daß wir damit in Mary Anns Sinn handeln, denn sie hätte anderen Menschen mit Sicherheit helfen wollen.«

»Ja, die Ergebnisse könnten durchaus auch für andere Patienten von Nutzen sein«, bemerkte Angela. David hatte eigentlich vorgehabt, Angela bei der Untersuchung zu assistieren, doch Angela merkte schnell, daß ihr Mann der Situation nicht gewachsen war. War David sowieso schon nicht daran gewöhnt, bei Autopsien zuzusehen, so machte es ihm besonders schwer zu schaffen, daß nun auch noch die Leiche einer Patientin vor ihm aufgebahrt war, die er noch am Tag zuvor behandelt hatte. »Geh doch einfach nach oben und schau bei deinen Patienten vorbei«, schlug Angela vor, als sie mit der Untersuchung beginnen wollte.

»Glaubst du wirklich, du schaffst es alleine?« fragte David. Angela nickte. »Ich rufe dich, wenn ich fertig bin. Dann kannst du mir helfen, die Leiche wieder nach unten zu bringen.«

»Danke«, sagte David. Bevor er die Tür erreicht hatte, drehte er sich noch einmal um. »Sei bitte vorsichtig. Denk immer daran, daß wir es vielleicht mit einer noch unbekannten Viruserkrankung zu tun haben. Würdest du bitte auch eine komplette toxikologische Untersuchung durchführen?«

»Warum eine toxikologische Untersuchung?« fragte Angela.

»Ich will eben nichts außer acht lassen«, erwiderte David. »Tu mir den Gefallen, okay?«

»Gut«, sagte Angela. »Jetzt aber raus mit dir!« Sie nahm ihr Skalpell und wandte sich der Leiche zu. Nachdem David die Tür des Autopsieraumes hinter sich geschlossen hatte, zog er seinen Kittel wieder aus und legte Mundschutz und Haube beiseite. Erleichtert darüber, daß Angela auch ohne ihn zurechtkam, verließ er das Labor und ging hinauf zur Krankenstation. Nachdem das Pflegepersonal ihm noch einmal bestätigt hatte, daß bei Jonathan Eakins keine weiteren Herzrhythmusstörungen aufgetreten waren, wollte David ihn eigentlich nach Hause entlassen. Doch als er Jonathans Zimmer betrat, mußte er seine Absicht schnell revidieren. Jonathan, der ihn sonst immer so fröhlich begrüßt hatte, wirkte heute vollkommen depressiv. Er teilte David mit, daß er sich entsetzlich fühle.

Nach den jüngsten Ereignissen schrillten bei David alle Alarmglocken. Sein Mund wurde auf der Stelle trocken, und er spürte, wie ein Adrenalinstoß durch seinen Körper jagte. Ängstlich fragte er Jonathan nach dessen Beschwerden, doch er kannte die Antwort bereits. »Mir tut einfach alles weh«, klagte Jonathan. Sein Gesicht war eingefallen, und seine Augen hatten jeden Glanz verloren. In seinen Mundwinkeln klebte angetrockneter Speichel. »Zuerst habe ich Krämpfe bekommen, danach ist mir ganz schlecht geworden, und dann ist auch noch der Durchfall dazugekommen. Außerdem habe ich überhaupt keinen Appetit mehr, und ich muß immerzu schlucken.«

»Wie meinen Sie das?« fragte David. »Warum müssen Sie immer schlucken?«

»In meinem Mund bildet sich ständig neuer Speichel«, erklärte Jonathan. »Entweder muß ich ihn runterschlucken, oder ich muß ihn ausspucken.« Verzweifelt versuchte David, die Symptome zuzuordnen.

Irgendwann während seines Medizinstudiums hatte man ihm sicher beigebracht, worauf verstärkter Speichelfluß hinweisen konnte. Auf einmal fiel bei ihm der Groschen; verstärkter Speichelfluß galt als

Symptom für eine Quecksilbervergiftung.

»Haben Sie gestern abend etwas Seltsames gegessen?« fragte David.

»Nein«, erwiderte Jonathan. »Und wo ist Ihre Venenkanüle geblieben?«

»Die ist doch gestern auf Ihre Anweisung hin entfernt worden«, antwortete Jonathan.

David überlegte angestrengt. Mit Ausnahme des Speichelflusses litt Jonathan an den gleichen Symptomen wie Marjorie, John und Mary Ann.

»Was habe ich denn?« fragte Jonathan. Er spürte, daß David sehr aufgeregt war. »Es ist doch nichts Ernstes, oder?«

»Ich hatte Sie eigentlich nach Hause schicken wollen«, erwiderte David, um Jonathans Frage nicht beantworten zu müssen. »Aber wenn Sie sich so schlecht fühlen, behalten wir Sie wohl lieber noch ein paar Tage hier.«

»Wie Sie meinen«, erwiderte Jonathan. »Aber eines müssen Sie mir versprechen: Am nächsten Wochenende ist mein Hochzeitstag - und den will ich auf keinen Fall im Krankenhaus verbringen.«

Vollkommen durcheinander eilte David ins Schwesternzimmer. Es konnte doch unmöglich schon wieder einer seiner Patienten sterben. Das war doch einfach ausgeschlossen. Jede Wahrscheinlichkeitsrechnung sprach dagegen.

David ließ sich auf einen Stuhl fallen und nahm sich noch einmal Jonathans Akte vor. Er studierte sorgfältig alle Befunde und Notizen und las auch genau, was die Krankenschwester in der Nacht hinzugefügt hatte. Dabei fiel ihm auf, daß Jonathan an diesem Morgen eine Temperatur von 37,5 Grad gehabt hatte. David war sich nicht sicher, ob er dieser leicht erhöhten Temperatur schon Bedeutung beimessen sollte. Es handelte sich um einen Grenzfall. Er ging wieder in Jonathans Zimmer und setzte sich auf die Bettkante, um ihn abzuhorchen. Seine Lunge schien vollkommen frei zu sein.

David war unschlüssig, was er als nächstes tun sollte; irgend etwas mußte er unternehmen - das war klar. Er ging zurück ins Schwesternzimmer und überlegte. Dann griff er zum Telefon. Obwohl er

genau wußte, daß er wieder Ärger mit Kelley und mit der CMV bekommen würde, rief er Dr. Mieslich und Dr. Hasselbaum an und bat die beiden, sofort herzukommen. David berichtete ihnen, daß er einen Patienten habe, der in einem sehr frühen Stadium die gleichen Symptome aufweise wie seine drei Patienten, die in der vergangenen Woche gestorben waren. Während David auf die beiden Ärzte wartete, ordnete er eine ganze Reihe von Untersuchungen an. Obwohl es durchaus möglich war, daß Jonathan am nächsten Tag aufwachen und sich rundum gesund fühlen würde, wollte David kein Risiko eingehen. Sein Gefühl sagte ihm, daß Jonathan bereits mit dem Tode rang, und in der letzten Zeit hatte David mit seiner Intuition nie falsch gelegen. Dr. Hasselbaum kam als erster. Nachdem er sich kurz mit David beraten hatte, verschwand er in Jonathans Zimmer. Kurz darauf traf auch Dr. Mieslich ein. Da Jonathan früher einmal bei ihm in Behandlung gewesen war, hatte er sämtliche Unterlagen von damals mitgebracht. David und Dr. Mieslich gingen die Akte von vorne bis hinten durch. Nachdem Dr. Hasselbaum seine Untersuchungen abgeschlossen hatte, gesellte er sich zu David und Dr. Mieslich ins Schwesternzimmer.

Überraschend stand auf einmal Kelley in der Tür. »Dr. Wilson«, sagte er. »Dürfte ich Sie kurz bitten, mit mir in den Aufenthaltsraum zu kommen? Ich habe mit Ihnen zu reden.«

»Das geht im Augenblick nicht«, erwiderte David. »Wir sind mitten in einer wichtigen Besprechung.«

»Ich fürchte, ich muß darauf bestehen, daß wir uns jetzt unterhalten«, insistierte Kelley, während er David bei der Schulter packte. David schob Kelleys Hand weg. Er konnte es nicht ertragen, von diesem Mann berührt zu werden. »Ich werde den Patienten in der Zwischenzeit untersuchen«, sagte Dr. Mieslich. Er stand auf und verließ das Schwesternzimmer.

»Und ich kann derweil meine Empfehlung zu Papier bringen«, sagte Dr. Hasselbaum, während er einen Kugelschreiber aus seiner Jackentasche zog und noch einmal einen Blick in Jonathans Akte warf. »In Ordnung«, grummelte David und erhob sich. »Gehen wir, Mr. Kelley.«

Kelley ging über den Flur und betrat den Aufenthaltsraum. Als auch David im Zimmer war, schloß Kelley die Tür.

»Ich nehme an, daß Sie Helen Beaton, die Leiterin des Krankenhauses, bereits kennengelernt haben«, begann Kelley. »Und auch Mr. Michael Caldwell, unser Verwaltungschef, dürfte Ihnen bekannt sein.« Während er sprach, zeigte er auf Beaton und Caldwell, die nebeneinander auf einem Sofa saßen.

»Ja, natürlich«, erwiderte David. An Caldwell erinnerte er sich noch gut, denn bei ihm hatte Angela sich damals vorgestellt; Helen Beaton hatte er gelegentlich auf diversen Veranstaltungen des Krankenhauses gesehen. David reichte beiden die Hand zur Begrüßung. Weder Beaton noch Caldwell machten sich die Mühe aufzustehen. Nachdem Kelley Platz genommen hatte, holte sich auch David einen Stuhl heran.

Mit einem ungunstigen Gefühl im Bauch betrachtete David die Gesichter der vor ihm sitzenden Krankenhaus-Manager. Daß er erneut mit Kelley aneinandergeraten würde, hatte er befürchtet; er vermutete, daß es ihm wegen der Autopsie an Mary Ann Schiller an den Kragen gehen sollte. Wahrscheinlich waren deshalb auch Beaton und Caldwell herbestellt worden. David hoffte inständig, daß wenigstens Angela keine Probleme bekäme. »Ich will ganz offen mit Ihnen reden«, begann Kelley. »Sie fragen sich wahrscheinlich, wieso wir so schnell auf die Maßnahmen reagieren können, die Sie wegen Ihres Patienten Jonathan Eakins eingeleitet haben.« David traute seinen Ohren nicht: Wieso wußten die drei schon über Jonathan Bescheid; er hatte doch gerade erst damit begonnen, die Symptome seines Patienten genauer abzuchecken.

»In unserem Krankenhaus gibt es eine Koordinatorin, die für Effizienz und rationelles Wirtschaften zuständig ist«, erklärte Kelley. »Diese Frau hat uns angerufen, nachdem sie von den Schwestern auf Ihrer Station einen Hinweis erhalten hat; die Schwestern hatten natürlich eine entsprechende Anweisung bekommen. Effizienz und rationelles Wirtschaften hat für uns oberste Priorität! Wir sehen uns nun wirklich gezwungen, uns in Ihre Arbeit einzumischen. Ich habe Sie doch bereits mehrfach darauf hingewiesen, daß Sie zu häufig

Fachärzte hinzuziehen - und meistens auch noch solche, die nicht bei der CMV unter Vertrag stehen.«

»Außerdem geben Sie viel zu viele Laboruntersuchungen in Auftrag«, fügte Beaton hinzu.

»Und nicht zu vergessen die unzähligen diagnostischen Tests, die Sie ständig veranlassen«, ergänzte Caldwell. David starrte die drei Manager fassungslos an. Diese hielten seinem Blick stand und taten, als hätten sie nichts Böses gesagt. Sie fühlten sich offensichtlich so, als hätten sie gerade auf dem Richterstuhl Platz genommen, um ihr Urteil zu verkünden. David hingegen hatte das Gefühl, vor einem Inquisitionsgericht zu stehen. Er wurde wegen Ketzerei verurteilt, weil er gegen die ökonomischen Vorschriften im Gesundheitswesen verstoßen hatte. Und unter den Inquisitoren war kein einziger Arzt. »Wir möchten Sie daran erinnern, daß Ihr Patient Eakins schon wegen Prostata-Krebs behandelt wurde«, fuhr Kelley fort.

»Wir können nicht länger mitansehen, daß Sie so viele überflüssige Tests durchführen lassen«, schimpfte Beaton. »Das ist absolut überflüssig!« fügte Caldwell hinzu. »Sie haben bei drei Patienten sündhaft teure Untersuchungen durchführen lassen, obwohl sie bereits im Sterben lagen.« David war vollkommen durcheinander. Nachdem drei von seinen Patienten gestorben waren, hatte er seine Kompetenz als Arzt ohnehin schon in Frage gestellt; die kleinliche Kritik der Verwaltungsmanager fand er unerträglich. »Ich habe mich in erster Linie gegenüber meinen Patienten zu verantworten«, erwiderte David. »Und nicht gegenüber irgendeiner Organisation oder Institution.«

»Wir haben zwar Verständnis für Ihre Philosophie«, sagte Beaton, »aber es ist genau diese Philosophie, die zu der derzeitigen Krise im Gesundheitswesen geführt hat. Sie müssen ein bißchen weiterdenken! Unsere Verpflichtung gilt der Gemeinschaft aller Patienten. Es ist einfach nicht möglich, jedem Patienten alle erdenklichen Heilmethoden angedeihen zu lassen. Was heutzutage gefragt ist, ist ein gutes Urteilsvermögen, damit die begrenzten Ressourcen so sinnvoll wie möglich eingesetzt werden können.«

»David«, schaltete sich Kelley nun wieder ein, »es ist einfach eine

Tatsache, daß Sie wesentlich mehr Hilfsmittel und Zusatzdienstleistungen in Anspruch nehmen als Ihre Kollegen.«

Für einen Moment herrschte Schweigen. David wußte nicht, was er erwidern sollte. »Ich befürchte, daß die Patienten, über die wir hier sprechen, an einer noch unbekannten Infektionskrankheit gestorben sind. Wenn das der Fall ist, wäre es katastrophal, wenn man den Erreger nicht feststellen würde.«

Beaton, Caldwell und Kelley sahen sich an; nachdem zunächst keiner eine passende Antwort parat hatte, zuckte Beaton schließlich mit den Schultern und sagte: »Wenn das so ist, dann bin ich überfragt, das muß ich gestehen.«

»Dazu kann ich natürlich auch nichts sagen«, bemerkte Caldwell.

»Der Spezialist für Infektionskrankheiten ist doch gerade auf der Station«, sagte Kelley. »Da die CMV ihn nun sowieso schon bezahlen muß, können wir ihn ja auch nach seiner Meinung fragen.«

Kelley verließ den Raum und kam kurz darauf mit Dr. Martin Hasselbaum und mit Dr. Clark Mieslich zurück. Nachdem alle Anwesenden miteinander bekannt gemacht worden waren, wurde Dr. Hasselbaum befragt, ob er glaube, daß die drei bereits verstorbenen Patienten von David unter Umständen einer noch unbekannten Infektionskrankheit zum Opfer gefallen seien und ob womöglich auch Mr. Eakins an dieser Krankheit leide. »Das bezweifle ich stark«, erwiderte Dr. Hasselbaum. »Wir haben keinerlei Anzeichen entdeckt, die auf eine Infektionskrankheit hinweisen. Obwohl alle drei an einer Lungenentzündung litten, glaube ich, daß diese wohl eher durch den schlechten Allgemeinzustand der Patienten verursacht wurde. In den drei Fällen war der Krankheitserreger ein bekannter pathogener Keim.« Danach fragte Kelley die beiden Fachärzte, welche Behandlung sie im Falle Eakins empfehlen würden. »Ich würde zunächst nur die Symptome behandeln«, erwiderte Dr. Mieslich und sah dabei seinen Kollegen, Dr. Hasselbaum, an.

»Das ist auch meine Empfehlung«, fügte dieser hinzu. »Sie haben beide gesehen, wie lang die Liste der diagnostischen Tests ist, die Dr. Wilson angeordnet hat«, sagte Kelley. »Sind Sie der Meinung, daß all diese Tests zum jetzigen Zeitpunkt unbedingt notwendig sind?«

Dr. Mieslich und Dr. Hasselbaum sahen sich an. Dr. Hasselbaum antwortete als erster: »Wenn Mr. Eakins mein Patient wäre, würde ich noch abwarten. Es kann durchaus sein, daß es ihm morgen früh wieder besser geht.«

»Dieser Meinung schließe ich mich an«, sagte Dr. Mieslich.

»Dann sind wir uns also einig«, stellte Kelley fest. »Haben Sie noch etwas zu sagen, Dr. Wilson?« Nachdem sich alle zum Abschied die Hände geschüttelt und sich angelächelt hatten, als sei nichts gewesen, löste sich die Versammlung auf. Doch David war vollkommen verwirrt; er fühlte sich gedemütigt und deprimiert. Er ging zurück ins Schwesternzimmer und machte die meisten seiner Anweisungen rückgängig. Dann schaute er noch einmal bei Jonathan vorbei.

»Danke, daß Sie mich von so vielen Experten untersuchen lassen«, sagte Jonathan.

»Wie fühlen Sie sich denn jetzt?« fragte David. »Ich weiß nicht«, erwiderte Jonathan. »Vielleicht ein bißchen besser.«

Als David anschließend den Autopsieraum betrat, sah er, daß er genau zur rechten Zeit gekommen war. Angela hatte gerade mit dem Aufräumen begonnen. Gemeinsam brachten sie Mary Ann zurück in die Leichenhalle. Angelas Mitteilungsbedürfnis hielt sich in Grenzen. »Ich habe kaum etwas entdeckt«, gestand sie. »Das Gehirn war in Ordnung?« fragte David. »Ja, ich habe nichts Auffälliges gesehen«, antwortete Angela. »Aber vielleicht entdecke ich ja unter dem Mikroskop noch irgend etwas.«

»Hat sie Tumore gehabt?« fragte David. »Ich glaube, da war ein winzig kleines Geschwür am Blinddarm«, sagte Angela. »Aber auch das weiß ich erst genau, wenn ich das Gewebe unter dem Mikroskop untersucht habe.«

»Dann ist dir also nichts aufgefallen, das als unmittelbare Todesursache in Betracht kommen könnte?« fragte David. »Nur die Lungenentzündung.« David nickte. Das hatte er auch vorher schon gewußt. »Tut mir leid, daß ich nichts gefunden habe«, sagte Angela.

»Ich finde es ja schon prima, daß du es überhaupt versucht hast.«

Als sie nach Hause fuhren, merkte Angela, daß es David sehr schlecht ging. Es kostete ihn Mühe, auf ihre Fragen ein paar einsilbi-

ge Antworten zu geben. »Ich nehme an, daß du ziemlich enttäuscht bist, weil ich bei der Autopsie kaum etwas herausgefunden habe«, sagte Angela, bevor sie aus dem Auto stieg. »Ach, wenn das doch meine einzige Sorge wäre!« seufzte David.

»Du bist ein wunderbarer und ausgesprochen tüchtiger Arzt«, versuchte Angela ihren Mann aufzuheitern. »Also hör endlich damit auf, dir das Gegenteil einzureden.« David berichtete seiner Frau von der Versammlung, die Kelley kurzfristig einberufen hatte, und wie man dort über ihn gerichtet hatte. »Das ist ja eine ungeheure Frechheit!« rief Angela wütend. »Es kann doch wohl nicht angehen, daß diese Verwaltungstypen sich einmischen dürfen, wenn es um die medizinische Behandlung von Patienten geht.«

»Ich weiß nicht«, erwiderte David resigniert. »In gewisser Weise haben sie ja recht. Die Kostenexplosion im Gesundheitswesen ist tatsächlich ein Problem. Aber wenn man es dann mit einem einzelnen Patienten zu tun hat, sieht man die Sache natürlich ganz anders.« Beim Abendbrot stocherte David appetitlos in seinem Essen herum. Zu allem Übel sagte Nikki dann auch noch, daß sie sich schlecht fühle.

Gegen acht Uhr konnte man deutlich hören, daß Nikkis Lunge verschleimt war. Angela ging mit ihr nach oben, um ihr bei der Atemtherapie zu helfen. Als sie fertig waren, kam Angela ins Wohnzimmer zurück. David hatte inzwischen den Fernseher eingeschaltet, doch sein Blick war starr auf das Kaminfeuer gerichtet. »Ich glaube, wir sollten Nikki morgen nicht in die Schule schicken«, sagte Angela. David antwortete nicht. Als Angela das Gesicht ihres Mannes näher betrachtete, wußte sie nicht, um wen sie sich im Augenblick mehr Sorgen machen mußte: um Nikki oder um David.

Kapitel 18

Montag, 25. Oktober

Als der Wecker klingelte und Angela die Augen öffnete, stellte sie enttäuscht fest, daß David nicht mehr neben ihr lag. Sie stand auf und zog die Vorhänge beiseite. Wieder einmal war der Himmel bewölkt; wahrscheinlich würde es bald zu regnen anfangen.

Sie ging nach unten, um nachzusehen, wo David steckte und fand ihn im Wohnzimmer.

»Bist du schon lange auf?« fragte sie und bemühte sich, möglichst fröhlich zu klingen.

»Seit vier Uhr«, antwortete David. »Aber mach dir keine Sorgen. Ich fühle mich heute schon etwas besser.« Ein verkrampftes Lächeln huschte um seine Lippen. Angela machte sich zwar immer noch Sorgen um David, doch zum Glück gab es endlich auch mal wieder einen Anlaß zur Freude: Als Nikki aufwachte, konnte sie wieder frei atmen. Außerdem hatte sie die Nacht durchgeschlafen, ohne von Alpträumen geplagt worden zu sein. Inzwischen mußte sich auch Angela eingestehen, daß David recht gehabt hatte: Der dumme Streich mit den Halloween-Masken hatte Nikki offenbar die Angst genommen. Dafür hatte Angela selbst einen furchtbaren Traum gehabt. Als sie mit voll bepackten Taschen vom Einkaufen nach Hause gekommen war, war ihre Küche voller Blut. Und es waren keine angetrockneten Flecken, sondern es war frisches Blut, das überall an den Wänden hinunterlief und in Pfützen auf dem Boden stand. Nachdem Nikki ihre Atemgymnastik beendet hatte, horchte Angela sie gründlich ab. Ihre Lunge schien definitiv frei zu sein. Nikki machte einen Freudensprung, als Angela ihr mitteilte, daß sie zur Schule gehen dürfe. Obwohl es nach Regen aussah, wollte David unbedingt mit dem Fahrrad zum Krankenhaus fahren. Angela versuchte gar nicht erst, ihn davon abzubringen. Sie war froh, daß er sich wenigstens noch für seine tägliche Radtour begeistern konnte.

Nachdem sie Nikki vor der Schule abgesetzt hatte, fuhr Angela weiter zum Labor. Sie wollte zügig mit ihrer Arbeit beginnen. Montags gab es normalerweise jede Menge zu tun, weil sich übers Wochenende immer viel ansammelte. Voller Elan betrat Angela ihr Arbeitszimmer; als sie gerade ihren Mantel aufhängen wollte, erblickte sie Wadley, der regungslos in der Verbindungstür stand. »Guten Morgen«, sagte Angela und bemühte sich um einen freundlichen Ton. Als sie ihren Mantel aufgehängt hatte, sah sie ihrem Chef in die Augen und merkte sofort, daß er schlecht gelaunt war.

»Ich bin darüber informiert worden, daß Sie in diesem Labor eine Autopsie vorgenommen haben«, sagte Wadley wütend.

»Das stimmt«, gab Angela zu. »Aber ich habe die Untersuchung in meiner freien Zeit durchgeführt.«

»Es mag ja sein, daß Sie die Untersuchung in Ihrer Freizeit durchgeführt haben, aber Sie haben dafür mein Labor benutzt«, erwiderte Wadley.

»Ich habe die Räumlichkeiten des Krankenhauses in Anspruch genommen«, korrigierte Angela. Das Labor war schließlich nicht Wadleys Privatbesitz, sondern es gehörte zur Klinik. Und Wadley war ein Angestellter des Krankenhauses - genau wie sie.

»Ich habe Ihnen unmißverständlich mitgeteilt, daß hier keine Autopsien durchgeführt werden«, sagte Wadley. »Das ist nicht wahr!« erwiderte Angela. »Sie haben mir lediglich gesagt, daß die CMV keine Autopsien bezahlt.«

Wadley starrte Angela an, als wolle er sie mit seinen kalten Augen durchbohren. »Dann erlauben Sie mir, einen Irrtum aufzuklären!« sagte er. »In dieser Abteilung werden keine Autopsien durchgeführt - es sei denn, ich habe vorher meine Genehmigung dazu erteilt. Ich bin der Leiter dieses Labors, nicht Sie! Im übrigen habe ich das technische Personal angewiesen, weder die Gewebeschnitte noch die Kulturen oder die toxikologischen Proben zu bearbeiten, die Sie dem Körper der Verstorbenen entnommen haben.«

Mit diesen Worten knallte Wadley die Tür zu. Wie jedesmal, wenn sie mit Wadley aneinandergeraten war, war Angela aufgewühlt, und in letzter Zeit kam das immer häufiger vor. Als sie sich wieder beru-

higt hatte, holte sie sich die Gewebeschnitte, die Kulturen und die toxikologischen Proben zurück. Sie verpackte die Kulturen und das toxikologische Material sorgfältig, um das Ganze nach Boston zu schicken. In der Abteilung, in der sie ihre Ausbildung absolviert hatte, arbeiteten noch etliche Freunde von ihr, die sicher bereit waren, das Material für sie zu bearbeiten. Die Gewebeproben wollte sie später selbst untersuchen.

Bei der Visite kümmerte sich David an diesem Morgen zunächst um seine anderen Patienten; Jonathan wollte er zum Schluß besuchen. Als er die Tür zu dessen Zimmer öffnete, erschrak er. Das Bett war leer. Im Schwesternzimmer erfuhr er, wo er Jonathan finden könne. Janet Colburn berichtete ihm, daß der Notarzt Mr. Eakins in der Nacht auf die Intensivstation verlegt habe.

David war sprachlos.

»Mr. Eakins konnte auf einmal nur noch ganz flach atmen, und dann ist er ins Koma gefallen«, fügte Janet hinzu.

»Und warum bin ich nicht sofort angerufen worden?« fragte David.

»Wir sind ausdrücklich angewiesen worden, Sie nicht anzurufen«, antwortete Janet. »Von wem?« fragte David.

»Von Michael Caldwell«, erwiderte Janet. »Dem Verwaltungschef.«

»Aber das ist doch vollkommen absurd!« schrie David. Doch Janet unterbrach ihn.

»Wenn Sie Fragen haben, sollen Sie Helen Beaton anrufen, hat man uns gesagt. Bitte geben Sie nicht uns Schwestern die Schuld.«

David war außer sich vor Wut. Der Leiter der Krankenhausverwaltung hatte doch nicht das Recht, eine solche Anweisung zu erteilen! Es war ja schon schlimm genug, daß diese Verwaltungstypen ihn mit allen Mitteln auszutricksen versuchten; aber daß sie sich jetzt auch noch direkt in die Behandlung seiner Patienten einmischten - das war schier unglaublich.

David sah ein, daß es keinen Sinn hatte, mit den Krankenschwestern zu streiten; also eilte er so schnell wie möglich hinüber zur Intensivstation. Jonathan lag im Koma und war an ein Beatmungsgerät

angeschlossen - genau wie erst vor kurzem noch Mary Ann. David horchte ihn ab und stellte fest, daß er jetzt auch eine Lungenentzündung hatte. Zudem war offensichtlich, daß Jonathan dieselben Symptome aufwies wie die drei Patienten, die gestorben waren.

Als David gerade zum Telefonhörer greifen wollte, um Helen Beaton anzurufen, klopfte ihm die Sekretärin der Intensivstation auf die Schulter und hielt ihm einen anderen Hörer hin. Charles Kelley war am Apparat. »Die Krankenschwestern haben mich informiert, daß Sie auf der Intensivstation eingetroffen sind«, sagte Kelley. »Ich hatte sie darum gebeten, mir Bescheid zu geben, wenn Sie dort auftauchen. Ich möchte Sie darüber informieren, daß Mr. Eakins ab sofort von einem anderen CMV-Arzt behandelt wird.«

»Das können Sie doch nicht tun!« entgegnete David wütend.

»Jetzt halten Sie mal die Luft an, Dr. Wilson!« erwiderte Kelley. »Die CMV kann sehr wohl anordnen, daß ein Patient von einem anderen Arzt weiterbehandelt wird - und genau diese Anweisung habe ich gerade gegeben. Ich habe auch die Familie benachrichtigt, und sie ist damit einverstanden.«

»Und warum, bitte sehr?« insistierte David. Der Hinweis darauf, daß Jonathans Familie mit dem Arztwechsel einverstanden war, ließ ihn seine Stimme etwas senken. »Wir hatten den Eindruck, daß Sie viel zu emotional an den Fall herangegangen sind«, erwiderte Kelley. »Deshalb haben wir uns gedacht, daß es für alle Beteiligten besser wäre, Mr. Eakins Ihrer Obhut zu entziehen. Dann können Sie sich erstmal ein wenig beruhigen. Ich weiß ja, daß Sie in der letzten Zeit viel Streß gehabt haben.« David wußte weder, was er davon halten, noch was er Kelley sagen sollte. Zuerst wollte er erwidern, daß er schon am Tag zuvor geahnt hatte, wie es mit Jonathan weitergehen würde, doch dann zog er es vor zu schweigen. Kelley würde ihn sowieso nicht ernst nehmen. »Und vergessen Sie bitte nicht, worüber wir gestern gesprochen haben«, fuhr Kelley fort. »Ich bin sicher, daß Sie unseren Standpunkt verstehen werden, wenn Sie erst mal eine Weile darüber nachgedacht haben.« Als David den Hörer auflegte, wußte er nicht, was er von der neuen Situation halten sollte. Einerseits ärgerte er sich darüber, daß Kelley ihm einfach die Verantwor-

tung für seinen Patienten entzogen hatte. Andererseits steckte in Kelleys Bemerkung aber auch ein Fünkchen Wahrheit. David brauchte sich ja nur seine zitternden Hände anzusehen, dann mußte er zugeben, daß er viel zu emotional reagierte.

Mit einem Schwindelgefühl im Kopf verließ David die Intensivstation. Draußen warf er einen Blick auf die Uhr. Es war noch zu früh, um mit der Sprechstunde zu beginnen. Deshalb beschloß er, den Raum aufzusuchen, in dem die Krankenunterlagen aufbewahrt wurden. David nahm die Akten von Marjorie, John und Mary Ann aus dem Regal und zog sich in eine Diktierkabine zurück. Dann studierte er noch einmal sämtliche Unterlagen und nahm die verschiedenen Krankheitsverläufe genau unter die Lupe. Er las jede einzelne Eintragung, auch die der Krankenschwestern, und überprüfte alle Laborwerte sowie die Ergebnisse der diagnostischen Tests. David war noch immer der Meinung, daß womöglich eine unbekannte Infektionskrankheit für den Tod seiner Patienten verantwortlich war. Vielleicht hatte er es mit einer sogenannten Nosokomialinfektion zu tun, einer Infektion also, mit der sich die Patienten erst während ihres Aufenthaltes im Krankenhaus infiziert hatten. David hatte schon öfter davon gehört, daß derartige Fälle in anderen Krankenhäusern aufgetreten waren. Sowohl Marjorie als auch John und Mary Ann waren an einer Lungenentzündung gestorben, doch bei jedem von ihnen war diese von einem anderen Bakterienstamm verursacht worden. Es gab allerdings noch etwas, das bei allen drei Patienten ähnlich war: ihre Krankengeschichte. Alle drei waren früher schon einmal an Krebs erkrankt und hatten diverse Operationen, Chemo- und Strahlentherapien über sich ergehen lassen. Von den drei verschiedenen Arten der Krebsbehandlung war aber nur die chemotherapeutische Behandlung sowohl bei Marjorie als auch bei John und Mary Ann durchgeführt worden.

David wußte, daß Patienten nach einer chemotherapeutischen Behandlung weniger resistent waren, weil ihr Immunsystem durch die Medikamente geschwächt wurde. Daß dies aber der Grund dafür war, weshalb es mit seinen Patienten so rapide bergab gegangen war, bezweifelte David. Der Onkologe, der über solche Dinge ja schließlich

am besten Bescheid wissen mußte, hatte der Tatsache, daß sowohl Marjorie als auch John und Mary Ann eine Chemotherapie hinter sich hatten, kaum Bedeutung beigemessen. Und als die drei ins Krankenhaus eingewiesen worden waren, hatte die Behandlung ja auch schon lange zurückgelegen. Das Immunsystem der drei Patienten mußte sich also zu diesem Zeitpunkt längst wieder erholt haben. David wurde abrupt aus seinen Gedanken gerissen, als das kleine Signalgerät lospiepste, das er an seinem Hosengürtel trug. Er suchte sich einen freien Monitor und las darauf, daß er dringend in der Notaufnahmestation benötigt wurde. Schnell legte er die Akten zurück ins Regal und lief die Treppe hinunter.

Als David die Notaufnahme betrat, sah er, daß man Donald Anderson eingeliefert hatte. Donald kam häufig in Davids Sprechstunde, weil er unter einer besonders schweren Form der Diabetes litt. Sein ständig schwankender Blutzuckerspiegel war die Hauptursache für seine zahlreichen körperlichen Beschwerden.

David ordnete eine sofortige Untersuchung des Blutzuckerspiegels an und legte seinem Patienten eine Venenkanüle. Während er auf die Werte aus dem Labor wartete, unterhielt er sich mit Donalds Frau. »Er quält sich schon seit einer ganzen Woche herum«, klagte Shirley. »Aber Sie wissen ja, wie stur mein Mann sein kann. Er wollte einfach nicht früher kommen.«

»Ich glaube, ich werde ihn hierbehalten müssen«, sagte David. »Denn es wird ein paar Tage dauern, bis die neue Therapie anschlägt.«

»Das hatte ich gehofft«, erwiderte Shirley. »Wenn es ihm so schlecht geht und die Kinder überall herumspringen und ihm keine Ruhe lassen, ist er zu Hause nicht gut aufgehoben.«

Als das Labor die Glukosewerte mitteilte, war David überrascht, daß Donald überhaupt noch ansprechbar gewesen war. Er ging noch einmal ins Untersuchungszimmer zurück, um mit seinem Patienten zu sprechen, der jetzt dank der Medikamentenzufuhr wieder bei klarem Verstand war. Im Vorbeigehen schaute David in eines der anderen Behandlungszimmer; er mußte zweimal hinsehen, um sicher zu sein, daß er sich nicht getäuscht hatte. Auf dem Bett lag Nikkis beste

Freundin, Caroline Helmsford. Dr. Pilsner saß auf ihrer Bettkante. Leise huschte David auf die andere Seite von Carolines Bett. Das Mädchen warf ihm sofort einen flehenden Blick zu. Der untere Teil von Carolines Gesicht war von einer durchsichtigen Plastikmaske bedeckt, durch die Sauerstoff in ihre Lunge gepumpt wurde. Ihr Gesicht war aschgrau mit einem leichten Stich ins Bläuliche. Das Mädchen atmete schwer.

Dr. Pilsner horchte gerade ihre Brust ab. Er sah David an und lächelte. Als der Kinderarzt seine Auskultation beendet hatte, nahm er David beiseite. »Der Kleinen geht es ziemlich schlecht«, sagte Dr. Pilsner. »Was hat sie denn?« fragte David. »Das Übliche«, erwiderte Dr. Pilsner. »Ihre Lunge ist vollkommen verschleimt, und außerdem hat sie auch noch hohes Fieber.«

»Werden Sie Caroline ins Krankenhaus einweisen?« fragte David.

»Auf jeden Fall«, antwortete Dr. Pilsner. »Sie wissen ja besser als sonst irgend jemand: Bei ihrer Krankengeschichte darf man kein Risiko eingehen, wenn Fieber und Atemnot auftreten.«

David nickte. Er wußte wirklich nur zu gut, wie es um Caroline bestellt war. Sie atmete mühsam. In dem riesigen Bett wirkte sie winzig klein und verletzlich. Beim Anblick des kranken Mädchens mußte David an seine eigene Tochter denken. Es hätte genausogut sie erwischen können - und dann läge nicht Caroline, sondern Nikki in dem Bett.

»Ich habe den Leiter der Gerichtsmedizin für Sie am Apparat«, meldete sich eine der Sekretärinnen bei Angela. Angela nahm den Hörer ab. »Ich hoffe, ich störe Sie nicht«, sagte Walt. »Nein, überhaupt nicht«, erwiderte Angela. »Mir liegen nämlich ein paar neue Ergebnisse von der Autopsie an Dr. Hodges vor«, fuhr Walt fort. »Sind Sie noch an dem Fall interessiert?«

»Ja, sogar sehr«, antwortete Angela. »Zunächst einmal wissen wir jetzt, daß er in der Nacht seiner Ermordung ziemlich angetrunken war«, sagte Walt. »In seiner Augenflüssigkeit haben wir beträchtliche Alkoholrückstände nachgewiesen.«

»Ich wußte gar nicht, daß man das nach so langer Zeit noch feststel-

len kann«, staunte Angela. »Wenn wir die Augenflüssigkeit haben, ist die Untersuchung ganz einfach«, erklärte Walt. »Alkohol hält sich ziemlich lange. Darüber hinaus liegt jetzt aber auch das Ergebnis der DNA-Untersuchung vor. Die Hautrückstände unter den Fingernägeln von Hodges stammen tatsächlich nicht von ihm selbst. Also wissen wir nun ohne jeden Zweifel, daß wir es mit dem genetischen Material des Mörders zu tun haben.«

»Und wissen Sie auch etwas Neues über die Kohlenstoffpartikel, die sich in den Hautrückständen befanden?« fragte Angela. »Bestimmt haben Sie sich darüber doch den Kopf zerbrochen.«

»Um ehrlich zu sein: Ich habe sehr lange darüber nachgedacht«, erwiderte Walt. »In einem Punkt bin ich inzwischen auch anderer Meinung als damals: Der Täter muß wirklich nicht während des Kampfes mit dem Kohlenstoff in Berührung gekommen sein. Ich habe nämlich festgestellt, daß sich die Partikel in der Lederhaut befanden - und nicht, wie wir erst dachten, in der Oberhaut. Wahrscheinlich rühren die Rückstände von einer alten Verletzung her; zum Beispiel könnte es sein, daß man ihm in der Schule eine Bleistiftspitze in die Haut gerammt hat. Ich selbst habe auch eine im Arm.«

»Und ich habe eine in meiner rechten Handfläche«, sagte Angela.

»Der Grund, weshalb ich nicht intensiver an dem Fall weitergearbeitet habe, ist der, daß weder die Staatsanwaltschaft noch die bundesstaatliche Polizei irgendein Interesse an dem Mord zu haben scheint. Gleichzeitig hat man mich auch noch reichlich mit anderen Fällen eingedeckt.«

»Ich verstehe«, sagte Angela. »Aber ich bin nach wie vor sehr an dem Fall interessiert. Bitte geben Sie mir unbedingt Bescheid, wenn Sie etwas Neues herausfinden.« Nachdem Angela aufgelegt hatte, dachte sie noch eine Weile über den Mordfall Hodges nach und fragte sich, was Phil Calhoun wohl inzwischen unternommen hatte. Sie hatte nichts mehr von dem Mann gehört, seitdem sie ihn besucht und ihm einen Vorschuß gezahlt hatte. Während sie über Hodges und Calhoun nachdachte, fiel ihr aber auch wieder ein, wie ängstlich und ausgeliefert sie sich damals gefühlt hatte, als David mitten in der

Nacht ins Krankenhaus gefahren war.

Angela sah auf die Uhr und stellte fest, daß es Zeit für ihre Mittagspause war. Sie nahm ihren Mantel und ging zum Auto. Sie hatte David vorgewarnt, daß sie sich ein Gewehr kaufen würde - und jetzt wollte sie ihr Vorhaben in die Tat umsetzen.

Es gab zwar kein richtiges Waffengeschäft in Bartlet, doch Mr. Staley verfügte über eine kleine Auswahl an Schußwaffen. Er fragte sie, aus welchem Grunde sie eine Waffe brauche, und als Angela ihm erklärt hatte, daß sie sich damit in ihrem Haus schützen wolle, empfahl er ihr, eine Schrotflinte zu nehmen.

Angela brauchte nicht einmal eine Viertelstunde, bevor sie sich für eine zwölfschüssige, automatisch nachladende Schrotflinte entschied. Mr. Staley war sichtlich stolz, als er seiner Kundin demonstrieren durfte, wie man das Gewehr lud und entlud. Mit besonderer Sorgfalt zeigte er ihr, wie man das Gewehr sicherte und entsicherte. Neben der Schußwaffe gab er Angela noch eine Broschüre mit auf den Weg und riet ihr, diese auch zu lesen. Als Angela zum Auto zurückging, fühlte sie sich ziemlich unbehaglich; sie hatte Mr. Staley zwar gebeten, das Gewehr unauffällig einzupacken, doch man konnte trotzdem noch relativ deutlich erkennen, was sie da unter dem Arm trug.

Als sie das Auto erreichte, ließ Angela die Waffe erleichtert im Kofferraum verschwinden und ging dann zur Fahrertür. Bevor sie aufschloß, schaute sie zum Polizeigebäude hinüber und zögerte einen Moment. Seitdem sie am Sonntagmorgen mit Robertson aneinandergeraten war, quälte sie sich mit Schuldgefühlen herum. Sie wußte, daß David recht gehabt hatte: Es war ziemlich dumm von ihr gewesen, sich mit dem örtlichen Polizeichef anzulegen - auch wenn er ein Vollidiot war.

Angela zog den Schlüssel wieder aus dem Schloß, überquerte die Grünanlage und betrat das Polizeigebäude. Nachdem sie zehn Minuten gewartet hatte, war Robertson bereit, sie zu empfangen. »Ich hoffe, daß ich Sie nicht störe«, sagte Angela. »Kein Problem«, erwiderte er, während sie sein Zimmer betrat.

Angela setzte sich auf einen Stuhl. »Ich will Sie auch nicht lange belästigen.«

»Ich bin ein Diener des Staates«, erwiderte Robertson schnodderig.

»Ich möchte mich für gestern entschuldigen«, sagte Angela.

»Ach nein«, brachte Robertson hervor; er war sichtlich erstaunt.

»Mein Verhalten war nicht in Ordnung«, fuhr Angela fort. »Es tut mir wirklich leid. Die Worte sind mir einfach so herausgerutscht - wahrscheinlich, weil mich die Entdeckung der Leiche in unserem Keller so erschüttert hat.«

»Es ist wirklich nett von Ihnen, daß Sie noch einmal hereingeschaut haben«, erwiderte Robertson und bemühte sich jetzt, freundlich zu klingen. Mit einer Entschuldigung hatte er nicht im Traum gerechnet. »Die Sache mit Hodges tut mir leid. Wir kümmern uns weiter um den Fall, und wenn sich irgend etwas Neues ergibt, sage ich Ihnen sofort Bescheid.«

»Es hat sich bereits etwas Neues ergeben«, sagte Angela. »Ich habe heute morgen davon erfahren.« Sie berichtete Robertson, daß sich in einem Arm des Mörders möglicherweise eine Ablagerung von Kohlenstoffpartikeln befinde und daß diese von einer Bleistiftspitze herühren könne.

»Von einer Bleistiftspitze?« fragte Robertson. »Ja«, erwiderte Angela und stand auf, um Robertson die Innenfläche ihrer rechten Hand zu zeigen. »So etwas Ähnliches könnte der Mörder auch haben«, sagte sie und zeigte auf eine dunkle Stelle unter der Haut. »Das ist mir passiert, als ich in die dritte Klasse ging.«

»Aha, ich verstehe«, murmelte Robertson und nickte. Dann verzog er seine Mundwinkel wieder zu einem ironischen Lächeln. »Vielen Dank für den Hinweis.«

»Ich dachte, daß Sie das bestimmt interessieren würde«, fuhr Angela fort. »Der Gerichtsmediziner hat außerdem herausgefunden, daß die Hautrückstände unter den Fingernägeln von Hodges auf jeden Fall von dem Mörder stammen. Wir sind jetzt also im Besitz seines genetischen Fingerabdrucks.«

»Das Problem ist nur, daß uns der ganze komplizierte Hokuspokus um das Erbmateriel des Mörders nicht weiterbringt, solange wir keinen Verdächtigen haben«, bemerkte Robertson.

»In einem kleinen Dorf in England hat man vor kurzem einen Ver-

gewaltiger mit Hilfe seines genetischen Fingerabdrucks gefaßt«, sagte Angela. »Sie haben einfach bei jedem Dorfbewohner eine DNA-Untersuchung durchgeführt.«

»Ist ja 'ne tolle Geschichte«, erwiderte Robertson. »Ich versuche mir gerade vorzustellen, was die Vereinigung zum Schutz der Bürgerrechte wohl sagen würde, wenn ich so etwas für die Bürger von Bartlet anordnen würde.«

»Ich will Sie ja nicht auffordern, zu einem solchen Mittel zu greifen«, sagte Angela. »Ich wollte Sie lediglich wissen lassen, daß jetzt ein genetischer Fingerabdruck des Mörders existiert.«

»Danke«, erwiderte Robertson. »Und danke auch für Ihren Besuch.« Als Angela aufstand, begleitete er sie zur Tür. Dann stellte er sich ans Fenster und sah ihr nach, bis sie in ihr Auto gestiegen war.

Als sie wegfuhr, griff Robertson zu seinem Telefonhörer und wählte eine der eingespeicherten Nummern. »Sie werden es nicht für möglich halten: Diese Frau ist immer noch an der Sache dran. Sie kommt mir vor wie ein Hund, der nicht von seinem Knochen lassen will.« Nach ihrem Versöhnungsgespräch mit Robertson fühlte Angela sich ein bißchen besser. Gleichzeitig gab sie sich aber auch nicht der Illusion hin, daß sich nun irgend etwas ändern würde. Sie wußte intuitiv, daß Robertson keinen Finger rühren würde, um den Mordfall Hodges aufzuklären.

Als sie am Krankenhaus ankam, mußte sie feststellen, daß in der Nähe des Hintereingangs sämtliche Angestellten-Parkplätze belegt waren. Angela suchte im Zickzack den ganzen Parkplatz ab. Weil sie keine Lücke mehr fand, fuhr sie schließlich auf die obere Parkebene. Dort entdeckte sie dann am hintersten Ende noch einen freien Parkplatz. Sie stellte den Wagen ab und mußte beinahe fünf Minuten gehen, bevor sie den Eingang des Krankenhauses erreichte.

»Heute ist nicht mein Tag«, sagte Angela laut zu sich selbst, als sie das Gebäude betrat.

»Aber vom Ortszentrum aus wird man das Parkhaus doch nicht einmal sehen können«, sagte Traynor in den Telefonhörer. Er konnte seine Enttäuschung kaum verbergen. Am anderen Ende der Leitung

war Ned Banks, der im vergangenen Jahr in den Stadtrat gewählt worden war. »Nein, nein, und nochmals nein!« sagte Traynor aufgebracht. »Es wird nicht aussehen wie ein Bunker aus dem Zweiten Weltkrieg. Warum treffen Sie sich nicht einfach mal mit mir im Krankenhaus, damit ich Ihnen das Modell zeigen kann? Es sieht ziemlich gut aus - das verspreche ich Ihnen. Wenn das Städtische Krankenhaus Bartlet sich auch weiterhin als die Klinik behaupten will, in die die Ärzte aus ganz Vermont ihre Patienten einweisen, dann brauchen wir das Parkhaus.«

Als Ned gerade erwiderte, daß Bartlet durch das Parkhaus seinen Charme verlieren würde, betrat Traynors Sekretärin Colette das Zimmer und legte ihrem Chef eine Visitenkarte auf die Schreibtischunterlage. Traynor nahm das Kärtchen und las: »Phil Calhoun, Privatdetektiv, Erfolg wird garantiert.«

Traynor legte eine Hand auf die Muschel und flüsterte seiner Sekretärin zu: »Wer um Himmels willen ist Phil Calhoun?«

Colette zuckte mit den Schultern. »Ich hab' ihn noch nie gesehen, aber er behauptet, daß er Sie kennt. Er wartet draußen. Ich verschwinde jetzt, weil ich noch schnell zur Post muß.«

Traynor nickte zum Abschied und legte das Visitenkärtchen wieder auf den Tisch. Ned klagte noch immer über die ständigen baulichen Veränderungen in Bartlet; vor allem der Wohnblock in der Nähe des Interstate Highways war ihm ein Dorn im Auge.

»Hören Sie, Ned, ich bin im Moment etwas in Eile«, unterbrach Traynor seinen Gesprächspartner. »Ich erwarte von Ihnen, daß Sie noch einmal in Ruhe über das Parkhaus nachdenken. Es ist mir sehr wohl bekannt, daß Wiggins alle Hebel in Bewegung setzt und Gegenpropaganda macht; aber es ist nun einmal so, daß wir das Parkhaus unbedingt brauchen. Um ganz offen mit Ihnen zu sein: Ich brauche jede Stimme.«

Traynor legte auf. Er konnte einfach nicht begreifen, wie kurzsichtig die meisten Mitglieder des Stadtrats waren. Offenbar wußte keiner von ihnen wirklich, von welcher enormen wirtschaftlicher Bedeutung das Krankenhaus für die ganze Umgebung war; und genau diese Ignoranz war es, die ihm seinen Job als Vorsitzender des Kranken-

hausvorstands so schwer machte.

Traynor warf einen verstohlenen Blick in den Vorraum, wo der Privatdetektiv wartete, den er angeblich kennen sollte. Auf einem der Stühle sah Traynor einen stämmigen Mann in einem schwarz-weiß-karierten Hemd sitzen, der im letzten Vierteljahresbericht des Krankenhauses blätterte. Traynor hatte das Gefühl, den Mann schon einmal gesehen zu haben, konnte sich aber nicht mehr daran erinnern, wo das gewesen war.

Er bat Calhoun in sein Büro. Während sich die beiden Männer die Hände schüttelten, zermartete Traynor sich das Gehirn, woher er diesen Mann kannte, doch es wollte ihm nicht einfallen. Er bot Calhoun einen Stuhl an, und sie nahmen Platz.

Als Calhoun ihm erzählte, daß er ein pensionierter Polizist der Bundespolizei sei, fiel bei Traynor endlich der Groschen. »Jetzt erinnere ich mich«, sagte er. »Sie waren mit dem Bruder von Harley Strombell befreundet.« Calhoun nickte und lobte Traynor für sein gutes Gedächtnis.

»Ein Gesicht, das ich einmal gesehen habe, vergesse ich nie«, brüstete sich Traynor.

»Ich würde Ihnen gerne ein paar Fragen über Dr. Hodges stellen«, erklärte Calhoun ohne große Umschweife den Grund seines Besuches.

Traynor fingerte nervös an dem Tischhämmerchen herum, das er immer auf den Vorstandssitzungen benutzte. Eigentlich wollte er keine Fragen über Hodges beantworten, aber er traute sich auch nicht, Calhoun einfach abzuwimmeln. Es lag ihm viel daran, daß um diese Angelegenheit möglichst wenig Wind gemacht wurde. Am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn die ganze schmutzige Geschichte um Hodges schnell vergessen worden wäre.

»Fragen Sie aus persönlichen oder aus beruflichen Gründen?« fragte Traynor. »Beides«, antwortete Calhoun.

»Sind Sie von jemandem engagiert worden?« fragte Traynor weiter.

»Könnte man so sagen, ja«, antwortete Calhoun. »Von wem?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen«, erwiderte Calhoun. »Als Rechtsanwalt werden Sie sicher Verständnis dafür haben.«

»Wenn Sie etwas von mir erfahren wollen«, sagte Traynor, »dann sollten Sie ein bißchen offener sein.« Calhoun holte ein Päckchen Zigaretten hervor und fragte, ob er rauchen dürfe. Traynor nickte, lehnte aber dankend ab, als sein Besucher ihm eine anbot. In aller Seelenruhe zündete Calhoun seine Zigarette an und blies den Rauch gegen die Decke. Dann rückte er mit seiner Information heraus: »Die Familie will gerne wissen, wer den brutalen Mord verübt hat.«

»Das kann ich verstehen«, erwiderte Traynor. »Versprechen Sie mir, daß alles, was Sie von mir erfahren, unter uns bleibt?«

»Natürlich«, versicherte Calhoun. »Auf jeden Fall.«

»Okay, was wollen Sie von mir wissen?«

»Ich stelle zur Zeit eine Liste mit Personen zusammen, die Hodges nicht leiden konnten«, sagte Calhoun. »Welche Namen fallen Ihnen in dem Zusammenhang ein?«

»Die halbe Stadt konnte ihn nicht ausstehen«, erwiderte Traynor und lachte kurz und verächtlich. »Aber ich habe ein ungutes Gefühl dabei, wenn ich Ihnen Namen nennen soll.«

»Wie man mir berichtet hat, haben Sie Hodges in der Mordnacht noch gesehen«, sagte Calhoun. »Wir hatten an dem Abend im Krankenhaus eine Vorstandssitzung«, erwiderte Traynor. »Hodges platzte irgendwann herein - das war eine seiner unangenehmen Eigenschaften, mit denen er immer wieder auffiel!«

»Wie ich gehört habe, war Hodges ziemlich wütend«, bemerkte Calhoun.

»Wer hat Ihnen das erzählt?« fragte Traynor. »Ich habe bereits mit einer ganzen Reihe von Leuten geredet«, erwiderte Calhoun.

»Hodges war eigentlich immer wütend«, sagte Traynor. »Er war chronisch unzufrieden mit der Leitung des Krankenhauses. Er hat sich so aufgeführt, als wäre er persönlich der Eigentümer. Unter seiner Leitung hat das Krankenhaus nämlich noch Gewinne abgeworfen. Von den neuen Entwicklungen, wie etwa dem Pflegemanagement oder dem Wettbewerb zwischen den Krankenhäusern, hat er allerdings nicht den blassesten Schimmer gehabt. Er hat absolut nichts davon verstanden.«

»Ich glaube, ich verstehe davon genauso wenig«, gab Calhoun zu.

»Dann empfehle ich Ihnen, sich schleunigst kuldig zu machen«, sagte Traynor. »Die Neuerungen im Gesundheitswesen betreffen nämlich jeden. Bei wem sind Sie denn krankenversichert?«

»Bei der CMV«, erwiderte Calhoun. »Sehen Sie«, sagte Traynor. »Es betrifft auch Sie, auch wenn Sie sich dessen offenbar gar nicht bewußt sind. Die CMV betreibt schließlich nichts anderes als effizientes Pflegemanagement.«

»Man hat mir berichtet, daß Dr. Hodges Krankenhausunterlagen bei sich hatte, als er in Ihre Sitzung hereingeplatzt kam.«

»Auszüge aus irgendwelchen Patientenakten«, korrigierte ihn Traynor. »Aber ich kann Ihnen nichts dazu sagen, weil ich keinen einzigen Blick auf die Blätter geworfen habe. Ich hatte mich für den nächsten Tag mit Hodges zum Mittagessen verabredet, um mit ihm darüber zu reden, was ihm auf dem Herzen lag. Mir war von vornherein klar, daß es dabei wieder um seine ehemaligen Patienten gehen würde. Hodges hat sich immer darüber beschwert, daß seinen ehemaligen Patienten keine VIP-Behandlung zugestanden wurde. Der alte Kerl war, offen gesagt, eine furchtbare Nervensäge.«

»Hat Dr. Hodges auch die neue Krankenhausleiterin, Helen Beaton, manchmal belästigt?« fragte Calhoun. »Ja, natürlich«, erwiderte Traynor. »Ständig sogar. Er war alle naselang in ihrem Büro, egal zu welcher Tageszeit. Helen Beaton hat unter Hodges mit Sicherheit am meisten gelitten. Er hat sie fortwährend mit Fragen bombardiert. Schließlich war sie es ja, die seinen alten Posten übernommen hatte. Und er war davon überzeugt, daß er der einzig richtige Mann für den Job war.«

»Und später, nach der Sitzung, haben Sie Hodges dann noch ein zweites Mal getroffen«, sagte Calhoun. »Leider ja«, erwiderte Traynor. »Im Iron Horse Inn. Nach den Vorstandssitzungen gehen wir meistens noch gemeinsam in die Kneipe. Und an jenem Abend saß auch Hodges dort; er hat sich wie üblich seinen Whisky reingeschüttet und sich mit den anderen Gästen rumgestritten.«

»Hat er sich auch mit Robertson angelegt?« fragte Calhoun.

»Ja, natürlich«, erwiderte Traynor. »Und mit Sherwood?« fragte Calhoun weiter. »Von wem haben Sie eigentlich diese ganzen Infor-

mationen?« wollte Traynor wissen.

»Ich hab' mit einer Handvoll Leuten geredet«, erwiderte Calhoun nur. »Auch Dr. Cantor soll an dem Abend ein paar unschöne Worte mit Hodges gewechselt haben, wie mir berichtet wurde.«

»Daran kann ich mich nicht erinnern«, sagte Traynor. »Aber eines steht fest: Cantor hatte schon seit Jahren mit Hodges Knatsch.«

»Und warum?« fragte Calhoun.

»Hodges hat damals dafür gesorgt, daß das Krankenhaus die radiologische und die pathologische Abteilung übernommen hat«, erklärte Traynor. »Er wollte der Klinik selbst die hohen Gewinne dieser beiden Abteilungen zukommen lassen; schließlich gehörten die teuren Geräte ja sowieso dem Krankenhaus.«

»Und wie ist das mit Ihnen?« fragte Calhoun. »Angeblich standen Sie mit Dr. Hodges auch nicht gerade auf bestem Fuße.«

»Ich habe Ihnen doch erklärt, was der alte Kerl für eine Nervensäge gewesen ist«, erwiderte Traynor. »Es ist schon anstrengend genug, eine so große Klinik ordentlich zu leiten. Da kann man gut auf ständige Einmischungen verzichten.«

»Und außerdem haben Sie - wie ich gehört habe - auch noch einen persönlichen Groll gegen Hodges gehegt«, bemerkte Calhoun. »Er soll angeblich irgend etwas mit ihrer Schwester zu tun gehabt haben.«

»Ihre Quellen scheinen wirklich gut zu sein«, staunte Traynor.

»Die Leute tratschen eben gerne«, sagte Calhoun. »Aber Sie haben recht«, gab Traynor zu. »Es ist ja schließlich kein Geheimnis. Meine Schwester Sunny hat Selbstmord begangen, nachdem Hodges ihren Mann gefeuert hatte.«

»Und dann haben Sie Hodges für den Selbstmord Ihrer Schwester verantwortlich gemacht?«

»Damals mehr als heute«, gestand Traynor. »Sunnys Mann war ein Trunkenbold. Hodges hätte ihn schon früher rausschmeißen müssen! Dann wäre der alte Säufer nämlich gar nicht erst dazu gekommen, soviel Unheil anzurichten.«

»Eine letzte Frage habe ich noch«, sagte Calhoun. »Wissen Sie vielleicht, wer Dr. Hodges umgebracht hat?« Traynor lachte und

schüttelte den Kopf. »Ich habe nicht den blassesten Schimmer, und außerdem interessiert es mich auch nicht. Ich mache mir höchstens Sorgen darüber, daß der Tod von Hodges ein schlechtes Licht auf unser Krankenhaus werfen könnte.«

Calhoun erhob sich und drückte seine Zigarette in einem Aschenbecher aus, der auf der Kante von Traynors Schreibtisch stand.

»Tun Sie mir bitte einen Gefallen«, sagte Traynor. »Schließlich hab' ich Ihnen die Sache leicht gemacht. Ich hätte mich genausogut weigern können, etwas zu erzählen. Alles, worum ich Sie bitten möchte, ist, daß Sie um die Geschichte mit Hodges kein großes Aufsehen veranstalten. Falls Sie den Mörder finden und vorhaben, ihn öffentlich zu entlarven, lassen Sie es mich bitte rechtzeitig wissen; dann kann das Krankenhaus wenigstens früh genug reagieren und dafür sorgen, daß der Schaden begrenzt wird - das gilt vor allem dann, wenn der Mörder irgend etwas mit dem Krankenhaus zu tun haben sollte. Wir befürchten nämlich schon wegen einer anderen Geschichte, daß das Krankenhaus negativ in die Schlagzeilen gerät. Eine böse Überraschung im Mordfall Hodges können wir auf keinen Fall gebrauchen!«

»Ich denke, das müßte sich einrichten lassen«, versprach Calhoun.

Nachdem Traynor seinen Besucher zur Tür begleitet hatte, setzte er sich wieder an seinen Schreibtisch und suchte die Bostoner Telefonnummer von Clara Hodges heraus. Dann wählte er ihre Nummer.

»Ich möchte Ihnen eine Frage stellen«, sagte er, nachdem die beiden die üblichen Höflichkeitsfloskeln ausgetauscht hatten. »Kennen Sie einen Mann namens Phil Calhoun?«

»Nein, nicht das ich wüßte«, antwortete Clara. »Warum fragen Sie?«

»Er hat gerade mein Büro verlassen«, sagte Traynor. »Calhoun ist Privatdetektiv. Er war hier, um mich über Dennis auszufragen. Er hat behauptet, er sei von der Familie engagiert worden.«

»Ich habe mit Sicherheit keinen Privatdetektiv engagiert«, erwiderte Clara. »Und ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, daß irgend jemand anders aus meiner Familie das getan hat - jedenfalls nicht, ohne mich vorher darüber informiert zu haben.«

»Und ich hatte schon befürchtet, daß Sie dahinterstecken. Bitte sagen Sie mir unbedingt Bescheid, wenn sich der Mann auch bei Ihnen melden sollte.«

»Natürlich«, erwiderte Clara. »Das kann ich gerne tun.«

Seufzend legte Traynor auf. Er hatte das ungute Gefühl, daß es noch mehr Ärger geben würde. Jetzt lag der alte Hodges längst unter der Erde, aber er hatte immer noch nicht aufgehört, eine Plage zu sein.

»Es wartet noch eine Patientin auf Sie«, sagte Susan und reichte David das Krankenblatt. »Ich habe sie schon in den Behandlungsraum gebeten. Es ist eine der Schwestern von der Krankenstation in der zweiten Etage.« David nahm das Krankenblatt, betrat den Behandlungsraum und begrüßte Beverly Hopkins. Er kannte sie nur flüchtig, denn Beverly arbeitete ausschließlich nachts. »Wo drückt der Schuh?« fragte David die Schwester und lächelte sie an.

Beverley war eine große, schlanke Frau mit hellbraunem Haar. Sie saß auf der Untersuchungscouch und hielt eine Schale in der Hand, die Susan ihr gegeben hatte, weil ihr so übel war. Sie war sehr blaß.

»Es tut mir leid, daß ich Sie belästigen muß, Dr. Wilson«, sagte Beverly. »Ich glaube, ich habe Grippe. Normalerweise wäre ich einfach zu Hause geblieben und hätte mich ins Bett gelegt. Aber Sie kennen ja unsere Anweisungen: Wenn wir uns krank fühlen, sollen wir einen Arzt aufsuchen und nicht einfach ohne Krankschreibung vom Dienst fernbleiben.«

»Ist doch gar kein Problem«, erwiderte David. »Dafür bin ich doch schließlich da. Was für Beschwerden haben Sie denn?«

Beverly hatte ähnliche Krankheitssymptome wie die anderen vier Krankenschwestern, die David bereits aufgesucht hatten. Sie fühlte sich schwach, hatte leichtes Fieber und litt an einer Magen-Darm-Verstimmung. David kam zu der gleichen Diagnose wie Beverly. Er schickte sie nach Hause und empfahl ihr Bettruhe; außerdem riet er ihr, viel zu trinken und bei Bedarf Aspirin zu nehmen.

Nachdem David seine Sprechstunde beendet hatte, ging er zur Krankenstation hinüber. Auf dem Weg ging ihm zum ersten Mal

durch den Kopf, daß wegen einer Grippe bisher ausschließlich Krankenschwestern zu ihm gekommen waren, die auf der Krankenstation in der zweiten Etage arbeiteten.

David blieb abrupt stehen. Er fragte sich, ob es nur ein Zufall war, daß die Schwestern alle auf der gleichen Etage arbeiteten - und zufällig auch noch auf der Etage, auf der in der vergangenen Woche all seine Patienten gestorben waren. Es war zwar so, daß ohnehin neunzig Prozent aller Patienten in der zweiten Etage landeten; aber David fand es doch merkwürdig, daß weder eine Operationsschwester noch eine Schwester aus der Notaufnahme an Grippe erkrankt war.

David setzte sich wieder in Bewegung. Es war ja nicht ausgeschlossen, daß seine Patienten an einer noch unbekannten Infektionskrankheit gestorben waren, mit der sie sich erst im Krankenhaus angesteckt hatten. Die grippeähnlichen Symptome, unter denen die Krankenschwestern litten, konnten damit durchaus in Verbindung stehen. David versuchte sich dem Problem durch theoretische Überlegungen zu nähern, und er stellte sich folgende Frage: Konnte es zum Beispiel sein, daß die Krankenschwestern, die ja eigentlich gesund waren, nur leichte Symptome zeigten, wenn sie mit der mysteriösen Krankheit in Berührung kamen, während die Patienten, die schon mal in chemotherapeutischer Behandlung waren und infolgedessen ein angeschlagenes Immunsystem hatten, schwer erkrankten und schließlich sogar starben? David hielt seine Argumentation für stichhaltig, doch als er sich den Kopf darüber zermarterte, ob seine Überlegungen auf irgendeine bekannte Krankheit zutrafen, mußte er passen. Denn die geheimnisvolle Krankheit mußte zum einen den Gastrointestinaltrakt sowie das zentrale Nervensystem und das Herz-Kreislauf-System angreifen, zum anderen aber war sie selbst für einen Experten wie Dr. Martin Hasselbaum nur sehr schwer zu diagnostizieren. Vielleicht hatte er es auch mit einem Umweltgift zu tun, grübelte David weiter. Dabei mußte er vor allem an den starken Speichelfluß denken, der Jonathan zu schaffen gemacht hatte. Zunächst hatte David bei diesem Symptom auf eine Quecksilbervergiftung getippt. Doch andererseits erschien es ihm ziemlich unwahrscheinlich, daß er es mit einem Gift zu tun hatte. Wie sollte es sich denn verbreitet haben?

Wenn das Gift in der Luft war, hätten nicht nur vier Patienten und fünf Krankenschwestern die Symptome bekommen dürfen, sondern dann wären mehr Menschen verseucht. Doch David hielt es trotzdem nicht für ausgeschlossen, daß ein Gift im Spiel war. Genauer würde er erst wissen, wenn ihm die Ergebnisse der toxikologischen Untersuchung an Mary Anns Leichnam vorlägen. Etwas schneller stieg David nun die Treppe hinauf in die zweite Etage. Glücklicherweise ging es all seinen Patienten verhältnismäßig gut. Nicht einmal um Donald mußte er sich großartig kümmern; David ordnete lediglich an, die Insulinzufuhr neu zu dosieren.

Als er seine Visite beendet hatte, ging er in die erste Etage hinunter und besuchte Angela in ihrem Labor. Er fand sie in dem Bereich, in dem die chemischen Analysen durchgeführt wurden; Angela saß gerade vor einem der multi-funktionellen Analysegeräte und versuchte ein Problem zu lösen.

»Hast du schon Feierabend?« fragte Angela, als sie David erblickte.

»Ausnahmsweise ja«, erwiderte David. »Wie geht es Jonathan Eakins?« fragte Angela. »Das erzähl' ich dir später«, sagte David. Angela sah ihren Mann genauer an. »Ist alles in Ordnung?«

»Nein«, erwiderte David. »Aber ich will jetzt nicht darüber reden.«

Angela verabschiedete sich von ihrem Kollegen und verließ mit David das Labor.

»Wadley hat mir heute morgen eine kleine Überraschung bereitet«, berichtete sie. »Er ist in die Luft gegangen, weil er erfahren hat, daß ich die Autopsie an Mary Ann durchgeführt habe.«

»Das tut mir leid«, sagte David.

»Du kannst doch nichts dafür«, erwiderte Angela. »Wadley ist einfach ein Mistkerl. Und jetzt ist auch noch sein männlicher Stolz angeschlagen. Es gibt allerdings ein Problem: Er hat den Mitarbeitern des Labors untersagt, die Proben zu bearbeiten.«

»So ein Mist!« schimpfte David. »Gerade die toxikologische Untersuchung war mir wirklich wichtig.«

»Kein Grund zur Sorge«, beruhigte Angela ihren Mann. »Ich schicke die Proben für die toxikologische Untersuchung und die Kulturen zu meinen ehemaligen Kollegen nach Boston. Die Gewebeschnitte

kann ich selbst untersuchen. Ich bleibe heute abend etwas länger hier und erledige das in Ruhe, wenn niemand mehr da ist. Kümmerst du dich um das Abendessen und ißt zusammen mit Nikki?» David erwiderte, daß er das gern tue. Er war froh, das Krankenhaus endlich verlassen zu können. Eine Radtour durch die frische Luft war jetzt genau das Richtige für seinen müden Geist. Als er die Auffahrt zu seinem Haus hinaufstrampelte, war er enttäuscht, daß die Fahrt schon zu Ende war.

Als Alice nach Hause gegangen war, genoß David es, einmal ein paar Stunden allein mit seiner Tochter verbringen zu können. Die beiden rackerten sich bis zum Einbruch der Dunkelheit im Hof ab. Dann gingen sie ins Haus. Während Nikki ihre Hausaufgaben erledigte, bereitete David zwei Steaks und einen Salat vor.

Nach dem Abendessen erzählte er seiner Tochter, daß Caroline ins Krankenhaus gekommen sei. »Ist sie richtig krank?« fragte Nikki besorgt. »Als ich sie gesehen habe, ging es ihr nicht besonders gut«, erwiderte David.

»Ich möchte sie morgen besuchen«, sagte Nikki. »Das kann ich gut verstehen«, antwortete David. »Aber denk daran, daß auch deine Lunge gestern abend noch ganz voller Schleim war. Ich glaube, es ist besser, wenn du Caroline erst besuchst, wenn wir genau wissen, was sie eigentlich hat, okay?«

Nikki nickte, obwohl sie darüber nicht besonders glücklich war.

Um ganz sicherzugehen, daß Nikki über Nacht keine Beschwerden bekommen würde, bestand David darauf, daß sie ihre Atemgymnastik diesmal ausnahmsweise auch am Abend machte. Normalerweise machte sie die Übungen nur morgens. Nikki ließ es über sich ergehen, ohne sich zu beklagen.

Nachdem sie ins Bett gegangen war, nahm David eines seiner medizinischen Fachbücher und las aufmerksam die Kapitel über Infektionskrankheiten durch. Er suchte zwar nichts Bestimmtes, hoffte aber, daß er vielleicht zufällig auf etwas stoßen würde, das seine Vermutungen bestätigte, die er am Morgen über die Infektionskrankheit angestellt hatte. Doch es fiel ihm nichts ins Auge. Bevor er sich versah, war David eingeschlafen; als er aufwachte, lag das schwere

medizinische Fachbuch geöffnet auf seinem Schoß. Erinnerungen an sein Medizinstudium überkamen ihn, und er mußte lächeln. Es war schon eine Weile her, daß er über einem seiner Bücher eingeschlafen war. Er warf einen Blick auf die Uhr über dem Kamin und stellte überrascht fest, daß es schon nach elf war. Angela war immer noch nicht zu Hause. Da David sich ein wenig Sorgen machte, rief er im Krankenhaus an. Die Telefonistin verband ihn sofort mit dem Labor.

»Was ist los?« fragte er, als er Angelas Stimme hörte. »Die Untersuchungen dauern länger, als ich gedacht hatte«, antwortete Angela. »Das Anfärben der Gewebeproben dauert eben seine Zeit. Normalerweise erledigen das immer die Laborassistenten, und ich weiß ihre Arbeit nun wirklich besser zu schätzen. Tut mir leid, daß ich nicht angerufen habe. Aber ich bin jetzt gleich fertig. In spätestens einer Stunde bin ich zu Hause.«

»Ich warte auf dich«, sagte David.

Bevor Angela ihre Untersuchungen abschließen konnte, verging dann doch noch mehr als eine Stunde. Schließlich packte sie eine Auswahl von Gewebeschnitten in einen Metallkoffer. Sie dachte, daß David vielleicht auch noch einen Blick auf die Proben werfen wollte. Angela besaß auch zu Hause ein Mikroskop, und so war es kein Problem, David die Gewebeschnitte zu zeigen. Sie verabschiedete sich von den Laborassistenten der Nachtschicht und machte sich auf den Weg zum Parkplatz.

Als sie die Dienstparkplätze erreichte und ihren Volvo nicht sah, glaubte sie zunächst, ihr Auto sei gestohlen worden. Doch dann fiel ihr ein, daß sie ja nach der Mittagspause keinen Parkplatz gefunden hatte und den Wagen am äußersten Ende der oberen Parkebene hatte abstellen müssen.

Zügig marschierte Angela los, doch sie mußte ihren Schritt schnell wieder verlangsamen, denn der schwere Metallkoffer machte ihr zu schaffen, und zudem war sie ziemlich erschöpft. Als sie den Parkplatz halb überquert hatte, mußte sie den Koffer in die andere Hand nehmen. Auf dem unteren Parkplatz standen nur wenige Autos, die den Leuten der Nachtschicht gehörten. Doch als Angela ihren

Marsch fortsetzte und sich dem kleinen Weg näherte, der zu dem oberen Parkplatz führte, hatte sie auch diese Wagen hinter sich gelassen. Weit und breit war niemand zu sehen; die Kollegen von der Abendschicht waren längst nach Hause gefahren.

Als Angela den Weg erreichte, war ihr nicht mehr ganz wohl in ihrer Haut. Sie war es nicht gewohnt, zu einer so späten Stunde noch hier draußen zu sein, und außerdem hatte sie nicht damit gerechnet, allein zu sein. Auf einmal glaubte sie, hinter sich ein Geräusch gehört zu haben. Doch als sie sich umdrehte, war nichts zu sehen. Während Angela weiterging, mußte sie plötzlich an wilde Tiere denken. Sie hatte davon gehört, daß sich in dieser Gegend gelegentlich schwarze Bären herumtrieben. Sie malte sich aus, was sie wohl tun würde, wenn ein Bär vor ihr auftauchen würde.

»Du bist doch bescheuert«, sagte sie laut zu sich selbst und marschierte weiter. Sie wollte nur noch nach Hause. Es war schließlich schon nach Mitternacht. Der untere Parkplatz war hell erleuchtet. Doch als Angela in den Weg einbog, der zur oberen Parkebene führte, mußte sie einen Augenblick stehenbleiben, damit ihre Augen sich an die Dunkelheit gewöhnen konnten. Der Weg war nicht beleuchtet; zu beiden Seiten standen Nadelbäume, deren dichte Zweige einen natürlichen Bogen bildeten.

Als in der Ferne ein Hund zu bellen begann, fuhr Angela zusammen.

Sie lief schneller, erreichte das obere Ende der Treppe und mußte noch ein Stückchen nach links gehen. Angela konnte schon die Lampen auf der oberen Parkebene erkennen. Noch etwa zwanzig Meter im Dunkeln lagen vor ihr.

Plötzlich sprang ein Mann aus dem Schatten der Bäume. Er kam so schnell auf sie zu, daß sie keine Chance hatte zu fliehen. Über seinem Kopf fuchtelte er wild mit einer Keule herum; er hatte eine Sturmhaube über sein Gesicht gezogen, und seine Hände steckten in Handschuhen. Als Angela nach hinten ausweichen wollte, stolperte sie über eine Baumwurzel und fiel hin. Sofort warf sich der maskierte Mann auf sie. Angela schrie aus vollem Halse los und rollte sich instinktiv zur Seite. Einen Augenblick später hörte sie die Keule mit

einem dumpfen Krachen an genau der Stelle in den weichen Boden niedergehen, an der sie eine Sekunde zuvor noch gelegen hatte. Angela bemühte sich verzweifelt, wieder auf die Beine zu kommen. Aber der Mann packte sie mit einer Hand am Arm und versuchte sie auf dem Boden festzuhalten; mit der anderen Hand holte er zu einem weiteren Schlag mit der Keule aus. In diesem Augenblick schleuderte Angela ihrem Angreifer mit voller Wucht den Metallkoffer in den Unterleib. Schlagartig ließ er ihren Arm los und schrie vor Schmerz laut auf.

Da der jammernde Mann ihr den Rückweg zum Krankenhaus versperrte, rannte Angela zum oberen Parkplatz. Sie hatte eine solche Angst, daß sie auf einmal schneller rennen konnte als je zuvor; ihre Füße flogen geradezu über den Asphalt. Hinter sich hörte sie die Schritte des Mannes, doch sie wagte es nicht, sich umzudrehen. Sie rannte auf den Volvo zu und hatte dabei nur eins im Sinn: ihr neues Gewehr.

Angela ließ ihren Koffer auf den Boden fallen und suchte hastig nach dem Autoschlüssel. Dann öffnete sie den Kofferraum und riß das Gewehr aus der Verpackung. Sie schnappte sich das Päckchen mit den Patronen, nahm eine heraus und warf die restlichen zurück in den Kofferraum. Mit zittrigen Händen lud sie das Gewehr. Dann wirbelte sie herum und legte das Gewehr zum Schuß an. Doch sie konnte niemanden sehen. Der Parkplatz war leer. Der Mann hatte sie offenbar doch nicht verfolgt, und das Getrappel, das sie gehört hatte, war der Widerhall ihrer eigenen Schritte gewesen.

»Können Sie den Kerl nicht etwas genauer beschreiben?« fragte Robertson. »»Ziemlich groß« - das ist doch keine Personenbeschreibung. Wie sollen wir den Täter jemals finden, wenn keiner den Mann vernünftig beschreiben kann?«

»Es war stockdunkel«, erwiderte Angela. »Und außerdem ging alles so schnell. Das Gesicht konnte ich sowieso nicht erkennen, weil er eine Sturmhaube trug.«

»Was um Himmels willen haben Sie eigentlich nach Mitternacht da draußen auf dem dunklen Weg zu suchen? Wir haben doch alle

Schwestern vor dem Kerl gewarnt!«

»Ich bin keine Krankenschwester«, erwiderte Angela. »Ich bin Ärztin.«

»Oh Mann!« bemerkte Robertson in einem schnoddrigen Tonfall. »Glauben Sie vielleicht, der Vergewaltiger schert sich darum, ob Sie eine Schwester oder eine Ärztin sind?«

»Ich will Sie nur darauf aufmerksam machen, daß ich nicht gewarnt worden bin. Vielleicht ist das Pflegepersonal ja tatsächlich auf die Gefahr hingewiesen worden - die Ärztinnen hat man jedenfalls nicht informiert.«

»Sie hätten vielleicht auch selbst daraufkommen können, daß eine Frau nachts besser nicht allein auf dem dunklen Parkplatz herumläuft«, sagte Robertson. »Wollen Sie etwa behaupten, es sei meine eigene Schuld gewesen, daß der Kerl auf mich losgegangen ist?« Robertson reagierte nicht auf Angelas Frage. »Wie sah die Keule aus, die er in der Hand gehalten hat?«

»Ich habe keine Ahnung«, erwiderte Angela. »Es war stockdunkel - das habe ich Ihnen doch bereits gesagt.« Robertson schüttelte den Kopf und sah seinen Stellvertreter an. »Hast du nicht gesagt, daß Bill gerade erst mit einem Streifenwagen auf dem Parkplatz gewesen ist?«

»Ja«, erwiderte der Beamte. »Knapp zehn Minuten vor dem Überfall hat er routinemäßig beide Parkplätze abgesucht.«

»So ein Mist!« fluchte Robertson. »Ich weiß wirklich nicht, was ich noch tun soll.« Dabei sah er Angela an und zuckte mit den Schultern. »Wenn ihr Frauen nur ein kleines bißchen kooperativer sein könntet, stünden wir jetzt nicht schon wieder vor diesem Problem.«

»Darf ich mal Ihr Telefon benutzen?« fragte Angela. Sie wollte David anrufen. Er meldete sich erst, nachdem das Telefon etliche Male geklingelt hatte, denn er war wieder eingeschlafen. Angela kündigte ihm an, daß sie in zehn Minuten zu Hause wäre.

»Wie spät ist es denn?« fragte David, während er einen Blick auf seine Uhr warf und sich die Frage selbst beantwortete. »Du meine Güte! Es ist ja schon nach eins. Was machst du denn nur?«

»Das erzähle ich dir, wenn ich zu Hause bin«, antwortete Angela.

Nachdem sie aufgelegt hatte, drehte sie sich zu Robertson um. »Kann ich jetzt gehen?« fragte sie gereizt. »Natürlich«, erwiderte Robertson. »Aber falls Ihnen doch noch irgend etwas einfällt, rufen Sie uns bitte an. Soll einer von meinen Beamten Sie nach Hause fahren?«

»Nein danke, das schaffe ich schon alleine«, erwiderte Angela.

Zehn Minuten später fiel sie ihrem Mann in die Arme, der sie schon in der Tür erwartete. David war nicht nur beunruhigt, weil Angela erst so spät nach Hause kam; er war vor allem schockiert, als er seine Frau aus dem Auto steigen sah: In der einen Hand trug sie einen Metallkoffer und in der anderen ein Gewehr. Doch er fragte sie vorerst nicht nach der Waffe.

Schließlich befreite sich Angela aus Davids Umarmung und zog sich ihren durchnästen Mantel aus. Dann brachte sie den Koffer und das Gewehr ins Wohnzimmer. David folgte ihr und musterte die Schrotflinte. Angela setzte sich auf das Sofa, zog ihre Knie unters Kinn und sah David an. »Ich möchte mich jetzt nicht mehr aufregen«, sagte sie ganz ruhig. »Würdest du mir vielleicht ein Glas Wein holen?«

Als David ihr das Glas reichte, fragte er sie, ob sie auch etwas essen wolle. Angela schüttelte den Kopf und trank einen Schluck Wein. Sie hielt das Glas mit beiden Händen fest.

Mit beherrschter Stimme begann Angela, David von dem Vergewaltigungsversuch zu berichten. Doch es dauerte nicht lange, bis sie völlig die Beherrschung verlor und in Tränen ausbrach. In den nächsten fünf Minuten konnte sie kein Wort herausbringen.

Als sie ihre Selbstbeherrschung wiedergefunden hatte, erzählte sie die Geschichte zu Ende; manchmal stockte sie, weil sie noch immer mit den Tränen kämpfen mußte. Als sie David dann von ihrem Gespräch mit Robertson berichtete, kochte sie innerlich noch.

»Ich kann es einfach nicht fassen, wie dieser Mann damit umgeht«, ereiferte sich Angela. »Der Kerl macht mich wahnsinnig. Er tut so, als wäre es meine Schuld, wenn mich jemand überfällt.«

»Ja, er ist ein Mistkerl«, stimmte David ihr zu. Angela hob den Metallkoffer hoch und reichte ihn David. »Ich hab' mir sehr viel Mühe

gegeben, und trotzdem ist mir bei der Untersuchung der Gewebeproben nichts Besonderes aufgefallen«, sagte sie und wischte sich die Tränen aus den Augen. »Ich habe im Gehirn keinen Tumor entdeckt. Das einzige, was ich gefunden habe, war eine leichte Entzündung der Gefäße, aber sie war unspezifisch. Offenbar waren außerdem ein paar Nervenzellen beschädigt, aber diese Veränderung kann genauso gut nach ihrem Tod eingetreten sein.«

»Keinerlei Anzeichen für eine systemische Infektionskrankheit?« fragte David.

Angela schüttelte den Kopf. »Ich habe die Proben mitgebracht, weil ich dachte, daß du vielleicht einen Blick darauf werfen willst«, sagte sie.

»Wie ich sehe, hast du ein Gewehr gekauft«, bemerkte David.

»Im Moment ist es sogar geladen«, warnte Angela ihren Mann. »Sei bitte vorsichtig. Und mach dir keine Sorgen wegen Nikki: Ich werde morgen mit ihr darüber reden.« Das plötzliche Zersplittern einer Glasscheibe ließ die beiden zusammenfahren. Rusty kam belend aus Nikkis Zimmer gestürzt und raste die Treppe hinunter. David schnappte sich das Gewehr.

»Der Sicherheitsbügel ist genau über dem Abzug«, sagte Angela.

Gemeinsam durchquerten sie das dunkle Wohnzimmer. David ging voran. Als er das Licht eingeschaltet hatte, sahen sie, daß im Erker vier Fensterscheiben mitsamt den Sprossen zu Bruch gegangen waren. Auf dem Boden, beinahe vor ihren Füßen, lag ein Backstein, an dem ein Zettel befestigt war. Die Botschaft kannten David und Angela schon vom Abend zuvor.

»Jetzt reicht's«, sagte Angela. »Ich rufe die Polizei.« Während die beiden auf die Ankunft der Polizeistreife warteten, setzten sie sich wieder auf ihr Sofa. »Hast du heute irgend etwas in dem Mordfall Hodges unternommen?« fragte David.

»Nein«, erwiderte Angela und zögerte einen Moment. »Allerdings hat mich der Gerichtsmediziner angerufen.«

»Hast du mit irgendeinem Menschen über Hodges gesprochen?« fragte David.

»Ja«, erwiderte Angela. »Sein Name ist gefallen, als ich mit Ro-

bertson geredet habe.«

»Heute abend?« fragte David überrascht.

»Nein, heute nachmittag«, sagte Angela. »Als ich das Gewehr gekauft habe, habe ich danach noch kurz bei der Polizei vorbeigeschaut.«

»Warum?« fragte David wütend. »Wie kannst du nur die Frechheit besitzen, Robertson schon wieder auf die Bude zu rücken? Nach dem, wie du dich gestern vor der Kirche aufgeführt hast, hättest du dir das heute wirklich schenken können!«

»Ich wollte mich doch deswegen entschuldigen«, verteidigte sich Angela. »Aber es war ein Fehler, das zu tun. Robertson macht nicht die geringsten Anstalten, den Mörder zu entlarven.«

»Angela, du mußt endlich aufhören, dich in diese Mordgeschichte einzumischen«, flehte David seine Frau an. »Das ist die Sache doch nicht wert. Über die Drohung an unserer Tür kann man ja vielleicht noch hinwegsehen; aber daß man uns jetzt auch noch die Fenster einschmeißt, ist schon eine Nummer härter.«

Als die Wand in ihrem Wohnzimmer von Scheinwerferlichtern gestreift wurde, wußten David und Angela, daß die Polizei eingetroffen war.

»Zum Glück ist es nicht Robertson«, sagte Angela, als sie einen Beamten näherkommen sah. Der Polizist begrüßte sie und stellte sich vor; sein Name war Bill Morrison. Er ließ von Anfang an durchblicken, daß ihn der neuerliche Zwischenfall im Hause der Wilsons nicht gerade brennend interessierte. Anstatt gründlich zu ermitteln, stellte er gerade so viele Fragen, daß er seinen Ermittlungsbogen einigermaßen ausfüllen konnte. Als er sich verabschieden wollte, fragte Angela, ob er den Backstein denn nicht mitnehmen wolle. »Das hatte ich eigentlich nicht vor«, erwiderte Bill. »Wollen Sie nicht nach Fingerabdrücken untersuchen?« fragte Angela. Bill ließ seinen Blick zwischen David und Angela hin und her schweifen. An seinem Gesichtsausdruck sah man deutlich, daß Angela ihn ziemlich aus dem Konzept gebracht hatte. »Fingerabdrücke?« fragte er erstaunt. »Was ist denn daran so überraschend?« wollte Angela nun von ihm wissen. »Haben Sie noch nie davon gehört, daß man auch

auf Gegenständen wie Steinen oder Ziegeln Fingerabdrücke nachweisen kann?«

»Ich weiß nicht, ob wir die Bundespolizei wegen einer solchen Sache bemühen dürfen«, bemerkte er. »Dann werde ich Ihnen vorsichtshalber mal eine Tüte holen«, sagte Angela und verschwand in der Küche. Gleich darauf kam sie mit einer Plastiktüte zurück. Geschickt faßte sie von innen hinein, um beim Aufheben des Steins keine weiteren Abdrücke zu hinterlassen. Dann überreichte sie Bill die Tüte.

»Bitte schön«, sagte Angela. »Damit haben Sie wenigstens die Möglichkeit, Nachforschungen anzustellen, falls Sie und Ihre Kollegen sich zufällig einmal dazu durchringen sollten, ein Verbrechen aufzuklären.« Bill nickte nur und stieg in sein Auto. David und Angela sahen den Rücklichtern nach, bis sie in der Dunkelheit verschwunden waren.

»Allmählich verliere ich auch das Vertrauen in die örtliche Polizei«, sagte David.

»Ich habe noch nie einen Funken Vertrauen in Robertson und seine Leute gehabt«, erwiderte Angela. »Wenn du heute wirklich nur mit Robertson über Hodges geredet hast, dann wundere ich mich, wer den Backstein durchs Fenster geschleudert hat.«

»Glaubst du, daß die Polizei selbst dahinterstecken könnte?« fragte Angela.

»Ich weiß nicht«, erwiderte David. »Eigentlich kann ich mir nicht vorstellen, daß sie so weit gehen würden. Aber ich frage mich, ob Robertson nicht doch mehr weiß, als er zugeben will. Der Beamte, der eben hier war, hat ja auch nicht gerade den Eindruck gemacht, als ob es ihm irgendwelche Sorgen bereiten würde, daß man uns bedroht.«

»Ich glaube langsam, daß Bartlet nicht im geringsten so paradiesisch ist, wie wir zunächst geglaubt haben«, sagte Angela.

Kapitel 19

Dienstag, 26. Oktober

Weder David noch Angela kamen in dieser Nacht zur Ruhe. Während Angela Probleme beim Einschlafen hatte, wachte David schon lange vor Sonnenaufgang wieder auf. Als er nachsah, wie spät es war, erschrak er: Es war vier Uhr. Wohlwissend, daß er nicht wieder einschlafen würde, stand er auf und verließ auf Zehenspitzen das Schlafzimmer; er wollte Angela auf keinen Fall wecken. Auf seinem Weg ins Wohnzimmer blieb er auf dem Treppenabsatz stehen, weil er aus dem Zimmer seiner Tochter ein Geräusch gehört hatte. Zu seiner Überraschung erschien Nikki einen Augenblick später in der Tür. »Warum, um Himmels willen, bist du um diese Uhrzeit auf?« flüsterte David.

»Ich bin gerade aufgewacht«, erwiderte Nikki. »Ich mußte an Caroline denken.«

David brachte seine Tochter wieder ins Bett und versuchte sie zu beruhigen, indem er mit ihr über Caroline redete. Er versicherte ihr, daß er fest daran glaube, daß es ihrer Freundin inzwischen schon viel besser gehe. Zudem versprach er ihr, daß er, sobald er im Krankenhaus ankomme, nach Caroline sehen und Nikki dann zu Hause anrufen werde, um ihr zu berichten, wie es ihrer Freundin gehe. Da Nikki auf einmal stark husten mußte, schlug David vor, am besten gleich mit der Klopf-Massage zu beginnen. Nach etwa einer halben Stunde waren sie fertig, und Nikki fühlte sich um einiges besser.

Sie gingen hinunter in die Küche und bereiteten gemeinsam das Frühstück vor. David briet Spiegeleier mit Schinken, und Nikki bereitete ein paar Brötchen vor. Danach zündeten sie ein Kaminfeuer an. Für ihre geplagten Seelen war das Frühstück in der festlichen Atmosphäre eine angenehme Abwechslung.

Um halb sechs schwang David sich auf sein Rad. Unterwegs fiel ihm ein, daß er unbedingt einen Handwerker anrufen mußte, damit

das Erkerfenster wieder in Ordnung gebracht wurde; sie hatten es gestern nacht nur mit einer Plastikplane abgedeckt. Es war noch nicht einmal sechs Uhr, als David das Krankenhaus betrat. Viele von seinen Patienten schliefen noch. Da er sie nicht stören wollte, warf er vorerst nur einen Blick in die Krankenakten und nahm sich vor, später noch einmal nach ihnen zu sehen. Als er schließlich noch bei Donald vorbeischaute, stellte David überrascht fest, daß der Mann hellwach war.

»Ich fühle mich ganz schrecklich«, sagte Donald. »Die ganze Nacht habe ich kein Auge zugetan.«

»Was tut Ihnen denn weh?« fragte David und spürte, wie sein Puls zu rasen begann.

David hörte sich die Palette der Beschwerden an; sie kamen ihm allesamt ziemlich bekannt vor: krampfartige Bauchschmerzen in Verbindung mit Übelkeit und Durchfall. Zudem klagte Donald - genau wie Jonathan - darüber, daß er ständig schlucken müsse.

David bemühte sich, ruhig zu bleiben. Er unterhielt sich beinahe eine halbe Stunde lang mit Donald und stellte ihm detaillierte Fragen über jede einzelne Beschwerde sowie über die Reihenfolge, in der sie aufgetreten waren. Obwohl die Symptome, unter denen Donald litt, David an seine verstorbenen Patienten erinnerten, gab es diesmal einen Unterschied, und der lag in der Krankengeschichte des Mannes. Donald war nie chemotherapeutisch behandelt worden. Bei Donald war zwar vor einigen Jahren ein Pankreaskarzinom diagnostiziert worden, doch nachdem man ihn operiert hatte, hatte man festgestellt, daß die Diagnose falsch gewesen war. Man hatte bei Donald eine sogenannte Whipple-Operation durchgeführt, und dabei waren ihm die Bauchspeicheldrüse, ein Teil seines Magens und des Dünndarms sowie ziemlich viel lymphatisches Gewebe entnommen worden. Als die pathologische Abteilung den Tumor untersucht hatte, hatte sich herausgestellt, daß er gutartig gewesen war.

Donald hatte zwar einen schweren, chirurgischen Eingriff in sein Verdauungssystem überstehen müssen, aber immerhin war sein Immunsystem nicht durch eine Chemotherapie geschädigt worden. Deshalb war David voller Hoffnung, daß die Beschwerden, über die

Donald klagte, diesmal nicht die Vorboten jener mysteriösen, tödlichen Krankheit waren.

Nachdem David seine Morgenvisite beendet hatte, rief er in der Anmeldung an, um die Zimmernummer von Caroline zu erfragen. Auf seinem Weg zu Nikkis Freundin kam er an der Intensivstation vorbei. Er zögerte für einen Augenblick und wappnete sich innerlich für den schlimmsten Fall. Dann betrat er die Station, um sich nach Jonathan Eakins zu erkundigen.

»Mr. Eakins ist heute morgen um drei Uhr gestorben«, teilte ihm die vielbeschäftigte Oberschwester mit. »Zum Schluß ist es sehr schnell gegangen. Nichts mehr schien ihm zu helfen, es war wirklich schlimm. Dabei war er noch so jung. Aber da sieht man mal wieder, daß man nie wissen kann, wann man an der Reihe ist.« David schluckte. Dann nickte er, drehte sich um und verließ die Intensivstation. Obwohl er im Inneren seines Herzens gewußt hatte, daß Jonathan sterben würde, war es doch schwer, der Realität ins Auge zu sehen. Jetzt hatte er schon vier Patienten verloren. An diesem Morgen gab es ausnahmsweise auch mal eine positive Überraschung: Caroline ging es schon viel besser. Die intensive Atemtherapie und die Antibiotika, die ihr intravenös verabreicht worden waren, hatten sofort gewirkt. Ihr Fieber war verschwunden, sie hatte wieder eine rosige Gesichtsfarbe, und ihre Augen funkelten. Als sie David sah, strahlte sie über das ganze Gesicht. »Nikki möchte dich gerne besuchen«, sagte David. »Super«, erwiderte Caroline. »Wann kommt sie?«

»Wahrscheinlich heute nachmittag«, sagte David. »Könnten Sie Nikki bitten, mir mein Lesebuch und meine Schulfibel mitzubringen?« fragte Caroline. David versprach es.

Als er in seiner Praxis ankam, rief er als erstes zu Hause an. Am anderen Ende meldete sich Nikki. Er erzählte ihr von Caroline und bat sie dann, Angela ans Telefon zu holen.

»Sie ist gerade unter der Dusche«, sagte Nikki. »Soll sie dich zurückrufen?«

»Nein, das ist nicht nötig«, erwiderte David. »Aber ich möchte, daß du sie an etwas erinnerst. Deine Mutter hat gestern ein Gewehr ge-

kauft. Es ist eine Schrotflinte, und sie steht unten am Treppenabsatz; sie ist gegen den untersten Pfosten des Treppengeländers gelehnt. Deine Mutter soll dir das Gewehr zeigen und dich davor warnen, es jemals zu berühren. Erinnerst du sie bitte daran?«

»Ja, Dad«, erwiderte Nikki.

David konnte sich genau vorstellen, wie sie gerade ihre Augen verdrehte.

»Ich meine das sehr ernst«, sagte er. »Vergiß es bitte nicht.«

Da David schon so früh in seiner Praxis war, nutzte er die Gelegenheit, um den nie kleiner werdenden Berg von Papierkram abzuarbeiten, der ständig anfiel und der dringend erledigt werden mußte. Als er sich gerade an die Arbeit machen wollte, klingelte das Telefon. Am anderen Ende der Leitung meldete sich Sandra Hascher, eine junge Patientin, die schon einmal ein Melanom gehabt hatte; der Krebs hatte damals auch einige Lymphknoten befallen. »Ich hatte gar nicht damit gerechnet, daß ich Sie direkt am Telefon haben würde«, sagte Sandra. »Ich bin im Moment allein in der Praxis«, erwiderte David.

Sandra berichtete, daß sie Probleme mit einem Abszeß unter einem Zahn gehabt hatte. Der Zahn sei ihr inzwischen gezogen worden, doch die Infektion sei trotzdem immer schlimmer geworden. »Es tut mir leid, daß ich Sie damit belästigen muß«, fuhr sie fort. »Aber ich habe jetzt über neununddreißig Grad Fieber. Ich habe schon daran gedacht, in die Notaufnahme zu gehen, aber als ich das letzte Mal mit meinem Sohn dort gewesen bin, mußte ich anschließend selber für die Rechnung aufkommen, weil die CMV nicht zahlen wollte.«

»So etwas habe ich leider schon häufiger gehört«, bemerkte David. »Am besten kommen Sie jetzt gleich. Dann kann ich mich sofort um sie kümmern.«

»Vielen Dank«, erwiderte Sandra. »In ein paar Minuten bin ich da.«

Der Abszeß war wirklich enorm. Die eine Hälfte von Sandras Gesicht war von der Schwellung völlig entstellt. Hinzu kam, daß die Lymphknoten unterhalb ihres Kiefers beinahe so groß waren wie Golfbälle. David maß ihre Temperatur und mußte feststellen, daß sie tatsächlich 39,5 Grad Fieber hatte.

»Ich muß Sie ins Krankenhaus einweisen«, sagte David. »Das geht auf keinen Fall«, erwiderte Sandra. »Ich habe irrsinnig viel zu tun. Und außerdem hat mein Sohn Windpocken.«

»Dann müssen Sie irgendeine Notlösung finden«, insistierte David. »Ich werde Sie jedenfalls nicht mit einer solchen Zeitbombe herumlaufen lassen.«

David gab Sandra einen Schnellkurs in Anatomie und erklärte ihr, daß der Infektionsherd ziemlich nah an ihrem Gehirn liege. »Wenn die Infektion erst einmal bis in Ihr zentrales Nervensystem vorge drungen ist, ist mit der Sache überhaupt nicht mehr zu spaßen«, sagte David. »Ich muß Ihnen sofort intravenös Antibiotika verabreichen. Ihr Zustand ist wirklich ernst.«

»Okay«, erwiderte Sandra. »Sie haben mich überzeugt.« David rief in der Anmeldung an und informierte die Rezeptionsdame, daß er gleich eine Patientin vorbeischicken werde. Mit den Einweisungspapieren und ein paar Anweisungen für die Krankenschwestern verabschiedete sich Sandra und ging hinüber zur Krankenstation.

Angela fühlte sich grauenhaft. Sie war so müde und erschöpft, daß sie sich nicht einmal mit mehreren Tassen Kaffee richtig in Schwung bringen konnte. Sie war erst um drei Uhr eingeschlafen und war dann auch noch von Alpträumen geplagt worden; mal war ihr die Leiche von Hodges erschienen, mal war der Vergewaltiger mit der Sturmhaube hinter ihr her.

Als sie dann schließlich aufgewacht war, konnte sie kaum glauben, daß David schon ins Krankenhaus gefahren war. Während Angela sich anzog, mußte sie schon wieder an Hodges denken und bereute es bereits, daß sie David versprochen hatte, sich nicht mehr um den Fall zu kümmern. Es war einfach unvorstellbar, dem Rat von David zu folgen und »sich Hodges aus dem Kopf zu schlagen«. Angela dachte auch über Phil Calhoun nach, denn sie hatte noch immer nichts von ihm gehört. Ihrer Meinung nach hätte er zumindest mal bei ihr hereinschauen können. Selbst wenn er noch nichts Bedeutendes entdeckt hatte, hätte er ihr ja wenigstens berichten können, was er bislang alles unternommen hatte. Sie griff zum Telefon und wählte die Num-

mer von Phil Calhoun, doch es meldete sich nur sein Anrufbeantworter. Sie legte wieder auf.

Dann ging sie nach unten ins Wohnzimmer und wünschte Nikki, die in einem ihrer Schulbücher las, einen guten Morgen.

»Wollen wir raufgehen und mit deiner Atemtherapie beginnen?« fragte Angela.

»Ich habe meine Übungen schon zusammen mit Dad gemacht«, erwiderte Nikki.

»Wirklich?« staunte Angela. »Dann können wir ja frühstücken.«

»Gefrühstückt haben wir auch schon«, sagte Nikki. »Wann seid ihr denn aufgestanden?« fragte Angela. »Ungefähr um vier Uhr«, antwortete Nikki. Angela war nicht gerade erfreut darüber, daß David schon so früh aufgestanden war. Schlafprobleme waren oft ein Anzeichen von Depressionen. Und daß Nikki morgens so früh aufwachte, gefiel ihr genausowenig. »Wie ging es Daddy denn heute morgen?« fragte Angela und setzte sich neben ihrer Tochter an den Tisch. »Gut«, antwortete Nikki. »Er hat eben angerufen, als du unter der Dusche warst, weil er mir sagen wollte, daß es Caroline schon wieder bessergeht. Ich darf sie heute nachmittag besuchen.«

»Na, das ist ja eine wunderbare Nachricht«, sagte Angela. »Und dann hat er mich noch gebeten, dich an das Gewehr zu erinnern«, sagte Nikki. »Er hat völlig wirres Zeug geredet - als ob ich noch nie ein Gewehr gesehen hätte.«

»Er macht sich Sorgen«, erwiderte Angela. »Und ein Gewehr ist wirklich nichts, womit man spaßen sollte. Besonders schlimm ist es, wenn Kinder damit herumspielen. Daß ihre Eltern eine Waffe im Haus haben, kostet Jahr für Jahr viele Kinder das Leben. Meistens sind allerdings Pistolen im Spiel, wenn so etwas passiert.« Angela holte das Gewehr und erläuterte Nikki in der nächsten halben Stunde jedes einzelne Detail. Sie erlaubte Nikki, das Gewehr zu laden und zu entladen und den Abzugshahn zu ziehen. Anschließend gingen sie hinter die Scheune, und beide feuerten eine Ladung Schrot in die Luft. Als Nikki abgezogen hatte, sagte sie, daß es keinen Spaß mache, mit dem Gewehr zu schießen, weil ihr davon die ganze Schulter weh tue.

Da es an diesem Morgen recht warm war und die Sonne schien, wollte Nikki mit dem Fahrrad zur Schule fahren. Angela schaute ihr nach, während Nikki davonradelte, und sie war froh, daß es wenigstens ihrer Tochter in Bartlet gutzugehen schien.

Kurz nachdem Nikki das Haus verlassen hatte, machte sich auch Angela auf den Weg zur Arbeit. Nachdem sie in der Nähe des Eingangs einen Parkplatz gefunden hatte, konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, noch einmal die Stelle zu inspizieren, an der sie in der Nacht zuvor überfallen worden war. Sie ging noch einmal denselben Weg zurück, bis sie die Baumreihe erreichte, die die beiden Parkebenen voneinander trennte. Auf dem lehmigen Boden erkannte sie sofort ihre eigenen Fußabdrücke. Sie verfolgte ihre Spur und fand die Stelle, an der sie hingefallen war. In der Erde entdeckte sie auch die Vertiefung, die der Angreifer mit seiner Keule verursacht hatte. Das Loch war etwa zehn Zentimeter tief. Zitternd legte Angela ihre Hand in die Aushöhlung. Auf einmal konnte sie sich wieder genau an den Anblick der Keule erinnern; sie hörte sogar, wie die Schlagwaffe an ihrem Ohr vorbeigesaust war. Und es gab noch etwas, dessen sie sich jetzt entsinnen konnte: Für den Bruchteil einer Sekunde hatte sie gesehen, wie der Mann ein funkelndes Metallteil durch die Luft geschwungen hatte. Der Mann hatte zugeschlagen, ohne eine Sekunde zu zögern. Wenn sie sich nicht weggerollt hätte, wäre sie mit voller Wucht getroffen worden. Schlagartig wurde es ihr bewußt. Der Mann hatte gar nicht versucht, sie zu vergewaltigen; er hatte versucht, sie zu töten!

Obwohl sie wußte, daß es wahrscheinlich ein Fehler war, wählte sie die Nummer von Robertson. »Ich kann mir schon denken, warum Sie mich anrufen«, sagte Robertson gereizt. »Aber das können Sie gestrost vergessen! Ich werde diesen Backstein auf keinen Fall an das Labor der Bundespolizei weiterleiten. Ich würde mich ja in ganz Vermont lächerlich machen.«

»Ich rufe nicht wegen des Steines an«, erwiderte Angela und berichtete Robertson von ihrer Erkenntnis, daß der Mann sie offenbar gar nicht vergewaltigen wollte, sondern daß er versucht hatte, sie umzubringen. Als Angela mit ihren Erklärungen fertig war und Ro-

bertson kein Wort sagte, befürchtete sie schon, daß er einfach aufgelegt hatte. »Hallo?« fragte sie schließlich. »Ich bin noch dran«, erwiderte Robertson. »Ich denke nach.«

Wieder sagte für eine Weile keiner ein Wort. »Nein«, sagte er dann. »Die Geschichte kaufe ich Ihnen nicht ab. Dieser Kerl ist ein Vergewaltiger, aber kein Mörder. Er hätte doch auch schon früher die Gelegenheit gehabt, seine Opfer umzubringen; das hat er aber nie versucht. Er hat die Frauen, die er vergewaltigt hat, ja nicht einmal verletzt.«

Angela wollte Robertson fragen, ob er wirklich glaube, daß eine Frau bei einer Vergewaltigung nicht verletzt würde, doch sie hielt lieber den Mund. Sie bedankte sich für die Zeit, die er ihr geopfert hatte, und legte auf. »Verdammter Idiot!« schimpfte Angela laut und ärgerte sich zugleich über ihre Dummheit, daß sie auch nur einen Moment lang angenommen hatte, Robertson würde ihrer neuen Theorie Glauben schenken. Je mehr sie über den Überfall nachdachte, desto sicherer war sie, daß der Täter sie nicht hatte vergewaltigen wollen. Wenn der Mann sie aber wirklich hatte umbringen wollen, dann hieß das, daß er es auf sie abgesehen hatte, weil ihm ihre Schnüffelei im Mordfall Hodges mißfiel. Also bestand durchaus die Möglichkeit, daß es sich bei dem Angreifer um Hodges' Mörder gehandelt hatte!

Angela lief es kalt den Rücken hinunter. Wenn sie mit ihren Vermutungen richtig lag, dann war es der Mörder gewesen, der ihr aufgelauert hatte. Was auch immer sie in Zukunft unternehmen würde - sie mußte so tun, als ob sie an der Mordsache Hodges kein Interesse mehr hätte. Angela überlegte, ob sie David von ihrer neuesten Vermutung berichten sollte. Sie war ziemlich unschlüssig. Auf der einen Seite mochte sie es nicht, wenn sie Geheimnisse voreinander hatten. Auf der anderen Seite wußte sie aber auch, daß David damit einen weiteren Grund haben würde, ihr die Nachforschungen im Fall Hodges auszureden. Deshalb beschloß sie, vorerst nur mit Phil Calhoun darüber zu reden - falls er endlich mal Kontakt mit ihr aufnehmen würde.

»Würden Sie mir bitte noch einen Kaffee bringen?« bat Traynor die Kellnerin und deutete mit dem Griff seines Tischhämmerchens auf seine leere Tasse. Traynor, Sherwood, Beaton und Caldwell hatten sich wie immer vor einer Vorstandssitzung zu einer Vorab-Besprechung zum Frühstück verabredet. Für den Abend war die monatliche Sitzung des Krankenhausvorstands angesetzt. Sie saßen im Iron Horse Inn an Traynors Lieblingstisch. »Ich bin ziemlich zuversichtlich«, sagte Helen Beaton. »Nach den vorläufigen Zahlen für die zweite Oktoberhälfte stehen wir besser da als in der ersten Hälfte des Monats. Ganz aus dem Schneider sind wir zwar immer noch nicht, aber es sieht erheblich besser aus als im September.«

»Da haben wir endlich mal ein Problem unter Kontrolle, und schon kommt das nächste auf uns zu«, bemerkte Traynor. »Die Schwierigkeiten scheinen nie ein Ende zu nehmen. Ich habe gehört, daß gestern nacht eine Ärztin überfallen wurde. Weiß jemand etwas Näheres darüber?«

»Es ist kurz nach Mitternacht passiert«, sagte Caldwell. »Die Frau, die überfallen wurde, heißt Angela Wilson. Sie ist die neue Pathologin und hatte gestern abend lange im Labor zu tun.«

»Und wo ist sie überfallen worden?« fragte Traynor und schlug dabei unaufhörlich mit dem Tischhämmerchen auf seine Handfläche - eine nervöse Angewohnheit, die er einfach nicht abstellen konnte.

»Auf dem Weg, der die beiden Parkebenen miteinander verbindet«, erwiderte Caldwell.

»Sind dort inzwischen Lampen aufgestellt worden?« fragte Traynor.

»Ich bin mir nicht sicher«, gab Beaton zu. »Wir können das ja gleich überprüfen. Ich weiß, daß der Wartungsdienst angewiesen worden ist, Lampen aufzustellen; ob er es aber auch wirklich gemacht hat, kann ich nicht sagen.«

»Na, ich will es mal hoffen«, grummelte Traynor. Er klopfte jetzt so heftig mit dem Hämmerchen auf seiner Hand herum, daß man das Geräusch im ganzen Raum hören konnte. »Leider habe ich bisher noch kein einziges Ratsmitglied für das Parkhaus begeistern können. Es ist unmöglich, das Thema vor dem nächsten Frühjahr noch einmal

auf die Tagesordnung zu bringen.«

»Der Chefredakteur der *Bartlet Sun* hat mir versprochen, daß er nicht über die Vergewaltigungsversuche berichten wird«, sagte Beaton.

»Dann ist ja wenigstens die Zeitung auf unserer Seite«, erwiderte Traynor.

»Wahrscheinlich fühlen sie sich dem Krankenhaus gegenüber verpflichtet, weil wir so viele Anzeigen schalten«, sagte Beaton.

»Werden heute abend auch noch andere Angelegenheiten zur Sprache kommen?« fragte Sherwood. »Ja«, antwortete Beaton. »Es gibt einen neuen Streit. Die Ärzte aus der Radiologie und die aus der Neurologie bekämpfen sich bis aufs Blut, weil beide Abteilungen offiziell die Bezeichnung ›Spezialabteilung für Kernspintomographie des Kopfes‹ tragen wollen.«

»Das ist doch wohl ein Witz, oder?« fragte Traynor. »Leider nicht«, erwiderte Beaton. »Die Lage ist absolut ernst. Wenn wir in den beiden Abteilungen Waffen austeilen würden, würden die Leute sich gegenseitig umbringen. Es geht bei dem Streit nicht nur um Geld, sondern auch ums Image - eine Kombination, die die Gemüter kräftig in Wallung bringt.«

»Diese Idioten«, raunte Traynor verächtlich. »Wieso sind Ärzte nicht imstande, wie vernünftige Menschen zusammenzuarbeiten? Meiner Meinung nach haben wir es mit einer Meute von egozentrischen Einzelgängern zu tun.«

»Zu dem Thema fällt mir gleich noch etwas ein«, sagte Beaton. »Unser Arzt mit der Nummer 91 will gegen seine Kündigung klagen.«

»Das soll er ruhig tun«, erwiderte Traynor. »Außerdem habe ich es satt, daß nur Code-Nummern verwendet werden, wenn wir auf unseren Sitzungen über die Ärzte reden, mit denen wir eine sogenannte ›Vereinbarung‹ getroffen haben. Daß wir überhaupt davon sprechen, eine ›Vereinbarung‹ zu treffen, ist schon eine ziemlich euphemistische Umschreibung.«

»Ansonsten gibt es keine Neuigkeiten«, sagte Beaton. »Hat noch jemand irgend etwas hinzuzufügen?« fragte Traynor und blickte in

die Runde.

»Ich hatte gestern etwas ungewöhnlichen Besuch«, meldete sich Sherwood. »Ein Privatdetektiv namens Phil Calhoun wollte einiges von mir wissen.«

»Bei mir ist er auch gewesen«, sagte Traynor.

»Der Kerl hat mich ein bißchen nervös gemacht«, fuhr Sherwood fort. »Er hat mir ziemlich viele Fragen über Hodges gestellt.«

»Mir auch«, fügte Traynor hinzu.

»Ich fand es beunruhigend, daß der Mann schon so viel wußte«, sagte Sherwood. »Am Anfang wollte ich ihm eigentlich keine weiteren Auskünfte geben, aber dann dachte ich mir, daß es vielleicht nicht gut wäre, all seinen Fragen auszuweichen.«

»Genau das gleiche habe ich auch gedacht«, bemerkte Traynor.

»Mich hat er nicht besucht«, sagte Beaton. »Haben Sie eine Ahnung, wer ihn engagiert haben könnte?« fragte Sherwood.

»Ich habe ihn gefragt«, erwiderte Traynor. »Und er hat angedeutet, daß er von der Familie engagiert worden ist. Ich habe natürlich sofort an Clara Hodges gedacht. Aber als ich mit ihr telefoniert habe, hat sich herausgestellt, daß sie den Namen Phil Calhoun nie gehört hatte. Danach habe ich Wayne Robertson angerufen, und der hat mir berichtet, daß Calhoun auch schon bei ihm gewesen war. Wayne meint, daß der Detektiv wahrscheinlich von der neuen Pathologin engagiert worden ist.«

»Ja, das kann gut sein«, sagte Sherwood. »Mich hat sie nämlich auch schon besucht, um mich über Hodges auszufragen. Sie war ziemlich aufgelöst, weil die Leiche in ihrem Haus gefunden wurde.«

»Ein komischer Zufall«, bemerkte Beaton. »Die Frau scheint ja wirklich Probleme zu haben: Zuerst findet man eine Leiche in ihrem Keller, und dann wird sie auch noch Opfer eines Vergewaltigungsversuchs.«

»Vielleicht wird ihr Interesse an Hodges ja durch den Vergewaltigungsversuch ein wenig gedämpft«, bemerkte Traynor. »Dann hätte ein ausgesprochen negatives Ereignis paradoxerweise etwas Positives bewirkt.«

»Und was machen wir, wenn Calhoun herausfindet, wer Hodges

umgebracht hat?« fragte Caldwell. »Das wäre in der Tat ein Problem«, erwiderte Traynor. »Aber wieso sollte er es herausfinden? Der Mord liegt jetzt mehr als acht Monate zurück. Die Spur dürfte inzwischen ziemlich kalt sein.«

Nachdem die Versammlung sich aufgelöst hatte, begleitete Traynor Helen Beaton noch zum Auto. Er wollte wissen, ob sie ihre Meinung inzwischen geändert hatte. »Nein«, erwiderte Helen. »Oder hat sich bei dir etwas verändert?«

»Ich kann mich im Moment nicht von Jacqueline scheiden lassen«, sagte Harold. »Nicht, solange mein Sohn noch zum College geht. Aber wenn er fertig ist...«

»Wunderbar«, unterbrach ihn Helen. »Dann reden wir darüber, wenn es soweit ist.«

Auf der Fahrt zum Krankenhaus schüttelte Helen angewidert den Kopf. »Männer!« schnaubte sie verächtlich.

Nachdem David seinen letzten Patienten versorgt hatte, ging er über den Flur und betrat sein Privatbüro. Dort saß Nikki an seinem Schreibtisch und blätterte in einer der medizinischen Fachzeitschriften. »Bist du fertig?« fragte Nikki. »Ja, laß uns rübergehen.«

Es dauerte nur ein paar Minuten, bis sie die Krankenstation in der zweiten Etage erreichten. Caroline strahlte über das ganze Gesicht, als die beiden ihr Zimmer betraten. Besonders freute sie sich darüber, daß Nikki ihre Bücher nicht vergessen hatte. Genau wie Nikki war sie nämlich eine sehr eifrige Schülerin.

»Seht mal, was ich kann«, rief Caroline, während sie nach dem Bügel griff, der über ihrem Bett hing. Sie zog sich so weit nach oben, bis sie das Bett nicht mehr berührte und ihre Füße in der Luft schwebten.

David klatschte. Caroline hatte gerade eine Turnübung vorgeführt, die sehr viel Kraft erforderte - mehr als David ihr mit den dünnen Ärmchen zugetraut hätte. Das Mädchen lag in einem riesigen orthopädischen Bett, über dessen Kopfende sich ein Griff befand, an dem man sich hochziehen konnte. David vermutete, daß man Caroline in das große Bett gelegt hatte, weil es einen hohen Unterhaltungswert

für sie hatte, denn ihren Spaß hatte sie ja ganz offensichtlich.

»Ich muß mich jetzt um meine Patienten kümmern«, sagte David.
»Es wird nicht lange dauern. Versprecht ihr mir, daß ihr den Krankenschwestern keine Streiche spielt?«

»Versprochen«, erwiderten die beiden kichernd. Zuerst schaute David bei Donald Anderson vorbei. Über seinen Zustand mußte er sich keine Sorgen machen, weil er sich fast stündlich nach seinem Befinden erkundigt hatte. Die Schwestern hatten immer das gleiche berichtet: Die Blutzuckerwerte waren normal, und die Magen-Darm-Beschwerden hatten nachgelassen.

»Hallo, Donald! Wie geht es Ihnen?« fragte David, als er neben Donalds Bett stand.

Donald lag auf dem Rücken. Sein Bett war am Kopfende hochgestellt worden, so daß er in einem fünfundvierzig-Grad-Winkel ruhte. Als David ihn ansprach, antwortete er nicht, sondern er ließ nur langsam seinen Kopf auf die Seite rollen.

»Wie geht es Ihnen?« fragte David ein bißchen lauter. Donald murmelte etwas, doch David konnte nichts verstehen. David versuchte noch einmal, ihn anzusprechen, mußte aber schnell feststellen, daß der Mann völlig apathisch war.

David untersuchte Donald nun gründlich und horchte ihm vor allem intensiv die Lunge ab; doch er vernahm keine auffälligen Geräusche, die Lunge war frei. David ging ins Schwesternzimmer und gab die Anweisung, Donalds Blutzuckerwerte zu untersuchen.

Bis das Ergebnis vorlag, konnte er seine anderen Patienten besuchen. Glücklicherweise ging es allen den Umständen entsprechend gut; sogar Sandra fühlte sich schon besser. Obwohl sie erst seit knapp zwölf Stunden Antibiotika erhielt, behauptete sie, daß die Schmerzen im Kiefer bereits nachgelassen hatten. Als David sie untersuchte, hatte er zwar den Eindruck, daß der Abszeß noch immer genauso groß war, doch es war ein gutes Zeichen, daß Sandra sich schon besser fühlte. Deshalb ordnete er an, sie nach dem gleichen Schema weiterzubehandeln. Den anderen Patienten von David ging es so gut, daß er ihnen für den kommenden Tag ihre Entlassung versprechen konnte. Als er gerade die Daten seines letzten Patienten in

das Krankenblatt eintrug, brachte ihm die Stationssekretärin das Ergebnis von Donalds Blutzuckeranalyse. Die Werte waren normal. Es gefiel ihm nicht, daß alles normal zu sein schien. Hätte der Blutzuckerwert sich verändert gehabt, hätte David sich erklären können, weshalb sein Patient auf einmal so desorientiert war. David wollte nicht gehen, ohne noch einmal nach Donald geschaut zu haben. Als er das Zimmer betrat, wollte er seinen Augen nicht trauen. Donalds Gesicht war dunkelblau angelaufen und sein Kopf weit nach hinten gestreckt. Aus seinem halboffenen Mund quoll dunkles Blut. Sein Bett war in wüster Unordnung, und er war nur teilweise zugedeckt.

David rief nach den Krankenschwestern und begann umgehend mit der kardiopulmonalen Wiederbelebung. Es dauerte nicht lange, bis das Wiederbelebungs-Team eintraf und mit seiner routinemäßigen Arbeit begann. Sogar Dr. Albert Hillson, der Chirurg, der Donald vor Jahren operiert hatte und der gerade seine Visite machte, schaute vorbei, weil ihn der Tumult neugierig gemacht hatte.

Doch die Wiederbelebungsversuche wurden bald abgebrochen. Es war unverkennbar, daß Donalds Atemstillstand bereits eine ganze Weile vorher eingetreten war, bevor David ihn gefunden hatte. Da sein Gehirn während dieser Zeit nicht mit Sauerstoff versorgt worden war, bestand keine Hoffnung mehr. Um Viertel nach fünf erklärte David den Patienten für tot.

David war völlig verzweifelt, daß er schon wieder einen Patienten verloren hatte, doch er bemühte sich mit aller Kraft, seinen Kummer nicht zu zeigen. Dr. Hillson war ebenfalls betrübt; er versuchte David damit zu trösten, daß Donald nach seiner schweren Operation ohnehin nur dank der hervorragenden medizinischen Versorgung so lange habe weiterleben können. Shirley Anderson, die bald darauf mit ihren beiden Söhnen im Krankenhaus eintraf, sagte etwas Ähnliches.

»Vielen Dank, daß Sie immer so nett zu meinem Mann gewesen sind«, sagte sie zu David, während sie sich die Tränen aus den Augen tupfte. »Donald mochte Sie sehr gerne.«

Da es für David nichts mehr zu tun gab, ging er zurück in Carolines Zimmer, um Nikki abzuholen.

»Wenigstens weißt du diesmal, warum dein Patient gestorben ist«, sagte Angela, nachdem David ihr berichtet hatte, was mit Donald Anderson geschehen war. Sie hatten ihr Abendessen längst beendet und waren noch im Wohnzimmer sitzengeblieben; Nikki hatte sich in ihr Zimmer zurückgezogen, wo sie ihre Hausaufgaben machte. »Nein, ich weiß es eben wieder nicht«, erwiderte David. »Es ging alles viel zu schnell.«

»Moment mal«, ereiferte sich Angela. »Daß dich der Tod deiner anderen Patienten so durcheinandergebracht hat, kann ich ja noch verstehen. Aber bei diesem Mann war es doch ganz anders. Donald Anderson war ein schwerkranker Mann. Er ist in deiner Praxis und im Krankenhaus ein und aus gegangen. Es kann ja wohl nicht wahr sein, daß du dich jetzt auch noch für den Tod dieses Mannes verantwortlich fühlst.«

»Ich weiß überhaupt nicht mehr, was ich denken soll«, sagte David. »Du hast ja recht. Seine Gesundheit war ständig angeschlagen; entweder litt er unter irgendeiner Infektion, oder seine Diabetes machte ihm schwer zu schaffen. Aber warum hat er diese Krämpfe bekommen?«

»Sein Blutzuckerwert ging ständig rauf und runter«, erwiderte Angela. »Vielleicht war es ein Schlaganfall. Es gibt doch jede Menge Möglichkeiten, woran er gestorben sein könnte.«

Das Klingeln des Telefons schreckte sie beide hoch. Instinktiv griff David zum Hörer, denn er befürchtete, daß das Krankenhaus schon wieder schlechte Nachrichten für ihn hätte. Als der Mann am anderen Ende der Leitung jedoch nach Angela fragte, war er erleichtert. Angela erkannte die Stimme sofort. »Tut mir leid, daß ich mich jetzt erst bei Ihnen melde«, sagte Calhoun. »Ich hatte ziemlich viel zu tun, aber jetzt würde ich mich gerne mal mit Ihnen unterhalten.«

»Wann?« fragte Angela.

»Ich sitze gerade im Iron Horse Inn. Das ist ja ganz in Ihrer Nähe. Kann ich vielleicht kurz bei Ihnen vorbeikommen?« Angela legte eine Hand auf die Muschel und flüsterte David zu: »Es ist Phil Calhoun, der Privatdetektiv. Er möchte uns besuchen.«

»Ich dachte, daß du dir die Sache mit Hodges endlich aus dem Kopf

geschlagen hättest«, zischte David wütend. »Hab' ich doch auch«, erwiderte Angela. »Ich habe mit niemandem mehr darüber geredet.«

»Und was soll dann dieser Phil Calhoun noch?« fragte David. »Ich versichere dir, daß ich auch mit ihm kein Wort mehr gewechselt habe«, rechtfertigte sich Angela. »Jedenfalls nicht seit Samstag. Da ich ihn aber sowieso schon bezahlt habe, können wir uns doch wenigstens mal anhören, was er herausgefunden hat.«

»Wie du willst«, sagte David und seufzte resigniert. Eine Viertelstunde später stand Phil Calhoun in der Tür. David fand es unfassbar, daß Angela diesen Mann für einen Profi hielt. In seinen Augen war er alles andere als das. Auf dem Kopf hatte Calhoun eine rote Baseballmütze, die er falsch herum aufgesetzt hatte; dazu trug er ein Flanellhemd, Jeans und ausgelatschte Slipper. »Angenehm«, sagte Calhoun und schüttelte David die Hand.

Sie gingen ins Wohnzimmer und nahmen auf der häßlichen, alten Sitzgarnitur Platz, die schon in dem Bostoner Apartment gestanden hatte. Mit den spärlichen und armseligen Möbeln wirkte das riesige Zimmer wie ein heruntergekommener Tanzsaal. Und die Plastikpläne, die David vor das Fenster geklebt hatte, machte den Raum auch nicht gerade gemütlicher.

»Ein schönes Haus«, bemerkte Calhoun, während er sich umsah.

»Wir sind immer noch dabei, uns nach neuen Möbeln umzuschauen«, sagte Angela. Sie fragte Calhoun, ob sie ihm etwas zu trinken anbieten könne, worauf dieser antwortete, daß er gerne ein Bier hätte, wenn niemand etwas dagegen habe.

Während Angela das Bier holte, nahm David den Besucher weiter ins Visier. Calhoun war älter, als David angenommen hatte. Unter seiner roten Mütze, die er auch im Haus nicht abgenommen hatte, kam ein grauer Haarschopf zum Vorschein.

»Haben Sie etwas dagegen, wenn ich rauche?« fragte Calhoun, während er sein *Antonio-y-Cleopatra-Päckchen* bereits in Händen hielt.

»Ja«, erwiderte Angela und reichte Calhoun sein Bier. »Sie können hier nicht rauchen. Unsere Tochter leidet unter einer Erkrankung der Atemwege.«

»Kein Problem«, sagte Calhoun freundlich. »Ich bin gekommen, um Sie über den Stand meiner Ermittlungen auf dem laufenden zu halten. Ich bin ganz gut vorangekommen, habe mich dafür aber auch ganz schön ins Zeug legen müssen. Dr. Dennis Hodges hat in der Stadt nicht gerade zu den beliebtesten Leuten gezählt. Um es genauer zu sagen - die Hälfte aller Bewohner von Bartlet hat ihn offenbar aus dem einen oder anderen Grunde gehaßt.«

»Das wissen wir bereits.« David klang ziemlich unfreundlich. »Ich hoffe, Sie haben uns noch etwas mehr mitzuteilen. Ansonsten können Sie Ihren saftigen Stundenlohn wohl kaum rechtfertigen.«

»David, ich bitte dich!« wies Angela ihren Mann zurecht. Sie war überrascht, daß David so unhöflich war. Calhoun ignorierte Davids Kommentar und fuhr fort, ohne mit der Wimper zu zucken. »Meiner Meinung nach hat Dr. Hodges sich entweder nicht darum geschert, was andere Leute von ihm hielten, oder er hatte Probleme mit den gesellschaftlichen Umgangsformen. Da er ein echter Neuengländer war, vermute ich, daß beides gleichermaßen zutrifft.« Calhoun verzog sein Gesicht zu einem Grinsen und trank einen Schluck Bier. »Ich habe eine Liste mit den Namen von potentiellen Verdächtigen erstellt«, fuhr er fort. »Leider habe ich noch nicht mit allen reden können. Aber die Sache fängt an, spannend zu werden. Hier geht irgend etwas Seltsames vor, das spüre ich in den Knochen.«

»Und mit wem haben Sie schon geredet?« fragte David. Zu Angelas Bedauern klang Davids Frage immer noch ein wenig unverschämt, doch diesmal sagte sie nichts. »Erst mit ein paar wenigen Leuten, die auf meiner Liste stehen«, erwiderte Calhoun und rülpste unüberhörbar. Er

machte keinerlei Anstalten, sich dafür zu entschuldigen oder wenigstens die Hand vor den Mund zu halten. David sah Angela an, doch Angela tat so, als hätte sie nichts bemerkt.

»Ich hab' mit einigen von den hohen Tieren im Krankenhaus geredet«, fuhr Calhoun fort. »Unter anderem mit Traynor, dem Vorstandsvorsitzenden, und mit Sherwood, seinem Stellvertreter. Sie haben beide einen tiefen Groll gegen Hodges gehegt.«

»Ich hoffe, daß Sie sich auch noch Dr. Cantor vornehmen«, sagte

Angela. »Ich habe gehört, daß er Hodges auf den Tod nicht ausstehen konnte.«

»Ja, Cantor steht auch auf meiner Liste«, versicherte Calhoun. »Aber ich wollte oben anfangen und mich dann langsam nach unten durcharbeiten. Sherwood war wütend auf Hodges, weil dieser sich weigerte, ihm ein Stück Land zu verkaufen. Traynor hingegen war wegen einer ganz persönlichen Sache mit Hodges verfeindet.« Calhoun berichtete David und Angela, warum Traynor, Hodges und der alte van Slyke Ärger miteinander gehabt hatten; er beendete seine Geschichte mit dem Selbstmord von Sunny Traynor, der Schwester Harold Traynors. »Das ist ja grauenhaft«, bemerkte Angela. »Es ist wie in einer Seifenoper«, stimmte Calhoun ihr zu. »Aber man sollte eigentlich annehmen, daß Traynor sich nicht erst jetzt, sondern schon vor Jahren an Hodges gerächt hätte, wenn er sich dazu veranlaßt gesehen hätte. Außerdem hat Hodges sich persönlich dafür eingesetzt, daß Traynor zum Vorsitzenden des Krankenhausvorstands gewählt wurde - und das war eine ganze Weile nach dem Selbstmord von Sunny. Ich kann mir nicht vorstellen, daß er das getan hätte, wenn er noch mit Traynor im Clinch gelegen hätte. Werner, der Sohn des alten van Slyke, arbeitet inzwischen übrigens auch im Krankenhaus. »Werner van Slyke ist mit Traynor verwandt?« fragte David überrascht. »Na, wenn das nicht nach Vetternwirtschaft riecht!«

»Ist durchaus möglich«, erwiderte Calhoun. »Werner van Slyke junior hatte allerdings ein freundschaftliches Verhältnis zu Hodges. Seine Stelle im Krankenhaus hat er wahrscheinlich eher Hodges als Traynor zu verdanken. Im übrigen kann ich mir nicht vorstellen, daß Traynor den Mord begangen hat.«

»Wieso sind Sie sich da so sicher?« fragte Angela. »Sicher weiß ich nur, daß Hodges ermordet wurde«, erwiderte Calhoun. »Ansonsten können wir im Moment nur über ein paar Möglichkeiten spekulieren.«

»Ist ja alles sehr interessant, was Sie da erzählen«, schaltete sich David wieder ein. »Aber haben Sie denn nun einen Verdächtigen? Oder können Sie wenigstens die Anzahl der verdächtigen Personen eingrenzen?«

»Nein, noch nicht«, erwiderte Calhoun. »Und wieviel schulden wir Ihnen dafür, daß wir jetzt auch nicht mehr wissen als vorher?« fragte David. »David!« fuhr Angela ihren Mann an. »Ich finde, du bist sehr unfair! Mr. Calhoun hat in der kurzen Zeit eine Menge herausgefunden. Das Entscheidende ist doch wohl jetzt, ob er meint, daß er den Fall in absehbarer Zeit aufklären kann.«

»Von mir aus«, grummelte David. »Sie sind der Profi, Mr. Calhoun. Also, wie schätzen Sie die Lage ein?«

»Ich glaube, ich muß jetzt erst mal eine rauchen«, erwiderte Calhoun. »Wie wär's, wenn wir uns mal kurz nach draußen setzen würden?«

Ein paar Minuten später hatten sie auf der Terrasse Platz genommen. Mit einem weiteren Bier in der einen und einer Zigarette in der anderen Hand schien Calhoun rundum zufrieden zu sein.

»Ich glaube, daß ich den Fall lösen kann«, sagte er und zog an seiner Zigarette. Für einen Augenblick leuchtete sein breites, käsiges Gesicht in der Dunkelheit kurz auf. »Es gibt etwas, das Sie niemals außer acht lassen dürfen: Die Dörfer und Kleinstädte von Neuengland sind fast alle gleich; sie unterscheiden sich kaum voneinander. Ich kenne die Leute hier sehr gut, und ich weiß, wie sich das Leben bei uns abspielt. Im großen und ganzen sind die Menschen hier alle aus dem gleichen Holz geschnitzt, nur ihre Namen unterscheiden sich voneinander. Jeder glaubt, daß er sich in die Angelegenheit seiner Nachbarn einmischen darf. Ich will damit sagen, daß mit Sicherheit ein paar Leute wissen, wer der Mörder ist. Das Problem ist nur, daß es verdammt schwer ist, sie zum Reden zu bringen. Ich habe zudem den leisen Verdacht, daß das Krankenhaus irgendwie in die Sache verwickelt ist, daß aber niemand den Ruf der Klinik schädigen will. Da Hodges das Städtische Krankenhaus Bartlet bekanntlich zu seinem Lebenswerk erklärt hatte, ist es auch nicht gerade unwahrscheinlich, daß das Image der Klinik tatsächlich beschädigt wird, wenn herauskommt, wer ihn umgebracht hat.«

»Und wie sind Sie bisher an Ihre Informationen gekommen?« fragte Angela. »Ich dachte immer, daß die Neuengländer die Zähne nicht auseinanderkriegen.«

»Grundsätzlich stimmt das auch«, erwiderte Calhoun. »Aber zufällig kenne ich in Bartlet ein paar Leute, die über den aktuellen Klatsch und Tratsch hervorragend Bescheid wissen. Zu meinen Freunden zählen unter anderem die Besitzerin der Buchhandlung, der Apotheker, der Wirt aus dem Iron Horse Inn und die Bibliothekarin. Zuerst einmal habe ich diese Quellen angezapft. Jetzt müßte ich damit beginnen, die Gruppe der verdächtigen Personen einzugrenzen. Bevor ich loslege, muß ich Ihnen allerdings noch eine Frage stellen: Wollen Sie überhaupt, daß ich mit meinen Ermittlungen fortfahre?«

»Nein«, antwortete David sofort. »Nun warte doch erst mal«, widersprach Angela und wandte sich an Calhoun. »Sie haben gesagt, daß Sie davon überzeugt sind, den Fall aufklären zu können. Was meinen Sie, wieviel Zeit werden Sie dafür benötigen?«

»Nicht allzuviel«, erwiderte Calhoun. »Könnten Sie sich vielleicht etwas konkreter ausdrücken?« herrschte David ihn an. Calhoun nahm seine Mütze ab und kratzte sich am Kopf. »Eine Woche, schätze ich.«

»Das kostet uns ja ein Vermögen«, bemerkte David. »Mir ist die Aufklärung dieses Falles eine Menge wert«, sagte Angela.

»Angela! Du hast mir doch versprochen, daß du die Finger von dem Fall lassen willst.«

»Das tue ich doch«, erwiderte Angela. »Genau deshalb habe ich doch Mr. Calhoun gebeten, die Ermittlungen zu übernehmen. Ich selbst werde mit keiner Menschenseele mehr über Hodges reden.«

»Mein Gott«, seufzte David frustriert und verdrehte die Augen.

»Nun komm schon, David«, bettelte Angela. »Wenn du willst, daß wir weiter in diesem Haus leben, mußt du mir auch ein bißchen entgegenkommen.« David zögerte.

»Okay«, sagte er schließlich. »Einigen wir uns auf folgendes: In einer Woche ist Schluß - egal, ob der Fall aufgeklärt ist oder nicht.«

»Abgemacht«, erwiderte Angela. Sie wandte sich an Calhoun. »Wie Sie gehört haben, müssen wir nun ein Zeitlimit berücksichtigen. Was schlagen Sie als nächstes vor?«

»Ich werde weiterhin verdächtige Personen befragen«, antwortete Calhoun. »Und parallel dazu müssen wir folgendes tun: Wir müssen

den letzten Tag im Leben von Dr. Hodges rekonstruieren - wobei wir davon ausgehen werden, daß er am Tag seines Verschwindens auch ermordet worden ist. Um zu erfahren, was er an diesem Tag alles getan hat, will ich mit einer Krankenhaus-Sekretärin sprechen, die fünfunddreißig Jahre lang für ihn gearbeitet hat. Zum anderen müssen wir unbedingt an die Kopien der Krankenhausunterlagen kommen, die neben Hodges' Leiche gefunden worden sind.«

»Die hat die Polizei«, sagte Angela. »Aber da Sie doch selbst mal bei der Bundespolizei gearbeitet haben, können Sie bestimmt irgendwie an die Kopien kommen, oder?«

»Leider nicht«, erwiderte Calhoun. »Die Bundespolizei ist ungeheuer penibel, wenn es um Beweismaterial geht, das sich in ihrem Gewahrsam befindet. Ich spreche aus Erfahrung. Ich weiß genau, weshalb es mit den Ermittlungen nicht vorangeht. Die Bundespolizei hat keine Lust, viel Zeit und Mühe in einen Fall wie den Mord an Hodges zu investieren, weil sie sich am Ermittlungseifer der örtlichen Polizei orientiert. Die örtliche Polizei behauptet wiederum, sie käme mit ihren Ermittlungen nicht voran, weil sie nicht über die notwendigen Unterlagen verfüge.«

»Oder sie ist selbst irgendwie in den Fall verwickelt«, sagte Angela. Sie berichtete Calhoun von dem Backstein, den jemand durch ihr Fenster geschleudert hatte, und sie erzählte ihm auch, wie die Polizei darauf reagiert hatte. »Das wundert mich überhaupt nicht«, erwiderte Calhoun. »Robertson steht auch auf meiner Liste. Er konnte Hodges absolut nicht ausstehen.«

»Davon habe ich schon gehört«, sagte Angela. »Man hat mir erzählt, daß Robertson Hodges für den Tod seiner Frau verantwortlich gemacht hat.«

»Ich glaube, diese Geschichte darf man nicht allzu ernst nehmen.« Calhoun räusperte sich. »Ganz so dumm ist Robertson nun auch wieder nicht. Die traurige Episode um den Tod seiner Frau hat er wahrscheinlich nur als Vorwand benutzt. Meiner Meinung nach rührte Robertsons Wut auf Hodges eher daher, daß Hodges ihn nicht für voll genommen hat; wir wissen ja alle, daß er nicht besonders diplomatisch war. Ich würde meinen letzten Dollar darauf verwetten, daß

Hodges genau gewußt hat, was für ein entsetzlicher Angeber Robertson ist; er hat ihn einfach nicht ernst genommen. Allerdings bezweifle ich, daß Robertson den alten Hodges deshalb umgebracht hat. Aber als ich mit ihm geredet habe, hat er einen seltsamen Eindruck auf mich gemacht. Er weiß irgend etwas, das er mir nicht sagt.«

»Die Polizei hat die Ermittlungen unglaublich schleifen lassen«, unterbrach Angela ihn. »Sie muß einfach in den Fall verwickelt sein.«

»Das Ganze erinnert mich an einen Fall, den ich vor Jahren bei der Kriminalpolizei bearbeitet habe«, sagte Calhoun, nachdem er einen tiefen Zug an seiner Zigarette genommen hatte. »Damals ging es auch um einen Mord in einer Kleinstadt. Wir waren absolut sicher, daß die ganze Stadt, einschließlich der Polizei, Bescheid wußte, wer den Mord begangen hatte, und trotzdem haben wir den Täter nie gefaßt. Irgendwann haben wir die Sache dann auf sich beruhen lassen. Der Fall ist bis heute nicht aufgeklärt worden.«

»Und woher nehmen Sie dann die Gewißheit, daß der Fall Hodges anders ausgehen wird?« fragte David. »Das gleiche könnte doch auch hier passieren.«

»Nein, das ist absolut ausgeschlossen«, erwiderte Calhoun. »In dem Fall, von dem ich Ihnen gerade erzählt habe, ist das Mordopfer selbst ein Mörder und Betrüger gewesen. Bei Hodges sieht die Sache anders aus. Es haben ihn zwar viele gehaßt, gleichzeitig gibt es aber auch jede Menge Leute, die in ihm einen Helden gesehen haben. Überlegen Sie doch mal: Das Städtische Krankenhaus Bartlet ist das einzige bedeutende Klinikum in Neuengland - wenn man mal von den Kliniken in den Großstädten absieht. Und es ist der alleinige Verdienst von Hodges, daß das Krankenhaus zu so viel Ruhm und Ehre gekommen ist. In Bartlet leben viele Menschen, die ihren Lebensunterhalt in dem Krankenhaus verdienen, das Hodges groß gemacht hat. Machen Sie sich keine Sorgen - diesen Fall kläre ich auf, daran besteht nicht der geringste Zweifel!«

»Wie wollen Sie denn an die Kopien der Krankenhausunterlagen kommen, wenn Sie so sicher sind, daß die Polizei die Papiere nicht herausrückt?« fragte Angela. »Sie müssen mir die Unterlagen be-

schaffen«, erwiderte Calhoun.

»Ich?« fragte Angela.

»Kommt überhaupt nicht in Frage«, fuhr David dazwischen. »Das widerspricht unserer Abmachung. Angela wird nicht in die Ermittlungen eingespannt. Ich will nicht, daß sie mit irgend jemandem über Hodges redet. Es reicht mir schon, wenn man uns Steine durchs Fenster schleudert, auf weitere Attentate kann ich gerne verzichten.«

»Die Sache ist völlig harmlos«, versprach Calhoun. »Warum denn gerade ich?« fragte Angela. »Weil Sie sowohl Ärztin als auch Angestellte des Krankenhauses sind«, erläuterte Calhoun. »Wenn Sie in Burlington zur Kriminalpolizei marschieren, sich ausweisen und erklären, daß Sie die Kopien der Krankenhausunterlagen brauchen, weil sie diese für die Betreuung Ihrer Patienten benötigen, dann werden Sie die Papiere sofort erhalten. Die Wünsche von Ärzten oder Richtern werden immer umgehend erfüllt. Da bin ich mir hundertprozentig sicher. Ich habe schließlich dort gearbeitet.«

»Okay«, sagte Angela. »Ich glaube nicht, daß ich mich in Gefahr begeben, wenn ich einer Dienststelle der Bundespolizei einen Besuch abstatte. Außerdem beteilige ich mich dadurch ja noch nicht direkt an den Ermittlungen.«

»Von mir aus«, gab David nach. »Hauptsache, du bekommst keine Probleme mit der Polizei.«

»Das ist völlig ausgeschlossen«, sagte Calhoun. »Das Schlimmste, was Ihrer Frau passieren kann, ist, daß man ihr die Kopien nicht aushändigt.«

»Wann soll ich hinfahren?« fragte Angela. »Würde es Ihnen morgen passen?« schlug Calhoun vor. »Ja«, erwiderte Angela. »Ich habe allerdings nur während meiner Mittagspause Zeit.«

»Gut«, sagte Calhoun. »Ich hole Sie um zwölf Uhr vor dem Krankenhausingang ab.« Dann stand er auf und bedankte sich für das Bier.

Während Angela Calhoun noch bis zu seinem Auto begleitete, ging David schon zurück ins Haus. »Hoffentlich habe ich zwischen Ihnen und Ihrem Mann jetzt keinen Streit entfacht«, sagte Calhoun, als sie seinen Wagen erreicht hatten. »Ihrem Mann scheint es ja ganz und

gar nicht zu gefallen, daß Sie mich engagiert haben.«

»Das ist kein Problem«, erwiderte Angela. »Aber wir müssen uns unbedingt an das Zeitlimit von einer Woche halten.«

»Eine Woche ist viel Zeit«, sagte Calhoun. »Bevor Sie gehen, will ich Ihnen noch etwas erzählen«, fuhr Angela fort und berichtete Calhoun kurz, daß sie inzwischen sicher sei, daß der Angreifer auf dem Parkplatz sie nicht habe vergewaltigen, sondern töten wollen. »Dieser Fall wird ja immer interessanter. Es ist wohl wirklich besser, wenn Sie die Schnüffelei mir überlassen.«

»Ich werde mich bemühen«, versprach Angela. »Ach, übrigens«, bemerkte Calhoun. »Ich habe keinem gesagt, daß Sie es waren, die mich engagiert hat.«

»Danke für Ihre Diskretion.«

»Vielleicht sollte ich Sie morgen nicht vor dem Krankenhaus abholen, sondern auf dem Parkplatz hinter der Bibliothek auf Sie warten«, schlug Calhoun vor. »Es ist besser, wenn wir kein weiteres Risiko eingehen.«

Kapitel 20

Mittwoch, 27. Oktober

Zu Davids und Angelas Bestürzung erwachte Nikki am Morgen mit einer stark verschleimten Lunge und einem schweren Husten. David machte sich Vorwürfe, weil er es gewesen war, der Nikki am Tag zuvor erlaubt hatte, die kranke Caroline in der Klinik zu besuchen. Obwohl Nikki sich ihren Atemgymnastikübungen an diesem Morgen besonders intensiv widmete, ging es ihr danach nicht besser. Zu ihrer großen Enttäuschung beschlossen David und Angela, daß sie nicht zur Schule gehen sollte. Angela rief Alice an und bat sie, Nikki tagsüber zu betreuen.

Als David wenig später mit seiner Visite begann, war er nervös und angespannt; ihm grauste vor seinem Rundgang. Doch diesmal erwiesen sich seine Befürchtungen als unbegründet. Es ging allen Patienten verhältnismäßig gut; sogar Sandra fühlte sich schon viel besser. »Die Schwellung ist zurückgegangen«, stellte David fest und betastete vorsichtig Sandras Wange. »Das kann man wohl sagen«, erwiderte Sandra. »Und Sie sind beinahe fieberfrei«, fügte David hinzu. »Ich freue mich ja so, daß es mir wieder bessergeht«, sagte Sandra. »Vielen Dank für alles. Ich will Sie auch gar nicht bedrängen, mich schnell zu entlassen.«

»Das ist auch sehr klug«, erwiderte David und lachte. »Drängeln nützt nämlich weniger als ein vorsichtig vorgetragener Wunsch. Ich befürchte allerdings, daß ich Sie noch so lange hierbehalten muß, bis ich die Infektion hundertprozentig unter Kontrolle habe.«

»In Ordnung«, sagte Sandra. »Könnten Sie mir wenigstens einen Gefallen tun, wenn ich schon hierbleiben muß?«

»Aber sicher«, erwiderte David.

»Das Kopfende meines Bettes läßt sich nicht verstellen«, sagte Sandra. »Ich habe den Schwestern schon Bescheid gesagt, aber sie können angeblich nichts daran ändern.«

»Kein Problem, ich werde mich darum kümmern«, versprach David. »Daß die Betten nicht funktionieren, ist hier ein altbekanntes Problem. Aber vielleicht können wir ja doch etwas für Sie tun. Schließlich sollen Sie sich bei uns wohl fühlen.«

David ging ins Schwesternzimmer und beschwerte sich bei Janet Colburn darüber, daß so viele Betten defekt waren. »Und Sie können wirklich nichts für meine Patientin tun?« fragte David.

»Das hat jedenfalls die Werkstatt behauptet, als wir das Bett reklamiert haben«, erwiderte Janet. »Mit dem Mann konnte man allerdings nicht vernünftig reden. Es war schon anstrengend genug, überhaupt ein Wort aus ihm rauszuholen. Und hier auf der Station haben wir im Moment leider kein freies Bett zur Verfügung.« David konnte es kaum fassen, daß er offensichtlich ein weiteres Mal persönlich wegen einer simplen Reparatur bei van Slyke vorbeischauchen sollte. Aber es sah so aus, als hätte er keine andere Wahl; er mußte sich entweder an van Slyke wenden oder zu Helen Beaton gehen. Die Situation war einfach absurd.

David traf van Slyke in dessen fensterlosem Büro an. »Ich habe eine Patientin, deren Bett angeblich nicht repariert werden kann«, sagte David gereizt, nachdem er flüchtig an die Tür geklopft hatte. »Was soll ich davon halten?«

»Das Krankenhaus hat eben die falschen Betten gekauft«, erwiderte van Slyke. »Die Dinger sind für die Werkstatt ein einziger Alptraum.«

»Und Sie können das Bett nicht reparieren?« fragte David.

»Ich kann es reparieren, aber es wird bald wieder kaputtgehen«, erwiderte van Slyke.

»Dann bestehe ich darauf, daß Sie es reparieren«, insistierte David.

»Wir werden uns darum kümmern, wenn wir Zeit haben«, antwortete van Slyke. »Und jetzt lassen Sie mich in Ruhe. Ich habe im Moment wichtigere Dinge zu erledigen.«

»Warum sind Sie eigentlich so unverschämt?« wollte David von seinem Gegenüber wissen. »Jetzt hören Sie mir mal gut zu«, raunte van Slyke. »Sie waren derjenige, der hier runtergekommen ist, um mich anzuschnauzen - und nicht umgekehrt. Wenn Sie ein Problem

haben, dann beschweren Sie sich bei der Verwaltung.«

»Das werde ich tun«, erwiderte David und drehte sich um. Eigentlich wollte er schnurstracks in das Büro von Helen Beaton marschieren, doch als er die Treppe hochgestiegen war und die Eingangshalle überblicken konnte, sah er, wie Dr. Pilsner das Krankenhaus betrat und auf die Haupttreppe zusteuerte.

»Bert«, rief David ihm zu. »Kann ich Sie einen Augenblick sprechen?«

Dr. Pilsner blieb stehen.

David ging zu ihm hinüber und berichtete ihm, daß es Nikki nicht besonders gut gehe. Als er den Kinderarzt gerade fragen wollte, ob er es für richtig halte, Nikki Antibiotika zu verabreichen, hielt er inne, bevor er seinen Satz beendet hatte. Dr. Pilsner wirkte verstört, und er schien David gar nicht gehört zu haben. »Stimmt irgend etwas nicht?« fragte David. »Tut mir leid«, erwiderte Dr. Pilsner. »Ich war gerade ganz in Gedanken. Der Zustand von Caroline Helmsford hat sich über Nacht drastisch verschlechtert. Ich bin fast die ganze Zeit bei ihr gewesen und war nur kurz zu Hause, um mich umzuziehen und zu duschen.«

»Was ist denn passiert?« fragte David. »Kommen Sie mit, und sehen Sie sich das Mädchen selbst an«, forderte Dr. Pilsner ihn auf und stürmte schon die Treppe hinauf, so daß David rennen mußte, um ihn einzuholen.

»Sie liegt auf der Intensivstation«, sagte Dr. Pilsner. »Das ganze Dilemma hat damit angefangen, daß sie schwere Krämpfe bekommen hat.«

Für einen Augenblick verschlug es David den Atem; vor Schreck konnte er nicht mehr weitergehen. Dann sprintete er wieder hinter dem vorauseilenden Kinderarzt her.

»Danach hat sie eine rasant fortschreitende Lungenentzündung bekommen«, fuhr Dr. Pilsner fort. »Ich habe mit allen Mitteln versucht, die Lungenentzündung zu bekämpfen, aber es hat nichts geholfen.« Sie hatten nun die Intensivstation erreicht. Bevor Dr. Pilsner hineinging, zögerte er einen Augenblick und lehnte sich seufzend gegen die Tür. Er war total erschöpft. »Ich befürchte, daß sie inzwischen einen

septisch-toxischen Schock erlitten hat. Wir müssen unbedingt versuchen, ihren Blutdruck zu stabilisieren. Es sieht alles andere als gut aus. Ich fürchte, daß ich dem Mädchen nicht mehr helfen kann.«

Dr. Pilsner hatte recht gehabt: Caroline lag im Koma. Aus ihrem Mund hing ein Schlauch, der mit einem Beatmungsgerät verbunden war. Ihr ganzer Körper war mit Kabeln und Infusionskanülen versehen worden. Verschiedene Monitore zeigten ihren Pulsschlag und ihren Blutdruck an. David lief es kalt den Rücken herunter, als er das schwerkranke Kind betrachtete. Eine Schwester der Intensivstation, die sich um Caroline kümmerte, reichte Dr. Pilsner die neuen Untersuchungsergebnisse. Seitdem er die Station vor einer Stunde verlassen hatte, hatte sich der Zustand von Caroline nicht verbessert. Als er die neuesten Werte studiert hatte, ging er mit David zum Rezeptionstresen hinüber. David nutzte die Gelegenheit und sprach seinen Kollegen noch einmal auf Nikki an; diesmal hörte Dr. Pilsner aufmerksam zu. Er war ebenfalls der Meinung, daß man ihr Antibiotika geben sollte und schrieb David den Namen eines Medikaments sowie die Dosierungsanweisung auf. Bevor David die Station verließ, versuchte er Dr. Pilsner mit ein paar netten Worten Mut zu machen. Er konnte sehr gut nachvollziehen, wie sich der Kinderarzt im Moment fühlen mußte.

Danach ging er hinüber zu seiner Praxis und rief als erstes bei Angela an, um ihr mitzuteilen, welches Antibiotikum Nikki nehmen sollte. Als er ihr berichtete, wie schlecht es Caroline ging, war Angela zunächst sprachlos. »Glaubst du, daß sie sterben wird?« fragte sie. »Dr. Pilsner scheint das zu befürchten«, erwiderte David. »Nikki ist gestern bei Caroline gewesen«, bemerkte Angela.

»Daran brauchst du mich nicht zu erinnern«, erwiderte David resigniert. »Aber gestern ging es Caroline gut. Sie war sogar fieberfrei.«

»Oh, mein Gott«, seufzte Angela. »Es kommt aber auch ein Schlag nach dem anderen. Kannst du denn in deiner Mittagspause nach Hause fahren und Nikki die Medikamente bringen?«

»Ja, das kann ich machen«, erwiderte David. »Ich fahre dann wie besprochen nach Burlington«, sagte Angela.

»Du hast immer noch vor, hinzufahren?« fragte David. »Natürlich«,

antwortete Angela. »Calhoun hat eben angerufen, um den Termin zu bestätigen. Offensichtlich hat er schon mit dem zuständigen Beamten in Burlington geredet.«

»Dann wünsche ich dir viel Spaß«, sagte David und legte schnell den Hörer auf, damit ihm nicht noch etwas herausrutschte, das er später bereuen würde. Es machte ihn rasend, wie Angela ihre Prioritäten setzte. Während er sich um Caroline und Nikki sorgte und vor Kummer halb krank war, spürte Angela noch immer wie besessen hinter dem Mörder von Hodges her.

»Ich freue mich, daß sie sich einen Moment Zeit für mich genommen haben«, sagte Calhoun, während er sich vor dem Schreibtisch von Helen Beaton auf einem Stuhl niederließ. »Wie ich Ihrer Sekretärin bereits gesagt habe, habe ich nur ein paar kurze Fragen an Sie.«

»Ich habe auch eine Frage an Sie«, erwiderte Beaton. »Okay, wer fängt an?« fragte Calhoun und hielt seine Zigarettenspackung hoch. »Darf ich rauchen?«

»Nein, Sie dürfen nicht«, stellte Beaton klar. »Im Krankenhaus wird nicht geraucht. Ich glaube, ich sollte besser zuerst fragen. Denn je nachdem, wie Ihre Antwort ausfällt, könnte unser Gespräch ziemlich schnell beendet sein.«

»Wie Sie wollen«, sagte Calhoun. »Schießen Sie los.«

»Wer hat Sie engagiert?« fragte Beaton. »Das ist eine unfaire Frage«, erwiderte Calhoun. »Wieso unfair?«

»Weil meine Kundschaft ein Anrecht auf absolute Diskretion hat«, antwortete Calhoun. »Und jetzt bin ich an der Reihe: Wie ich gehört habe, hat Dr. Hodges Sie häufig in Ihrem Büro aufgesucht.«

»Ich muß Sie leider unterbrechen«, fuhr Beaton dazwischen. »Da Sie mir nicht sagen wollen, wer Sie beauftragt hat, sehe ich keine Veranlassung, mit Ihnen zusammenzuarbeiten.«

»Das bleibt Ihnen überlassen«, erwiderte Calhoun. »Ich kann Ihnen allerdings versprechen, daß sich einige Leute fragen werden, warum die Leiterin des Krankenhauses sich weigert, eine Frage über ihren direkten Vorgänger zu beantworten. Man könnte glatt vermuten, daß Sie wissen, wer Hodges ermordet hat.«

»Vielen Dank für Ihren Besuch«, sagte Beaton lächelnd und stand auf. »Sie werden mich nicht zum Reden bringen - jedenfalls nicht, bevor ich weiß, wer Sie engagiert hat. Ich vertrete in erster Linie die Interessen des Krankenhauses. Guten Tag, Mr. Calhoun.«

Calhoun erhob sich ebenfalls. »Ich habe das Gefühl, daß ich Sie bald wiedersehen werde«, sagte er im Weggehen. Er verließ den Verwaltungstrakt und begab sich in das Untergeschoß des Krankenhauses. Als nächstes wollte er Werner van Slyke aushorchen. Calhoun fand ihn in der Werkstatt, wo er gerade damit beschäftigt war, bei einigen Krankenhausbetten die Elektromotoren auszutauschen. »Werner van Slyke?« fragte Calhoun. »Yeah«, erwiderte van Slyke in seinem monotonen Akzent.

»Mein Name ist Calhoun. Können wir uns einen Moment unterhalten?«

»Über was?«

»Über Dr. Dennis Hodges«, sagte Calhoun. »Wenn Sie nichts dagegen haben, daß ich dabei weiterarbeite«, erwiderte van Slyke und wandte seine Aufmerksamkeit wieder den Motoren zu.

»Kommt es oft vor, daß diese Betten kaputtgehen?« fragte Calhoun.

»Leider ja«, erwiderte van Slyke.

»Sie sind doch der Leiter der Werkstatt«, sagte Calhoun. »Warum reparieren Sie die Betten dann selbst?«

»Weil ich sichergehen will, daß die Arbeit vernünftig gemacht wird«, antwortete van Slyke.

Calhoun ging zu einer der Werkbänke hinüber und setzte sich auf einen Stuhl. »Darf ich rauchen?« fragte er. »Von mir aus«, grummelte van Slyke. »Und ich dachte schon, das ganze Krankenhaus wäre Nichtraucherzone«, sagte Calhoun, während er seine Zigaretten hervorholte und van Slyke eine anbot. Van Slyke zögerte eine Weile, und es schien so, als ob er gründlich nachdenken mußte, ob er eine rauchen sollte. Schließlich entschied er sich, eine Zigarette zu nehmen. Bevor Calhoun sich selbst eine ansteckte, gab er van Slyke Feuer.

»Wie ich gehört habe, kannten Sie Hodges ziemlich gut«, sagte Calhoun.

»Er war wie ein Vater für mich«, erwiderte van Slyke und zog zufrieden an seiner Zigarette. »Ein besserer als mein leiblicher Vater.«

»Im Ernst?« staunte Calhoun.

»Wenn Hodges nicht gewesen wäre, hätte ich wohl nie das College besucht«, fuhr van Slyke fort. »Ich habe für ihn den Garten und das Haus in Ordnung gehalten, und hin und wieder habe ich auch bei ihm übernachtet. Wir haben viel miteinander geredet, weil ich immer Probleme mit meinem richtigen Vater hatte.«

»Was hatten Sie denn für Schwierigkeiten mit Ihrem Vater?« fragte Calhoun. Er wollte unbedingt, daß van Slyke weiterredete.

»Mein Vater war ein gemeiner Mistkerl«, antwortete van Slyke. Nachdem er kräftig gehustet hatte, fuhr er fort. »Er hat mich ständig geschlagen.«

»Und warum hat er das getan?« fragte Calhoun. »Er ist beinahe jeden Abend betrunken nach Hause gekommen«, erwiderte van Slyke. »Und dann hat er mich verprügelt. Meine Mutter konnte mir nicht helfen, weil sie meistens selbst ihre Schläge abbekommen hat.«

»Haben Sie sich denn mit Ihrer Mutter verstanden?« fragte Calhoun. »Hätten Sie sich mit ihr gegen Ihren Vater verbünden können?«

»Ach du meine Güte - nein!« erwiderte van Slyke. »Sie hat ihn immer verteidigt. Selbst wenn der Kerl mich gerade windelweich geprügelt hatte, wollte sie mir weismachen, daß es nicht so gemeint war. Sie hat sogar versucht, mir einzureden, daß mein Vater mich sehr gerne habe und er mich deshalb immer schlagen würde.«

»Macht in meinen Augen keinen Sinn«, bemerkte Calhoun.

»Natürlich macht das keinen Sinn«, erwiderte van Slyke bissig. »Was soll diese ganze Fragerei eigentlich?«

»Ich interessiere mich für den Mord an Hodges«, sagte Calhoun.

»Nach all den Monaten?« fragte van Slyke. »Warum nicht?« entgegnete ihm Calhoun. »Würden Sie nicht auch gerne wissen, wer ihn ermordet hat?«

»Und was sollte ich tun, wenn ich wüßte, wer es war?« erwiderte van Slyke. »Den Kerl umbringen?« Er bekam einen Lachanfall, der in ein kräftiges Husten überging. »Sie rauchen nicht oft, hab' ich

recht?« fragte Calhoun. Als van Slyke seinen Hustenanfall wieder einigermaßen unter Kontrolle hatte, schüttelte er den Kopf. Sein Gesicht war knallrot. Er steuerte auf ein Waschbecken zu und trank einen Schluck Wasser. Als er zurückkam, hatte sich seine Laune schlagartig geändert.

»Diese Unterhaltung reicht mir allmählich«, sagte er gereizt. »Ich hab' noch jede Menge Arbeit zu erledigen. Eigentlich habe ich nicht mal Zeit, an diesen verdammten Betten rumzufummeln.«

»Okay, ich gehe«, sagte Calhoun und erhob sich. »Ich habe eine feste Regel, und die lautet: Wenn jemand nicht mehr mit mir reden will, dann gehe ich. Aber ich darf doch noch einmal wiederkommen, oder?«

»Ich werd' drüber nachdenken«, erwiderte van Slyke.

Nachdem Calhoun die Werkstatt verlassen hatte, ging er vorne um das Krankenhaus herum und betrat das Institut für Radiologie. An der Rezeption überreichte er einer Angestellten seine Karte und fragte nach Dr. Cantor. »Haben Sie einen Termin vereinbart?« fragte die Rezeptionsdame.

»Nein«, erwiderte Calhoun. »Richten Sie ihm einfach aus, daß ich gekommen bin, um mit ihm über Dr. Hodges zu reden.«

»Dr. Dennis Hodges?« fragte die Rezeptionsdame überrascht.

»Genau der«, sagte Calhoun. »Ich setze mich solange ins Wartezimmer.«

Calhoun beobachtete, wie die Rezeptionsangestellte zum Telefonhörer griff. Er hatte gerade begonnen, die Architektur und die luxuriöse Inneneinrichtung zu bewundern, als eine matronenhafte Frau auf ihn zumarschiert kam und ihn bat, ihr zu folgen.

»Was soll das heißen, Sie wollen über Dennis Hodges reden?« platzte Cantor in dem Augenblick los, als Calhoun über seine Türschwelle trat.

»Sie haben schon richtig verstanden«, sagte Calhoun. »Wozu, zum Teufel, soll das gut sein?« fragte Cantor. »Darf ich mich vielleicht setzen?« entgegnete Calhoun. Cantor wies auf ein paar Stühle, die vor seinem Schreibtisch standen. Bevor Calhoun Platz nehmen konnte, mußte er erstmal einen Stapel medizinischer Fachzeitschriften

umschichten. Als er dann saß, zog er sein Standardritual ab und fragte, ob er rauchen dürfe. »Wenn Sie mir auch eine anbieten«, sagte Cantor. »Eigentlich rauche ich ja nicht mehr, aber wenn ich eine schnorren kann, mache ich eine Ausnahme.« Als die beiden Männer ihre Zigaretten angezündet hatten, eröffnete Calhoun Cantor, daß er engagiert worden sei, um den Mörder von Hodges zu finden.

»Eigentlich habe ich nicht die geringste Lust, über den alten Mistkerl zu reden«, sagte Cantor. »Dürfte ich fragen, warum nicht?« entgegnete Calhoun. »Warum sollte man noch ein Wort über ihn verlieren?« fragte Cantor zurück.

»Zum Beispiel, um der Gerechtigkeit zum Sieg zu verhelfen und den Mörder hinter Gitter zu bringen«, erwiderte Calhoun.

»Ich glaube, daß der Gerechtigkeit bereits Genüge getan ist«, sagte Cantor. »Wer auch immer diesen Mistkerl beseitigt hat, sollte eigentlich wirklich eine Medaille dafür bekommen.«

»Man hat mir berichtet, daß Sie ziemlich wenig von Hodges gehalten haben«, bemerkte Calhoun. »Das ist stark untertrieben«, erwiderte Cantor. »Hodges war ein widerwärtiges Ekel.«

»Könnten Sie das vielleicht etwas näher ausführen?« fragte Calhoun.

»Er hat sich einen Dreck um andere Leute geschert«, erwiderte Cantor.

»Meinen Sie damit andere Leute im allgemeinen oder andere Ärzte?« fragte Calhoun.

»Vor allem wohl Ärzte«, räumte Cantor ein. »Er kümmerte sich einfach nicht um ihre Belange. Er hatte nur eines im Sinn, und das war das Krankenhaus. Aber was immer er auch mit dem Krankenhaus vorhatte - die Ärzte haben in seinen Plänen keine Rolle gespielt. Nachdem es ihm gelungen war durchzusetzen, daß die radiologische und die pathologische Abteilung dem Krankenhaus angeschlossen wurden, setzte er etliche Ärzte einfach an die Luft. Damals hätten ihn am liebsten alle erwürgt.«

»Können Sie mir Namen nennen?« fragte Calhoun. »Natürlich, das ist doch kein Geheimnis«, erwiderte Cantor und zählte an seinen Fingern fünf Ärzte auf, unter anderem sich selbst.

»Und von dieser Gruppe sind Sie der einzige, der noch immer im Krankenhaus beschäftigt ist.«

»Ich bin in der radiologischen Abteilung der einzige«, sagte Cantor. »Zum Glück hatte ich die hervorragende Idee, dieses Radiologie-Institut einzurichten. Außer mir ist auch Paul Darnell noch hier beschäftigt. Er arbeitet in der pathologischen Abteilung.«

»Wissen Sie, wer Hodges umgebracht hat?« fragte Calhoun.

Als Cantor gerade antworten wollte, hielt er plötzlich inne. »Wissen Sie was«, begann er, »mir ist gerade aufgefallen, daß ich die ganze Zeit munter daherplappere, obwohl ich Ihnen zu Beginn unserer Unterhaltung mitgeteilt habe, daß ich nicht über Hodges reden will.«

»Ja, das ist mir auch schon aufgefallen«, sagte Calhoun. »Ich nehme an, Sie haben Ihre Meinung geändert. Also noch einmal - wissen Sie, wer Hodges ermordet hat?«

»Wenn ich es wüßte, würde ich es Ihnen bestimmt nicht sagen«, erwiderte Cantor.

Plötzlich zog Calhoun seine Taschenuhr hervor, die er mit einer kurzen Kette an einer Gürtelschlaufe befestigt hatte. »Ach du meine Güte!« rief er und erhob sich. »Es tut mir leid, aber ich muß unsere Unterhaltung beenden. Ich habe gar nicht gemerkt, wie spät es ist, und nun wartet schon meine nächste Verabredung auf mich.« Hastig beugte er sich zu dem überraschten Cantor hinüber, drückte seine Zigarette im Aschenbecher aus und eilte aus dem Zimmer. Dann ging er schnurstracks zu seinem Wagen und fuhr zur Bibliothek. Angela schlenderte bereits rastlos vor dem Eingang auf und ab, als Calhoun neben ihr hielt.

»Tut mir leid, daß ich mich verspätet habe«, sagte Calhoun, nachdem er Angela die Beifahrertür geöffnet hatte. »Mein Gespräch mit Dr. Cantor war so interessant, daß ich gar nicht mehr auf die Uhrzeit geachtet habe.«

»Ich bin selbst ein paar Minuten zu spät hiergewesen«, erwiderte Angela und stieg ein. »Ich bin neugierig, was Dr. Cantor gesagt hat«, fuhr sie fort. »Hat er etwas Spannendes von sich gegeben?«

»Er hat Hodges nicht umgebracht«, erwiderte Calhoun. »Aber der Mann ist nicht uninteressant für uns. Genau wie Helen Beaton. Ir-

gend etwas geht hier vor - das kann ich fühlen.«

Calhoun kurbelte das Seitenfenster herunter. »Darf ich rauchen?«

»Ich habe schon geahnt, daß das der Grund dafür war, weshalb Sie lieber mit Ihrem eigenen Auto fahren wollten«, erwiderte Angela.

»War ja nur eine Frage«, sagte Calhoun. »Glauben Sie wirklich, daß unser Besuch bei der Polizei glattgehen wird?« fragte Angela. »Je mehr ich darüber nachdenke, desto nervöser werde ich. Schließlich muß ich die Wahrheit ein wenig verdrehen. Ich arbeite zwar im Krankenhaus - aber ich habe im Grunde keine Veranlassung, die Krankenunterlagen einzusehen, um meine Patienten zu versorgen. Ich bin doch Pathologin!«

»Machen Sie sich darüber keine Sorgen«, beruhigte Calhoun sie. »Es ist durchaus möglich, daß Sie gar nichts sagen müssen. Ich habe die ganze Sache nämlich schon mit dem Lieutenant abgesprochen, und er hat kein Problem damit, Ihnen die Unterlagen auszuhändigen.«

»Ich verlasse mich ganz auf Sie«, erwiderte Angela. »Es wird schon alles gutgehen«, sagte Calhoun. »Aber ich muß Ihnen noch eine Frage stellen. Ich mache mir immer noch Gedanken darüber, wie Ihr Mann gestern abend reagiert hat. Ich möchte nämlich auf keinen Fall, daß es zu einem Streit zwischen Ihnen und Ihrem Mann kommt. Aber inzwischen habe ich Blut gerochen: Dieser Fall fesselt mich mehr als jeder andere, den ich bisher als Privatdetektiv übernommen habe. Was halten Sie davon, wenn ich meinen Stundenlohn senke? Würde das Ihren Mann besänftigen?«

»Danke, daß Sie sich so viele Gedanken über uns machen«, sagte Angela. »Aber ich bin sicher, daß David zufrieden ist, wenn wir uns an die Frist von einer Woche halten.« Trotz der beruhigenden Worte von Calhoun war Angela nervös, als sie in Burlington ankamen und vor dem Polizeigebäude parkten. Doch ihre Sorgen erwiesen sich als gänzlich unbegründet. Dank Calhoun verlief die Aktion glatter, als Angela es sich je hätte träumen lassen. Calhoun übernahm das Reden, und Angela mußte nur daneben stehen. Der Beamte, der für die Verwahrung der Beweismaterialien zuständig war, hätte kaum netter oder entgegenkommender sein können.

»Wenn Sie schon einmal dabei sind«, sagte Calhoun zu dem Beamten, »könnten Sie dann nicht von jedem Blatt gleich zwei Kopien machen?«

»Kein Problem«, erwiderte der Beamte. Er zog sich Handschuhe über, bevor er die Originale berührte. Calhoun zwinkerte Angela zu.

Zehn Minuten später saßen die beiden wieder im Auto. »Das haben wir ja prima geschafft«, sagte Angela erleichtert. Sie zog die Unterlagen aus dem Umschlag und begann die Papiere zu überfliegen.

»Ich könnte ja jetzt sagen, ›das hab' ich Ihnen doch schon vorher gesagt‹«, bemerkte Calhoun und grinste. »Aber das würde ich nie tun. Nein, wirklich nicht. So einer bin ich nicht.«

Angela lachte. Sie mochte den trockenen Humor des Privatdetektivs inzwischen sehr gerne. »Was sind das für Unterlagen?« fragte Calhoun und blickte Angela über die Schulter.

»Es sind Kopien der Aufnahmepapiere von acht Patienten«, antwortete Angela. »Haben sie irgend etwas gemeinsam?« fragte Calhoun.

»Soweit ich sehe, nicht«, erwiderte Angela etwas enttäuscht. »Es gibt keine einzige Gemeinsamkeit. Die Patienten sind unterschiedlichen Alters, unterschiedlichen Geschlechts, und auch die Diagnose ist jedesmal eine andere. Einer war wegen einer Hüftoperation eingeliefert worden, ein anderer wegen Lungenentzündung, der nächste wegen einem Stirnhöhlenkatarrh, und die übrigen Diagnosen lauten: Herzrhythmusstörungen, Bauchschmerzen im rechten Unterbauch, Venenentzündung, Schlaganfall sowie Nierensteine. Ich weiß zwar nicht, was ich erwartet habe, aber diese Diagnosen scheinen allesamt nicht außergewöhnlich zu sein.«

Calhoun startete den Motor und fädelt sich in den Verkehr ein. »Ziehen Sie keine voreiligen Schlüsse«, riet er Angela.

Angela schob die Unterlagen wieder in den Umschlag und schaute aus dem Fenster. Sie hatte bemerkt, wo sie sich gerade befanden.

»Warten Sie mal eine Sekunde«, sagte sie. »Bitte halten Sie an.«

Calhoun brachte den Wagen am Straßenrand zum Stehen. »Wir sind hier quasi direkt vor dem Büro des Leiters der Gerichtsmedizin«, sagte Angela. »Was halten Sie davon, wenn wir mal kurz hin-

einschauen? Er hat die Autopsie an Hodges vorgenommen. Vielleicht trägt unser Besuch ja dazu bei, daß der Mann sich in Zukunft auch ein wenig mehr für den Fall interessiert.«

»Ich habe nichts dagegen«, erwiderte Calhoun. »Ich würde ihn gerne kennenlernen.«

Calhoun wendete mitten auf der Hauptverkehrsstraße. Das Manöver jagte Angela einen solchen Schrecken ein, daß sie die Augen schloß, um den entgegenkommenden Verkehr wenigstens nicht sehen zu müssen. Calhoun empfahl ihr, sich einfach zu entspannen. Ein paar Minuten später betraten die beiden das gerichtsmedizinische Gebäude. Walter Dunsmore hatte sich gerade zum Mittagessen in der Kantine niedergelassen. Angela stellte ihm Phil Calhoun vor.

»Wollen wir zusammen essen?« schlug Walter vor. Angela und Calhoun holten sich aus einem Münzapparat ein paar Sandwiches und gesellten sich wieder zu Walt.

»Mr. Calhoun arbeitet an dem Fall Hodges«, erklärte Angela dem Gerichtsmediziner. »Wir haben uns in Burlington ein paar Unterlagen bei der Bundespolizei besorgt. Und da wir schon einmal hier waren, dachte ich mir, daß wir auch gleich bei Ihnen vorbeischauen könnten, um zu sehen, ob sich etwas Neues ergeben hat.«

»Nicht, daß ich wüßte«, erwiderte Walt und dachte nach. »Das Ergebnis der toxikologischen Untersuchung war negativ - mit Ausnahme des Alkoholpegels. Aber davon habe ich Ihnen ja schon berichtet. Das ist alles. Wie ich vermutet habe, scheint sich niemand so recht für den Fall zu interessieren.«

»Ich verstehe«, entgegnete Angela. »Haben Sie inzwischen eine Idee, wie die Kohlenstoffpartikel unter die Haut gelangt sein könnten?«

»Nein«, gestand Walt. »Aber ich habe, ehrlich gesagt, auch überhaupt keine Zeit mehr gehabt, darüber nachzudenken.«

Nachdem sie ihre Sandwiches hungrig hinuntergeschlungen hatten, verkündete Angela, daß sie dringend nach Bartlet zurückfahren müsse. Ihre Mittagspause war bald vorbei.

Die Rückfahrt erschien Angela kürzer als die Hinfahrt. Calhoun ließ sie hinter der Bibliothek aussteigen, wo sie ihr eigenes Auto ab-

gestellt hatte.

»Ich melde mich bei Ihnen«, sagte Calhoun zum Abschied. »Und denken Sie daran: Lassen Sie die Finger von dem Mordfall!«

»Keine Angst«, erwiderte Angela. Sie setzte sich hinters Steuer und winkte Calhoun nach. Es war schon halb zwei. Zurück in ihrem Büro, legte Angela die Kopien von Hodges' Unterlagen in die oberste Schublade ihres Schreibtisches. Sie nahm sich vor, die Papiere am Abend mit nach Hause zu nehmen. Als sie sich gerade ihren weißen Laborkittel überziehen wollte, öffnete Wadley die Verbindungstür; er machte sich nicht einmal die Mühe, vorher anzuklopfen.

»Ich suche Sie jetzt seit mehr als zwanzig Minuten«, sagte er gereizt.

»Ich war während meiner Mittagspause nicht im Krankenhaus«, erwiderte Angela.

»Das habe ich gemerkt«, sagte Wadley. »Ich habe Sie nämlich mehrmals ausrufen lassen.«

»Tut mir leid«, entgegnete Angela. »Ich mußte ein paar Besorgungen machen.«

»Sie haben länger als eine Stunde Pause gemacht«, warf Wadley ihr vor.

»Das kann schon sein«, erwiderte Angela. »Aber dafür werde ich heute abend länger bleiben - und das tue ich sowieso fast jeden Tag. Im übrigen habe ich Dr. Darnell gebeten, für mich einzuspringen, falls während meiner Abwesenheit irgendwelche dringenden Untersuchungen anfallen sollten.«

»Ich mag es nicht, wenn die Mitarbeiter meiner Abteilung mitten am Tag einfach verschwinden«, stellte Wadley klar. »Ich bin nicht lange weg gewesen«, rechtfertigte sich Angela. »Außerdem bin ich mir meiner Verantwortung sehr wohl bewußt und halte mich an die Vorschriften. Im übrigen bin ich heute nicht dafür zuständig gewesen, die Gewebeproben aus der Chirurgie zu analysieren - und dringende Fälle können nur von dort kommen. Falls es Sie interessiert - während meiner Besorgungen habe ich unter anderem in der Gerichtsmedizin vorbeigeschaut.«

»Sie haben Walt Dunsmore besucht?« fragte Wadley. »Wenn Sie

mir nicht glauben wollen, können Sie ihn gerne anrufen«, erwiderte Angela. An Wadleys Gesichtsausdruck konnte sie erkennen, daß er schon nicht mehr ganz so wütend war. Auf einmal war sie froh, daß sie sich spontan dazu entschlossen hatte, Walt Dunsmore einen Besuch abzustatten.

»Ich habe Wichtigeres zu tun, als mich darum zu kümmern, wo Sie sich herumgetrieben haben«, sagte Wadley. »Über Ihr Benehmen in der letzten Zeit mache ich mir allerdings Gedanken. Ich muß Sie wohl nicht daran erinnern, daß Sie noch in der Probezeit sind. Ich kann Ihnen versichern, daß Sie nicht übernommen werden, wenn Sie sich als unzuverlässig erweisen.«

Mit diesen Worten ging Wadley zurück in sein Büro und knallte die Verbindungstür hinter sich zu. Angela starrte die geschlossene Tür einen Augenblick an. Sie haßte diese offenen Feindseligkeiten mit Wadley. Doch immerhin waren die leichter zu ertragen als die ständigen sexuellen Belästigungen. Sie fragte sich allerdings, ob sie mit Wadley je wieder ein vernünftiges, rein dienstliches Verhältnis haben konnte.

Nachdem David in seiner Praxis den letzten Patienten versorgt hatte, ging er widerwillig zur Krankenstation hinüber, um mit seiner Nachmittagsvisite zu beginnen. Er fing allmählich an, sich vor diesen Rundgängen zu fürchten, weil er Angst davor hatte, was ihn wohl wieder erwarten würde.

Bevor er seine eigenen Patienten besuchte, ging David auf die Intensivstation, um nach Caroline zu sehen. Dem Mädchen ging es sehr schlecht; es sah ganz so aus, als ob sie sterben würde. Dr. Pilsner hatte sich am Stationsempfang hinter einem Schreibtisch niedergelassen, um von dort aus über Caroline zu wachen, obwohl das eigentlich sinnlos war. Der Mann schien vollkommen niedergeschlagen zu sein, und David konnte das sehr gut nachvollziehen.

David verließ die Intensivstation, um sich seinen eigenen Patienten zuzuwenden. Immer wenn er ein neues Zimmer betrat, überfiel ihn ein Angstgefühl, das erst verschwand, wenn er festgestellt hatte, daß es dem jeweiligen Patienten gutging. Als er allerdings in Sandras

Zimmer kam, sah er seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt. Ihr geistiger Zustand hatte sich überraschend verschlechtert. David war entsetzt. In seinen Augen war die Veränderung dramatisch, auch wenn die Krankenschwestern die Lage nicht so ernst bewerteten. Als David Sandra am frühen Morgen besucht hatte, war sie noch bei klarem Bewußtsein gewesen. Jetzt war sie apathisch und nahm ihre Umgebung kaum mehr wahr. Aus ihrem Mund sabberte Speichel, und ihre Augen waren glanzlos und matt. Auch das Fieber war wieder zurückgekehrt; es war auf über achtunddreißig Grad gestiegen.

Als David versuchte, sich mit ihr zu unterhalten, gab sie ihm nur vage Antworten. Er konnte ihr nur eine einzige konkrete Klage entlocken; sie sagte, sie habe Bauchkrämpfe. Sein Puls begann zu rasen. Er glaubte nicht, daß er den Verlust eines weiteren Patienten würde ertragen können. David ging ins Schwesternzimmer und studierte Sandras Patientenakte. Verzweifelt suchte er nach Hinweisen, mit denen er die Veränderung ihres geistigen Zustands erklären konnte, doch in ihrer Akte konnte er absolut nichts entdecken. Das einzige, was ihm einfallen wollte, war, daß Sandra unter einer Meningitis im Frühstadium, also unter einer Hirnhautentzündung, leiden könnte. Schließlich war die Gefahr einer drohenden Meningitis der Grund dafür gewesen, daß er die Patientin vor einigen Tagen eingeliefert hatte. David untersuchte Sandra ein weiteres Mal sehr gründlich. Obwohl er keine Hinweise auf eine Meningitis entdecken konnte, entschied er sich, einen Test vorzunehmen. Dazu führte er eine Lumbalpunktion durch, um die Gehirn-Rückenmark-Flüssigkeit untersuchen zu können. Als er sah, daß die Flüssigkeit klar war, wußte er sofort, daß seine Patientin keine Meningitis hatte, doch er schickte die Probe zur Sicherheit trotzdem ins Labor. Das Ergebnis war, wie erwartet, normal. Ebenso verhielt es sich mit dem Blutzuckerspiegel.

Es gab nur eine einzige Möglichkeit, bei Sandra irgendeine Reaktion hervorzurufen: Sie schien Schmerzen zu haben, wenn David ihren Abszeß berührte. Deshalb gab er ihr noch ein weiteres Antibiotikum. Darüber hinaus hatte er keine Ahnung, wie er weiter verfahren sollte. Er war vollkommen ratlos und konnte nur noch hoffen. Deprimiert schwang David sich auf sein Fahrrad und fuhr nach Hause. Doch an

diesem Nachmittag konnte er sich nicht einmal an seiner Radtour erfreuen. Er war zutiefst betrübt, weil es Caroline so schlecht ging, und er machte sich Sorgen wegen Sandra. Doch als er zu Hause ankam, wurde ihm schnell klar, daß er nicht weiter in Selbstmitleid verharren durfte. Nikkis Zustand hatte sich seit seiner Mittagspause, als er ihr die Antibiotika vorbeigebracht hatte, leicht verschlechtert. Ihre Lunge war noch stärker verschleimt, und sie hatte inzwischen über achtunddreißig Grad Fieber.

David rief auf der Intensivstation an, um mit Dr. Pilsner zu sprechen. Er entschuldigte sich für die Störung und berichtete ihm, daß die orale Gabe der Antibiotika offensichtlich nichts bewirkt habe.

»Dann erhöhen wir die Dosierung«, sagte Dr. Pilsner; er klang erschöpft. »Am besten verabreichen wir ihr in Verbindung mit ihrer Atemtherapie zusätzlich ein Bronchospasmolytikum und Mukolytika.«

»Wie geht es Caroline?« fragte David.

»Keine Veränderung«, erwiderte Dr. Pilsner. Angela kam erst kurz vor sieben nach Hause. Nachdem sie nach Nikki gesehen hatte, deren Zustand sich nach der ausgedehnten Atemtherapie-Sitzung mit David etwas gebessert hatte, ging sie unter die Dusche. David folgte ihr ins Badezimmer.

»Caroline geht es immer noch sehr schlecht«, sagte David, während Angela den Wasserhahn aufdrehte. »Die Helmsfords tun mir wahnsinnig leid«, erwiderte Angela. »Sie müssen todunglücklich sein. Ich hoffe nur inständig, daß Nikki sich nicht auch mit der Krankheit angesteckt hat, die Caroline so schwer zu schaffen macht.«

»Ich habe schon wieder eine Patientin, die mir große Sorgen bereitet. Sie heißt Sandra Hascher, und sie hat die gleichen Symptome wie die anderen Kranken, die ich nicht retten konnte.«

Angela lugte hinter dem Duschvorhang hervor. »Wie war denn ihre Aufnahme-Diagnose?«

»Sie hatte einen Abszeß unter einem Zahn«, erwiderte David. »Sie hat wunderbar auf die Antibiotika reagiert. Und dann hat sich heute nachmittag wie aus heiterem Himmel ihr geistiger Zustand verändert.«

»Ist sie desorientiert?«

»Sie ist total apathisch und gleichgültig«, erklärte David. »Ich weiß, daß sich das noch nicht dramatisch anhört, aber für mich kommt es einer Katastrophe gleich.«

»Könnte sie Meningitis haben?« fragte Angela. »Das war das einzige, was mir auch eingefallen ist«, erwiderte David. »Aber sie hat weder Kopfschmerzen noch hohes Fieber. Um ganz sicherzugehen, habe ich sogar eine Lumbalpunktion vorgenommen. Und dabei hat sich dann eindeutig herausgestellt, daß sie keine Meningitis hat.«

»Könnte sie vielleicht einen Hirnabszeß haben?« fragte Angela. »Ich glaube es nicht. Sie hat ja nur relativ niedriges Fieber gehabt«, erwiderte David. »Aber wenn es ihr morgen nicht bessergeht, lasse ich vielleicht eine Kernspintomographie durchführen. Das Problem ist, daß sie mich an all meine anderen Patienten erinnert, die ich verloren habe.«

»Und ich vermute, daß du es auch nicht wagen willst, andere Fachärzte hinzuziehen, oder?«

»Das kann ich ja nicht. Wenn ich es tue, wird mir garantiert die Verantwortung für Sandra entzogen«, fuhr David fort. »Ich werde wahrscheinlich schon Schwierigkeiten bekommen, wenn ich die Kernspintomographie anordne.«

»Es ist einfach entsetzlich, wenn man seinen Beruf unter solchen Bedingungen ausüben muß«, seufzte Angela. David nickte gedankenverloren.

»Bei unserem Ausflug nach Burlington hat alles geklappt wie am Schnürchen«, fuhr Angela fort. »Freut mich«, grummelte David ohne jegliche Begeisterung.

»Probleme habe ich erst bekommen, als ich wieder im Büro war. Wadley ist unmöglich. Diesmal hat er mir sogar mit Kündigung gedroht.«

»Nein!« rief David entsetzt. »Das wäre eine Katastrophe für uns.«

»Mach dir darüber keine Sorgen!« beruhigte Angela ihn. »Er läßt nur etwas Dampf ab. Ich halte es für absolut ausgeschlossen, daß er mich rauswerfen kann, nachdem ich mich doch gerade erst wegen sexueller Belästigung über ihn beschwert habe. Allein aus diesem

Grund bin ich schon froh, daß ich zu Cantor gegangen bin. Wenigstens ist meine Beschwerde dadurch offiziell geworden.«

»Ich finde das nicht besonders beruhigend«, bemerkte David. »Der Gedanke, daß man dich feuern könnte, ist mir bis jetzt überhaupt noch nicht in den Sinn gekommen.« Gegen neun Uhr rief David im Krankenhaus an und unterhielt sich ausführlich mit der Oberschwester. Diese beharrte zunächst darauf, daß Sandras Zustand sich nicht verändert habe, schwächte ihre Behauptung dann aber dahingehend ab, daß es ihr nicht wesentlich schlechter gehe. Sie mußte allerdings zugeben, daß Sandra ihr Abendessen nicht angerührt hatte.

Nachdem David aufgelegt hatte, kam Angela aus der Küche.

»Hättest du Lust, mit mir die Unterlagen durchzusehen, die Calhoun und ich heute in Burlington abgeholt haben?« fragte sie.

»Nein, die interessieren mich nicht die Bohne!«

»Vielen Dank«, sagte Angela. »Ich dachte, du wüßtest, wie wichtig mir diese Sache ist.«

»Ich weiß vor Sorgen nicht mehr ein noch aus«, fauchte David. »Um diesen Mist will ich mich nicht auch noch kümmern.«

»Ist dir eigentlich klar, daß ich ständig Zeit und Energie aufbringe, um mir deine Probleme anzuhören? Das gleiche Entgegenkommen erwarte ich auch von dir.«

»Meine Probleme und deine Mordermittlungen kann man wohl kaum miteinander vergleichen«, sagte David. »Wie kannst du so etwas behaupten? Du weißt doch genau, wie sehr mich die Sache mit Hodges beunruhigt.«

»Ich will deine Schnüffelei aber nicht auch noch unterstützen«, erwiderte David. »Ich glaube, das habe ich bereits mehrfach deutlich gemacht.«

»Ja, du hast dich deutlich genug ausgedrückt: Was dir wichtig ist, ist wichtig. Und was mir wichtig ist, ist unwichtig.«

»Ich finde es wirklich erstaunlich, daß du bei all dem, was um uns herum geschieht, noch immer auf Hodges fixiert bist. Du scheinst überhaupt nicht mehr zu wissen, was wirklich wichtig ist. Während du deine Zeit in Burlington vergeudest, bin ich derjenige, der deiner Tochter Antibiotika nach Hause bringt und der sich um ihre Freundin

kümmert, die im Krankenhaus im Sterben liegt.«

»Ich kann es einfach nicht glauben, daß du so etwas zu mir sagst«, ereiferte sich Angela.

»Als Krönung offenbarst du mir dann auch noch, daß Wadley dir mit der Kündigung gedroht hat«, fuhr David fort. »Das haben wir nun davon, daß du unbedingt nach Burlington kutschieren mußt. Aber eines sage ich dir: Wenn du gefeuert wirst, dann sind wir finanziell am Ende. Und daß du uns alle in Gefahr bringst, weil du weiterhin stur hinter dem Mörder herschnüffelt, scheint dich überhaupt nicht zu interessieren.«

»Du glaubst doch immer, daß du so rational bist«, schrie Angela. »In Wirklichkeit machst du dir doch nur was vor. Probleme löst man nicht, indem man sie umgeht - so wie du es tust. Du bist doch derjenige, der nicht weiß, was wirklich wichtig ist. Und was Nikki angeht - vielleicht wäre sie jetzt nicht krank, wenn du ihr nicht erlaubt hättest, Caroline zu besuchen, als wir noch nicht einmal wußten, was das arme Kind eigentlich für eine Krankheit hat.«

»Du bist wirklich ungerecht«, schrie David zurück und hielt dann plötzlich inne. Er hatte sich immer für sehr besonnen gehalten und war stolz darauf, daß er nicht so leicht aus der Fassung zu bringen war. Das Problem bestand allerdings darin, daß Angela nun, während David seine Wut einigermaßen unter Kontrolle bekam, immer emotionaler reagierte. Und je emotionaler sie reagierte, desto sachlicher wurde David. Gegen elf Uhr waren sie beide vollkommen erschöpft und überreizt von dem Streit. Sie einigten sich darauf, daß David im Gästezimmer übernachten sollte.

Kapitel 21

Donnerstag, 28. Oktober

Als David in der Dunkelheit die Augen öffnete, wußte er zuerst nicht, wo er war. Bevor er den Lichtschalter fand, mußte er eine ganze Weile an der Nachttischlampe herumtasten, weil ihm diese nicht vertraut war. Noch ganz benommen musterte er die Möbel, die ihm ebenso fremd vorkamen. Er brauchte fast eine Minute, bis ihm endlich bewußt wurde, daß er im Gästezimmer lag. Als ihm das klar wurde, fiel ihm auch schlagartig der Streit vom vergangenen Abend wieder ein.

David nahm seine Armbanduhr vom Nachttisch. Als er sah, daß es erst Viertel vor fünf war, ließ er sich noch einmal zurücksinken. Auf einmal mußte er sich schütteln, und ihm wurde übel. Er hatte Bauchkrämpfe und mußte dringend zur Toilette.

David fühlte sich furchtbar, während er vom Gästebad in das große Badezimmer schlurfte, um dort nach einem Mittel gegen Durchfall zu suchen. Er mußte eine Weile herumstöbern, bevor er schließlich fand, wonach er gesucht hatte. Er schluckte eine Tablette und schob sich danach ein Fieberthermometer in den Mund. Während David seine Temperatur maß, suchte er nach Aspirin. Auf einmal merkte er, daß er andauernd schlucken mußte - genau wie einige von seinen Patienten, die er verloren hatte!

David starrte in den Spiegel, um sein Gesicht zu mustern, und es überkam ihn eine schreckliche Angst. Konnte es sein, daß er jetzt selbst von dieser mysteriösen Krankheit heimgesucht wurde, die schon so viele von seinen Patienten hingerafft hatte? Mein Gott, dachte er und geriet zusehends in Panik. Sie hatten die gleichen Symptome, die sich jetzt auch bei mir bemerkbar machen. Mit zitteriger Hand nahm er das Thermometer aus seinem Mund. Er hatte 37,5 Grad Fieber. Er streckte seine Zunge heraus und sah sie im Spiegel genau an. Sie wirkte genauso fahl wie sein Gesicht.

»Nur die Ruhe bewahren!« wies er sich selbst zurecht. Dann schluckte er zwei Aspirin und spülte sie mit etwas Wasser hinunter. Kurz darauf bekam er einen weiteren Krampf und mußte sich am Rand des Waschbeckens festhalten, bis er vorüber war.

Er zwang sich, in Ruhe über seine Symptome nachzudenken. Sie ähnelten den Grippesymptomen, über die auch die fünf Krankenschwestern geklagt hatten, die zu ihm in die Sprechstunde gekommen waren. Es gab also keinen Grund, hysterisch zu werden und voreilige Schlüsse zu ziehen.

Nachdem er das Durchfallmittel und die zwei Aspirin eingenommen hatte, beschloß David, das gleiche zu tun, was er auch den Krankenschwestern geraten hatte. Er legte sich wieder ins Bett. Als etwas später im großen Schlafzimmer der Wecker klingelte, fühlte er sich schon besser und stand auf.

Zunächst musterten David und Angela einander etwas argwöhnisch. Doch dann fielen sie sich in die Arme und blieben eine ganze Minute lang fest umklammert stehen, bis David schließlich als erster etwas sagte. »Schließen wir Frieden?« fragte er. Angela nickte. »Wir sind beide mit den Nerven am Ende.«

»Und zu allem Übel scheine ich jetzt auch noch krank zu werden«, sagte David und berichtete seiner Frau von den Grippesymptomen, mit denen er früh am Morgen aufgewacht war. »Im Moment macht mir aber nur noch der starke Speichelfluß zu schaffen«, fügte er hinzu.

»Starker Speichelfluß? Was meinst du damit?« fragte Angela.

»Ich muß ständig schlucken«, erklärte David ihr, »und ich habe so ein Gefühl, als ob ich mich gleich übergeben müßte. Aber mir geht es schon besser als noch vor einer Stunde.«

»Hast du Nikki schon gesehen?« fragte Angela. »Nein«, erwiderte David.

Sie gingen gemeinsam in Nikkis Zimmer, wo sie überschwenglich von Rusty begrüßt wurden. Nikki war weniger euphorisch. Trotz der Antibiotika und der besonderen Mühe, die sie sich bei ihrer Atemtherapie gegeben hatte, hatte sich der Zustand ihrer Lunge über Nacht verschlimmert.

Während Angela das Frühstück vorbereitete, rief David Dr. Pilsner an.

»Ich glaube, ich sollte mir Ihre Tochter sofort ansehen«, sagte Dr. Pilsner. »Können Sie in einer halben Stunde mit ihr in die Notaufnahme kommen?«

»Selbstverständlich, wir werden pünktlich dasein«, erwiderte David. »Vielen Dank, daß Sie sich so viel Mühe machen.« David hatte schon beinahe aufgelegt, als ihm einfiel, daß er sich noch nach Caroline erkundigen wollte.

»Sie ist gestorben«, sagte Dr. Pilsner bedrückt. »Heute morgen gegen drei Uhr ist es mit ihr zu Ende gegangen. Wir konnten ihren Blutdruck nicht mehr stabilisieren. Wenigstens hat sie nicht leiden müssen, aber das ist wohl nur ein schwacher Trost.«

Obwohl David damit gerechnet hatte, traf ihn die Nachricht wie ein Schlag. Tief betrübt ging er in die Küche und erzählte Angela, was er gerade erfahren hatte. »Dr. Pilsner will, daß wir sofort mit Nikki in die Notaufnahme kommen«, sagte er. »Wir sollten uns jetzt fertigmachen.«

Dr. Pilsner wartete schon auf sie und bat sie sofort in eine der Untersuchungskabinen.

»Nikki muß auf jeden Fall hier im Krankenhaus bleiben«, stellte er fest.

»Glauben Sie, daß sie eine Lungenentzündung hat?« fragte David.

»Ich bin mir noch nicht sicher«, erwiderte Dr. Pilsner. »Aber es ist durchaus möglich. Jedenfalls will ich kein Risiko eingehen - nicht nach dem, was heute nacht passiert ist.«

»Ich bleibe bei Nikki«, sagte Angela zu David. »Du kannst schon mal deine Visite machen.«

»In Ordnung. Wenn es ein Problem gibt, mußt du mich aber sofort rufen lassen.« David drückte seiner Tochter zum Abschied einen Kuß auf die Stirn und versprach ihr, häufig bei ihr vorbeizuschauen. Nikki nickte nur. Für sie war es schon eine Routineangelegenheit, ins Krankenhaus eingewiesen zu werden.

Bevor David zur Krankenstation hinaufging, bat er eine Schwester in der Notaufnahme, ihm ein paar Aspirin zu geben.

»Wie geht es Mrs. Hascher?« fragte er, als er Janet Colburn erblickte.

»Mir ist nichts Neues berichtet worden«, erwiderte Janet. »Ich glaube allerdings nicht, daß heute morgen schon jemand bei ihr vorbeigeschaut hat. Wir mußten uns erst mal um die Patienten kümmern, die gleich operiert werden sollen.«

Zögernd schlug David Sandras Akte auf und sah sich zuerst die Fieberkurve an. Ihre Temperatur war nicht weiter gestiegen. Bei der letzten Messung hatte sie achtunddreißig Grad gehabt. Danach studierte er die Notizen der Krankenschwestern und las, daß Sandra jedesmal geschlafen hatte, wenn eine Schwester bei ihr vorbeigeschaut hatte. David seufzte erleichtert. Es schien nichts Besonderes vorgefallen zu sein. Nachdem er auch die übrigen Akten durchgesehen hatte, begann er mit seiner Visite. Es ging allen verhältnismäßig gut - mit Ausnahme von Sandra. Als David ihr Zimmer betrat, schlief sie noch tief und fest. Er stellte sich neben ihr Bett und betrachtete die Schwellung an ihrem Kiefer. Sie schien sich nicht verändert zu haben. Dann schüttelte er Sandra vorsichtig an der Schulter und rief sie bei ihrem Namen. Als sie nicht reagierte, schüttelte er sie kräftiger und wiederholte ihren Namen, diesmal in voller Lautstärke.

Schließlich bewegte sie sich und faßte mit zitternden Händen nach ihrem Gesicht. Sie war kaum imstande, ihre Augen zu öffnen. David schüttelte sie noch einmal. Sie öffnete ihre Augen ein bißchen weiter und versuchte, etwas zu sagen. Doch alles, was sie herausbrachte, war ein zusammenhangloses Gefasel. Sie war völlig desorientiert. David bemühte sich, Ruhe zu bewahren; er nahm ihr Blut ab und schickte die Probe zur Untersuchung ins Labor. Danach untersuchte er Sandra mit äußerster Gründlichkeit, wobei er sich insbesondere auf ihre Lunge und auf ihr Nervensystem konzentrierte.

Als David kurz darauf ins Schwesternzimmer zurückkehrte, wurden ihm bereits die Laborwerte vorgelegt. Sie waren alle normal; sogar Sandras Blutbild war in Ordnung. Die Anzahl der weißen Blutkörperchen, die wegen des Abszesses unter ihrem Zahn erhöht gewesen war, war durch die Gabe der Antibiotika gesunken und auch nicht wieder angestiegen. Somit schied eine Infektion als Ursache für ihren

derzeitigen Zustand aus. Die Geräusche, die in ihrer Lunge zu hören waren, wiesen allerdings auf eine beginnende Lungenentzündung hin. Wieder einmal fragte sich David, ob das Immunsystem seiner Patientin unter Umständen versagt haben könnte.

Abermals schien er es mit den ihm bereits bekannten Symptomen zu tun zu haben: Sie betrafen das Nervensystem, das Verdauungssystem und das Blutbild. Er sah eine komplizierte Struktur vor sich, hatte aber keine Ahnung, welche einzelnen Faktoren dem Ganzen zugrunde liegen konnten.

David zermartete sich den Kopf darüber, was er als nächstes tun sollte. Immerhin stand das Leben einer vierunddreißigjährigen Frau auf dem Spiel. Er scheute sich, schon wieder den Rat von anderen Fachärzten einzuholen; zum einen befürchtete er, daß Kelley dann völlig ausrasten würde, zum anderen rief er sich in Erinnerung, daß die Spezialisten in den drei ähnlich gelagerten Fällen nicht gerade eine große Hilfe gewesen waren. Außerdem hatte die Konsultierung von Fachärzten im Falle Eakins dazu geführt, daß ihm die Verantwortung für seinen Patienten entzogen worden war. David wußte nicht einmal, ob er weitere diagnostische Tests oder zusätzliche Laboruntersuchungen anordnen sollte, denn auch diese waren bei den anderen Patienten ziemlich unnütz gewesen. Er war vollkommen ratlos.

»Die Patientin auf Zimmer 216 hat einen epileptischen Anfall«, rief eine der Schwestern vom anderen Ende des Flurs. David rannte sofort los. Auf Zimmer 216 lag Sandra. Sie hatte einen ungeheuer starken Anfall. Während sie ihren Rücken weit nach hinten streckte, zuckte sie so heftig mit Beinen und Armen, daß das ganze Bett wackelte. David rief der Schwester zu, daß sie ihm sofort ein Beruhigungsmittel bringen solle. Einen Augenblick später reichte sie ihm das gewünschte Medikament, und David injizierte es Sandra durch die Venenkanüle. Innerhalb weniger Minuten war der Krampf vorüber, und Sandra fiel erschöpft ins Koma.

David starrte in ihr Gesicht, das jetzt wieder ganz friedlich wirkte. Er hatte das Gefühl, als wäre er gerade für seine intellektuelle Unfähigkeit bestraft worden. Während er unentschlossen am Schreibtisch

gesessen und darüber gegrübelt hatte, was er tun sollte, war Sandra von diesem entsetzlichen Krampf befallen und geschüttelt worden.

Auf einmal fuhr David aufgebracht herum. Seine anfängliche Verzweiflung war plötzlich in Wut umgeschlagen, und er beschloß, noch einmal alle Register zu ziehen. Er bestellte die Spezialisten und ließ verschiedene Labortests, Röntgenaufnahmen und sogar eine Kernspintomographie des Schädels durchführen. Er war jetzt fest entschlossen herauszufinden, was mit Sandra Hascher nicht in Ordnung war.

Da er befürchtete, daß Sandras Zustand sich plötzlich rapide verschlechtern könnte, veranlaßte er, daß Sandra auf die Intensivstation verlegt wurde. Er wollte ihre Vitalzeichen kontinuierlich auf dem Monitor sehen können, denn er wollte keine weiteren Überraschungen mehr erleben. David half der Schwester, Sandras Bett über den Flur auf die Intensivstation zu schieben. Als sie einen Platz für Sandra gefunden hatten, ging David zu dem Tresen in der Mitte der Station, hinter dem sich auch ein Schreibtisch befand. Doch noch bevor er den Schreibtisch erreichte, blieb er wie angewurzelt stehen. In dem Bett direkt gegenüber der Schreibecke lag Nikki.

David war entsetzt. Er hatte nicht im Traum damit gerechnet, seine Tochter auf der Intensivstation anzutreffen. Plötzlich spürte er eine Hand auf seiner Schulter. Als er sich umdrehte, blickte er in das Gesicht von Dr. Pilsner. »Wie ich sehe, sind Sie ziemlich überrascht, weil ich Ihre Tochter hierhergebracht habe«, sagte er. »Aber Sie brauchen sich deswegen keine Sorgen zu machen. Ich will nur kein Risiko eingehen. Hier auf der Intensivstation haben wir ein paar hervorragend ausgebildete Schwestern, die es gewohnt sind, mit Patienten umzugehen, die Atemprobleme haben.«

»Sind Sie sicher, daß das nötig ist?« fragte David nervös.

Schließlich wußte er, wie sehr die Atmosphäre der Intensivstation den Patienten psychisch zu schaffen machte. »Es ist besser, wenn sie eine Weile hierbleibt«, erwiderte Dr. Pilsner. »Aber es ist eine reine Vorsichtsmaßnahme, und ich werde sie so bald wie möglich wieder auf die normale Station verlegen.«

»Okay«, sagte David leise. Doch er war beunruhigt über Nikkis Zu-

stand, der offenbar so ernst war, daß Dr. Pilsner sie auf die Intensivstation gebracht hatte. Bevor David seine neuen Anweisungen in Sandras Krankenblatt eintrug, redete er kurz mit Nikki. Sie schien sich wesentlich weniger Gedanken darüber zu machen als er, daß sie auf die Intensivstation gebracht worden war. David war erleichtert, daß sie die schwierige Situation so gut bewältigte.

Danach setzte er sich an den Schreibtisch und widmete seine volle Aufmerksamkeit wieder Sandra Hascher. Als er gerade damit begonnen hatte, seine Anweisungen zu Papier zu bringen, zupfte ihn der Stationssekretär am Ärmel.

»Ich soll Ihnen ausrichten, daß ein gewisser Mr. Kelley im Aufenthaltsraum auf Sie wartet«, sagte er. Davids Magen zog sich zusammen. Er wußte genau, warum Kelley gekommen war, doch er war nicht gerade erpicht darauf, mit ihm zu reden, und deshalb ließ er den Mann von der CMV noch etwas warten. Zunächst beendete er seine Notizen und reichte sie der Oberschwester. Dann erst verließ er die Intensivstation und ging zu dem unerwünschten Gast.

»Ich bin wirklich enttäuscht von Ihnen«, begann Kelley, als David auf ihn zukam. »Vor ein paar Minuten hat mich unsere Koordination angerufen, die für Effizienz und rationelles Wirtschaften zuständig ist.«

»Moment mal!« unterbrach David ihn schroff. »Ich habe mich auf der Intensivstation um eine sehr kranke Patientin zu kümmern. Ich kann meine Zeit jetzt unmöglich mit Ihnen verschwenden. Behelligen Sie mich also bitte nicht mit einer weiteren Debatte. Wir können uns gerne später unterhalten. Haben Sie mich verstanden?« Für einen Augenblick blickte David Kelley wütend an. Dann drehte er sich um und ging zur Tür. »Warten Sie noch einen Moment, Dr. Wilson!« brüllte Kelley ihm nach. »Kommen Sie sofort zurück!« David machte auf der Stelle kehrt und stürmte auf Kelley zu. Ohne Vorwarnung packte er den CMV-Chef am Kragen und drängte ihn unsanft zurück. Als Kelley in einem Sessel landete, der zufällig hinter ihm stand, hielt David ihm eine geballte Faust vors Gesicht. »Ich will, daß Sie sofort verschwinden!« fauchte er den CMV-Chef an. »Wenn Sie nicht sofort abhauen, garantiere ich für nichts mehr! So einfach ist

das.« Kelley schluckte, rührte sich aber nicht. David machte kehrt, um den Aufenthaltsraum zu verlassen. Als er gerade die Tür hinter sich schließen wollte, rief Kelley ihm nach: »Ich werde mich mit meinen Vorgesetzten über Sie unterhalten.«

David drehte sich noch einmal um. »Tun Sie das«, erwiderte er und ging zurück auf die Intensivstation. Als er die Schreibecke erreicht hatte, blieb er stehen. Sein Herz raste, und er fragte sich, was er wohl getan hätte, wenn Kelley sich etwas energischer gewehrt hätte. »Dr. Wilson«, rief der Stationssekretär. »Ich habe für Sie Dr. Mieslich am Apparat. Er sollte Sie doch zurückrufen.«

»Mein Mann unterrichtet am College«, erzählte Madeline Gannon. »Er gibt Kurse in Drama und Literatur.« Calhoun hatte die Bücherregale an den Wänden bereits von oben bis unten inspiziert; er befand sich in der Bibliothek der Gannons.

»Ich würde Ihren Mann gerne kennenlernen«, sagte Calhoun. »Ich lese nämlich auch gerne Dramen. Seit meiner Pensionierung ist das mein neuestes Hobby. Am liebsten mag ich Shakespeare.«

»Worüber möchten Sie eigentlich mit mir reden?« fragte Madeline diplomatisch. Sie wollte schnell das Thema wechseln, denn aufgrund von Calhouns äußerer Erscheinung bezweifelte sie, daß ihr Mann den Detektiv ebenfalls gerne kennenlernen würde.

»Ich versuche herauszufinden, wer Dr. Dennis Hodges ermordet hat«, sagte Calhoun. »Wie Sie ja sicherlich wissen, hat man vor kurzem seine Leiche gefunden.«

»Ja, das war schrecklich«, bemerkte Madeline. »Man hat mir erzählt, daß Sie eine Zeitlang für ihn gearbeitet haben.«

»Mehr als dreißig Jahre«, sagte Madeline. »Und wie hat Ihnen Ihre Arbeit gefallen?« fragte Calhoun.

»Es hat gute, aber auch schlechte Zeiten gegeben«, gestand Madeline. »Hodges war eine Dickschädel. Manchmal war er stur und griesgrämig, aber eine Minute später konnte er schon wieder verständnisvoll und großzügig sein. Ich habe ihn gleichzeitig geliebt und verabscheut. Aber als ich gehört habe, daß man seine Leiche gefunden hat, war ich doch erschüttert. Ich hatte die ganze Zeit gehofft,

daß er sich nach Florida abgesetzt hat. Er hat nämlich jeden Winter davon geträumt, nach Florida zu gehen - vor allem in den letzten Jahren.«

»Wissen Sie, wer ihn umgebracht hat?« fragte Calhoun. Er sah sich nach einem Aschenbecher um, konnte aber keinen entdecken.

»Ich habe keine Ahnung«, erwiderte Madeline. »Es gibt allerdings eine Menge Kandidaten, die Dr. Hodges gerne losgeworden wären.«

»Wer denn zum Beispiel?« bohrte Calhoun nach.

»Ich glaube, ich muß meine letzte Bemerkung relativieren«, sagte Madeline. »Wenn ich ganz ehrlich bin, kann ich mir nämlich nicht vorstellen, daß von den Leuten, die Dr. Hodges regelmäßig auf die Palme gebracht hat, ihm auch nur einer tatsächlich ein Haar gekrümmt hätte. Und anders herum hätte auch Dr. Hodges die vielen Drohungen, die er immer geäußert hat, mit Sicherheit niemals in die Tat umgesetzt.«

»Wem hat er denn zum Beispiel gedroht?« fragte Calhoun.

Madeline lachte. »So ziemlich jedem, der etwas mit der neuen Krankenhausverwaltung zu tun hat«, antwortete sie. »Außerdem hatte er ständig Streit mit dem Leiter der Polizeidienststelle, mit dem Bankdirektor und dem Besitzer der Tankstelle. Aber man könnte diese Liste endlos fortsetzen.«

»Warum war Hodges denn so wütend auf die neuen Leute in der Krankenhausverwaltung?« fragte Calhoun. »Vor allem wegen seiner Patienten«, erklärte Madeline. »Besser gesagt, wegen seiner ehemaligen Patienten. Als Dr. Hodges die Leitung des Krankenhauses übernommen hat, konnte er nicht mehr so viele Patienten betreuen wie vorher, und als dann auch noch die CMV ins Spiel gekommen ist, mußte er seinen Patientenstamm noch einmal verkleinern. Aber das war es nicht, weshalb er so sauer war, schließlich wußte er ja, daß das Krankenhaus auf das Geschäft mit den Krankenversicherungen angewiesen war. Er war bereit, sich zurückzuziehen. Aber dann kamen seine ehemaligen Patienten wieder zu ihm und beschwerten sich über die gesundheitliche Versorgung, die die CMV ihnen bot. Sie wollten wieder von Hodges behandelt werden, doch das war nicht mehr möglich, weil sie jetzt bei der CMV krankenversichert waren

und nur noch zu Ärzten gehen durften, die bei der CMV unter Vertrag standen.«

»Hört sich so an, als ob Hodges einen Grund gehabt hätte, wütend auf die CMV zu sein«, bemerkte Calhoun. Bevor Madeline antworten konnte, fragte Calhoun, ob er in ihrer Wohnung rauchen dürfe. Madeline erwiderte, daß er das nicht dürfe und bot ihm statt dessen eine Tasse Kaffee an. Calhoun akzeptierte das Angebot, und sie gingen in die Küche.

»Wo waren wir stehengeblieben?« fragte Madeline, während sie einen Wasserkessel aufsetzte. »Ich hatte die Vermutung geäußert, daß Hodges einen Groll gegen die CMV gehegt haben könnte«, erwiderte Calhoun.

»Ja, ich erinnere mich«, sagte Madeline. »Er war wütend auf die CMV, aber er war ebenso wütend auf das Krankenhaus, weil die Verwaltung der Klinik jeden Vorschlag der CMV ohne Wenn und Aber akzeptiert hat. Dr. Hodges hat immer geglaubt, daß das Krankenhaus auch nach seinem Ausscheiden verpflichtet sei, seinen Argumenten ein gewisses Gewicht beizumessen«.

»Gab es einen speziellen Grund, weshalb er so verärgert war?« fragte Calhoun.

»Es gab eine ganze Reihe von Gründen «, erwiderte Madeline. »Er war zum Beispiel sauer darüber, wie die Patienten in der Notaufnahme behandelt wurden - oder besser gesagt, darüber, daß sie gar nicht behandelt wurden. Man konnte auf einmal nur noch in die Notaufnahme gehen, wenn man schon bei Betreten des Krankenhauses in bar bezahlte. Einigen Patienten ist die Aufnahme gänzlich verweigert worden, obwohl sie sich so schlecht fühlten, daß sie stationär behandelt werden wollten. An dem Tag, an dem Hodges verschwunden ist, hat er sich wahnsinnig aufgeregt, weil einer von seinen ehemaligen Patienten gestorben war. Genauer gesagt waren damals kurz nacheinander bereits mehrere seiner ehemaligen Patienten gestorben. Ich entsinne mich noch ganz genau, weil Dr. Hodges ständig herumgebrüllt hat, daß die CMV-Ärzte vollkommen unfähig seien und die Patienten deshalb gestorben wären. Der Krankenhausverwaltung hat er vorgeworfen, daß sie die inkompetenten CMV-Ärzte auch noch

unterstützen würde.«

»Können Sie sich noch an den Namen des Patienten erinnern, über dessen Tod sich Hodges am Tag seines Verschwindens aufgeregt hat?« fragte Calhoun. »Sie scheinen wohl Wunder von mir zu erwarten«, erwiderte Madeline, während sie Kaffee einschenkte und Calhoun eine Tasse reichte. Bevor er einen Schluck nahm, tat er drei Stückchen Zucker und einen Schuß Sahne dazu. »Warten Sie mal!« rief Madeline plötzlich. »Ich erinnere mich doch. Es war Clark Davenport. Ich bin mir absolut sicher.«

Calhoun zog die kopierten Unterlagen hervor, die er zusammen mit Angela in Burlington geholt hatte. »Hier ist er ja«, sagte er, nachdem er die Blätter durchgesehen hatte. »Clark Davenport, gebrochene Hüfte.«

»Genau, das ist er«, bestätigte Madeline. »Der arme Kerl ist von der Leiter gefallen, als er eine kleine Katze retten wollte, die sich auf einen Baum verirrt hatte.«

»Sehen Sie sich mal die anderen Namen an«, sagte Calhoun und reichte Madeline die Unterlagen. »Sagt Ihnen irgendeiner von diesen Namen etwas?« Madeline blätterte die Kopien durch. »Ich erinnere mich an jeden einzelnen«, sagte sie. »Das sind die Krankenblätter von genau den Patienten, über die Dr. Hodges sich so aufgeregt hat. Sie sind alle gestorben.«

»Hmm«, murmelte Calhoun, als er die Unterlagen wieder an sich nahm. »Ich habe ja geahnt, daß es da irgendeinen Zusammenhang geben mußte.«

»Da fällt mir noch etwas ein«, fuhr Madeline fort. »Es gab einen weiteren Grund, weshalb Dr. Hodges auf die Verwaltungsleute im Krankenhaus so sauer war: die Überfälle auf dem Parkplatz.«

»Was hat die Verwaltung denn in seinen Augen falsch gemacht?« fragte Calhoun.

»Er war der Meinung, daß sie wesentlich mehr hätte unternehmen müssen«, erwiderte Madeline. »Doch anstatt sich darum zu kümmern, daß der Vergewaltiger gefaßt wird, hat sich die Verwaltung vor allem den Kopf darüber zerbrochen, wie man die Vorfälle möglichst vertuschen konnte. Dr. Hodges war davon überzeugt, daß der

Täter etwas mit dem Krankenhaus zu tun hatte.«

»Hatte er jemand in Verdacht?«

»Ja, er hat so etwas angedeutet«, antwortete Madeline. »Aber er hat mir gegenüber keinen Namen genannt.«

»Glauben Sie, daß Dr. Hodges mit seiner Frau darüber gesprochen haben könnte?« fragte Calhoun. »Das ist schon möglich«, erwiderte Madeline. »Können Sie sich vorstellen, daß er die Person, die er in Verdacht hatte, auf die Sache angesprochen hat?« fragte Calhoun.

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung«, gestand Madeline. »Was ich allerdings mit Bestimmtheit weiß, ist, daß er vorhatte, mit Wayne Robertson über die Angelegenheit zu reden - obwohl er und Wayne sich nicht ausstehen konnten. Ich erinnere mich sogar daran, daß er eigentlich am Tag seines Verschwindens bei Robertson vorbeischaun wollte.«

»Und ist er auch tatsächlich zu ihm gegangen?« fragte Calhoun.

»Nein«, erwiderte Madeline. »Es war ja der Tag, an dem er erfahren hatte, daß Clark Davenport gestorben war. Anstatt zu Robertson zu gehen, wollte Dr. Hodges sich mit dem Strahlentherapeuten Dr. Barry Holster treffen; er hatte mich darum gebeten, mit Dr. Holster einen Termin zum Mittagessen zu vereinbaren. Ich weiß auch noch, daß ich einen Tisch reserviert habe.«

»Und warum wollte Hodges sich mit Dr. Holster treffen?« fragte Calhoun.

»Clark Davenport war bei Dr. Holster in Behandlung gewesen, bevor er wegen der Hüftgeschichte eingeliefert wurde«, erklärte Madeline.

Calhoun stellte seine Kaffeetasse zurück auf den Tisch und stand auf. »Sie haben mir sehr geholfen, und ich möchte mich ganz herzlich bei Ihnen bedanken«, sagte er. »Ich bewundere sowohl Ihren Kaffee als auch Ihr hervorragendes Gedächtnis.« Madeline Gannon errötete vor Verlegenheit.

Angela war schon kurz vor der Mittagspause mit ihrer Arbeit fertig und blätterte gerade eine Labor-Fachzeitschrift durch, als das Telefon klingelte; am anderen Ende der Leitung meldete sich der Gerichts-

mediziner. »Bin ich froh, daß ich Sie erwische«, begann Walt. »Warum?« fragte Angela. »Gibt es etwas Neues?«

»Ich habe etwas ganz Außergewöhnliches entdeckt, und Sie haben den Anstoß dazu gegeben.«

»Schießen Sie los!« sagte Angela aufgeregt. »Es ist alles durch Ihren gestrigen Überraschungsbesuch ins Rollen gekommen. Könnten Sie vielleicht schnell in Ihr Auto springen und nach Burlington kommen?«

»Wann?«

»Jetzt sofort«, erwiderte Walt.

Angela platzte beinahe vor Neugierde. »Können Sie nicht wenigstens eine kleine Andeutung machen, was Sie entdeckt haben?«

»Ich möchte es Ihnen lieber zeigen«, antwortete er. »Es ist wirklich einzigartig. Irgendwann muß ich das alles aufschreiben oder wenigstens auf dem Jahrestreffen der Gerichtsmediziner eine Rede darüber halten. Ich möchte unbedingt, daß Sie sich die Sache jetzt sofort ansehen. Betrachten Sie Ihren Besuch bei mir einfach als Teil Ihrer Ausbildung.«

»Ich würde ja sehr gerne kommen«, sagte Angela. »Aber ich habe Bedenken wegen Dr. Wadley. Wir kommen zur Zeit nicht besonders gut miteinander aus.«

»Ach, vergessen Sie Wadley«, erwiderte Walt. »Ich rufe ihn an und sage ihm Bescheid. Was ich Ihnen zeigen will, ist wirklich wichtig.«

»Da kann ich ja kaum nein sagen«, sagte Angela. »Eben«, erwiderte Walt. »Also schwingen Sie sich in Ihr Auto.«

Angela schnappte sich ihren Mantel und warf im Hinausgehen einen Blick in Wadleys Büro. Er war nicht da. Als sie die Sekretärinnen fragte, wo ihr Chef sei, erzählten sie ihr, daß er ins Iron Horse Inn gegangen sei und nicht vor zwei Uhr zurückkommen werde.

Dann bat sie Paul Darnell, noch einmal für sie einzuspringen, falls es während ihrer Abwesenheit nötig werden sollte. Sie berichtete ihm, daß der Leiter der Gerichtsmedizin sie angerufen und gebeten habe, sofort nach Burlington zu kommen, weil er etwas sehr Außergewöhnliches herausgefunden hatte.

Bevor sie losfuhr, eilte Angela noch schnell hinauf zur Intensivsta-

tion, um nachzusehen, wie es Nikki inzwischen ging. Erfreut nahm sie zur Kenntnis, daß ihre Tochter sich schon viel besser fühlte und in bester Stimmung war. Angela erreichte das gerichtsmedizinische Gebäude in Rekordzeit. »Na, das ging aber schnell!« staunte Walt, als sie sein Büro betrat. Er sah auf die Uhr und stand auf, um Angela zu begrüßen. »Sie fahren wohl einen Sportwagen.«

»Ich muß gestehen, daß Ihr Anruf mich ganz schön neugierig gemacht hat«, sagte Angela. »Deshalb habe ich mich so beeilt. Aber ich muß Ihnen gleich sagen, daß ich nur sehr wenig Zeit habe.«

»Wir brauchen auch nicht viel Zeit«, erwiderte Walt und führte sie zu einem Arbeitstisch, auf dem ein Mikroskop stand. »Zuerst möchte ich Sie bitten, einen Blick durch das Mikroskop zu werfen«, sagte er.

Angela stellte das Okular passend ein und schaute durch die Linse. Auf dem Objektträger lag eine Hautprobe. Als sie etwas länger hinsah, entdeckte sie in dem Gewebe lauter kleine, schwarze Punkte. »Wissen Sie, was das ist?« fragte Walt. »Ich denke schon«, erwiderte Angela. »Das muß die Haut sein, die wir unter den Fingernägeln von Hodges gefunden haben.«

»Ganz genau«, sagte Walt. »Haben Sie auch die Kohlenstoffpartikel gesehen?«

»Ja«, antwortete Angela.

»Okay. Dann schauen Sie sich jetzt mal das hier an.« Angela sah von dem Mikroskop auf und nahm ein Foto in die Hand, das Walt ihr reichte.

»Das hier ist eine Mikrophotographie, die ich mit Hilfe eines Elektronenmikroskops machen konnte«, erklärte Walt. »Sehen Sie genau hin - die Punkte auf diesem Bild sehen nicht mehr wie Kohlenstoffpartikel aus.« Angela studierte das Foto noch genauer. Walt hatte recht. »Und nun sehen Sie sich mal das hier an.« Walt reichte ihr einen Computerausdruck. »Das ist bei der Spektralanalyse herausgekommen. Ich habe folgendes gemacht: Zuerst habe ich mit Hilfe eines Lösungsmittels die schwarzen Körnchen isoliert, und dann habe ich sie analysiert. Dabei hat sich herausgestellt, daß wir es gar nicht mit Kohlenstoffpartikeln zu tun haben.«

»Womit denn dann?« fragte Angela erstaunt. »Es handelt sich um

eine Mischung aus Chrom, Kobalt, Kadmium und Quecksilber«, erwiderte Walt triumphierend.

»Das ist ja wirklich großartig, Walt«, sagte Angela vollkommen perplex. »Aber was sagt uns das?«

»Ich war am Anfang genauso ratlos wie Sie«, antwortete Walt. »Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, was das bedeuten könnte. Irgendwann habe ich mich sogar gefragt, ob vielleicht der Spektralapparat den Geist aufgegeben haben könnte, aber dann ist mir plötzlich die Erleuchtung gekommen. Wir haben Abschürfungen von einer Tätowierung entdeckt!«

»Sind Sie sicher?« fragte Angela.

»Absolut sicher«, erwiderte Walt. »Genau dieses Chemikalien-Gemisch wird für Tätowierungen verwendet.« Angela ließ sich sofort von Walts Begeisterung anstecken. Sie hatten mit den Mitteln der Kriminaltechnik eine äußerst wichtige Entdeckung gemacht: Der Mörder hatte eine Tätowierung. Angela konnte es kaum abwarten, David und Calhoun von der Neuigkeit zu berichten. Zurück in Bartlet, betrat Angela eilenden Schrittes das Krankenhaus und traf sofort auf Paul Darnell. Er hatte schon auf sie gewartet.

»Ich muß Ihnen etwas Unangenehmes sagen. Wadley weiß, daß Sie weggefahren sind, und er ist ziemlich sauer.«

»Wie hat er das denn rausbekommen?« fragte Angela. Schließlich war Darnell doch der einzige gewesen, dem sie von ihrem Ausflug nach Burlington erzählt hatte. »Ich glaube, er hat Sie überwacht«, erwiderte Darnell. »Das ist die einzige Erklärung, die mir einfällt. Kurz nachdem Sie weg waren, ist er in mein Büro gestürzt.«

»Ich dachte, er sei zum Mittagessen ins Iron Horse Inn gegangen«, bemerkte Angela.

»Das hat er auch überall verkündet. Offensichtlich ist er aber hiergeblieben. Er hat mich gefragt, ob Sie mit dem Auto weggefahren seien. Und da konnte ich nicht lügen. Ich mußte ihm leider die Wahrheit sagen.«

»Haben Sie ihm erzählt, daß ich den Leiter der Gerichtsmedizin besucht habe?« fragte Angela. »Ja«, erwiderte Darnell.

»Dann sollte die Sache ja wohl in Ordnung gehen«, sagte Angela.

»Danke, daß Sie mich vorgewarnt haben.«

»Viel Glück«, rief Darnell ihr nach.

Angela hatte ihr Büro kaum betreten, da kam auch schon eine Sekretärin herein, um ihr mitzuteilen, daß Dr. Wadley sie sofort in seinem Büro sprechen wolle. Das war eine Wende, die nichts Gutes verhiess. Bisher hatte Wadley noch nie eine Mittelsperson beauftragt, wenn er mit ihr reden wollte.

Als Angela Wadleys Büro betrat, saß ihr Chef hinter seinem Schreibtisch und starrte sie mit kalten Augen an. »Die Sekretärin hat mir ausgerichtet, daß Sie mich sprechen wollen«, sagte sie.

»Ja, das will ich in der Tat«, erwiderte Wadley. »Ich möchte Ihnen mitteilen, daß Sie entlassen sind. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie jetzt Ihre Sachen zusammenpacken und so schnell wie möglich verschwinden. Ihre weitere Anwesenheit schadet der Moral in meiner Abteilung.«

»Das kann nicht wahr sein«, sagte Angela. »Es ist aber so«, erwiderte Wadley kalt. »Falls Sie ärgerlich sein sollten, weil ich während meiner Mittagspause weggefahren bin, sollten Sie wissen, daß es dafür eine Erklärung gibt«, rechtfertigte Angela sich. Ich bin beim Leiter der Gerichtsmedizin in Burlington gewesen. Er hatte mich angerufen und mich gebeten, so schnell wie möglich bei ihm vorbeizukommen.«

»Nicht Dr. Walter Dunsmore, sondern ich bin der Leiter dieser Abteilung«, stellte Wadley klar. »Hat er Sie denn nicht angerufen?« fragte Angela. Sie war kurz davor, die Fassung zu verlieren. »Er hat mir versprochen, Sie anzurufen. Dr. Dunsmore hat mich bedrängt zu kommen, weil er etwas im Zusammenhang mit der Leiche herausgefunden hatte, die in meinem Haus gefunden wurde.« Angela faßte die Einzelheiten kurz zusammen. »Ich war nur gut eine Stunde weg«, sagte sie abschließend. »Ihre Ausreden interessieren mich nicht im geringsten«, erwiderte Wadley. »Erst gestern habe ich Sie wegen genau der gleichen Angelegenheit zurechtgewiesen. Aber Sie haben offenbar beschlossen, meine Ermahnungen zu mißachten. Damit haben Sie gezeigt, daß Sie unzuverlässig, ungehorsam und undankbar sind.«

»Undankbar!« explodierte Angela. »Wofür sollte ich Ihnen denn dankbar sein? Für Ihre schmierigen Annäherungsversuche? Oder dafür, daß Sie mich für ein Wochenende nach Miami entführen wollten, um mich dort zu vernaschen? Sie können mich ruhig feuern, Dr. Wadley, aber ich garantiere Ihnen, daß ich Sie wegen sexueller Belästigung vor Gericht bringen werde.«

»Viel Spaß dabei, junge Frau«, raunzte Wadley. »Man wird Sie nur auslachen.«

Außer sich vor Wut stürmte Angela aus Wadleys Büro und packte ihre Sachen zusammen. Es waren nur ein paar Kleinigkeiten, da die gesamte Ausrüstung dem Krankenhaus gehörte. Dann schlug sie die Tür hinter sich zu. Unterwegs redete sie mit niemandem, weil sie befürchtete, daß sie die Beherrschung verlieren könnte. Und sie wollte Wadley auf keinen Fall die Genugtuung verschaffen, sie zum Weinen gebracht zu haben.

Eigentlich wollte sie direkt auf Davids Praxis zusteuern, doch dann änderte sie ihre Meinung. Nach dem Streit vom Abend zuvor hatte sie Angst, daß David vollkommen ausrasten würde, wenn sie ihm erzählte, daß sie ihre Stelle verloren hatte. Eine Auseinandersetzung darüber konnte sie jetzt unmöglich ertragen - und schon gar nicht auf dem Krankenhausgelände.

Sie stieg in ihr Auto und fuhr ziellos in Richtung Innenstadt.

Als sie auf der Höhe der Bibliothek angelangt war, bremste sie und hielt an. Im Vorbeifahren hatte sie in einer Parklücke den unverwechselbaren Lieferwagen von Calhoun gesehen.

Angela parkte ihr Auto. Sie fragte sich, wo Calhoun wohl stecken mochte und beschloß, zunächst in der Bibliothek nach ihm zu suchen. Irgendwann hatte er mal erwähnt, daß er die Bibliothekarin ganz gut kannte. Angela entdeckte ihn in einer ruhigen Nische; er saß vor einem Fenster mit Blick auf den Stadtpark und las ein Buch.

»Mr. Calhoun?« flüsterte Angela.

Der Detektiv blickte auf. »Na, das trifft sich ja gut«, sagte er und lächelte. »Schön, Sie zu sehen. Ich habe ein paar Neuigkeiten für Sie.«

»Ich fürchte, ich muß Ihnen auch etwas mitteilen«, sagte Angela

betrübt. »Wie wär's, wenn wir uns in ein paar Minuten bei mir zu Hause treffen?«

»In Ordnung«, erwiderte Calhoun. Zu Hause angekommen, setzte Angela als erstes den Wasserkessel auf. Dann stellte sie zwei Kaffee-Gedecke auf den Tisch. Durch das Fenster sah sie, daß Calhouns Wagen bereits die Einfahrt herauf getuckert kam. Als es an der Tür klopfte, rief Angela dem Detektiv zu, daß die Tür offen sei. »Möchten Sie Kaffee oder Tee?« fragte sie, als Calhoun in die Küche kam.

»Ich trinke das gleiche wie Sie«, erwiderte Calhoun. Angela nahm die Teekanne und öffnete den Schrank, um Tee und Honig herauszuholen. »Sie haben ja heute ziemlich früh Feierabend.« Da Angela alle ihre Gefühle unterdrückt hatte, seit sie aus Wadleys Büro gestürmt war, bewirkte Calhouns unschuldiger Kommentar, daß sie in Tränen ausbrach. Calhoun stand hilflos daneben, denn er hatte keine Ahnung, was er Schlimmes gesagt oder getan hatte. Als ihre Tränen ein wenig nachließen und Angela nur noch leise wimmerte, entschuldigte sich Calhoun bei ihr. »Es tut mir sehr leid«, sagte er. »Aber ich weiß gar nicht, was ich eigentlich verbochen habe.« Angela schlang ihre Arme um Calhoun und legte ihren Kopf auf seine Schulter. Als sie sich etwas beruhigt hatte, sagte sie: »Ich glaube, ich könnte jetzt besser einen Wein vertragen als Tee.«

»Dann hätte ich gerne ein Bier.«

Als sie sich am Küchentisch niedergelassen hatten, berichtete Angela dem Detektiv, daß sie gefeuert worden war. Sie erzählte ihm auch, was für schreckliche Folgen das für die ganze Familie haben könnte.

Calhoun war ein sehr guter Zuhörer; er wußte intuitiv an den passenden Stellen das Richtige zu sagen. Nachdem sie sich ausgesprochen hatte, fühlte Angela sich schon wieder besser. Sie erzählte Calhoun sogar von den Sorgen, die sie sich zur Zeit um Nikki machte.

Als Angela sich alles von der Seele geredet hatte, fragte Calhoun, ob er ihr von den Fortschritten bei seinen Ermittlungen erzählen sollte.

»Oder haben Sie jetzt kein Interesse mehr an dem Mordfall?« fragte er.

»Natürlich interessiert mich die Sache noch«, versicherte Angela und tupfte sich mit einem Geschirrhandtuch die Tränen aus den Augen. »Legen Sie los.«

»Zunächst einmal habe ich herausgefunden, was die acht Patienten miteinander verbindet, deren Einweisungspapiere Hodges bei sich getragen hat«, sagte er. »Es handelt sich ausschließlich um Patienten, die früher mal bei Dr. Hodges in Behandlung gewesen waren und die irgendwann an CMV-Ärzte überwiesen worden sind. In den drei Monaten, bevor Hodges umgebracht wurde, sind diese Patienten einer nach dem anderen gestorben. Und es sieht so aus, als sei jeder dieser Todesfälle für Hodges überraschend und unerwartet gekommen. Aus diesem Grund war er so wütend.«

»Hat er das Krankenhaus oder die CMV für die Todesfälle verantwortlich gemacht?« fragte Angela. »Eine gute Frage«, erwiderte Calhoun. »Seine Sekretärin sagt, er habe sowohl mit dem Krankenhaus als auch mit der CMV im Clinch gelegen, aber am meisten hatte er sich über das Krankenhaus geärgert. Und das macht auch Sinn: Schließlich hat er das Krankenhaus als sein Lebenswerk betrachtet und war deshalb zutiefst enttäuscht, als er mitbekam, daß dort einiges im argen zu liegen schien.«

»Hilft uns diese Erkenntnis bei der Suche nach dem Mörder weiter?« fragte Angela.

»Wahrscheinlich nicht«, gestand Calhoun. »Aber wir haben damit ein weiteres Puzzleteil. Und ich habe sogar noch etwas erfahren: Hodges glaubte zu wissen, wer der Parkplatz-Vergewaltiger ist. Seine Sekretärin hat Äußerungen von ihm aufgeschnappt, nach denen der Täter etwas mit dem Krankenhaus zu tun haben müsse.«

»Ich weiß schon, worauf Sie hinauswollen«, sagte Angela. »Wenn der Vergewaltiger erfahren hat, daß Hodges ihn verdächtigte, dann könnte er es gewesen sein, der ihn umgebracht hat. Mit anderen Worten könnte es also sein, daß der Mord an Hodges und die Vergewaltigungen von ein und derselben Person begangen worden sind.«

»Ganz genau«, stimmte Hodges ihr zu. »Und dieselbe Person hat vor ein paar Tagen versucht, auch Sie umzubringen.«

Angela lief ein kalter Schauer über den Rücken. »Erinnern Sie mich

bitte nicht daran«, sagte sie, und dann fiel ihr ein, daß sie Calhoun unbedingt noch etwas mitteilen mußte: »Ich weiß seit heute, daß der Täter ein besonderes Merkmal hat, das uns die Suche nach ihm vielleicht ein bißchen erleichtern wird: Er hat eine Tätowierung.«

»Woher wissen Sie das?« fragte Calhoun überrascht. Angela erzählte ihm, aus welchem Grund sie in ihrer Mittagspause nach Burlington gefahren war und daß Walter Dunsmore sich absolut sicher sei, daß Hodges seinem Mörder während des Kampfes einen Teil seiner Tätowierung abgekratzt habe.

»Heiliger Bimbam!« rief Calhoun. »Das ist ja wunderbar!«

Als eine weitere Schwester bei David anrief, die auf der Krankenstation in der zweiten Etage arbeitete und über Grippesymptome klagte, bat er sie, sofort in seine Praxis zu kommen. Die Krankenschwester war ziemlich überrascht, daß sie David ihre Symptome gar nicht zu beschreiben brauchte; er wußte genau, unter welchen Beschwerden sie litt. Sie hatte die gleichen Probleme wie er, nur bei ihr waren sie noch etwas deutlicher zutage getreten. Hinzu kam, daß sie nicht auf die Standardmedikamente gegen Übelkeit und Durchfall angesprochen hatte. Außerdem hatte sie beinahe neununddreißig Grad Fieber.

»Hatten Sie auch verstärkten Speichelfluß?« fragte David. »Ja«, antwortete sie. »So etwas habe ich vorher noch nie gehabt.«

»Ich auch nicht«, bemerkte David.

Als David sah, wie schlecht es der Schwester ging, war er noch dankbarer, daß seine eigenen Beschwerden im Laufe des Tages immer mehr zurückgegangen waren. Er schickte die Krankenschwester nach Hause und empfahl ihr, sich ins Bett zu legen und jede Menge zu trinken; außerdem riet er ihr, ein fiebersenkendes Mittel zu nehmen. Nachdem David den letzten Patienten aus seiner Nachmittagsprechstunde versorgt hatte, ging er hinüber zur Krankenstation, um nach seinen Patienten zu sehen. Im Laufe des Nachmittags hatte er mehrmals nach Sandra und nach Nikki geschaut; deshalb rechnete er nicht mit einer weiteren Überraschung.

Als er die Intensivstation betrat, entdeckte Nikki ihn sofort. Sie

strahlte über das ganze Gesicht, und sie hatte sich schon wieder erstaunlich gut erholt. Sie hatte sehr gut auf die intravenöse Gabe der Antibiotika angesprochen, und auch die Medikamente, die ihr der Atemtherapeut verordnet hatte, schienen Wirkung zu zeigen. Offenbar machten ihr nicht einmal die Unruhe und die Hektik der Intensivstation etwas aus. Trotzdem war David froh, als er hörte, daß seine Tochter am nächsten Morgen auf die normale Station verlegt werden sollte.

Der Zustand von Sandra hatte sich hingegen stetig verschlechtert. Sie war kein einziges Mal mehr aus dem Koma aufgewacht. Die Fachärzte, die David konsultiert hatte, waren keine Hilfe gewesen. Dr. Hasselbaum behauptete steif und fest, Sandra habe auf keinen Fall eine Infektionskrankheit, und der Onkologe zuckte nur mit den Schultern und sagte, er könne nichts für sie tun. Er beharrte allerdings darauf, daß ihr Melanom erfolgreich behandelt worden sei.

David setzte sich an den Schreibtisch der Intensivstation und studierte die neuen Befunde. Die Kernspintomographie ihres Schädels hatte kein negatives Ergebnis: Sie hatte keinen Tumor und mit Sicherheit auch keinen Hirnabszeß. Auch die Ergebnisse der Laboruntersuchungen brachten keine weiteren Erkenntnisse. David hatte keine Ahnung, was er tun sollte. Eigentlich gab es nur eine Möglichkeit: Er mußte versuchen, Sandra in eines der großen Universitätskrankenhäuser in Boston verlegen zu lassen. Doch er wußte genau, daß die CMV wegen der hohen Kosten einem solchen Vorschlag niemals zustimmen würde, und allein konnte David die Entscheidung nicht treffen.

Während er noch über Sandras Zustand grübelte, betrat Charles Kelley die Intensivstation und steuerte auf die Schreibecke zu. David war überrascht, daß Kelley sich auf die Intensivstation wagte; die Verwaltungsbürokraten des Krankenhauses blieben solchen Orten normalerweise tunlichst fern, weil sie sich davor scheuten, mit schwerkranken Menschen konfrontiert zu werden. Sie zogen es vor, in ihren schmucken Büros zu sitzen und in den Patienten lediglich abstrakte Objekte zu sehen. »Ich hoffe, ich störe Sie nicht«, sagte Kelley. Er hatte wieder sein schleimiges Lächeln aufgesetzt. »In der

letzten Zeit haben Sie mich eigentlich immer gestört, wenn ich Sie gesehen habe«, erwiderte David. »Das tut mir wirklich leid«, sagte Kelley herablassend. »Ich habe eine interessante Nachricht für Sie. Ihre Dienste sind von jetzt an nicht mehr erwünscht.«

»Wollen Sie damit sagen, daß Sie mir auch die Verantwortung für Sandra Hascher entziehen wollen?« fragte David. »Ganz genau«, erwiderte Kelley mit Genugtuung und grinste breit. »Aber nicht nur die Verantwortung für Mrs. Hascher, sondern auch die für all Ihre anderen Patienten. Sie sind entlassen. Die CMV beschäftigt Sie nicht länger.« David blieb vor Überraschung der Mund offenstehen. Verwirrt schaute er hinter Kelley her, der ihm zum Abschied winkte, als hätte er ein Kind vor sich stehen; dann verließ er die Intensivstation. David sprang hoch und lief hinter Kelley her.

»Was ist mit meinen Patienten? Die brauchen mich!« schrie David.

Kelley war bereits am Ende des Flures angelangt. »Das lassen Sie mal unsere Sorge sein. Darüber brauchen Sie sich nicht mehr den Kopf zu zerbrechen«, antwortete Kelley, ohne sich noch einmal umzudrehen. »Ihre Entscheidung ist also endgültig?« hakte David nach. »Oder bin ich nur vorübergehend vom Dienst suspendiert, bis ein Hearing endgültig über meinen Fall befunden hat?«

»Die Entscheidung ist endgültig, mein Freund.« Mit diesen Worten verschwand Kelley um die Ecke. David war fassungslos. Er konnte es einfach nicht glauben, daß man ihn gefeuert hatte. Niedergeschlagen schlich er in den Aufenthaltsraum und ließ sich in den gleichen Sessel sinken, in den er Kelley am Morgen gestoßen hatte.

Von seinem Platz im Aufenthaltsraum aus sah David plötzlich, wie Angela die Intensivstation betrat. Für einen Augenblick war er bewegungsunfähig. Er hatte Angst, seiner Frau gegenüberzutreten, wußte aber, daß kein Weg daran vorbeiführen würde. Also erhob er sich und ging hinter Angela her. Sie stand neben Nikkis Bett. David schlich sich leise heran und stellte sich auf die andere Seite des Bettes.

Angela nickte nur kurz, als David hinzukam, und redete weiter mit Nikki. David und Angela vermieden es, sich in die Augen zu sehen.

»Kann ich zusammen mit Caroline in einem Zimmer liegen, wenn

ich morgen die Intensivstation verlassen darf?« fragte Nikki.

David und Angela wechselten einen kurzen Blick. Keiner von beiden wußte, was sie Nikki antworten sollten. »Ist sie schon weg?« fragte Nikki. »Ja, sie ist weg«, antwortete Angela schnell. »Sie ist schon entlassen worden«, sagte Nikki und begann zu weinen. Sie hatte sich so darauf gefreut, ihre Freundin zu sehen, sobald sie in ein normales Zimmer verlegt werden würde.

»Vielleicht kommt Arni ja vorbei, um dich zu besuchen«, versuchte David seine Tochter zu trösten. David und Angela gaben sich alle Mühe, Nikki aufzumuntern. Als sie sie wieder beruhigt hatten, verließen sie die Station. Während sie zum Ausgang gingen, redeten sie kaum miteinander. Die wenigen Worte, die sie wechselten, drehten sich um Nikki.

Auf dem Rückweg fuhr Angela so langsam, daß sie David auf seinem Fahrrad nie aus den Augen verlor. Sie kamen gleichzeitig zu Hause an. Doch erst als sie im Wohnzimmer saßen und so taten, als würden sie die Fernsehnachrichten verfolgen, faßte David sich ein Herz. Er räusperte sich nervös. »Ich muß dir etwas Schlimmes mitteilen«, sagte er. »Ich bin heute nachmittag gefeuert worden. Es tut mir wahnsinnig leid. Von jetzt an wird für uns alles anders werden - das weiß ich nur zu gut. Ich bin am Boden zerstört. Vielleicht bin ich ja wirklich nicht für den Arztberuf geschaffen.«

»David«, sagte Angela leise und nahm seine Hand. »Ich bin heute auch gefeuert worden.«

»Was? Du auch?« fragte er ungläubig. Sie nickte nur.

Er zog sie zu sich heran und umarmte sie. Als sie sich nach einer Weile in die Augen sahen, wußten sie nicht, ob sie lachen oder weinen sollten.

»Was für ein Desaster«, seufzte David schließlich. »Und was für ein Zufall«, fügte Angela hinzu. Danach erzählten sie sich, wie es zu ihrem Rauswurf gekommen war. Angela berichtete David, daß Wadley ihr aufgelauert haben mußte; und sie erzählte ihm, daß sie später zufällig Calhoun getroffen habe. »Er glaubt, daß wir den Mörder bald überführen können, nachdem wir jetzt wissen, daß er tätowiert ist«, sagte Angela.

»Na prima«, erwiderte David. Er konnte den Ermittlungen in diesem Mordfall noch immer nichts abgewinnen. »Calhoun hatte ein paar äußerst interessante Neuigkeiten für uns«, fuhr Angela fort und erzählte David von der neuen Theorie des Detektivs, nach der der Vergewaltiger vom Krankenhausparkplatz auch der Mörder von Hodges war.

»Interessante Idee«, grummelte David. Doch in Gedanken war er ganz woanders. Er dachte darüber nach, wie Angela und er in der nächsten Zeit ihren Lebensunterhalt verdienen sollten. »Erinnerst du dich noch an die Einweisungspapiere, die Hodges am Tag seiner Ermordung bei sich hatte?« fragte Angela. »Calhoun hat herausgefunden, welche Verbindung es zwischen den Patienten gibt, um die es in den Papieren geht. Sie sind alle gestorben. Und offensichtlich war Hodges von jedem einzelnen Todesfall völlig überrascht.«

»Wie meinst du das? Er war völlig überrascht?« fragte David. Auf einmal hatte Angela sein Interesse wieder geweckt.

»Er hatte überhaupt nicht damit gerechnet, daß diese Menschen sterben würden«, erklärte Angela. »Bevor diese acht Patienten von CMV-Ärzten behandelt wurden, waren sie in seiner Obhut gewesen. Calhoun hat rausgefunden, daß Hodges sowohl das Krankenhaus als auch die CMV dafür verantwortlich gemacht hat, daß von seinen Patienten einer nach dem anderen gestorben ist.«

»Weißt du irgend etwas über die Krankengeschichten dieser Patienten?« fragte David.

»Ich kenne nur die Aufnahmediagnosen«, erwiderte Angela. »Warum?«

»Weil ich weiß, wie es ist, wenn man völlig unerwartet seine Patienten verliert«, gab David zurück. »Und was sollen wir nun tun?« fragte Angela schließlich. »Ich habe keine Ahnung«, gestand David. »Auf jeden Fall müssen wir wohl wieder umziehen. Vielleicht müssen wir einen Offenbarungseid leisten. Am besten reden wir mal mit einem Anwalt. Außerdem müssen wir überlegen, ob wir unsere Arbeitgeber verklagen wollen.«

»Das werde ich auf jeden Fall tun«, erwiderte Angela. »Ich werde Wadley wegen sexueller Belästigung vor Gericht bringen, und viel-

leicht verklage ich auch noch das Krankenhaus, weil diese Kündigung durch nichts gerechtfertigt ist. Diesen schleimigen Wadley lasse ich auf gar keinen Fall ungeschoren davonkommen.«

»Ich bin mir nicht so sicher, ob wir wirklich Prozesse führen sollen«, sagte David. »Vielleicht sollten wir einfach zusehen, unser Leben in den Griff zu kriegen. Ich habe keine Lust darauf, mich in einem Wust von Gerichtsverhandlungen zu verzetteln.«

»Das müssen wir ja nicht jetzt entscheiden«, sagte Angela. Später riefen sie auf der Intensivstation an. Nikki ging es gut, und sie hatte kein Fieber.

»Wir haben zwar beide unseren Job verloren«, seufzte David schließlich. »Aber das Leben wird schon irgendwie weitergehen. Die Hauptsache ist doch, daß es Nikki gutgeht.«

Kapitel 22

Freitag, 29. Oktober

Auch in dieser Nacht konnten David und Angela nicht gut schlafen. David fand sich allmählich damit ab, daß er schon lange vor Tagesanbruch aufwachte. Er war zwar noch immer ziemlich erschöpft, fühlte sich aber nicht mehr so krank wie am Morgen zuvor.

Ohne Angela aufzuwecken, schlich er sich leise ins Wohnzimmer, wo er die finanzielle Situation der Familie überdenken wollte. Zunächst listete er auf einem Blatt Papier auf, was Angela und er alles tun und welche Leute sie anrufen mußten. Danach legte er fest, welche der anstehenden Aufgaben am wichtigsten waren. Er war fest davon überzeugt, daß man die wirtschaftliche Misere nur angehen konnte, indem man die Ruhe bewahrte und rational vorging.

Auf einmal stand Angela im Bademantel in der Tür. Sie sah aus, als ob sie gerade geweint hätte. »Was sollen wir nur machen?« fragte sie traurig, und dabei traten ihr sofort wieder Tränen in die Augen. »Wir haben uns alles verpfuscht.«

David versuchte sie zu trösten, indem er ihr seine Liste zeigte, doch Angela reagierte gereizt. »Deine blöden Listen werden uns auch nicht weiterbringen.«

»Deine hysterischen Heulanfälle aber auch nicht«, raunzte David zurück.

Glücklicherweise vertieften sie ihren Streit nicht weiter, denn sie sahen beide ihre Hilflosigkeit ein. »Und was wollen wir nun tun?« fragte Angela noch einmal.

»Laß uns doch erst mal ins Krankenhaus fahren und nach Nikki sehen«, schlug David vor.

»Okay«, erwiderte Angela. »Dann werde ich gleich die Gelegenheit nutzen, um mit Helen Beaton zu reden.«

»Das ist doch sinnlos«, entgegnete David. »Glaubst du nicht, daß du dir die Mühe sparen kannst?«

»Nein«, sagte Angela entschlossen. »Ich will sichergehen, daß sie meine Beschwerde wegen sexueller Belästigung auch ernst nimmt.«

Bevor sie aufbrachen, frühstückten sie noch hastig. Es kam ihnen seltsam vor, daß sie zum Krankenhaus fuhren, obwohl sie nicht mehr dort arbeiteten. Sie stellten ihr Auto auf dem Parkplatz ab und gingen direkt zur Intensivstation.

Nikki ging es prima, und sie freute sich schon darauf, daß sie die Intensivstation bald verlassen durfte. Tagsüber hatte sie die hektische Atmosphäre dort ja noch spannend gefunden, doch nachts wäre sie lieber in einem normalen Zimmer gewesen, denn sie hatte wegen der ständigen Unruhe kaum schlafen können.

Als Dr. Pilsner eintraf, bestätigte er, daß Nikki auf die normale Station gebracht werden würde, sobald jemand Zeit habe, sie abzuholen.

»Was glauben Sie, wann wir Nikki wieder mit nach Hause nehmen können?« fragte Angela.

»Wenn ich sehe, wie gut es Ihrer Tochter schon wieder geht, würde ich sagen, daß ich sie in ein paar Tagen entlassen kann«, erwiderte Dr. Pilsner. »Ich behalte sie nur noch ein bißchen hier, um sicherzugehen, daß sie keinen Rückfall bekommt.«

Nach einer Weile verließ Angela die Station, um mit Helen Beaton zu reden. David blieb bei Nikki. »Tust du mir einen Gefallen und rufst Caroline an?« bat Nikki ihren Vater. »Ich möchte, daß sie mir meine Schulsachen bringt.«

»Ich werde mich bemühen«, versprach David. Er vermied es, Nikki eine direkte Antwort zu geben. Er brachte es nicht übers Herz, seiner Tochter zu erzählen, daß Caroline gestorben war.

David konnte nicht umhin zu registrieren, daß sich in dem Bett, in dem Sandra gestern noch gelegen hatte, jetzt ein älterer Herr befand. Doch er brauchte noch eine halbe Stunde, bevor er all seinen Mut zusammennahm und den Stationssekretär fragte, was mit Sandra geschehen sei.

»Sandra Hascher ist heute morgen gegen drei Uhr gestorben«, sagte der Sekretär in einem Tonfall, als würde er gerade den Wetterbericht vorlesen. Er war ständig mit dem Tod konfrontiert und konnte völlig ungerührt darüber reden.

David hingegen war alles andere als ungerührt. Er hatte Sandra sehr gerne gehabt, und er bedauerte ihre Kinder, die nun ohne Mutter zu-rechtkommen mußten, aus tiefstem Herzen. Jetzt hatte er innerhalb von zwei Wochen sechs Patienten verloren. Wahrscheinlich hielt er damit im Städtischen Krankenhaus Bartlet den Negativrekord. Vielleicht hatte die CMV ja klug gehandelt, indem sie ihn gefeuert hatte.

David versprach Nikki, daß Angela und er später noch einmal in ihrem neuen Zimmer vorbeischauchen würden; dann ging er hinüber in den Verwaltungstrakt, wo er auf seine Frau warten wollte.

Er hatte sich kaum hingesetzt, als Angela auch schon aus dem Büro der Krankenhausleiterin kam. Man konnte ihr ansehen, daß sie vor Wut kochte; ihre Lippen waren zusammengepreßt, und ihre dunklen Augen blitzten. Ohne sich um David zu kümmern, stürmte sie an ihm vorbei. Er mußte rennen, um sie einzuholen. »Ich muß wohl nicht fragen, wie dein Gespräch gelaufen ist«, sagte David, als sie das Krankenhaus durch den Hinterausgang verlassen hatten und zum Parkplatz gingen.

»Es war furchtbar«, erwiderte Angela. »Sie hat Wadleys Entscheidung absolut verteidigt. Als ich ihr erklärt habe, daß Wadley mich sexuell belästigt und damit den Stein ins Rollen gebracht hat, wollte sie mir einfach nicht glauben.«

»Aber wie kann sie deine Version denn in Frage stellen?« fragte David. »Du hast dich doch immerhin offiziell bei Dr. Cantor über Wadley beschwert.«

»Sie hat gesagt, daß sie Dr. Wadley zu der Angelegenheit selbst befragt habe«, erwiderte Angela. »Und Dr. Wadley hat behauptet, daß er mich niemals sexuell belästigt haben. Ganz im Gegenteil. Er habe sich gegen mich wehren müssen - so hat er Beaton erzählt -, ich sei diejenige gewesen, die versucht habe, ihn zu verführen!«

»Es ist immer das gleiche mit diesen widerlichen Typen«, stellte David fest. »Sie schieben die Schuld einfach auf das Opfer.« Er schüttelte angeekelt den Kopf. »Was für ein Widerling dieser Wadley doch ist!«

»Beaton hat jedenfalls gesagt, daß sie Wadley glaubt«, fuhr Angela fort. »Sie hat mir erzählt, daß er ein unbescholtener Mann ist. Und

dann hat sie mir vorgeworfen, daß ich die ganze Geschichte nur erfunden hätte, um mich an Wadley zu rächen, weil er meine Annäherungsversuche zurückgewiesen hätte.«

Als sie zu Hause ankamen, ließen sie sich erschöpft in die Wohnzimmersessel fallen. Sie hatten keine Ahnung, was sie tun sollten; aber sie waren auch zu deprimiert und verwirrt, um irgend etwas in Angriff zu nehmen. Die bedrückende Stille wurde erst durch ein Motorengeräusch unterbrochen. Als sie durchs Fenster schauten, sahen sie Calhouns Lieferwagen im Hof stehen. Angela ließ den Detektiv durch die Hintertür ins Haus. »Ich habe frische Donuts mitgebracht, damit wir den ersten Tag Ihres Urlaubs feiern können«, sagte Calhoun und ging an Angela vorbei, um die Tüte auf den Küchentisch zu legen. »Wie wär's, wenn wir zusammen Kaffee trinken und noch ein paar Sachen durchsprechen?« Auf einmal erschien David in der Tür. »Oh«, entfuhr es Calhoun. Er schaute fragend von David zu Angela.

»Ist schon in Ordnung«, sagte David. »Ich bin auch in ›Urlaub‹ geschickt worden, wie Sie das so schön nennen.«

»Das gibt's doch nicht!« rief Calhoun. »Zum Glück habe ich ein ganzes Dutzend Donuts gekauft.« Die Anwesenheit von Calhoun bewirkte wahre Wunder. Das gemeinsame Kaffeetrinken tat David und Angela so gut, daß sie sogar über die alten Polizei-Geschichten lachen mußten, die ihr Gast zum Besten gab. Da die Stimmung sich etwas gebessert hatte, schlug Calhoun vor, sich noch ein wenig an die Arbeit zu machen. »Dann wollen wir mal loslegen«, sagte er und rieb sich erwartungsvoll die Hände. »Wir sind der Auflösung unseres Rätsels schon ein ganzes Stückchen näher gekommen. Jetzt müssen wir nur noch jemanden mit einer beschädigten Tätowierung ausfindig machen. Und das sollte in einer Kleinstadt eigentlich nicht allzu schwierig sein.«

»Die Sache hat allerdings einen Haken«, bemerkte David. »Da wir inzwischen arbeitslos sind, können wir es uns nicht mehr leisten, Sie weiterhin zu bezahlen.«

»Bitte, sagen Sie das nicht«, entgegnete Calhoun. »Die Geschichte wird doch gerade erst richtig spannend.«

»Es tut uns ja leid«, erwiderte David. »Aber wir sind nicht nur bald völlig pleite - wir werden wahrscheinlich auch aus Bartlet wegziehen. Und wenn wir erst mal in einer anderen Stadt wohnen, wird uns dieser grausige Mordfall nicht mehr interessieren - genauso wie viele andere Dinge auch.«

»Einen Moment mal«, unterbrach ihn Calhoun. »Sie sollten jetzt keine voreiligen Entscheidungen treffen. Ich möchte Ihnen nämlich einen Vorschlag machen: Ich arbeite umsonst für Sie weiter. Wie finden Sie das? Für mich stehen in diesem Fall auch mein Ruf und meine Ehre auf dem Spiel. Darüber hinaus könnten wir vielleicht gleichzeitig einem Vergewaltiger das Handwerk legen.«

»Sie sind wirklich großzügig«, erwiderte David und wollte eigentlich noch mehr sagen, doch Calhoun schnitt ihm das Wort ab.

»Ich habe bereits mit der nächsten Phase der Ermittlungen begonnen«, fuhr er fort. »Wie mir Carleton, der Wirt, erzählt hat, sind etliche Polizeibeamte aus Bartlet tätowiert, unter anderem auch Robertson. Deshalb habe ich ihm noch einmal einen Besuch abgestattet und ein wenig mit ihm geplaudert. Bei dieser Gelegenheit hat er mir bereitwillig seine Tätowierung vorgeführt - auf die er übrigens sehr stolz ist. Auf seiner Brust prangt ein weißköpfiger Seeadler, der ein Spruchband mit der Aufschrift ›In God We Trust‹ im Schnabel hält. Die Tätowierung war allerdings in einem astreinen Zustand - leider. Oder auch zum Glück, je nachdem, wie man die Sache sieht. Zumindest habe ich die Gelegenheit genutzt und Robertson auch noch über den letzten Tag im Leben von Dr. Hodges ausgefragt. Er hat die Aussage von Madeline Gannon bestätigt: Er hat gesagt, daß Hodges sich eigentlich mit ihm treffen wollte, doch dann habe er überraschend abgesagt. Deshalb glaube ich, daß wir diese Spur unbedingt weiterverfolgen sollten. Vielleicht ist Clara Hodges der Schlüssel zur Lösung des Rätsels. Als Hodges ermordet wurde, haben die beiden zwar nicht mehr zusammengelebt, aber sie haben trotzdem noch oft miteinander geredet. Ich komme sogar allmählich zu dem Schluß, daß sich das Verhältnis der beiden wieder verbessert hatte, seit sie getrennt lebten. Jedenfalls habe ich Clara heute morgen angerufen und ihr unseren Besuch angekündigt.« Calhoun warf Angela einen

fragenden Blick zu.

»Ich dachte, sie lebt inzwischen in Boston«, sagte David. »Ja, das tut sie auch«, erwiderte Calhoun. »Ich hatte gedacht, daß Angela und ich - jetzt natürlich wir drei - zu ihr hinfahren könnten.«

»Ich bin immer noch davon überzeugt, daß Angela und ich uns diese Geschichte aus dem Kopf schlagen sollten - und jetzt erst recht, nach allem, was passiert ist. Wenn Sie trotzdem mit Ihren Ermittlungen fortfahren wollen, ist das allein Ihre Sache.«

»Einen Moment, David«, schaltete Angela sich ein. »Wir sollten nichts überstürzen. Es könnte doch zum Beispiel sein, daß Clara Hodges uns etwas über die Patienten erzählen kann, die seltsamerweise einer nach dem anderen gestorben sind. Gestern abend schien dich dieser Aspekt jedenfalls brennend zu interessieren.«

»Das stimmt«, gab David zu. Es interessierte ihn wirklich, ob es zwischen den Patienten von Hodges und seinen eigenen irgendwelche Gemeinsamkeiten gab. Aber er war wiederum nicht so neugierig, daß er deshalb gleich nach Boston fahren und Clara Hodges besuchen wollte. Und schon gar nicht, nachdem man ihn gefeuert hatte. »Komm schon, David«, versuchte Angela ihn zu überreden. »Laß uns zusammen hinfahren. Ich habe das Gefühl, daß sich ganz Bartlet gegen uns verschworen hat, und das läßt mich einfach nicht in Ruhe. Wir müssen uns wehren!«

»Angela«, sagte David. »Du scheinst ja völlig außer dir zu sein!«

Angela stellte ihre Kaffeetasche ab und griff nach Davids Arm. »Entschuldigen Sie uns bitte einen Moment«, sagte sie zu Calhoun. Sie stand auf und zog David mit sich. »Ich bin nicht außer mir«, begann sie, als Calhoun ihr Gespräch nicht mehr mithören konnte. »Mir gefällt lediglich der Gedanke, daß ich vielleicht etwas Positives bewirken kann. Unser Interesse an den Ermittlungen ist voll und ganz gerechtfertigt. Irgend etwas stinkt zum Himmel. Ich will jetzt wissen, was dahintersteckt. Danach können wir von mir aus hier abhauen - und zwar erhobenen Hauptes!«

»Jetzt kommt deine theatralische Ader wieder durch«, bemerkte David trocken.

»Du kannst das von mir aus nennen, wie du willst«, erwiderte An-

gela. »Aber laß uns doch noch einen letzten Versuch unternehmen! Calhoun glaubt, daß uns der Besuch bei Clara Hodges einen entscheidenden Schritt weiterbringt. Komm schon, David. Sag ja!« David zögerte. Sein Verstand sagte ihm, daß er besser die Finger von dem Fall lassen sollte. Aber es fiel ihm auch schwer, Angela eine Bitte abzuschlagen. In Wirklichkeit wahrte er nur nach außen den Schein von Ruhe und Vernunft, denn im tiefsten Inneren war er genauso aufgebracht wie Angela.

»In Ordnung«, sagte er schließlich. »Laß uns nach Boston fahren. Aber vorher schauen wir noch bei Nikki vorbei.«

»Gerne«, erwiderte Angela und streckte ihren Arm aus, damit sie ihre Einigung mit einem Handschlag besiegelten. David klatschte vorsichtig auf ihre Handfläche. Als er dann seine eigene hinhielt, staunte er, mit welcher Energie Angela den Handschlag erwiderte. Die nächste Überraschung ließ nicht lange auf sich warten: David mußte es hinnehmen, daß sie mit Calhouns Wagen fuhren, damit der Detektiv während der Fahrt rauchen konnte. Wenigstens konnten sie so direkt vor dem Haupteingang des Krankenhauses anhalten. Während Calhoun im Auto wartete, eilten David und Angela zu ihrer Tochter.

Nikki schien sich in ihrem neuen Zimmer wohler zu fühlen als auf der Intensivstation. Sie klagte lediglich darüber, daß man sie in eines von diesen uralten Betten gelegt hatte, bei denen sich das Kopfende nicht mehr verstellen ließ.

Nur das Fußende konnte man ein wenig hochstellen, aber das nützte nichts.

»Hast du dich schon beschwert?« fragte David. »Ja«, erwiderte Nikki. »Aber sie wissen noch nicht, wann mein Bett repariert wird. Ich kann nicht einmal richtig fernsehen, wenn mein Kopf so weit unten liegt.«

»Hast du schon öfter erlebt, daß Patienten hier in kaputten Betten liegen müssen?« fragte Angela. »Leider ja«, erwiderte David. »Van Slyke sagt, sie haben die billigsten gekauft, um ein paar Dollar zu sparen. Aber alles, was sie bei der Anschaffung gespart haben, haben sie durch die vielen Reparaturen längst wieder verloren.« David ließ

Angela bei Nikki zurück und suchte Janet Colburn. Als er sie gefunden hatte, fragte er sie, ob van Slyke schon bestellt worden sei, um Nikkis Bett zu reparieren. »Ja«, erwiderte sie. »Aber Sie kennen ja van Slyke.« Dann ging er zurück zu Nikki und versprach ihr, daß er das Bett selbst reparieren werde, wenn sich bis zum Abend immer noch niemand darum gekümmert habe. Angela hatte Nikki schon erzählt, daß sie auf dem Weg nach Boston waren, aber am späten Nachmittag wieder zurückkommen und dann sofort bei ihr vorbeischauen würden. Sie verabschiedeten sich von Nikki, verließen das Krankenhaus und stiegen in Calhouns Lieferwagen. Kurz darauf fuhren sie auf dem Interstate-Highway in Richtung Süden. David fand die Fahrt aus verschiedenen Gründen ziemlich ungemütlich: Der Wagen war schlecht gefedert, und Calhoun rauchte eine Zigarette nach der anderen. Als sie die Adresse von Clara Hodges endlich gefunden hatten, tränkten David die Augen.

Er hatte den Eindruck, daß Clara Hodges eigentlich gut zu ihrem Mann gepaßt haben mußte. Sie war eine kräftig gebaute Frau mit stechenden, tiefliegenden Augen, und sie hatte einen grimmigen Gesichtsausdruck. Sie bat Calhoun und die Wilsons, ihr in den Salon zu folgen. Der Raum war mit schweren, viktorianischen Möbeln ausgestattet, und durch die dicken Samtvorhänge drang kaum Tageslicht ins Zimmer. Obwohl es zwölf Uhr mittags war, hatte Clara den Kronleuchter und sämtliche Tischlampen eingeschaltet.

Angela und David stellten sich vor und erzählten Clara, daß sie die Käufer ihres ehemaligen Hauses in Bartlet seien.

»Hoffentlich fühlen Sie sich darin wohl«, sagte Clara. »Mir hat das Haus nie gefallen. Für zwei Leute war es viel zu groß, und außerdem zog es an allen Ecken und Enden.« Dann fragte sie ihre Gäste, ob sie gerne Tee trinken würden. David nahm das Angebot dankbar an; von dem Zigarettenqualm in Calhouns Auto tränkten ihm nicht nur die Augen, er hatte auch einen wahnsinnigen Durst bekommen.

»Ich kann nicht gerade sagen, daß ich mich auf Ihren Besuch gefreut habe«, sagte Clara, als sie den Tee eingeschenkt hatte. »Diese gräßliche Geschichte hat mich ziemlich durcheinandergebracht. Ich hatte mich gerade damit abgefunden, daß Dennis mit unbekanntem

Ziel verschwunden war, und dann mußte ich erfahren, daß er ermordet worden ist.«

»Aber Sie sind doch sicherlich genauso wie wir daran interessiert, daß der Mörder Ihres Mannes hinter Gitter gebracht wird«, bemerkte Calhoun.

»Davon haben wir doch nichts«, erwiderte Clara. »Dann würden wir auch noch alle vorgeladen, um in dem Mordprozeß auszusagen. Da ist es mir doch lieber, nicht zu wissen, wer ihn umgebracht hat.«

»Haben Sie denn irgend jemanden in Verdacht, der Ihren Mann umgebracht haben könnte?« fragte Calhoun. »Ich fürchte, da gibt es jede Menge Kandidaten«, antwortete Clara. »Um diese ganze Geschichte zu verstehen, müssen Sie zwei Dinge über Dennis wissen. Zum einen war er ein unverbesserlicher Dickkopf; deshalb war es nicht einfach, mit ihm zurechtzukommen, was allerdings nicht heißt, daß er nicht auch seine guten Seiten gehabt hätte. Und zum anderen achtete er wie ein Luchs darauf, was im Krankenhaus geschah. Er lag sozusagen mit dem Krankenhausvorstand und mit der neuen Verwaltungsleiterin im Dauerclinch.«

Clara schien einen Augenblick nachzudenken und fuhr dann fort.

»Wahrscheinlich gab es in Bartlet viele Menschen, die so sauer auf Dennis waren, daß sie ihn am liebsten um die Ecke gebracht hätten. Andererseits kann ich mir aber nicht vorstellen, wer von diesen Leuten es tatsächlich fertiggebracht hätte, ihn totzuschlagen. Bei einem Kampf macht man sich doch die Hände schmutzig - und das mögen all diese Ärzte und Bürokraten nicht, meinen Sie nicht auch?«

»Wie ich gehört habe, glaubte Ihr Mann zu wissen, wer der maschierte Täter war, der all die Frauen vergewaltigt hat«, sagte Calhoun. »Können Sie das bestätigen?«

»Ja«, erwiderte Clara. »Er hat es jedenfalls behauptet.«

»Hat er Ihnen gegenüber jemals irgendeinen Namen erwähnt?« fragte Calhoun.

»Nein«, erwiderte Clara. »Er hat mir nur gesagt, daß der Mann etwas mit dem Krankenhaus zu tun hat.«

»Ein Angestellter des Krankenhauses also?« fragte Calhoun.

»Er hat mir nichts Näheres darüber erzählt«, sagte Clara. »Meinem

Mann hat es immer Spaß gemacht, andere Leute im Ungewissen zu lassen. Ich erinnere mich allerdings, daß er vorhatte, selber mit der Person zu reden, weil er glaubte, daß der Mann dann damit aufhören würde.«

»Ach, du lieber Himmel!« entfuhr es Calhoun. »Wissen Sie, ob er tatsächlich mit dem Verdächtigen geredet hat?«

»Nein«, erwiderte Clara. »Ich weiß es nicht, aber es ist durchaus möglich. Auf jeden Fall hat er dann beschlossen, zu diesem Widerling Wayne Robertson zu gehen und ihn von seinem Verdacht in Kenntnis zu setzen. Ich erinnere mich so gut daran, weil Dennis und ich uns deshalb furchtbar in die Haare gekriegt haben. Ich wollte ihn davon abbringen, sich mit Robertson zu treffen, denn ich wußte genau, daß die beiden wieder aneinandergeraten würden. Robertson hat meinen Mann schon lange auf dem Kieker. Deshalb habe ich Dennis gesagt, er solle Robertson doch einen Brief schreiben oder ihm seinen Verdacht telefonisch mitteilen; aber Dennis wollte nicht auf mich hören. Er war eben ein Dickkopf.«

»War das an dem Tag, an dem er verschwunden ist?« fragte Calhoun.

»Ja«, bestätigte Clara. »Aber letztendlich ist er dann doch nicht zu Robertson gegangen. Glauben Sie aber bloß nicht, er hätte auf meinen Rat gehört! Das hätte er nie getan! Er hat sich an dem Tag unheimlich aufgeregt, weil wieder einer seiner ehemaligen Patienten gestorben war. Deshalb wollte er sich mit Dr. Holster zum Mittagessen treffen und hat Robertson abgesagt.«

»Hieß dieser Patient vielleicht Clark Davenport?« fragte Calhoun.

»Ja. Warum?« fragte Clara überrascht. »Woher wissen Sie das?«

»Warum hat sich Ihr Mann denn so über den Tod dieses Patienten aufgeregt?« fragte Calhoun und ignorierte die Frage von Clara. »Waren er und Clark Davenport miteinander befreundet?«

»Sie kannten sich nur flüchtig«, erwiderte Clara. »Clark war früher einmal Dennis' Patient gewesen. Dennis hatte irgendwann festgestellt, daß Clark Krebs hatte und ihn dann an Dr. Holster überwiesen. Die Behandlung schien erfolgreich gewesen zu sein; Dennis war davon überzeugt, daß er den Krebs früh genug erkannt hatte und daß

Clark geheilt war. Dann entschloß sich Clarks Arbeitgeber plötzlich dazu, seine Angestellten bei der CMV zu versichern, und das nächste, was Dennis von seinem ehemaligen Patienten hörte, war, daß er gestorben sei.«

»Wissen Sie, woran Clark gestorben ist?« fragte David auf einmal. Er hatte bisher noch kein Wort gesagt. An seinem dringlichen Tonfall hörte Angela sofort, daß David aufgeregt war.

»Also, da fragen Sie mich wirklich zuviel«, erwiderte Clara. »Daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Aber vielleicht hat Dennis mir auch gar nicht erzählt, woran Clark gestorben war. Ich weiß aber noch, daß die Todesursache auf keinen Fall Krebs gewesen ist. Das hat er mir erzählt.«

»Hat Ihr Mann Ihnen vielleicht noch von weiteren Fällen berichtet, die in medizinischer Hinsicht ähnlich gelagert waren? Von Patienten zum Beispiel, die vollkommen überraschend gestorben sind?« bohrte David nach. »Was soll das heißen ›in medizinischer Hinsicht ähnlich gelagert‹?« fragte Clara.

»Ich denke an Patienten, die Krebs oder ähnlich schlimme Krankheiten hatten«, erklärte David. »Oh, ja«, sagte Clara. »Er hatte eine ganze Reihe von solchen Patienten. Er hat sich furchtbar aufgeregt, als einer nach dem anderen gestorben ist. Dennis war davon überzeugt, daß einige von dem CMV-Ärzten absolut unfähig seien.«

David bat Angela, ihm die Kopien der Einweisungspapiere zu geben, die sie und Calhoun in Burlington abgeholt hatten. Als Angela die Papiere nicht sofort fand, zog Calhoun seine eigenen Unterlagen aus einer seiner riesigen Jackentaschen und reichte sie David.

Hastig griff David nach dem Umschlag und zog die Papiere heraus. Dann breitete er sie vor Clara aus. »Sehen Sie sich diese Namen an«, sagte er. »Kommt Ihnen irgendeiner bekannt vor?«

»Da muß ich mir erst mal meine Lesebrille aufsetzen«, erwiderte Clara und verließ kurz den Raum. »Warum bist du denn so hektisch?« flüsterte Angela David zu.

»Allmählich dämmert mir da etwas«, sagte David nachdenklich. »Und das gefällt mir ganz und gar nicht.« Bevor Angela David um eine Erklärung bitten konnte, kam Clara mit ihrer Brille zurück. Sie

nahm die Unterlagen in die Hand und ging sie einzeln durch. »Ich kenne sie alle«, sagte sie dann. »Ich habe die Namen von diesen Patienten schon mindestens hundertmal gehört, und die meisten kenne ich auch persönlich.«

»Man hat mir gesagt, daß sie alle gestorben sind«, meldete sich Calhoun wieder zu Wort. »Stimmt das?«

»Ja, das ist wahr«, bestätigte Clara. »Bei all diesen Patienten war es genauso wie bei Clark Davenport. Dennis konnte nicht begreifen, warum sie alle sterben mußten, und er hat sich furchtbar aufgeregt. Eine Zeitlang hat er mir die Namen von diesen Patienten jeden Tag vorgebetet.«

»Man hatte also nicht damit gerechnet, daß sie sterben könnten?« fragte Calhoun.

»Ja und nein«, erwiderte Clara. »Es hatte niemand damit gerechnet, daß diese Menschen zu jenem bestimmten Zeitpunkt sterben würden. Wie Sie anhand der Einweisungsunterlagen sehen, wurden die meisten wegen irgendwelcher Beschwerden eingeliefert, an denen man normalerweise nicht stirbt. Aber all diese Patienten waren zuvor wegen potentiell tödlichen Krankheiten in Behandlung gewesen, wegen Krebs zum Beispiel; und deshalb war es auf der anderen Seite eben nicht vollkommen undenkbar, daß sie in absehbarer Zeit sterben konnten.«

David nahm die Unterlagen und blätterte sie noch einmal durch. Dann sah er Clara an. »Bitte korrigieren Sie mich, wenn ich etwas nicht verstanden habe«, begann er. »Das hier sind die Papiere, in denen die Gründe für die Einweisung von Patienten dargelegt werden, die während ihres Krankenhausaufenthaltes gestorben sind.«

»Ich denke ja«, erwiderte Clara. »Es ist ja schon eine Zeitlang her, aber ich erinnere mich, daß Dennis das immer wieder gesagt hat.«

»Jeder von diesen Patienten hatte zuvor an einer schweren Krankheit gelitten, einige litten vielleicht noch immer daran«, fuhr David fort. »Diese Patientin hier war zum Beispiel wegen eines Stirnhöhlenkatarrhs eingeliefert worden.«

Clara griff nach der Kopie, um den Namen der Patientin zu entziffern. »Diese Frau hatte Brustkrebs«, sagte sie. »Ich kenne sie, weil

wir dem gleichen kirchlichen Arbeitskreis angehört haben.«

David steckte die Unterlagen wieder in den Umschlag. Dann stand er auf und ging ans Fenster. Er zog die Vorhänge auf und starrte auf den Charles River. Er war so sehr in Gedanken versunken, daß er Calhoun, Angela und Clara gar nicht mehr wahrzunehmen schien. Angela war das seltsame Benehmen ihres Mannes schon fast peinlich, doch Clara war offenbar nichts aufgefallen. Sie schenkte einfach allen noch etwas Tee nach. »Ich möchte noch einmal auf den Vergewaltiger zurückkommen«, sagte Calhoun. »Hat Dr. Hodges Ihnen gegenüber etwas über das Alter oder die Größe des Mannes erwähnt? Oder hat er von besonderen Merkmalen gesprochen, von einer Tätowierung zum Beispiel?«

»Von einer Tätowierung?« fragte Clara. Für einen Augenblick huschte ein Lächeln über ihr Gesicht. Doch dann setzte sie wieder ihre grimmige Miene auf. »Nein, davon hat er nie etwas gesagt.«

Auf einmal geriet David in Hektik und stürmte zur Tür. Die anderen schauten ihn verdattert an. »Wir müssen zurückfahren«, sagte er. »Und zwar sofort.«

»David!« rief Angela entsetzt. »Was ist denn in dich gefahren?«

»Wir müssen sofort nach Bartlet«, beharrte er. An seiner Stimme konnte man hören, daß er völlig aufgelöst war. »Nun kommt schon!« schrie er.

Angela und Calhoun verabschiedeten sich hastig von Clara Hodges und rannten hinter David her. Als sie den Wagen erreichten, saß David bereits hinter dem Steuer. »Geben Sie mir die Schlüssel!« forderte er Calhoun auf. Calhoun zuckte mit den Achseln und gab sie ihm. Eine Sekunde später hatte David den Motor gestartet. »Los, steigt ein!« rief er.

Eine ganze Weile sagte niemand etwas. David konzentrierte sich auf den Straßenverkehr, während Angela und Calhoun auf eine Erklärung warteten. Als David mit rasanter Geschwindigkeit eine lange Schlange von Autos überholte, sagte Angela schließlich: »Ich finde, du solltest etwas langsamer fahren.«

»So schnell wie jetzt ist diese alte Kiste noch nie gefahren«, unterstützte Calhoun sie.

»David, bitte«, flehte Angela ihren Mann an, »was ist in dich gefahren? Du benimmst dich ziemlich merkwürdig.«

»Als wir mit Clara Hodges gesprochen haben, ist mir auf einmal etwas durch den Kopf geschossen. Ich glaube, daß im Städtischen Krankenhaus Bartlet irgendein gestörter Mensch sein Unwesen treibt, der ein skrupelloses Euthanasie-Programm in die Tat umsetzt.«

»Was meinen Sie damit?« fragte Calhoun. »Wörtlich übersetzt heißt Euthanasie ›leichter Tod‹«, erklärte ihm Angela. »Unter Euthanasie versteht man, Menschen das Sterben zu erleichtern. Dahinter steckt die Überlegung, ihnen Schmerzen zu ersparen.«

»Als Mrs. Hodges von den ehemaligen Patienten ihres Mannes erzählt hat, ist mir plötzlich eingefallen, daß auch meine sechs Patienten, die in den letzten zwei Wochen gestorben sind, an potentiell tödlich verlaufenden Krankheiten gelitten haben«, führte David aus. »Genau wie die Patienten von Dr. Hodges. Ich weiß nicht, wieso ich nicht schon früher darauf gekommen bin. Wie konnte ich nur so blöd sein? Jedenfalls paßt auch Caroline Helmsford in dieses Muster.«

»Wer ist Caroline Helmsford?« fragte Calhoun. »Sie war eine Freundin unserer Tochter«, erwiderte Angela. »Und sie litt an Mukoviszidose, also an einer potentiell tödlichen Krankheit. Caroline ist gestern gestorben.« Als Angela die letzten Worte ausgesprochen hatte, erstarrte sie vor Schreck. »Oh, nein!« schrie sie. »Nikki!«

»Jetzt verstehst du vielleicht, warum ich so in Panik geraten bin«, sagte David. »Wir müssen so schnell wie möglich zu ihr.«

»Wieso?« fragte Calhoun. »Ich verstehe überhaupt nichts mehr. Worüber regen Sie sich denn so auf?«

»Nikki liegt im Krankenhaus«, erwiderte Angela besorgt. »Das weiß ich doch«, sagte Calhoun. »Ich habe Sie ja schließlich zum Krankenhaus gefahren, bevor wir nach Boston aufgebrochen sind.«

»Nikki hat ebenfalls Mukoviszidose - genau wie ihre Freundin Caroline, die gestern gestorben ist«, erklärte Angela.

»Allmählich fällt auch bei mir der Groschen«, sagte Calhoun. »Sie machen sich Sorgen, daß nun auch Ihre Tochter ein Opfer dieses Euthanasie-Teufels werden könnte.«

»Genauso ist es«, bemerkte David. »Dann könnte es also sein, daß wir es mit einem Verrückten zu tun haben?« fragte Calhoun. »Mit jemandem wie diesem sogenannten ›Todesengel‹ von Long Island? Vor ein paar Jahren ging die Geschichte durch alle Zeitungen. Die Täterin war eine Krankenschwester. Mit irgendeinem Medikament hat sie jede Menge Patienten getötet.«

»Ja, so ähnlich könnte es sein«, erwiderte David. »Aber auf Long Island hat man den Patienten damals Relaxanzien verabreicht. Dadurch hörten die Opfer plötzlich auf zu atmen. Es lag also ziemlich klar auf der Hand, wie sie umgebracht worden waren. Ich hingegen habe keine Ahnung, wie meine Patienten getötet worden sind. Mir fällt einfach kein einziges Medikament oder Gift und auch kein Krankheitserreger ein, mit dessen Hilfe man die Symptome hervorrufen könnte, über die meine Patienten geklagt haben.«

»Ich kann gut verstehen, daß Sie sich jetzt Sorgen um Ihre Tochter machen«, sagte Calhoun. »Aber meinen Sie nicht, daß Sie sich Ihre Theorie etwas voreilig zusammengereimt haben könnten?«

»Wenn sie stimmt, sind jedenfalls viele offene Fragen beantwortet«, erwiderte David. »Ich muß zum Beispiel gerade an Dr. Portland denken.«

»Wie kommst du denn jetzt auf den?« fragte Angela. Sie fühlte sich jedesmal unwohl, wenn sie diesen Namen hörte.

»Hat Kevin uns nicht erzählt, daß Dr. Portland gesagt haben soll, er weigere sich, die Verantwortung für den Tod seiner Patienten zu übernehmen, weil in dem Krankenhaus irgend etwas faul sei?« Angela nickte.

»Er muß jemanden in Verdacht gehabt haben«, fuhr David fort. »Es ist wirklich zu dumm, daß seine Depressionen ihn so fertig gemacht haben.«

»Er hat Selbstmord begangen«, klärte Angela den Detektiv auf.

»Wie furchtbar«, bemerkte Calhoun. »Und was für eine Vergeudung - wenn man bedenkt, wie teuer seine Ausbildung gewesen sein muß.«

»Nehmen wir mal an, im Krankenhaus setzt wirklich jemand ein Euthanasie-Programm in die Tat um«, sagte David. »Wer wäre dazu

überhaupt imstande? Es kommt doch eigentlich nur jemand in Frage, der Zugang zu den Patienten und eine medizinische Ausbildung hat.«

»Dann kann es nur ein Arzt oder eine Krankenschwester sein«, erwiderte Angela.

»Oder jemand aus dem Labor«, fügte David hinzu. »Meiner Meinung nach ziehen Sie viel zu voreilige Schlüsse«, warf Calhoun ein. »Die meisten Theorien brechen in sich zusammen, wenn man weitere Fakten zusammengetragen hat. Ich glaube, wir können unser Tempo getrost etwas verlangsamen.«

»Nicht, solange meine Tochter in Gefahr ist«, erwiderte David und trat das Gaspedal noch etwas weiter durch. »Meinst du, daß Hodges die gleichen Schlüsse gezogen hat wie wir?« fragte Angela.

»Davon bin ich überzeugt«, antwortete David. »Und deswegen ist er wahrscheinlich ermordet worden.«

»Ich glaube immer noch, daß der Vergewaltiger ihn umgebracht hat«, sagte Calhoun. »Aber wen auch immer wir am Ende entlarven werden - dieser Fall ist faszinierend. Sofern es ihrer Tochter gutgeht - und davon gehe ich aus - hat mir meine Arbeit als Detektiv seit Jahren nicht mehr soviel Spaß gemacht wie im Moment.« Als sie das Krankenhaus erreicht hatten, hielt David direkt vor dem Haupteingang und sprang sofort aus dem Wagen. Angela folgte ihm und versuchte David einzuholen, der bereits die Haupttreppe hinaufstürmte und über den langen Gang auf Nikkis Zimmer zuraste. Zu ihrer großen Erleichterung stellten sie fest, daß es Nikki gutging; sie schaute sich gerade in aller Seelenruhe eine Sendung im Fernsehen an. David nahm sie in die Arme und drückte sie so fest an sich, daß sie für einen Augenblick kaum mehr atmen konnte.

»Wir nehmen dich mit nach Hause«, sagte David. Dann ließ er sie los, um ihr Gesicht - und vor allem ihre Augen - genau zu betrachten.

»Wann?« fragte Nikki.

»Jetzt sofort«, erwiderte Angela. Sie hatte schon damit begonnen, die Infusionskanüle zu entfernen. In diesem Moment betrat eine Schwester Nikkis Zimmer. Sie traute ihren Augen nicht, als sie sah, daß Angela die Venenkanüle eigenmächtig entfernt hatte. »Was geht hier vor?« wollte sie wissen. »Wir nehmen unsere Tochter mit nach

Hause«, erwiderte David.

»Von einer derartigen Anweisung ist mir nichts bekannt.«

»Das ist schon möglich«, entgegnete David. »Dann erteile ich eben jetzt die Anweisung.«

Die Krankenschwester eilte aus dem Raum. Angela begann Nikkis Sachen zusammenzupacken, und David half ihr beim Anziehen.

Ein paar Minuten später stand Janet Colburn in der Tür; sie hatte zur Verstärkung einige Schwestern mitgebracht. »Dr. Wilson«, rief sie. »Was um Himmels willen machen Sie da?«

»Das liegt doch wohl auf der Hand, oder?« gab David zurück.

Im selben Augenblick betrat Dr. Pilsner das Zimmer. Janet hatte ihn ausrufen lassen. Er bat die beiden inständig, Nikki nicht voreilig mit nach Hause zu nehmen; sie müsse noch eine Zeitlang mit Antibiotika versorgt werden. Außerdem sei der Atemtherapeut des Krankenhauses hervorragend und könne sicher viel zu ihrer Genesung beitragen.

»Tut mir leid, Dr. Pilsner«, sagte David. »Ich werde Ihnen das später erklären. Im Moment haben wir wirklich keine Zeit, um Ihnen die Gründe für unser Handeln darzulegen.«

Auf einmal stand auch Helen Beaton im Zimmer. Sie war ebenfalls von den Schwestern benachrichtigt worden, und es war unübersehbar, daß sie vor Wut kochte. »Wenn Sie den Rat von Dr. Pilsner in den Wind schlagen und das Kind mit nach Hause nehmen, werde ich eine gerichtliche Entscheidung beantragen«, ereiferte sie sich. »Das können Sie gerne machen«, entgegnete Angela, »aber jetzt werden wir erst einmal gehen.« Auf dem Nachhauseweg löcherte Nikki ihre Eltern mit Fragen; sie wollte unbedingt wissen, warum sie das Krankenhaus so plötzlich hatte verlassen müssen. Natürlich freute sie sich riesig, daß sie nach Hause durfte, doch sie hatte auch mitbekommen, daß ihre Eltern sich ziemlich merkwürdig verhielten. Aber als sie dann die Haustür öffneten und Rusty ihn entgegensprang, war Nikki so aus dem Häuschen, daß sie nicht mehr weiterbohrte. Nachdem sie eine Weile mit Rusty gespielt hatte, machten sie ihr im Wohnzimmer auf dem Sofa ein Bett, um ihr die Infusionskanüle wieder anzulegen. Sie wollten den Rat von Dr. Pilsner befolgen und die Behandlung mit Antibiotika fortsetzen.

Calhoun blieb noch bei den Wilsons und versuchte sich nützlich zu machen. Als Nikki ihn bat, ein Kaminfeuer anzuzünden, ging er in den Keller und holte Holz. Doch es entsprach einfach nicht seinem Wesen, noch länger über die spannenden Ereignisse zu schweigen. Wenig später geriet er mit David aneinander; sie konnten sich nicht einigen, welches Motiv hinter dem Mord an Hogdes steckte. Während Calhoun weiterhin darauf beharrte, daß der Vergewaltiger Hodges umgebracht hatte, war David fest davon überzeugt, daß der wahnsinnige »Todesengel« der Täter gewesen sein mußte.

»Zum Kuckuck!« erzürnte sich Calhoun. »Ihre ganze Theorie basiert doch nur auf Vermutungen. Sie haben keinerlei Beweise. Da ist meine Theorie doch um einiges glaubwürdiger: Immerhin hat Hodges genau an dem Tag, an dem man ihn zur Strecke gebracht hat, vor einem Saal voller Menschen herumposaunt, daß er wisse, wer der Vergewaltiger sei. Gibt das als Motiv nicht mehr her als Ihre Behauptungen? Hinzu kommt, daß Clara es durchaus für möglich hält, ihr Mann könnte den potentiellen Täter aufgesucht und ihn auf die Verbrechen angesprochen haben. Ich bin fest davon überzeugt, daß die Vergewaltigungen und der Mord auf das Konto von ein und derselben Person gehen. Worum wollen wir wetten?«

»Ich wette grundsätzlich nicht«, erwiderte David. »Aber ich glaube trotzdem, daß meine Theorie stimmt. Als Hodges totgeschlagen wurde, hielt er die Einweisungspapiere seiner Patienten in der Hand. Das kann doch kein Zufall sein!«

»Es könnte doch auch sein, daß alle Verbrechen von ein und derselben Person begangen worden sind«, warf Angela ein. »Der Vergewaltiger könnte sowohl die Patienten als auch Hodges umgebracht haben, oder?« Dieser Gedanke brachte David und Calhoun für einen Augenblick zum Schweigen.

»Möglich ist das durchaus«, erwiderte David schließlich. »Es klingt zwar verrückt, aber inzwischen bin ich bereit, beinahe alles zu glauben.«

»Da haben Sie recht«, fügte Calhoun hinzu. »Ich jedenfalls werde weiterhin unserer heißesten Spur nachgehen, und das ist die Tätowierung. Sie wird der Schlüssel zur Auflösung des Rätsels sein.«

»Und ich werde die medizinischen Unterlagen noch einmal genauestens studieren«, sagte David. »Vielleicht gehe ich mal bei Dr. Holster vorbei. Immerhin könnte es ja sein, daß ihm Hodges etwas über seinen Verdacht anvertraut hat.«

»In Ordnung«, erwiderte Calhoun. »Ich gehe meiner Spur nach, und Sie verfolgen Ihre Spur. Was halten Sie davon, wenn ich nachher noch einmal vorbeikomme, damit wir unsere Ergebnisse austauschen können?«

»Ja, das ist eine gute Idee«, sagte David und schaute Angela an.

»Ich bin einverstanden. Hätten Sie Lust, mit uns zu Abend zu essen?«

»Gerne«, erwiderte Calhoun. »Eine Einladung zum Essen schlage ich niemals aus.«

»Gut«, sagte Angela. »Dann schlage ich vor, daß wir um sieben Uhr essen.«

Als Calhoun weggefahren war, holte David das Gewehr hervor und lud es mit Schrot. Er stopfte so viele Patronen wie möglich in die Ladekammer und lehnte die Waffe dann an den Pfosten des Treppengeländers. »Hast du deine Meinung über das Gewehr geändert?« fragte Angela.

»Im Moment bin ich ganz froh, daß es hier steht«, erwiderte David. »Hast du Nikki darüber aufgeklärt?«

»Ja«, sagte Angela. »Ich habe ihr alles erklärt, und sie hat sogar einen Probeschuß abgefeuert. Aber sie hat sich beim Schießen an der Schulter weh getan und will das Gewehr nicht mehr anfassen.«

»Laß niemanden ins Haus, während ich weg bin«, ermahnte David seine Frau. »Und schließ alle Türen ab.«

»Weißt du noch, daß vor kurzem noch ich diejenige war, die alle Türen abschließen wollte und daß du dich darüber lustig gemacht hast?« erinnerte ihn Angela. David nahm das Fahrrad, denn er wollte Angela auf keinen Fall ohne Auto zurücklassen. Er legte ein rasantes Tempo vor und nahm seine Umgebung kaum mehr wahr, so sehr war er von dem Gedanken gefesselt, daß womöglich irgend jemand seine Patienten getötet hatte. Die Vorstellung jagte ihm einen furchtbaren Schrecken ein und machte ihn gleichzeitig wütend. Doch Calhoun

hatte recht: Bisher gab es keinerlei Beweise für seine Theorie. Als David das Krankenhaus erreichte, trat gerade die Nachtschicht ihren Dienst an und löste die Mitarbeiter der Tagesschicht ab. In dem regen Kommen und Gehen kümmerte sich niemand um David, der auf den Raum zusteuerte, in dem die medizinischen Unterlagen aufbewahrt wurden.

Er setzte sich an ein Computerterminal und holte die Papiere hervor, die neben der Leiche von Hodges gefunden worden waren. Er hatte die Unterlagen nicht mehr aus den Händen gegeben, seitdem Calhoun sie ihm in der Wohnung von Clara Hodges überlassen hatte. Der Reihe nach gab er die Namen der acht Patienten ein und studierte die jeweiligen Krankengeschichten. Die Patienten hatten tatsächlich alle unter potentiell tödlich verlaufenden Krankheiten gelitten - genauso wie Clara Hodges es gesagt hatte.

Danach nahm David jede einzelne Notiz unter die Lupe, die die Ärzte und Schwestern über die acht Patienten gemacht hatten, als diese zum letzten Mal im Krankenhaus gelegen hatten und dort gestorben waren. Bei allen acht Patienten waren die gleichen Symptome aufgetreten wie bei den Sterbefällen von David: Ihr Nervensystem hatte nicht mehr richtig funktioniert, sie hatten unter gastrointestinalen Problemen gelitten, und mit ihrem Blutbild schien einiges nicht in Ordnung gewesen zu sein.

Als nächstes schaute David nach, welche Todesursachen in den acht Fällen vermerkt worden waren. Sieben von den acht Patienten waren an einer Kombination von schwerer Lungenentzündung, Blutvergiftung und Schock gestorben. Der achte Patient war an den Folgen starker Krämpfe aus dem Leben geschieden.

David befragte den Computer, wie hoch die durchschnittliche, prozentuale Todesrate im Verhältnis zur Anzahl der Krankenhauseinweisungen war. Nach ein paar Sekunden erschienen auf dem Bildschirm verschiedene Zahlen. David sah auf den ersten Blick, daß die durchschnittliche Todesrate jahrelang relativ konstant bei 2,8 Prozent gelegen hatte. Vor zwei Jahren war sie dann plötzlich auf 6,7 Prozent gestiegen. Die aktuellsten verfügbaren Daten betrafen das vergangene Jahr: 8,1 Prozent! Als nächstes gab David dem Computer den

Befehl, ihm die Todesraten aller Krebspatienten zu nennen; dabei sollte nicht berücksichtigt werden, ob diese Patienten an Krebs oder an einer anderen Ursache gestorben waren. Obwohl die Todesrate unter diesen Patienten natürlich deutlich höher war als die allgemeine Todesrate, fiel David sofort auf, daß auch dieser Wert im Vergleich zu den Vorjahren sprunghaft angestiegen war.

Anschließend befragte David den Computer, wie hoch der Anteil der Krebspatienten im Verhältnis zur Gesamtzahl der eingewiesenen Patienten war. Als das Ergebnis auf dem Bildschirm erschien, stellte David fest, daß die Zahl sich im Laufe der Jahre nicht verändert hatte. Im Durchschnitt war der Anteil der krebskranken Patienten im Verhältnis zur Zahl der Einlieferungen in den vergangenen zehn Jahren nahezu konstant geblieben. David faßte innerlich zusammen, was er bisher herausgefunden hatte: Die Zahlen schienen eindeutig seine Theorie zu erhärten, nach der im Krankenhaus ein Todesengel sein Unwesen trieb.

Als er gerade aufbrechen wollte, fiel David ein, daß er dem Computer noch eine weitere, interessante Information entlocken sollte. Er gab dem Rechner den Befehl, die Krankengeschichten sämtlicher, jemals eingewiesener Patienten nach den Worten »Tätowierung« oder »Dyschromie«, dem medizinischen Ausdruck für eine Hautverfärbung durch einen Überschuß oder einen Mangel an Pigmenten, zu durchforsten.

Während der Computer die Anfrage bearbeitete, lehnte David sich zurück und starrte gebannt auf den Bildschirm. Er mußte fast eine ganze Minute warten, doch dann erschien plötzlich eine Liste mit Namen. David sortierte schnell die Fälle aus, bei denen die Veränderung der Pigmentierung metabolisch oder medizinisch begründet war. Als er damit fertig war, blieben zwanzig Personen übrig, die irgendwann einmal im Krankenhaus Bartlet behandelt worden waren und aus deren Patientenunterlagen hervorging, daß sie eine Tätowierung hatten. David wollte vom Computer noch eine abschließende Information. Er gab den Befehl, ihm die Arbeitgeber der übriggebliebenen zwanzig Personen zu nennen. Als die gewünschten Daten auf dem Bildschirm erschienen, stellte er fest, daß fünf Personen im

Krankenhaus arbeiteten. In alphabetischer Reihenfolge lauteten ihre Namen: Clyde Devonshire, ein ausgebildeter Krankenpfleger, der in der Notaufnahme arbeitete, Joe Forbs, ein Mitarbeiter des Sicherheitsdienstes; Claudette Maurice von der Diätstation; Werner van Slyke, der Leiter der Krankenhauswerkstatt; und schließlich Peter Ullhof, ein Laborassistent.

Neugierig studierte David die übrigen Namen und Berufsbezeichnungen auf seiner Liste. Er las unter anderem: Carl Hobson, Polizeibeamter, und Steve Shegwick, Mitglied des Sicherheitsdienstes am Bartlet College. Die übrigen Personen arbeiteten in verschiedenen Geschäften oder im Baugewerbe.

David ließ sich die Ergebnisse seiner Anfragen ausdrucken und verließ den Raum.

David hatte angenommen, daß er sich unbemerkt in das Computer-Zentrum geschlichen und die Informationen abgerufen hatte. Doch er irrte sich. Hortense Marshall, eine der Datenverarbeitungs-Expertinnen für die krankenhausinternen Informationssysteme, war von einem Sicherheitsprogramm, das sie in allen Krankenhaus-Computern installiert hatte, auf Davids Aktivitäten aufmerksam gemacht worden. Nachdem sie alarmiert worden war, hatte sie mitverfolgt, welche Daten David abgerufen hatte. Als er den Raum verließ, wählte sie die Nummer von Helen Beaton. »Dr. David Wilson hat gerade das Computer-Zentrum verlassen«, teilte Hortense der Krankenhausleiterin mit. »Er hat die Krankengeschichten von einigen Patienten studiert und unter anderem Informationen über unsere Sterbeziffern abgerufen.«

»Hat er mit Ihnen gesprochen?« fragte Beaton. »Nein«, erwiderte Hortense. »Er hat sich an eines der Terminals gesetzt und mit niemandem geredet.«

»Und woher wissen Sie dann, daß er Informationen über unsere Sterbeziffern abgefragt hat?« fragte Beaton. »Mein Computer hat mich auf ihn aufmerksam gemacht«, erwiderte Hortense. »Nachdem Sie mich gebeten hatten, Sie sofort zu benachrichtigen, wenn irgend jemand diese Informationen möchte, habe ich den Computer so pro-

grammiert, daß er mir automatisch ein Zeichen gibt, wenn jemand versucht, die betreffenden Daten abzufragen.«

»Das haben Sie sehr gut gemacht«, sagte Beaton. »Ihre Eigeninitiative ist wirklich lobenswert. Diese Daten sollen auf keinen Fall an die Öffentlichkeit gelangen. Es ist uns ja längst bekannt, daß unsere Sterberate hochgegangen ist, seit die CMV ihre Patienten aus dem ganzen Bundesstaat in unsere Klinik schickt. Bei einem Großteil dieser Patienten handelt es sich schließlich um Schwerkranke.«

»Es wäre bestimmt keine gute Publicity für das Krankenhaus, wenn diese Statistiken veröffentlicht würden«, bemerkte Hortense.

»Das haben Sie sehr richtig erkannt«, sagte Beaton. »Hätte ich Dr. Wilson ansprechen sollen?« fragte Hortense.

»Nein, Sie haben absolut korrekt gehandelt«, erwiderte Beaton. »Hat er noch weitere Informationen abgefragt?«

»Er war ziemlich lange hier«, antwortete Hortense. »Aber ich habe keine Ahnung, was er sonst noch in Erfahrung bringen wollte.«

»Ich frage nur deshalb«, entgegnete Beaton, »weil die CMV Dr. Wilson entlassen hat.«

»Das wußte ich nicht«, sagte Hortense.

»Er ist ja auch erst gestern gefeuert worden«, bemerkte Beaton. »Würden Sie mir bitte Bescheid geben, wenn er noch einmal zurückkommt?«

»Ja, selbstverständlich«, erwiderte Hortense.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte Calhoun. »Sind Sie vielleicht Carl Hobson?« Er hatte gerade den alten Speisewagen verlassen und zufällig einen der uniformierten Streifenpolizisten von Bartlet über den Bürgersteig schlendern sehen.

»Ja, der bin ich«, antwortete der Polizist. »Mein Name ist Phil Calhoun.«

»Ich habe Sie schon mal bei uns in der Dienststelle gesehen«, sagte Carl. »Sie sind ein Freund vom Chef, hab' ich recht?«

»Ganz genau«, erwiderte Calhoun. »Wayne und ich kennen uns schon ziemlich lange. Ich war bis vor ein paar Jahren selber Polizist - allerdings bei der Bundespolizei. Doch dann haben sie mich zwangs-

pensioniert.«

»Freuen Sie sich«, sagte Carl. »Heutzutage geht es nur noch darum, Verbrecher zu jagen und hinter Gitter zu bringen.«

»Kann ich mir vorstellen«, bemerkte Calhoun. »Dürfte ich Ihnen vielleicht eine persönliche Frage stellen?«

»Natürlich«, entgegnete Carl neugierig. »Worum geht's denn?«

»Carleton, der Wirt, hat mir erzählt, daß Sie eine Tätowierung haben«, begann Calhoun. »Ich selbst überlege zur Zeit auch, ob ich mir nicht mal ein schönes Motiv in die Haut stechen lassen sollte. Deshalb bin ich so neugierig.

Gibt es in Bartlet eigentlich viele Leute mit einer Tätowierung?«

»Ich kenne einige«, erwiderte Carl. »Darf ich fragen, wann Sie sich Ihre Tätowierung haben machen lassen?« fragte Calhoun.

»Ach, das ist schon ewig her«, erwiderte Carl und lächelte etwas verlegen. »Es war während meines letzten Jahres an der High-School. An einem Freitagabend sind wir zu fünft nach Portsmouth in New Hampshire gefahren. Da gibt es ein paar Studios, in denen man sich tätowieren lassen kann. Bevor wir in so ein Studio reingegangen sind, hatten wir alle ganz schön tief ins Glas geschaut.«

»Hat es weh getan?« fragte Calhoun. »Daran kann ich mich nicht mehr erinnern«, antwortete Carl. »Wie ich schon sagte - wir waren alle sturzbetrunken.«

»Und die anderen vier, mit denen Sie damals losgezogen sind, leben die heute auch noch in Bartlet?« fragte Calhoun.

»Nicht alle«, erwiderte Carl. »Nur noch Steve Shegwick, Clyde Devonshire, Mort Abrams und ich.«

»Und haben Sie sich damals alle an den gleichen Körperstellen tätowieren lassen?« fragte Calhoun. »Nein«, sagte Carl. »Die meisten von uns haben sich den Oberarm tätowieren lassen, manche auch den Unterarm. Nur Clyde Devonshire war eine Ausnahme. Er hat sich die Brust verschönern lassen. Bei ihm prangt über jeder Brustwarze ein Motiv.«

»Und wer hat sich den Unterarm tätowieren lassen?« fragte Calhoun.

»Das weiß ich nicht mehr«, gestand Carl. »Es ist ja auch schon eine

ganze Weile her. Vielleicht Shegwick oder Jay Kaufmann. Kaufmann ist der, der von hier weggezogen ist. Er ist irgendwo in New Jersey zum College gegangen.«

»Und wo haben Sie sich tätowieren lassen?« fragte Calhoun.

»Ich zeig's Ihnen«, sagte Carl und krempelte den Hemdsärmel hoch. Auf der Außenseite seines Oberarms prangte ein heulender Wolf, und darunter stand das Wort »Lobo.«

Als David nach seinem Ausflug in das Computer-Zentrum des Krankenhauses nach Hause kam, hatte sich Nikkis Zustand wieder verschlechtert. Zunächst klagte sie nur über Magenkrämpfe, doch je näher der Abend rückte, desto schlimmer wurden ihre Beschwerden. Ihr war furchtbar übel, und sie mußte ständig schlucken. Nach mehreren krampfartigen Durchfallattacken lag Nikki gegen halb sieben apathisch in ihrem Bett. David machte sich furchtbare Sorgen. Er hatte panische Angst, daß er seine Tochter zu spät aus dem Krankenhaus geholt hatte. Wie auch immer man seine Patienten getötet haben mochte - man hatte Nikki offenbar derselben Behandlung unterzogen.

David erzählte Angela nichts von seinen Ängsten. Sie machte sich auch so schon genug Sorgen um Nikki. Um Punkt sieben Uhr stand Calhoun vor der Tür. Er hielt in der einen Hand einen Zettel und in der anderen eine Papiertüte.

»Ich habe die Namen von neun weiteren Personen mit Tätowierungen«, sagte er triumphierend. »Ich kann Ihnen sogar zwanzig Namen nennen«, entgegnete David. Er bemühte sich, fröhlich zu klingen. »Dann wollen wir die Namen mal vergleichen«, schlug Calhoun vor.

Nachdem sie die in beiden Aufstellungen erscheinenden Namen angestrichen hatten, erstellten sie eine endgültige Liste, auf der nun die Namen von fünfundzwanzig tätowierten Personen verzeichnet waren. »Das Essen ist fertig«, rief Angela. Um ihren geplagten Gemütern etwas Gutes zu tun und um sich selbst von ihren Sorgen abzulenken, hatte sie ein Festmahl zubereitet. Sie bat David, den Tisch im Eßzimmer zu decken. »Ich habe Wein mitgebracht«, sagte Calhoun und zog aus seiner Papiertüte zwei Flaschen Chianti. Fünf Mi-

nuten später saßen sie am Tisch und genossen das leckere Essen. Angela hatte eines ihrer Lieblingsgerichte gekocht: Hähnchenragout mit verschiedenen Beilagen. »Wo ist denn Nikki?« fragte Calhoun. »Sie hat keinen Appetit«, erwiderte Angela. »Und wie geht es ihr sonst?« fragte Calhoun. »Ihr Magen ist nicht ganz in Ordnung«, sagte Angela. »Aber nach allem, was wir ihr zugemutet haben, ist das nicht sonderlich überraschend. Die Hauptsache ist, daß sie kein Fieber hat und daß ihre Lunge frei ist.« David zuckte innerlich zusammen, sagte aber kein Wort. »Wir haben nun also eine Liste mit fünf- undzwanzig Namen tätowierter Personen«, bemerkte Angela. »Und was, meinen Sie, sollte unser nächster Schritt sein?«

»Am besten gehen wir zweigleisig vor«, erklärte Calhoun. »Zunächst einmal sollten wir per Computer abchecken, in welchen persönlichen Verhältnissen die einzelnen Personen leben und welche Lebensgeschichte sie haben. Das ist der leichtere Teil der Arbeit. Parallel dazu beginne ich, die Leute der Reihe nach auszufragen. Es gibt ein paar Dinge, die wir unbedingt herausfinden sollten. Wir müssen zum Beispiel erfahren, an welchen Körperstellen die Leute ihre Tätowierungen haben und sie dazu bringen, uns die jeweiligen Stellen zu zeigen. Die Tätowierung, die Hodges mit seinen Fingernägeln zerkratzt hat, muß ziemlich lädiert sein; außerdem muß sie sich an einer Körperstelle befinden, die während eines Kampfes leicht in Mitleidenschaft gezogen werden konnte. Falls also jemand dabei sein sollte, der ein kleines Herz auf der Pobacke trägt, dann sollten wir ihn nicht zum Kreis der Hauptverdächtigen zählen.«

»An welcher Stelle hat der Täter denn wahrscheinlich seine Tätowierung?« fragte Angela. »Auf dem Unterarm?«

»Vermutlich ja«, erwiderte Calhoun. »Vielleicht auch am Handgelenk. Normalerweise läßt sich zwar kaum jemand am Handgelenk tätowieren, aber wir sollten diese Möglichkeit ebenfalls in Erwägung ziehen. Die Tätowierung, mit der wir es zu tun haben, muß auf jeden Fall von einem Profi angefertigt worden sein, denn nur Profis verwenden jene Schwermetall-Pigmente, die wir nachweisen konnten.«

»Und wie wollen Sie die Leute per Computer abchecken?« fragte Angela.

»Alles, was wir dafür benötigen, ist das Geburtsdatum und die Sozialversicherungsnummer von jeder Person, die auf unserer Liste steht«, erklärte Calhoun. »Diese Daten können wir vielleicht durch das Krankenhaus erfahren.« Calhoun schaute David kurz an und fuhr fort, als dieser nickte. »Sobald wir diese Angaben haben, ist der Rest ganz einfach. Es ist verblüffend, wie viele Informationen man über die unzähligen Datenbanken abfragen kann. In der letzten Zeit sind jede Menge neue Firmen aus dem Boden geschossen, die sich auf das Geschäft mit den Daten spezialisiert haben. Sie werden überrascht sein, was man gegen eine geringe Gebühr so alles in Erfahrung bringen kann.«

»Wollen Sie damit sagen, daß diese Firmen sich Zugang zu privaten Datenbanken verschaffen können?« fragte Angela.

»Ganz genau«, antwortete Calhoun. »Es kann sich kaum jemand vorstellen, was man mit einem Computer und einem Modem an Informationen über andere Menschen erhalten kann.«

»An welcher Art von Information sind die Leute, die sich dieser Firmen bedienen, denn so brennend interessiert?« fragte Angela.

»Sie wollen alles mögliche wissen«, erwiderte Calhoun. »Zum Beispiel sind sie an Informationen über den finanziellen Hintergrund bestimmter Personen interessiert oder an deren beruflichem Werdegang; das Strafregister kann abgefragt oder das Kaufverhalten bestimmter Konsumenten nachrecherchiert werden; man kann auch herausfinden, wie häufig bestimmte Personen ihr Telefon benutzen, Versandgeschäfte tätigen oder persönliche Inserate aufgeben und so weiter und so fort. Es ist wie beim Angeln: manchmal kommen interessante Dinge zutage. Und so wird es auch sein, wenn man sich eine Gruppe von fünfundzwanzig Personen vorknöpft, die alle im gleichen Ort leben und auf den ersten Blick ganz normal zu sein scheinen. Sie wären schockiert, wenn Sie sehen würden, was für seltsame Dinge man ans Licht befördern kann. Und bei einer Gruppe von fünfundzwanzig Tätowierten werden wir mit absoluter Sicherheit ein paar äußerst interessante Details in Erfahrung bringen. ›Normal‹ wird unser Grüppchen mit Sicherheit nicht sein, das können Sie mir glauben.«

»Haben Sie derartige Hintergrundinformationen auch eingeholt, als Sie noch bei der Polizei gearbeitet haben?« wollte Angela wissen.

»Ja, ständig«, erwiderte Calhoun. »Immer wenn wir mehrere Verdächtige hatten, haben wir ein paar Datenbanken angezapft und einen Hintergrund-Check gemacht. Dabei haben wir jedesmal eine Menge Schmutz zutage gefördert. Wenn David recht hat und wir es in unserem Fall tatsächlich mit einem Irren zu tun haben, dann können wir uns auf einiges gefaßt machen. Diese Person - egal ob Mann oder Frau - muß einen ziemlichen Knacks haben. Vielleicht stoßen wir bei unseren Nachforschungen auch noch auf ein paar weitere Verrückte; ich garantiere Ihnen, daß wir die abstrusesten Dinge über die Leute erfahren werden. Wir müssen jetzt nur noch einen Computer-Freak ausfindig machen, mit dessen Hilfe wir die Datenbanken anzapfen können.«

»Einer von meinen Ex-Freunden arbeitet am Masachusetts Institute of Technology«, sagte Angela. »Für sein Studium hat er zwar ewig lange gebraucht, aber ich weiß, daß er von Computern eine Menge versteht.«

»Wen meinst du?« fragte David überrascht. Von diesem Ex-Freund seiner Frau hatte er noch nie etwas gehört. »Robert Scali«, antwortete Angela und wandte sich wieder an Calhoun. »Glauben Sie, daß er uns vielleicht helfen kann?«

»Ich glaube, Mr. Scali wäre der richtige Mann für uns. Und wenn er uns nicht helfen kann, können wir uns ja immer noch an die Firmen wenden, von denen ich Ihnen erzählt habe. In diesem Fall müßten wir den Service allerdings bezahlen.«

»In Anbetracht unserer momentanen Situation sollten wir weitere Kosten wohl besser vermeiden«, bemerkte Angela und erhob sich, um das Geschirr wegzuräumen. »Werden in Patientenakten eigentlich Tätowierungen festgehalten?« fragte Calhoun.

»Schon möglich«, antwortete David. »Die meisten Ärzte werden eine Tätowierung wahrscheinlich in das Krankenblatt des Patienten eintragen. Ich würde es auf jeden Fall tun.«

»Wenn wir mehr über die Tätowierung wüßten, könnten wir uns die Hauptverdächtigen zuerst vornehmen«, erklärte Calhoun. »Ich möch-

te am liebsten mit den Personen beginnen, die eine Tätowierung auf dem Unterarm oder auf dem Handgelenk haben.«

»Und was ist mit denen, die im Krankenhaus arbeiten?« fragte David.

»Die nehme ich mir zuallererst vor«, sagte Calhoun. »Außerdem weiß ich bereits, daß Steve Shegwick auf dem Unterarm tätowiert ist. Es gibt jetzt also schon etliche Leute, die ich mir so schnell wie möglich vorknöpfen muß.«

Angela kam aus der Küche zurück und fragte, wem sie noch ein Eis oder einen Kaffee bringen dürfe. David war so satt, daß er gar nichts mehr wollte, doch Calhoun nahm dankend beides an. Zwischendurch ging David nach oben und schaute nach Nikki.

Als sie mit dem Nachtschisch fertig waren, überlegten sie, wie sie am nächsten Tag vorgehen wollten. »Ich werde mir morgen die tätowierten Krankenhausangestellten vornehmen«, sagte Calhoun. »Ich glaube, es ist am besten, wenn ich weiterhin an der Front arbeite und Sie sich eher im Hintergrund halten. Wir wollen ja vermeiden, daß noch mehr Steine durchs Fenster geschleudert werden.«

»Dann setze ich mich noch einmal an den Krankenhaus-Computer«, bot David an. »Ich suche die Geburtsdaten und die Sozialversicherungsnummern der Verdächtigen heraus und versuche, etwas Genaueres über die Tätowierungen in Erfahrung zu bringen.«

»Ich bleibe hier bei Nikki«, sagte Angela. »Und sobald David die Geburtsdaten und die Sozialversicherungsnummern hat, fahre ich nach Cambridge.«

»Warum schickst du deinem Ex-Freund nicht einfach ein Fax?« fragte David.

»Weil wir ihn um einen großen Gefallen bitten wollen«, erwiderte Angela. »Da kann ich ihm doch nicht einfach mit einem Fax kommen.« David zuckte mit den Schultern.

»Irgend jemand muß auch mit Dr. Holster reden«, sagte Calhoun. »Vielleicht haben Sie einen besseren Draht zu dem Mann; schließlich können Sie von Arzt zu Arzt mit ihm reden. Aber wenn es Ihnen lieber ist, werde ich ihm einen Besuch abstatten.«

»Oje, den habe ich ganz vergessen«, erwiderte David. »Ich kann

morgen bei ihm vorbeigehen, wenn ich mit meinen Nachforschungen am Computer fertig bin.« Calhoun schob seinen Stuhl zurück und erhob sich. »Vielen Dank für das wunderbare Essen. Es ist schon eine Ewigkeit her, seitdem ich das letzte Mal so edel gespeist habe wie heute.« Während er Angelas Kochkünste lobte, klopfte er auf seinen Bauch. »Ich glaube, ich sollte mich und meinen Fettwanst jetzt nach Hause kutschieren.«

»Wann reden wir wieder miteinander?« fragte Angela. »Sobald es etwas gibt, worüber wir uns unterhalten müssen«, sagte Calhoun. »Sie sollten jetzt erst mal zusehen, daß Sie etwas Schlaf bekommen. Den haben Sie nämlich verdammt nötig.«

Kapitel 23

Samstag, 30. Oktober

Nikki litt während der ganzen Nacht an Bauchkrämpfen und Durchfall, doch als der Morgen dämmerte, ging es ihr allmählich etwas besser. Sie war zwar noch nicht wieder in Topform, aber sie hatte kein Fieber mehr und befand sich eindeutig auf dem Weg der Besserung. David fiel ein Stein vom Herzen. Von seinen Krankenhauspatienten hatte sich keiner jemals wieder erholt, nachdem die Symptome erst einmal aufgetreten waren. Deshalb war er zuversichtlich, daß sich Nikki genauso schnell erholen würde wie er und die Krankenschwestern.

Als Angela aufwachte, war sie traurig und deprimiert, denn als erstes ging ihr durch den Kopf, daß sie keine Arbeitsstelle mehr hatte. Zu ihrer Überraschung war David in bester Laune. Da es Nikki inzwischen wieder relativ gut ging, vertraute er Angela jetzt seinen schlimmen Verdacht an.

»Ich finde, du hättest mit mir darüber reden sollen«, sagte sie.

»Das hätte uns auch nicht weitergeholfen«, erwiderte David.

»Du kannst mich manchmal wirklich auf die Palme bringen«, sagte Angela. Doch anstatt zu schmollen, umarmte sie David und flüsterte ihm ins Ohr, wie sehr sie ihn liebe. Erst als das Telefon klingelte, ließ Angela David los. Dr. Pilsner war am Apparat. Er erkundigte sich nach Nikkis Befinden. Außerdem wollte er sie daran erinnern, daß sie ihrer Tochter auch weiterhin Antibiotika und schleimlösende Mittel verabreichen sollten.

»Wir halten uns genau an Ihre Anweisungen«, versprach ihm Angela. Sie hatte den Hörer im Schlafzimmer abgenommen, während David über den Nebenanschluß im Badezimmer mithörte.

»Wir werden Ihnen sehr bald erklären, warum wir Nikki so überstürzt aus dem Krankenhaus geholt haben«, schaltete David sich in das Gespräch ein. »Bitte nehmen Sie bis dahin unsere Entschuldi-

gung an. Die Tatsache, daß wir unsere Tochter eigenmächtig mit nach Hause genommen haben, hat nichts mit Ihnen zu tun.«

»Mich interessiert ausschließlich, wie es Nikki geht«, erwiderte Dr. Pilsner.

»Sie können jederzeit bei uns vorbeikommen«, sagte Angela. »Und wenn Sie glauben, daß Nikki stationär behandelt werden müßte, bringen wir sie in ein Krankenhaus nach Boston.«

»Im Augenblick genügt es, wenn Sie mich auf dem laufenden halten«, erwiderte Dr. Pilsner. »Er war ziemlich kurz angebunden«, sagte David, nachdem sie das Telefonat beendet hatten. »Das kann man ihm auch nicht übelnehmen«, bemerkte Angela. »Die Leute müssen doch von uns denken, daß wir vollkommen übergeschnappt sind.« Anschließend halfen David und Angela ihrer Tochter bei der Atemtherapie. Immer wenn Nikki eine neue Position eingenommen hatte, klopfen sie abwechselnd ihren Rücken ab. »Darf ich am Montag wieder in die Schule gehen?« fragte sie, als sie die Massage beendet hatten. »Vielleicht«, erwiderte Angela. »Aber mach dir keine zu großen Hoffnungen, sonst bist du hinterher enttäuscht.«

»Ich möchte nicht so viel verpassen«, sagte Nikki. »Darf Caroline mich vielleicht besuchen und mir ihre Schulhefte vorbeibringen?« Angela sah zu David hinüber, der auf Nikkis Bett saß und Rusty kralte. Sie wußten beide, daß sie Nikki nicht länger etwas vormachen durften - so sehr sich auch alles in ihnen dagegen sträubte, ihr die traurige Wahrheit mitzuteilen.

»Wir müssen dir etwas über Caroline erzählen, das du noch nicht weißt«, begann Angela vorsichtig. »Wir sind alle sehr traurig. Caroline ist für immer eingeschlafen.«

»Willst du damit sagen, daß sie gestorben ist?« fragte Nikki.

»Ja, leider«, sagte Angela leise.

»Oh«, war alles, was Nikki im ersten Augenblick hervorbringen konnte.

Doch diesmal dauerte es nicht so lange wie bei der Nachricht über den Tod ihrer Lehrerin, bis Nikkis Fassade einstürzte. David und Angela taten ihr Bestes, um sie zu trösten, und es brach ihnen beinahe das Herz, mit ansehen zu müssen, wie Nikki um ihre Freundin

weinte. »Werde ich auch bald sterben?« fragte Nikki schluchzend.

»Nein«, erwiderte Angela. »Du wirst bald wieder vollkommen auf dem Damm sein. Caroline hat sehr hohes Fieber gehabt, und du bist sogar fieberfrei.« Als sie Nikki einigermaßen beruhigt hatten, radelte David zum Krankenhaus. Dort angekommen, steuerte er sofort auf das Computer-Zentrum zu, packte die Liste aus, die er mit Calhoun zusammengestellt hatte, und machte sich daran, die Geburtsdaten und Sozialversicherungsnummern der einzelnen Personen abzufragen. Als er damit fertig war, holte David die Krankenberichte auf den Bildschirm, um nach Angaben über Tätowierungen zu suchen. Er war noch nicht weit gekommen, als ihm plötzlich jemand auf die Schulter klopfte. Als er sich umdrehte, blickte er in das Gesicht von Helen Beaton. Hinter ihr stand Joe Forbs, ein Mitarbeiter des Sicherheitsdienstes.

»Würden Sie mir bitte sagen, was Sie hier machen?« fragte Beaton.

»Ich benutze den Computer«, stammelte David. Er hatte nicht damit gerechnet, jemandem aus der Verwaltung zu begegnen. Schließlich wurde dort am Samstag normalerweise nicht gearbeitet.

»Soviel ich weiß, sind Sie seit vorgestern nicht mehr bei der CMV beschäftigt«, fuhr Beaton fort. »Das stimmt«, erwiderte David. Er wollte eigentlich weiterreden, doch dazu kam er nicht. »Die Sonderrechte, die Sie im Krankenhaus in Anspruch nehmen durften, wurden Ihnen nur in Verbindung mit Ihrer Anstellung bei der CMV gewährt«, belehrte ihn Beaton. »Da die CMV Sie entlassen hat, muß der Vollmachtenprüfungsausschuß darüber befinden, ob Ihnen die Sonderrechte auch weiterhin gewährt werden sollen. Bis die Entscheidung gefallen ist, haben Sie kein Recht, den Krankenhaus-Computer zu benutzen.« Sie zögerte einen Augenblick und sagte dann zu Joe: »Würden Sie Dr. Wilson jetzt bitte zum Ausgang begleiten?«

Joe Forbs ging einen Schritt auf David zu und gab ihm durch ein Zeichen zu verstehen, daß er aufstehen solle. David wußte, daß es keinen Sinn hatte, sich zu widersetzen. Er packte ruhig seine Papiere zusammen und hoffte, daß Beaton nicht auf die Idee käme, ihm die Unterlagen wegzunehmen. Doch zum Glück geleitete Forbs ihn

einfach nur zur Tür.

So konnte David seinem kurzen und ruhmlosen beruflichen Werdegang noch einen weiteren Skandal hinzufügen: Man hatte ihn »zwangsweise aus dem Krankenhaus entfernt«. Doch David ließ sich nicht entmutigen und steuerte auf direktem Wege auf das ultramoderne Strahlentherapie-Gebäude zu. In der Strahlentherapie wurden samstags morgens vor allem Nachsorgeuntersuchungen an Langzeit-Patienten durchgeführt. David mußte eine halbe Stunde warten, bevor Dr. Holster ihn in sein Büro bat. Dr. Holster war zwar nur zehn Jahre älter als David, doch er wirkte mindestens fünfzehn Jahre älter. Seine Haare waren vollkommen grau, beinahe weiß. Obwohl er an diesem Vormittag viel zu tun hatte, war er sehr gastfreundlich und bot David sofort eine Tasse Kaffee an. »Was kann ich für Sie tun, Dr. Wilson?« fragte Dr. Holster. »Eins vorweg - Sie dürfen mich gerne David nennen«, begann David. »Ansonsten wäre ich Ihnen dankbar, wenn ich Ihnen ein paar Fragen über Dr. Hodges stellen dürfte.«

»Ein ziemlich seltsames Anliegen«, erwiderte Dr. Holster und zuckte mit den Schultern. »Aber mir soll's recht sein. Was wollen Sie von mir wissen?«

»Das ist eine lange Geschichte«, sagte David frei heraus. »Aber ich versuche, mich kurz zu fassen: Ich habe ein paar Patienten stationär behandelt, deren Krankengeschichte in der Klinik genauso verlaufen ist wie bei einigen ehemaligen Patienten von Dr. Hodges. Ein paar von diesen Patienten sind zuvor auch bei Ihnen in Behandlung gewesen.«

»Nur keine Scheu«, sagte Dr. Holster. »Fragen Sie mich alles, was Sie wissen wollen.«

»Bevor ich beginne«, fuhr David fort, »möchte ich Sie dringend darum bitten, mit niemandem über unser Gespräch zu reden.«

»Jetzt machen Sie mich aber wirklich neugierig«, sagte Dr. Holster und nickte dann. »Ich verspreche Ihnen, daß dieses Gespräch unter uns bleiben wird.«

»Wie ich gehört habe, hat sich Dr. Hodges an dem Tag, an dem er verschwunden ist, mit Ihnen getroffen«, begann David.

»Das stimmt«, erwiderte Dr. Holster. »Wir haben zusammen zu Mittag gegessen.«

»Man hat mir erzählt, daß Dr. Hodges mit Ihnen über einen Patienten mit dem Namen Clark Davenport reden wollte.«

»Das stimmt auch«, bestätigte Dr. Holster. »Wir haben lange über den Fall diskutiert. Leider war Mr. Davenport kurz zuvor verstorben. Ich hatte ihn behandelt, weil bei ihm Prostatakrebs diagnostiziert worden war. Meine Kollegen und ich waren davon ausgegangen, daß die Behandlung - die wir vier oder fünf Monate vor seinem Tod abgeschlossen hatten - erfolgreich verlaufen war. Dr. Hodges ich waren deshalb ziemlich überrascht, als er dann so plötzlich gestorben ist.«

»Hat Dr. Hodges gesagt, woran Mr. Davenport gestorben ist?« fragte David.

»Nein, ich glaube nicht«, erwiderte Dr. Holster. »Ich habe vermutet, daß er einen Rückfall hatte und der Prostatakrebs ihn hingerafft hatte. Warum interessiert Sie das?«

»Mr. Davenport starb an einem septisch-toxischen Schock, nachdem er zuvor starke Krämpfe hatte«, erklärte David. »Ich glaube nicht, daß diese Symptome irgend etwas mit seinem Krebsleiden zu tun hatten.«

»Ich weiß nicht, ob man das so sagen kann«, entgegnete Dr. Holster. »Es könnte doch sein, daß sich in seinem Gehirn Metastasen gebildet hatten.«

»Nein«, erwiderte David. »Die Kernspintomographie hat gezeigt, daß sein Gehirn vollkommen in Ordnung war. Aber da keine Autopsie vorgenommen wurde, können wir natürlich nicht ganz sicher sein.«

»Eben«, entgegnete Dr. Holster. »Es kann durchaus sein, daß er bereits Tumoren hatte, die aber alle noch so klein waren, daß man sie bei der Kernspintomographie noch nicht erkennen konnte.«

»Hat Dr. Hodges irgendwie angedeutet, daß ihm während der letzten Behandlung von Mr. Davenport etwas Ungewöhnliches aufgefallen war?« fragte David.

»Er hat sich nur über den plötzlichen Tod von Mr. Davenport gewundert«, erwiderte Dr. Holster. »Haben Sie während Ihres Mittag-

essens noch über etwas anderes gesprochen?»

»Nein, nicht daß ich wüßte«, erwiderte Dr. Holster. »Als wir mit dem Essen fertig waren, habe ich Dennis gefragt, ob er mich noch in die Strahlentherapie-Abteilung begleiten wolle, um sich mal die neue Anlage anzuschauen, die wir ihm zu verdanken haben.«

»Was für eine Anlage ist das?« fragte David. »Wir haben einen neuen Linearbeschleuniger bekommen«, antwortete Dr. Holster und strahlte dabei wie ein stolzer, frischgebackener Vater. »Wir verfügen damit über eine der modernsten Anlagen, die derzeit auf dem Markt sind. Obwohl Dennis sich schon etliche Male vorgenommen hatte, vorbeizuschauen, hatte er sich unsere neue Errungenschaft noch nie angesehen. Jedenfalls hat er mich dann begleitet, und ich habe ihm die Anlage vorgeführt. Dennis war schwer beeindruckt. Kommen Sie mit, dann zeige ich Ihnen unser Prachtstück.« Bevor David sich zu dem Vorschlag äußern konnte, war Dr. Holster auch schon durch die Tür verschwunden. Auf dem fensterlosen, langen Flur holte David den Radiologen ein. Er hatte eigentlich keine große Lust, sich jetzt eine Strahlentherapie-Anlage anzusehen, aber da er nicht unhöflich sein wollte, blieb ihm wohl nichts anderes übrig, als Dr. Holster zu begleiten. Sie betraten den Behandlungsraum und standen vor einer gewaltigen High-Tech-Anlage.

»Das ist unser Prachtstück«, sagte Dr. Holster stolz und klopfte dabei liebevoll auf den Apparat aus rostfreiem Stahl. Der Linearbeschleuniger sah aus wie ein herkömmliches Röntgengerät, das mit einem Tisch verbunden war. »Wenn Dr. Hodges sich nicht so für dieses Krankenhaus eingesetzt hätte, hätten wir diese wunderbare Anlage nie bekommen. Dann müßten wir uns wohl oder übel immer noch mit den alten Geräten herumschlagen.« David betrachtete die imponierende Apparatur. »Hat die alte Anlage denn nicht mehr funktioniert?« fragte er. »Doch, sie funktionierte noch sehr gut«, erwiderte Dr. Holster. »Aber sie war technologisch längst überholt: Wir hatten eine Kobalt-60-Bestrahlungsanlage. Und die Strahlung, die eine solche Anlage freisetzt, streut ziemlich weit, so daß es schwer ist, einen Tumor exakt zu treffen. Dem liegt ein physikalisches Problem zugrunde: Die Kobaltquelle hat eine Größe von ungefähr zehn Zen-

timetern. Das hat zur Folge, daß die Gammastrahlen in alle Richtungen entweichen und weder eine optimale Bündelung noch eine zielgenaue Einstellung möglich ist.«

»Ich verstehe«, sagte David, obwohl das nicht ganz stimmte. Physik war noch nie seine Stärke gewesen. »Dieser Linearbeschleuniger ist der Kobalt-Anlage weit überlegen. In dem Gerät befindet sich eine sehr kleine Öffnung, durch die die Gammastrahlen gebündelt und zielgenau eingesetzt werden können. Außerdem kann man die Tiefendosis exakt einstellen. Ein weiterer Nachteil der Kobalt-60-Anlage liegt darin, daß die Strahlungsquelle alle fünf Jahre ersetzt werden muß, weil die Halbwertszeit von Kobalt 60 nur bei etwa sechs Jahren liegt.« David bemühte sich, ein Gähnen zu unterdrücken. Seine Zusammenkunft mit Dr. Holster erinnerte ihn immer mehr an eine Vorlesung in der medizinischen Hochschule. »Die alte Kobalt-Anlage ist jetzt im Keller. Die Verwaltung hat sich bemüht, das Gerät an ein Krankenhaus in Paraguay oder in Uruguay zu verkaufen. Das machen die meisten Kliniken, wenn sie sich einen modernen Linearbeschleuniger anschaffen: sie verhökern die alte Anlage in ein Entwicklungsland. Die Geräte sind ja auch noch vollkommen in Ordnung. Und die alten Kobalt-Anlagen haben sogar den Vorteil, daß sie fast nie kaputtgehen. Die Kobaltquelle sendet rund um die Uhr Gammastrahlen aus; sie ist robust und kaum kleinzukriegen.«

»Ich glaube, ich habe Sie jetzt lange genug aufgehalten«, sagte David. Er hoffte, das Gespräch damit beenden zu können.

»Dr. Hodges war ziemlich interessiert, als ich ihm die Funktionsweise der verschiedenen Strahlentherapie-Anlagen erklärt habe«, fuhr Dr. Holster unbeirrt fort. »Als ich ihm von dem Vorteil erzählt habe, den die alten Geräte gegenüber den neuen Anlagen haben, huschte auf einmal ein Leuchten über sein Gesicht. Er wollte sich sogar die alte Kobalt-Anlage ansehen. Wie steht es mit Ihnen? Möchten Sie sie auch sehen? Ich zeige Ihnen das alte Gerät gerne.«

»Ich glaube, da muß ich leider passen«, erwiderte David. Er fragte sich, wie Helen Beaton und Joe Forbs wohl reagieren würden, wenn er so kurz nach seinem Rausschmiß schon wieder im Krankenhaus aufkreuzen würde. Ein paar Minuten später überquerte David mit

dem Fahrrad den Roaring River und radelte nach Hause. Er hatte an diesem Morgen zwar nicht alles erledigt, was er sich vorgenommen hatte, doch immerhin hatte er die Geburtsdaten und Sozialversicherungsnummern der verdächtigen Personen.

Calhoun hatte an diesem Morgen etwas länger geschlafen und war erst kurz vor Mittag nach Bartlet aufgebrochen. Während er sich dem Ortszentrum näherte, beschloß er, sich die tätowierten Krankenhausangestellten in alphabetischer Reihenfolge vorzunknöpfen. Somit mußte er zuerst Clyde Devonshire einen Besuch abstatten. Calhoun parkte sein Auto vor dem alten Speisewagen an der Main Street. Während er im Stehen einen Kaffee trank, suchte er sich die fünf Adressen aus dem Telefonbuch heraus und fuhr dann los, um Clyde zu besuchen.

Devonshire wohnte über einem Tabakwarenladen. Calhoun ging die Treppe hinauf und klingelte. Als niemand öffnete, klingelte er noch einmal.

Da er nicht noch ein drittes Mal auf die Klingel drücken wollte, stieg Calhoun die Treppe wieder hinunter und betrat den Tabakladen, wo er sich eine Packung *Antonio-y-Cleopatra* kaufte.

»Ich wollte eigentlich Clyde Devonshire besuchen«, erzählte er dem Verkäufer.

»Der ist heute schon ziemlich früh aus dem Haus gegangen«, erwiderte er. »Wahrscheinlich mußte er zur Arbeit - er hat nämlich oft Wochenenddienst. Clyde arbeitet im Krankenhaus; er ist Pfleger.«

»Wann kommt er denn normalerweise zurück?« fragte Calhoun.

»Er kommt immer so gegen halb vier oder vier nach Hause, es sei denn, er hat Nachtschicht.« Calhoun ging noch einmal die Treppe hinauf und klingelte. Als sich wieder nichts tat, drückte Calhoun die Klinke herunter. Er hatte Glück; die Tür war nicht verschlossen. »Hallo!« rief Calhoun.

Da er nicht mehr für die Polizei ermittelte, mußte er es nicht so genau nehmen, ob eigentlich ein ausreichender Tatverdacht vorlag, um eine Hausdurchsuchung vornehmen zu dürfen - und das war im Moment sicherlich von Vorteil. Ohne sich auch nur im geringsten schul-

dig zu fühlen, betrat Calhoun die Wohnung und schloß die Tür hinter sich ab.

Das Apartment war mit billigen Möbeln eingerichtet, aber es war ordentlich und sauber. Calhoun stand im Wohnzimmer. Auf dem Couchtisch entdeckte er einen Stapel mit Zeitungsausschnitten über Jack Kevorkian, dem berühmten »Selbstmord-Doktor« aus Michigan. Daneben lagen weitere Artikel und Berichte zu dem Thema Beihilfe zum Selbstmord.

Calhoun grinste, als ihm sein Gespräch mit David und Angela einfiel; er hatte ihnen ja prophezeit, daß ein paar seltsame Dinge zutage kommen würden, wenn sie die Gruppe ihrer Tätowierten näher unter die Lupe nahmen. Calhoun öffnete die Tür zum Schlafzimmer. Auch dieser Raum war tadellos aufgeräumt. Er nahm sich zuerst die Kommode vor, um nach Fotos zu suchen; doch er fand kein einziges. Danach öffnete er den Schrank. Entgeistert starrte Calhoun auf eine ganze Kollektion von Utensilien, die man für Fesselspiele benötigte. Die meisten Teile waren aus schwarzem Leder und mit Stahlketten verziert; daneben lagen einige Ketten. Auf einem der Regalböden stapelten sich Sexzeitschriften und pornographische Videokassetten.

Calhoun verließ das Schlafzimmer und ging über den Flur in Richtung Küche. Dabei hielt er weiterhin nach Fotos Ausschau. Er hoffte, ein Bild zu entdecken, auf dem man Clydes Tätowierung sehen konnte. An der Kühlschrankschranktür hingen zwar etliche Fotos, die von kleinen Magneten gehalten wurden, doch auf den Bildern schien niemand eine sichtbare Tätowierung zu haben. Außerdem wußte Calhoun ja nicht einmal, wie Clyde überhaupt aussah.

Calhoun wollte gerade ins Wohnzimmer zurückgehen und sich den Schreibtisch vornehmen, als er im Erdgeschoß eine Tür ins Schloß fallen hörte. Gleich darauf vernahm er Schritte auf der Treppe.

Er überlegte kurz, ob er weglaufen sollte, doch dann beschloß er, nicht zu fliehen, sondern die Wohnungstür aufzureißen, um demjenigen, der sie von außen öffnen wollte, einen gehörigen Schrecken einzujagen. »Clyde Devonshire?« fragte Calhoun in einem scharfen Ton.

»Ja«, erwiderte Clyde. »Was, zum Teufel, geht hier vor?«

»Mein Name ist Phil Calhoun«, sagte der Detektiv und hielt Clyde seine Visitenkarte hin. »Ich habe auf Sie gewartet. Kommen Sie rein.« Clyde warf einen Blick auf das Kärtchen. »Sie sind Privatdetektiv?« fragte er. »Ja«, erwiderte Calhoun. »Früher war ich mal Polizist, aber dann kam der Gouverneur zu der Auffassung, daß ich zu alt für den Beruf sei. Seitdem bin ich Privatdetektiv. Da ich warten wollte, bis Sie nach Hause kommen, habe ich es mir solange bei Ihnen gemütlich gemacht. Ich möchte Ihnen ein paar Fragen stellen.«

»Mein Gott, Sie haben mich zu Tode erschreckt«, sagte Clyde, während er seine Hand auf seine Brust legte und erleichtert seufzte. »Ich bin es nicht gewohnt, nach Hause zu kommen und zu sehen, daß sich bereits jemand in meinem Apartment niedergelassen hat.«

»Tut mir leid«, entgegnete Calhoun. »Vielleicht hätte ich besser auf der Treppe warten sollen.«

»Das wäre aber verdammt unbequem gewesen«, sagte Clyde. »Nehmen Sie Platz. Darf ich Ihnen irgend etwas anbieten?«

Clyde ließ seine Tasche auf das Sofa fallen und ging in die Küche. »Ich habe Kaffee und Limonade.«

»Haben Sie vielleicht auch ein Bier?« fragte Calhoun, bevor Clyde seinen Satz beenden konnte. »Klar«, kam es aus der Küche zurück. Während Clyde das Bier aus dem Kühlschrank holte, warf Calhoun einen verstohlenen Blick in die Tasche. Darin befanden sich Schmuddelvideos vom gleichen Kaliber, wie Calhoun sie auch schon im Kleiderschrank entdeckt hatte. Clyde kam mit zwei Flaschen Bier ins Wohnzimmer. Er sah sofort, daß Calhoun seine Tasche geöffnet hatte. Als er die Bierflaschen auf den Tisch gestellt hatte, nahm er seine Tasche und zog den Reißverschluß wieder zu. »Hab' mir ein paar Videos zur Unterhaltung geholt«, sagte er.

»Das hab' ich gesehen«, erwiderte Calhoun. »Sind Sie ein ganz normaler Hetero?« fragte Clyde. »Ich bin überhaupt nichts mehr. Ich habe mit dem Thema abgeschlossen«, erwiderte Calhoun und sah sich seinen Gastgeber nun etwas genauer an. Clyde war etwa dreißig Jahre alt, mittelgroß, und er hatte braunes Haar. Er sah so aus, als habe er in der Football-Mannschaft seiner High School eine gute Figur als Stürmer abgegeben. »Dann schießen Sie mal los mit Ihren

Fragen. Was wollen Sie von mir wissen?« fragte Clyde, während er Calhoun ein Bier reichte.

»Kannten Sie Dr. Hodges?« fragte Calhoun. Clyde lachte einmal verächtlich auf. »Warum um Himmels willen wollen Sie denn etwas über diesen abscheulichen Kerl wissen? Der brät doch schon lange in der Hölle.«

»Sie reden so, als hätten Sie nicht gerade viel für ihn übrig gehabt.«

»Er war ein engstirniges Arschloch«, sagte Clyde. »Sie können sich gar nicht vorstellen, was für überholte Vorstellungen er von der Arbeit der Krankenschwestern und -pfleger hatte. Er hielt uns für minderwertige Lebewesen, die dazu bestimmt waren, jede anfallende Dreckarbeit zu erledigen und die Anweisungen der Ärzte auszuführen. Wir sollten unauffällig unsere Arbeit erledigen und das Maul halten. Hodges' Vorstellungen waren schon zu den Zeiten Clara Bartons nicht mehr up-to-date.«

»Wer ist denn Clara Barton?« fragte Calhoun. »Sie war eine Krankenschwester, die während des amerikanischen Bürgerkrieges auf den Schlachtfeldern jede Menge Männer versorgt hat«, erklärte Clyde. »Außerdem hat sie die Arbeit des Roten Kreuzes organisiert.«

»Wissen Sie, wer Dr. Hodges umgebracht hat?« fragte Calhoun.

»Also, ich war es nicht, falls Sie mich in Verdacht haben sollten«, antwortete Clyde. »Aber wenn Sie den Täter finden, müssen Sie mir unbedingt Bescheid sagen. Dem Mann will ich auf jeden Fall ein Bier ausgeben.«

»Haben Sie eigentlich eine Tätowierung?« fragte Calhoun.

»Na klar«, erwiderte Clyde. »Ich habe sogar mehrere.«

»Dürfte ich auch fragen, wo Sie ihre Tätowierungen haben?« fragte Calhoun. »Wollen Sie sie sehen?« fragte Clyde. »Gerne«, sagte Calhoun.

Clyde grinste über das ganze Gesicht. Dann stand er auf, zog das Hemd aus und nahm - wie ein Bodybuilder - verschiedene Posen ein. Seine Show schien ihm offenbar Freude zu bereiten. Er hatte sich um jedes Handgelenk herum ein Kettenmuster eintätowieren lassen, sein rechter Oberarm war von einem Drachen geschmückt, und über jeder seiner Brustwarzen prangten zwei gekreuzte Schwerter.

»Diese Schwerter habe ich mir damals in New Hampshire machen lassen, als ich noch auf die High School gegangen bin«, sagte er. »Die anderen Tätowierungen stammen aus San Diego.«

»Darf ich die Tätowierungen an Ihren Handgelenken noch einmal sehen?« fragte Calhoun.

»Nein, lieber nicht«, sagte Clyde, während er sich sein Hemd wieder anzog. »Ich will Ihnen doch nicht gleich alles beim ersten Mal zeigen. Dann besuchen Sie mich womöglich nie wieder.«

»Laufen Sie eigentlich Ski?« fragte Calhoun. »Manchmal«, antwortete Clyde. Dann sah er Calhoun erstaunt an und sagte: »Sie kommen ja wirklich vom Hölzchen auf Stöckchen.«

»Besitzen Sie eine Sturmhaube?« fragte Calhoun weiter. »Jeder, der in Neuengland Ski läuft, besitzt eine Sturmhaube«, erwiderte Clyde. »Es sei denn, es handelt sich um Masochisten.«

Calhoun stand auf. »Danke für das Bier«, sagte er. »Ich muß jetzt los.«

»Das ist aber schade«, sagte Clyde. »Unsere Unterhaltung hatte gerade angefangen, mir Spaß zu bereiten.« Calhoun stieg die Treppe hinunter, verließ das Haus und stieg in seinen Wagen. Er fühlte sich besser, nachdem er das Apartment von Clyde Devonshire verlassen hatte. Der Mann war auf jeden Fall ziemlich merkwürdig, wenn nicht sogar total abgedreht. Aus irgendeinem Grund hatte Calhoun das Gefühl, daß er nicht der Täter war. Clyde mochte ja ein seltsamer Kauz sein, aber unaufrichtig wirkte er nicht. Was Calhoun allerdings nachdenklich stimmte, waren die Kettenmuster, die Clyde sich um seine Handgelenke herum hatte tätowieren lassen; vor allem fragte er sich, warum er die Tätowierungen nicht aus der Nähe hatte betrachten dürfen. Außerdem war es seltsam, daß der Mann so sehr an dem Fall Kevorkian interessiert zu sein schien. Calhoun fragte sich, ob einfach nur Neugierde dahintersteckte, oder ob Clydes Interesse an diesem merkwürdigen Arzt nicht vielmehr darauf hinwies, daß er es mit einem Wahnsinnigen zu tun hatte. Clyde konnte jedenfalls noch nicht von der Liste der Verdächtigen gestrichen werden. Calhoun war gespannt, was der Computer über diesen Mann ausspucken würde. Als Calhoun im Auto saß, warf er noch einmal einen Blick auf

seine Liste. Als nächstes war Joe Forbs an der Reihe. Er wohnte in der Nähe des Colleges, ungefähr dort, wo sich auch das Haus der Gannons befand. Als Calhoun bei der Familie Forbs an der Haustür klopfte, wurde die Tür nur einen Spaltbreit geöffnet. Die Frau war dünn und wirkte nervös; ihr Haar war mit grauen Strähnen durchsetzt. Calhoun stellte sich vor und überreichte ihr seine Visitenkarte. Sie schien davon nicht besonders beeindruckt zu sein, denn sie war offenbar eine waschechte Neuengländerin, mehr noch als Clyde Devonshire. Sie war kurz angebunden und ziemlich unfreundlich.

»Mrs. Forbs?« fragte Calhoun. Die Frau nickte. »Ist Ihr Mann zu Hause?«

»Nein«, antwortete Mrs. Forbs. »Wenn Sie mit ihm sprechen wollen, müssen Sie später wiederkommen.«

»Um wieviel Uhr?«

»Das weiß ich nicht. Er kommt jeden Tag zu einer anderen Zeit nach Hause.«

»Kannten Sie Dr. Dennis Hodges?« fragte Calhoun. »Nein«, erwiderte Mrs. Forbs.

»Könnten Sie mir vielleicht sagen, an welcher Körperstelle Ihr Gatte tätowiert ist?«

»Kommen Sie später wieder«, entgegnete die Frau. »Läuft Ihr Mann Ski?« insistierte Calhoun. »Tut mir leid«, erwiderte Mrs. Forbs und schloß die Tür. Calhoun hörte, wie von innen mehrere Schlösser verriegelt wurden. Er hatte den vagen Eindruck, daß Mrs. Forbs ihn für einen Geldeintreiber hielt. Calhoun stieg in sein Auto und seufzte. Bis jetzt lag seine Trefferquote bei eins zu zwei. Doch er ließ sich nicht entmutigen und nahm sich sofort die nächste Person vor: Claudette Maurice.

»Oh, nein«, stöhnte Calhoun, als er auf der gegenüberliegenden Straßenseite vor Claudettes Haus hielt. Sie wohnte in einem winzigen Häuschen, das beinahe wie ein Puppenhaus aussah. Doch zu Calhouns Bedauern waren sämtliche Fensterläden an der Vorderseite des Hauses verschlossen.

Calhoun ging zum Eingang und klopfte mehrmals an die Tür, weil er nirgendwo eine Klingel entdecken konnte. Doch niemand öffnete

ihm. Als er den Briefkasten aufklappte, sah er, daß dieser offenbar schon seit geraumer Zeit nicht mehr geleert worden war.

Calhoun klingelte bei den Nachbarn von Claudette. Dort bekam er schnell seine Antwort: Claudette machte Urlaub und war nach Hawaii gefahren.

Wieder kehrte Calhoun unverrichteter Dinge zu seinem Wagen zurück. Jetzt lag seine Trefferquote nur noch bei eins zu drei. Der nächste Name auf seiner Liste lautete: Werner van Slyke.

Calhoun erwog für einen Augenblick, ob er van Slyke von seiner Liste streichen sollte, weil er ja bereits mit ihm gesprochen hatte, doch dann beschloß er, den Mann noch ein zweites Mal zu besuchen. Schließlich hatte er bei seiner ersten Unterhaltung mit van Slyke ja noch nicht gewußt, daß er eine Tätowierung hatte.

Van Slyke wohnte im südöstlichen Teil der Stadt in einer ruhigen Straße, in der die Häuser ein wenig zurückgesetzt lagen. Calhoun hielt hinter einer Reihe von Autos, die gegenüber von van Slykes Haus am Straßenrand geparkt worden waren.

Wider Erwarten sah das Haus van Slykes ziemlich heruntergekommen aus. Es brauchte dringend einen neuen Anstrich; die Fensterläden waren verfallen und hatten sich aus den Angeln gelöst. Während Calhoun das Haus eingehend betrachtete, schauderte es ihn. Er zündete sich eine Zigarette an und nahm ein paar Schlucke von seinem inzwischen kalt gewordenen Kaffee. Weder in dem Haus selbst noch auf dem Grundstück waren irgendwelche Lebenszeichen zu erkennen; auch stand kein Auto in der Einfahrt. Calhoun hatte den Eindruck, daß van Slyke nicht zu Hause war. Er beschloß, genauso vorzugehen wie bei Clyde Devonshire. Er stieg aus und überquerte die Straße. Je näher er dem Haus kam, desto deutlicher konnte er sehen, wie heruntergekommen es tatsächlich war. Unter dem Dachvorsprung konnte man jede Menge vertrockneten Schimmel erkennen.

Die Klingel schien nicht zu funktionieren. Calhoun drückte mehrere Male auf den Knopf, doch von drinnen war nichts zu hören. Danach klopfte er zweimal kräftig gegen die Tür, doch auch jetzt regte sich nichts. Calhoun stieg die Treppe, die zur Haustür führte, wieder hinunter und marschierte um das Haus herum.

Hinter dem Haus befand sich eine Scheune, die zu einer Garage umfunktioniert worden war. Calhoun ignorierte die Scheune und schlich einmal ganz um das Gebäude herum. Er versuchte einen Blick durch die Fenster zu werfen, doch das war gar nicht so einfach, weil sie alle vollkommen verschmiert waren. Hinter dem Haus war im Boden eine zweiflügelige Falltür eingelassen, die mit einem alten, verrosteten Vorhängeschloß gesichert war. Calhoun vermutete, daß sich darunter die Kellertreppe verbarg.

Er ging zur Vorderseite des Hauses zurück und stieg erneut die Treppe zur Haustür hoch. Oben angekommen, sah er sich nach allen Seiten um und vergewisserte sich, daß ihn keiner beobachtete. Dann probierte er, die Tür zu öffnen. Sie war nicht verschlossen. Um ganz sicher zu sein, daß wirklich niemand zu Hause war, klopfte Calhoun noch einmal so kräftig gegen die Tür, daß ihm die Knöchel weh taten. Als sich wieder nichts regte, griff er nach der Türklinke. Doch zu seiner Überraschung ging die Tür plötzlich von alleine auf. Calhoun stand vor van Slyke, der ihn mißtrauisch beäugte. »Was, zum Teufel, wollen Sie hier?« fragte van Slyke. Calhoun mußte seine Zigarette aus dem Mund nehmen, die er mit den Zähnen festgehalten hatte. »Tut mir leid, daß ich Sie störe«, sagte er. »Aber ich war gerade hier in der Gegend und dachte, ich könnte mal bei Ihnen vorbeischauen. Vielleicht erinnern Sie sich, daß ich ja noch mal mit Ihnen reden wollte. Ich wollte Ihnen ein paar weitere Fragen stellen. Paßt es im Moment?«

»Ja, okay, ich habe nichts dagegen«, erwiderte van Slyke nach einer kurzen Pause. »Aber ich habe nicht viel Zeit.«

»Ich bleibe nicht länger, als ich erwünscht bin«, versprach Calhoun.

Helen Beaton mußte mehrmals kräftig an die Außentür von Traynors Büro klopfen, bevor sie Schritte hörte und die Tür aufgeschlossen wurde.

»Ich bin ziemlich überrascht, dich hier zu finden«, sagte Helen.

Harold bat seine Besucherin herein und schloß die Tür dann wieder ab. »Ich habe im Augenblick so viel für das Krankenhaus zu tun, daß ich zu meiner eigenen Arbeit nur noch spätabends und am Wochen-

ende komme«, erklärte Harold.

»Es war ganz schön schwierig, dich ausfindig zu machen«, sagte Helen, während sie ihm in sein Büro folgte. »Und wie hast du mich dann gefunden?« fragte Harold. »Ich habe bei dir zu Hause angerufen und deine Frau gefragt, wo du bist«, antwortete Helen. »War sie wenigstens halbwegs höflich?« fragte Harold, während er sich setzte. Auf seinem Schreibtisch stapelten sich Akten und Verträge.

»Besonders nett war sie nicht gerade«, gestand Helen. »Das überrascht mich nicht«, entgegnete Harold. »Ich muß mit dir über das junge Ehepaar reden, das wir im vergangenen Frühjahr eingestellt haben«, begann Helen. »Sie waren für das Krankenhaus eine einzige Katastrophe und haben gestern beide ihre Jobs verloren. Den Mann hatte die CMV eingestellt, und sie hat in unserer pathologischen Abteilung gearbeitet.«

»An die Frau erinnere ich mich«, sagte Harold. »Bei unserem Fest am Labor Day ist Wadley den ganzen Tag wie ein brünstiger Hirsch um sie herumgeschlichen.«

»Genau das ist ein Teil des Problems«, fuhr Helen fort.

»Wadley hat sie entlassen, und gestern ist sie zu mir gekommen, um sich darüber zu beschweren, daß sie sexuell belästigt worden sei. Sie hat auch damit gedroht, daß sie das Krankenhaus verklagen wolle. Bei Cantor hatte sie sich ebenfalls offiziell beschwert, und zwar bevor Wadley sie gefeuert hat. Das hat mir Cantor heute bestätigt.«

»Hatte Wadley einen Grund, sie rauszuwerfen?« fragte Harold.

»Seiner Meinung nach, ja«, antwortete Helen. »Er hat mir berichtet, daß sie während ihrer Dienstzeit mehrmals die Stadt verlassen hat. Sie hat angeblich auch nicht damit aufgehört, nachdem er sie ermahnt hatte.«

»Dann müssen wir uns keine Sorgen machen«, sagte Harold. »Wenn er einen Grund hatte, sie zu feuern, sind wir auf jeden Fall aus dem Schneider. Ich kenne die alten Richter, die über derartige Fälle entscheiden. Am Ende werden sie ihr noch eine Lektion erteilen.«

»Dieses Ehepaar macht mich langsam nervös«, fuhr Helen fort. »Ihr Mann, Dr. David Wilson, will irgend etwas aufdecken. Gestern

nachmittag hat er den Krankenhauscomputer durchforstet, um etwas über unsere Sterberate zu erfahren. Und heute morgen habe ich ihn erwischt, wie er in alten medizinischen Unterlagen herumgeschnüffelt hat; ich habe ihm daraufhin verboten, das Dokumentationszentrum noch einmal zu betreten.«

»Was will er denn mit den Daten?« fragte Harold. »Ich habe keine Ahnung«, erwiderte Helen. »Aber du hast mir doch versichert, daß unsere Sterberate nicht aus dem Rahmen fällt«, entgegnete Harold. »Dann macht es doch nichts aus, wenn er sich die Zahlen ansieht.«

»Alle Krankenhäuser legen Wert darauf, daß Daten über ihre Sterberaten als vertrauliche Informationen behandelt werden«, stellte Helen klar. »Denn die Allgemeinheit hat sowieso keine Ahnung davon, was diese Zahlen ausdrücken. Veröffentlichte Todesraten können für den Ruf eines Krankenhauses ein Desaster bedeuten, und das kann die Klinik im Moment am wenigsten gebrauchen.«

»Okay, soweit stimme ich dir zu«, sagte Harold. »Halten wir ihn also von unserem Dokumentationszentrum fern. Das sollte wohl nicht so schwer sein, wenn die CMV ihn gefeuert hat. Was war denn der Grund für seine Kündigung?«

»Was seine Produktivität anging, hat er sein Soll nicht im geringsten erfüllt«, erklärte Helen. »Dafür hat er bei den Krankenhauseinweisungen einen Rekord aufgestellt und ständig überflüssige und teure Labortests und Untersuchungen angeordnet.«

»Dann werden wir ihn also nicht vermissen«, stellte Harold fest. »Es klingt ja fast so, als sollte ich mich bei Kelley mit einer Flasche schottischen Whiskeys dafür bedanken, daß er uns den Mann vom Hals geschafft hat.«

»Aber diese Familie macht mir wirklich Sorgen«, sagte Helen erneut. »Gestern kamen die beiden ins Krankenhaus, um ihre Tochter aus dem Bett zu reißen und mit nach Hause zu nehmen; dabei hat das Mädchen Mukoviszidose. Sie haben sie gegen den Rat des Kinderarztes mitgenommen.«

»Das klingt allerdings seltsam«, bemerkte Harold. »Wie geht es dem Kind? Das ist ja im Moment wohl die wichtigste Frage, denke ich.«

»Dem Mädchen geht es gut«, antwortete Helen. »Ich habe gerade mit dem Kinderarzt gesprochen. Sie ist schon wieder quicklebendig.«
»Wo liegt dann das Problem?« fragte Harold.

Mit den Sozialversicherungsnummern und den Geburtsdaten in der Tasche fuhr Angela nach Boston. Sie hatte Robert Scali am Morgen angerufen und ihm ihren Besuch angekündigt. Warum sie ihn treffen wollte, hatte sie ihm allerdings noch nicht erzählt.

Sie traf Robert am Central Square in Cambridge in einem der zahlreichen indischen Restaurants. Als Angela dort ankam, erhob Robert sich von seinem Platz. Sie begrüßte ihren alten Freund mit einem Küßchen auf die Wange und kam direkt zur Sache. Sie erzählte Robert, was sie von ihm wollte und überreichte ihm ihre Liste. Er warf einen Blick auf das Papier.

»Du möchtest also, daß ich dir ein Computerprofil über diese Leute liefere?« fragte er und beugte sich zu Angela herüber. »Und ich hatte schon gehofft, du hättest mich aus persönlichen Gründen angerufen. Ich dachte, du wärest gekommen, um mich zu sehen.« Er lächelte sie freundlich an. »Aber ich freue mich trotzdem, dich zu sehen«, sagte er. »Ganz egal, aus welchem Grund du gekommen bist. Wenn ich dir irgendwie helfen kann, tue ich das gern. Was soll ich rausfinden?«

Angela erzählte Robert, daß sie gehört habe, ein Computer könne jede Menge Informationen über eine Person ausspucken, wenn man ihn mit deren Sozialversicherungsnummern und Geburtsdatum füttere. Robert lachte jetzt in seiner gemütlichen Art, an die Angela sich noch so lebhaft erinnern konnte. »Du kannst dir wahrscheinlich kaum vorstellen, was man damit alles über einen Menschen in Erfahrung bringen kann«, sagte er. »Wenn ich mich ernsthaft dahinterklemmen würde, könnte ich dir zum Beispiel sämtliche Geschäfte aufzeigen, die Bill Clinton im vergangenen Jahr mit seiner Visa-Card getätigt hat.«

»Ich möchte, daß du diese Personen hier durchleuchtest. Mich interessieren sämtliche Daten, an die du irgendwie herankommen kannst«, sagte Angela und klopfte dabei auf die Liste. »Kannst du vielleicht etwas genauer beschreiben, an welcher Art von Informati-

onen du interessiert bist?« fragte Robert.

»Nein«, entgegnete Angela. »Das ist schwierig. Ich brauche einfach jede Information, die du besorgen kannst. Ein Freund von mir hat das Herumstöbern in der Vergangenheit dieser Menschen mit einem Angelausflug verglichen.«

»Wer ist denn dieser Freund?« fragte Robert. »Eigentlich ist er gar kein Freund«, erwiderte Angela. »Aber ich mag ihn inzwischen sehr gerne. Er heißt Phil Calhoun, und er ist ein pensionierter Polizeibeamter, der jetzt als Privatdetektiv arbeitet. David und ich haben ihn engagiert.«

Angela skizzierte Robert in wenigen Worten, worum es ging. Zunächst erzählte sie von der Leiche, die man in ihrem Keller gefunden hatte, dann beschrieb sie die faszinierende, kriminologische Puzzle-Arbeit, die sie darauf gebracht hatte, daß der Täter eine Tätowierung haben mußte, und schließlich beendete sie ihre Zusammenfassung mit der Theorie, daß irgendein Wahnsinniger im Krankenhaus Patienten töte, um ein irrsinniges Euthanasie-Programm zu verwirklichen.

»Meine Güte«, entfuhr es Robert, als Angela ihre Geschichte beendet hatte. »Du zerstörst meine ganzen Vorstellungen von einem friedvollen Landleben.«

»Es ist in Wirklichkeit ein einziger Alptraum«, gestand Angela.

Robert nahm die Liste jetzt in die Hand. »Bei fünfundzwanzig Namen wird mir der Computer massenhaft Informationen ausspucken«, sagte er. »Ich weiß gar nicht, ob dir das klar ist. Bist du mit einem Kleinlaster hergekommen?«

»Unser vorrangiges Interesse gilt diesen fünf Leuten«, erwiderte Angela und zeigte auf die Namen ihrer Hauptverdächtigen, die alle im Krankenhaus arbeiteten. Sie erklärte Robert auch, warum ihr besonderes Augenmerk gerade diesen Personen galt.

»Deine Geschichte klingt richtig spannend«, sagte Robert. »Am unkompliziertesten ist es, Informationen zur finanziellen Situation zu beschaffen, denn es gibt etliche Datenbanken, die man mit Leichtigkeit anzapfen kann. Wir werden also ziemlich bald wissen, was diese Leute mit ihren Kreditkarten kaufen, wie es auf ihren Bankkonten

aussieht, was für Überweisungen sie tätigen, und ob sie verschuldet sind. Dann wird es allerdings schwieriger.«

»Und wie würde der nächste Schritt aussehen?« fragte Angela.

»Danach sollten wir mal sehen, was wir mit den Sozialversicherungsnummern anfangen können«, erwiderte Robert. »In die Datenbanken der Sozialversicherungsträger einzudringen, ist nicht gerade ein Kinderspiel, aber es ist auch nicht unmöglich. Es trifft sich gut, daß ein Freund von mir gerade daran arbeitet, diese Datenbanken besser gegen unbefugtes Eindringen zu sichern. Und zufällig ist er ebenfalls hier am Institut beschäftigt.«

»Glaubst du, er würde uns helfen?« fragte Angela. »Peter Fong? Natürlich hilft er uns, wenn ich ihn darum bitte. Wann willst du die Informationen denn haben?«

»Am liebsten schon gestern«, erwiderte Angela lächelnd. »Deinen Eifer habe ich schon immer bewundert«, sagte Robert. »Komm! Schauen wir mal bei Peter Fong vorbei.« Peters Büro war in einem cremefarbenen, stuckverzierten Gebäude, das sich auf dem Campus-Gelände des Instituts befand. Das Büro lag ziemlich versteckt am hintersten Ende des Flurs in der vierten Etage. Peter Fong strotzte vor Energie; er war asiatischer Abstammung, und seine Augen waren noch dunkler als die von Robert. Angela merkte sofort, daß die beiden sehr gute Freunde waren. Robert gab Peter die Liste und erzählte ihm, was Angela und er von ihm wollten. Peter kratzte sich am Kopf und dachte einen Augenblick nach.

»Ich würde ebenfalls sagen, daß man am besten mit den Datenbanken der Sozialversicherungsträger beginnen sollte«, sagte er schließlich. »Aber es wäre auch hilfreich, wenn wir uns die Datenbank des FBI ansehen würden.«

»Ist das denn möglich?« fragte Angela. Sie hatte keinen blassen Schimmer von der Welt der Computer. »Kein Problem«, entgegnete Peter. »Ich habe eine Kollegin in Washington, Gloria Ramirez. Bei meinem jetzigen Projekt arbeite ich eng mit ihr zusammen. Sie hat sowohl mit den Datenbanken der Sozialversicherungsträger als auch mit denen des FBI zu tun.«

Peter rief ein Textverarbeitungsprogramm auf, mit dessen Hilfe er

seine Anfrage an Gloria formulierte. Danach druckte er eine Seite aus und schob sie in sein Faxgerät. »Normalerweise kommunizieren wir immer per Fax«, sagte er. »Aber Gloria wird mir ihre Antwort diesmal wohl per Computer-Mailing zukommen lassen. Bei der Menge von Daten, die wir von ihr haben wollen, geht das nämlich schneller.«

Ein paar Minuten später landeten die gewünschten Daten direkt auf der Festplatte von Peters Computer. Einen Teil der Informationen holte er sich auf den Bildschirm. Angela schaute Peter über die Schulter und las. Es waren die Sozialversicherungsdaten von Joe Forbs; unter anderem waren seine letzten Anstellungen sowie die Höhe seiner Beiträge an die Sozialversicherung aufgeführt. Angela war beeindruckt; doch gleichzeitig bestürzte es sie zu sehen, wie einfach es war, an vertrauliche Informationen zu kommen. Peter gab nun einen Befehl ein, woraufhin sein Laserdrucker begann, eine Seite nach der anderen auszuwerfen. Robert ging zum Drucker hinüber und griff wahllos nach einem Blatt. Angela stellte sich neben ihn, um ebenfalls einen Blick auf das Papier werfen zu können. Diesmal handelte es sich um die Sozialversicherungsdaten von Werner van Slyke.

»Ist ja interessant«, bemerkte Angela. »Er war bei der Marine. Wahrscheinlich hat er sich dort auch seine Tätowierung machen lassen.«

»Für viele Matrosen gehört eine Tätowierung einfach zur Seefahrt«, sagte Robert. »Es ist fast wie bei einem Stammesritual.«

Angela war noch mehr überrascht, als wenig später die jeweiligen Strafregister übermittelt und auf einem anderen Drucker ausgedruckt wurden. Peter hatte ein zweites Gerät einschalten müssen, weil das erste noch immer die Daten der Sozialversicherungen auswarf. Am überraschendsten aber war wohl die Enthüllung, daß Clyde Devonshire vor sechs Jahren wegen einer Vergewaltigung verhaftet und verurteilt worden war. Der Zwischenfall hatte sich in einem Ort namens Norfolk in Virginia ereignet; danach hatte Devonshire zwei Jahre im Gefängnis gesessen.

»Ihr scheint da in eurer Kleinstadt einen charmanten Kerl zu beherbergen«, bemerkte Robert sarkastisch. »Er arbeitet bei uns im Kran-

kenhaus in der Notaufnahme«, sagte Angela. »Ich frage mich, ob dort irgendjemand über seine Vergangenheit Bescheid weiß.« Robert ging zurück zu dem anderen Drucker und blätterte so lange in den ausgedruckten Seiten, bis er auf die Daten von Clyde Devonshire stieß.

»Er war auch bei der Marine«, rief Robert Angela zu. »So wie es aussieht, ist er während seiner Marinendienstzeit verknackt worden.«

Angela ging zu Robert hinüber und schaute ihm über die Schulter.

»Sieh dir das mal an«, sagte Robert und zeigte auf das Papier. »Seit Mr. Devonshire aus dem Gefängnis entlassen wurde, ist er nicht mehr lückenlos sozialversichert gewesen. So etwas kommt öfter vor. Die Lücken weisen darauf hin, daß er entweder noch einmal im Gefängnis war oder unter einem Decknamen gearbeitet hat.«

»Ich kann es kaum fassen«, sagte Angela, »obwohl Phil Calhoun uns angekündigt hatte, daß wir auf einige Überraschungen stoßen würden. Und wie es scheint, soll er recht behalten.«

Eine halbe Stunde später trugen Angela und Robert mehrere Kisten Computerausdrucke aus Peters Büro hinüber in Roberts Zimmer.

»Jetzt wollen wir erkunden, wie es um die finanzielle Lage deiner Verdächtigen bestellt ist«, schlug Robert vor und setzte sich vor seinen Computer. Es dauerte nicht lange, und aus Roberts Drucker flogen die Seiten mit erstaunlicher Geschwindigkeit in den Sammelbehälter. »Ich bin wirklich beeindruckt«, gestand Angela. »Daß man so einfach an ganze Bände persönlicher Daten herankommen kann, hätte ich nicht gedacht.«

»Sollen wir mal nachschauen, was der Computer über dich ausspuckt?« fragte Robert.

»O nein, bitte nicht«, erwiderte Angela. »Ich weiß auch so, wie hoch mein Schuldenberg ist. Ich möchte die Zahlen nicht auch noch schwarz auf weiß sehen müssen.«

»Heute nacht versuche ich, noch mehr Informationen über deine Verdächtigen zu bekommen«, sagte Robert. »Nachts ist es manchmal einfacher, in die Datenbanken einzudringen, weil dann weniger elektronische Daten fließen.«

»Ich bin dir wirklich zu Dank verpflichtet«, sagte Angela, während

sie versuchte, die beiden schweren Kisten vom Boden hochzuheben. »Ich helfe dir, die Sachen zum Auto zu tragen«, bot Robert an.

Als alles im Kofferraum verstaut war, schloß Angela ihren Ex-Freund zum Abschied in die Arme.

»Vielen Dank«, sagte sie und drückte ihm noch einmal freundschaftlich die Hand. »Es war schön, dich wiederzusehen.«

»Ich bin wieder da«, rief Angela, als sie das Haus durch die Hintertür betrat. Da niemand antwortete, ging sie noch einmal zurück zum Auto, um die zweite Kiste aus dem Kofferraum zu holen. Als sie erneut ins Haus ging, war immer noch kein Laut zu vernehmen. Sie suchte David zunächst in der Küche und ging dann durch das Esszimmer in die Diele. Als sie gerade in den ersten Stock hinaufgehen wollte, sah sie plötzlich aus dem Augenwinkel, daß David im Wohnzimmer saß und las.

»Warum hast du mir nicht geantwortet?« fragte Angela. »Was soll ich denn antworten, wenn du rufst, daß du wieder zu Hause bist?« entgegnete David. »Was ist los mit dir?« fragte Angela. »Gar nichts«, erwiderte David. »Hattest du einen schönen Tag mit deinem ehemaligen Lover?«

»Ach, deshalb bist du so mies gelaunt«, entgegnete Angela. David zuckte nur mit den Schultern. »Ich finde es ziemlich seltsam, daß du mir in den vier Jahren, in denen wir in Boston gelebt haben, nie etwas davon erzählt hast, daß du mal mit diesem Mann zusammengekommen bist.«

»Oh, David!« rief Angela; in ihrer Stimme schwang ein Hauch von Verzweiflung mit. Sie ging zu David hinüber, setzte sich auf seinen Schoß und schlang ihre Arme um seinen Nacken. »Ich habe Robert doch nicht vor dir geheimhalten wollen. Glaubst du vielleicht, ich hätte seinen Namen jetzt erwähnt, wenn ich gewollt hätte, daß du nichts von ihm erfährst? Du weißt doch, daß ich nur dich liebe - und sonst niemanden.« Sie drückte ihm einen Kuß auf die Nasenspitze. »Ehrenwort?« fragte David. »Ehrenwort«, versprach Angela. »Wie geht es Nikki?«

»Gut«, antwortete David. »Im Moment schläft sie. Sie ist traurig

über Carolines Tod. Wenigstens hat sich ihr Körper wieder erholt. Wie ist es dir denn ergangen?»

»Du wirst es kaum glauben«, sagte Angela. »Komm mal mit, dann zeige ich dir, was ich mitgebracht habe.« Angela nahm David bei der Hand und ging mit ihm in die Küche, um ihm die beiden Kisten zu zeigen. Er nahm ein paar Seiten heraus und las. »Du hast recht«, bemerkte er. »Es ist wirklich kaum zu glauben, was du alles aufgetan hast. Wir brauchen ja Stunden, um diesen Papierberg durchzuarbeiten.«

»Gut, daß wir im Augenblick arbeitslos sind«, sagte Angela. »Sonst hätten wir kaum genug Zeit, uns die Sachen anzuschauen.«

»Gott sei Dank ist endlich dein alter Humor wieder zurückgekehrt«, bemerkte David.

Gemeinsam bereiteten sie das Abendessen vor. Als Nikki aufwachte, kam sie ebenfalls in die Küche hinunter; allerdings konnte sie sich mit ihrer Infusionskanüle im Arm nicht besonders gut bewegen. Bevor sie sich alle an dem gedeckten Tisch niederließen, rief David bei Dr. Pilsner an. Sie einigten sich darauf, die Kanüle zu entfernen, daß Nikki aber weiterhin Antibiotika in Tablettenform einnehmen sollte.

Während Nikki sich nach dem Abendessen eine Sendung im Fernsehen ansah, machten David und Angela sich daran, den Stapel mit den Computerdaten durchzusehen. David war schwer beeindruckt, an welch eine Fülle von Datenmaterial ein Hacker herankommen konnte, doch gleichzeitig erschreckte es ihn auch. »Wir werden Tage brauchen, um all diese Sachen zu lesen«, klagte er.

»Vielleicht sollten wir uns zunächst auf die Verdächtigen konzentrieren, die Verbindungen zum Krankenhaus haben«, schlug Angela vor. »Das sind ja nur fünf Personen.«

»Eine gute Idee«, stimmte David ihr zu. Genau wie Angela fand auch er die Informationen über die Straftaten der Verdächtigen am interessantesten. Besonders schockiert war er, als er las, daß Clyde Devonshire nicht nur wegen einer Vergewaltigung im Gefängnis gesessen hatte, sondern daß er auch in Michigan einmal verhaftet worden war, weil er vor dem Haus des Selbstmord-Assistenten Jack Kevorkian herumgelungert hatte. Beihilfe zum Selbstmord und Eu-

thanasie - das waren zwei Dinge, die sich zumindest in philosophischer Hinsicht auf ähnliche Weise rechtfertigen ließen. David fragte sich, ob Devonshire der »Todesengel« war, nach dem sie suchten.

Ebenso überraschte es ihn, daß Peter Ullhof sechsmal während diverser Protestaktionen vor einer Beratungsstelle für Familienplanung festgenommen worden war; außerdem hatte man ihn dreimal eingesperrt, weil er einen Arzt angegriffen hatte, um ihn daran zu hindern, eine Abtreibungsklinik zu betreten.

»Das ist ja interessant«, sagte Angela plötzlich. »Unsere fünf Hauptverdächtigen waren alle bei der Marine, einschließlich Claudette Maurice. Ist das nicht ein Zufall?«

»Vielleicht haben sie deshalb alle Tätowierungen«, bemerkte David.

»Ich hatte eigentlich damit gerechnet, daß Calhoun sich inzwischen mal gemeldet hätte«, sagte Angela. »Ich brenne schon den ganzen Tag darauf zu erfahren, was er von diesen Informationen hält. Vor allem frage ich mich, was er wohl zu Clyde Devonshire sagen wird.«

»Calhoun ist gerne sein eigener Herr«, entgegnete David. »Er hat doch gesagt, daß er sich melden würde, wenn er uns etwas mitzuteilen hätte.«

»Ich rufe ihn jetzt an«, sagte Angela. »Schließlich haben wir ihm einiges zu berichten.« Als Angela Calhouns Nummer gewählt hatte, schaltete sich der Anrufbeantworter ein. Sie beschloß, ihm keine Nachricht zu hinterlassen.

»Weißt du, was mich bei diesen Leuten wirklich überrascht?« bemerkte David, während Angela den Telefonhörer wieder auflegte. »Sie haben alle ständig ihre Arbeitsstellen gewechselt.«

Es war Zeit, Nikki bei ihrer Atemtherapie zu helfen. Nachdem Angela sie ins Bett gebracht hatte, kam sie zurück und schaute David über die Schulter. Plötzlich schnappte sie nach dem Blatt, das David gerade auf dem Stapel von Werner van Slyke ablegen wollte.

»Schau dir das mal an«, sagte sie. »Van Slyke war nur einundzwanzig Monate bei der Marine.«

»Na und?« sagte David.

»Findest du das nicht ungewöhnlich?« entgegnete Angela. »Ich

dachte immer, man muß mindestens drei Jahre bei der Marine bleiben.«

»Ich habe keine Ahnung«, sagte David. »Sehen wir uns doch mal den militärischen Werdegang von Clyde Devonshire an«, schlug Angela vor. Sie blätterte den Stapel durch, den sie für Devonshire angelegt hatten, und fand ziemlich schnell die entsprechende Seite. »Er war viereinhalb Jahre bei der Marine.«

»Soll ich dir mal etwas vorlesen?« rief David plötzlich. »Joe Forbs hat schon dreimal einen Offenbarungseid geleistet. Ich frage mich, wie man mit einer solchen Vergangenheit überhaupt an eine Kreditkarte kommen kann. Und trotzdem besitzt er eine. Immer wenn eine von seinen Karten eingezogen wurde, hat er sich bei einem anderen Institut eine neue bestellt. Ich finde das wirklich bemerkenswert.«

Um elf Uhr hatte David Mühe, seine Augen noch länger offenzuhalten. »Ich glaube, ich muß ins Bett gehen«, sagte er. »Ich auch«, seufzte Angela. »Ich bin total erschöpft.«

Arm in Arm stiegen sie die Treppe hinauf. Sie waren vollauf damit zufrieden, was sie an diesem Tag alles in Erfahrung gebracht hatten. Doch sie hätten wohl kaum so tief und fest geschlafen, wenn sie auch nur geahnt hätten, was für einen Sturm sie durch ihre Nachforschungen entfacht hatten.

Kapitel 24

Sonntag, 31. Oktober

Als es am Halloween-Tag zu dämmern begann, war die Luft kalt und klar. Die aus Kürbisköpfen gebastelten Fratzen, die überall die Veranden und Fenstersimse zierten, waren mit Rauhreif überzogen. Nikki war an diesem Morgen gesundheitlich wieder voll auf dem Damm; zudem trug die festliche Atmosphäre dazu bei, daß auch ihre Lebensgeister wieder erweckt worden waren. Angela hatte schon Anfang der Woche dafür gesorgt, daß sie genügend Süßigkeiten und Obst im Haus hatten, falls ein paar Kinder bei ihnen klingeln sollten.

An diesem Sonntag verspürte Angela zum ersten Mal nicht den Drang, in die Kirche zu gehen. Die Lust darauf, Anschluß an die Gemeinschaft von Bartlet zu finden, war ihr gründlich vergangen. David schlug vor, wenigstens im Iron Horse Inn zu frühstücken, doch Angela wollte lieber zu Hause bleiben.

Nach dem Frühstück fuhr David in die Stadt, um einen Kürbis einzukaufen, während Angela mit Nikki einige Vorbereitungen im Haus traf, um den Kindern später etwas anbieten zu können.

Als nächstes schlug Angela Nikki vor, das Haus mit buntem Papier zu schmücken. Während Nikki sich fröhlich ans Werk machte, rief Angela bei Robert Scali in Cambridge an. »Gut, daß du anrufst«, sagte Robert. »Wie versprochen habe ich noch ein paar weitere Informationen über die finanzielle Situation deiner Verdächtigen besorgt.«

»Das ist wirklich nett von dir«, bedankte sich Angela. »Aber ich habe noch eine weitere Bitte an dich. Könntest du auch an Informationen herankommen, die den militärischen Werdegang der Personen betreffen?«

»Schwierig, schwierig«, antwortete Robert. »Es ist fast unmöglich, sich in die Datenbanken der Armee einzuklinken - wie du dir ja sicher vorstellen kannst. Ich kann dir vermutlich ein paar allgemeine

Daten beschaffen, aber daß ich Informationen besorgen kann, die man für geheim erklärt hat, möchte ich stark bezweifeln; es sei denn, Peters Kollegin hat einen Draht ins Pentagon. Das halte ich allerdings für ziemlich unwahrscheinlich.«

»Schade«, seufzte Angela. »Aber das hatte ich schon befürchtet.«

»Wir werden es trotzdem versuchen«, sagte Robert. »Ich rufe Peter an und frage ihn. In ein paar Minuten sage ich dir Bescheid.«

Angela legte den Hörer auf und schaute nach Nikki. Sie hatte bereits einen großen, orangefarbenen Mond aus dem Bastelbogen ausgeschnitten und war gerade dabei, den Umriss einer Hexe zu markieren, die auf einem Besenstiel ritt. Angela war beeindruckt, denn weder sie noch David waren in irgendeiner Weise künstlerisch begabt.

David kam mit einem riesigen Kürbis zurück. Nikki war begeistert. Nachdem Angela Zeitungspapier auf dem Küchentisch ausgebreitet hatte, machten David und Nikki sich daran, den Kürbis auszuhöhlen und ihn in eine Laterne zu verwandeln. Angela half ihnen dabei, bis das Telefon klingelte. Wie erwartet, war es Robert. »Ich habe schlechte Nachrichten«, sagte er. »Gloria hat keinen Zugang zu den Daten des Pentagon. Immerhin konnte ich dir wenigstens ein paar allgemeine Informationen beschaffen. Ich schicke sie dir gleich zusammen mit den Daten über die Geldangelegenheiten der Verdächtigen. Du mußt mir nur noch deine Fax-Nummer geben.«

»Wir haben kein Faxgerät«, erwiderte Angela und hatte auf einmal das komische Gefühl, daß die neunziger Jahre an David und an ihr spurlos vorbeigegangen waren. »Aber ihr habt doch bestimmt ein Modem an euren Computer angeschlossen?« fragte Robert. »Wir haben auch keinen Computer«, gestand Angela. »Wenn man mal von dem winzigen Gerät absieht, mit dem Nikki ihre Videospiele betreibt. Aber ich werde schon einen Weg finden, wie ich an das Material komme. Kannst du mir vielleicht vorab eine Frage beantworten? Geht aus den Daten hervor, warum van Slyke nur einundzwanzig Monate bei der Marine war?«

Es entstand eine kurze Pause. Angela hörte, wie Robert diverse Seiten durchblätterte.

»Hier ist es«, sagte er schließlich. »Van Slyke ist aus medizinischen

Gründen entlassen worden.«

»Steht da auch die Diagnose dabei?« fragte Angela. »Leider nein«, erwiderte Robert. »Aber ich bin gerade auf eine weitere, interessante Information gestoßen. Van Slyke hat in New London in Connecticut eine Schule besucht, in der er auf den Dienst in einem Unterseeboot vorbereitet wurde. Und danach wurde er zu einem Spezialisten für Nukleartechnik ausgebildet. Er muß auf einem Atom-U-Boot stationiert gewesen sein.«

»Und was ist daran so interessant?« fragte Angela. »Naja«, erwiderte Robert, »schließlich landet nicht jeder x-beliebige Soldat auf einem U-Boot. Hier steht, daß er auf der U.S.S. *Kamechameha* gedient hat, die vor Guam stationiert war.«

»Würdest du bitte auch noch nachsehen, welche Funktion Clyde Devonshire bei der Marine hatte?« bat Angela. Wieder hörte sie Robert in den Unterlagen blättern. »Er war Marine-Sanitäter«, sagte er schließlich und fügte nach einer kurzen Pause hinzu: »Meine Güte, wenn das kein Zufall ist!«

»Was denn?« fragte Angela ungeduldig. Sie ärgerte sich, daß sie die Papiere nicht selber durchsehen konnte. »Devonshire ist ebenfalls aus medizinischen Gründen entlassen worden«, erwiderte Robert. »Bei jemandem, der wegen einer Vergewaltigung im Knast gesessen hat, hätte ich eigentlich mit einem anderen Entlassungsgrund gerechnet.«

»Das find' ich wesentlich interessanter als den Hinweis darauf, daß van Slyke eine Ausbildung zum Spezialisten für Nukleartechnik absolviert hat«, bemerkte Angela. Nachdem sie sich noch einmal für seine Bemühungen bedankt hatte, legte Angela den Hörer auf und ging zurück in die Küche, wo David und Nikki gerade dabei waren, ihrer Kürbislaterne den letzten Schliff zu geben. Angela berichtete David, daß Robert noch weitere Informationen zusammengetragen hatte und daß sie die Unterlagen abholen wolle. Außerdem erzählte sie ihm, was sie gerade über Devonshire und van Slyke erfahren hatte. »Aha«, sagte David. »Sie sind also beide aus medizinischen Gründen entlassen worden.« Es war offensichtlich, daß er in Gedanken mit anderen Dingen beschäftigt war.

»Wie gefällt dir unser Kürbis?« fragte David seine Tochter, während sie beide einen Schritt zurücktraten, um ihr Werk besser bewundern zu können. »Ich finde ihn total super«, rief Nikki begeistert. »Können wir jetzt noch eine Kerze hineinstellen?«

»Na klar«, sagte David.

»David«, begann Angela noch einmal. »Hast du mir denn gar nicht zugehört?«

»Doch, natürlich habe ich zugehört«, erwiderte David, während er Nikki eine Kerze reichte. »Ich wünschte, wir könnten herausfinden, was das für medizinische Gründe waren, aus denen die beiden entlassen worden sind«, sagte Angela.

»Ich weiß, wie wir das herausfinden können.« David schaute Angela plötzlich an. »Wir müssen jemanden fragen, der bei der Veterans Administration arbeitet und an die Daten der ehemaligen Soldaten herankommen kann. Diese Personaldaten werden dort mit Sicherheit gespeichert.«

»Eine gute Idee«, pflichtete Angela bei. »Aber an wen sollen wir uns dort wenden?«

»Ich kenne jemanden im Veteranen-Krankenhaus von Boston.«

»Glaubst du, daß er uns einen Gefallen tun würde?« fragte Angela.

»Sicher«, sagte David. »Sie ist ebenfalls Ärztin.« Dann wandte er sich wieder Nikki zu; er empfahl ihr, innen eine kleine Vertiefung in den Kürbis zu schnitzen, damit die Kerze einen besseren Halt hatte. Bei ihren ersten Versuchen, die Kerze in der Kürbislaterne aufzustellen, war sie immer wieder umgefallen.

»Wer ist denn diese Bekannte von dir?« wollte Angela wissen.

»Sie ist Augenärztin«, antwortete David, während er sein Augenmerk weiterhin auf Nikki richtete, die immer noch mit der Kerze beschäftigt war.

»Ich meine nicht, auf welches Fachgebiet sie sich spezialisiert hat«, sagte Angela. »Ich möchte wissen, woher du diese Frau kennst!«

»Wir sind zusammen auf der High School gewesen«, erwiderte David. »Im letzten Schuljahr war sie meine Freundin.«

»Und seit wann lebt sie in der Gegend von Boston?« bohrte Angela weiter. »Wie heißt sie überhaupt?« Jetzt war Angela diejenige, die

eifersüchtig war. »Nicole Lungstrom«, antwortete David. »Sie ist Ende letzten Jahres nach Boston gezogen.«

»Du hast diesen Namen noch nie erwähnt«, sagte Angela.

»Wie hast du denn erfahren, daß sie sich in Boston niedergelassen hat?«

»Sie hat mich im Krankenhaus angerufen«, erwiderte David, während er Nikki anerkennend auf die Schulter klopfte. Sie hatte es endlich geschafft, die Kerze aufzustellen und rannte los, um Streichhölzer zu holen. David wandte sich wieder Angela zu.

»Hast du dich mit ihr getroffen, seit sie in Boston lebt?« wollte sie wissen.

»Wir haben einmal zusammen Mittag gegessen«, gestand David. »Das war alles. Nach dem Essen habe ich gesagt, daß wir uns besser nicht mehr treffen sollten, weil ich den Eindruck hatte, daß sie sich Hoffnungen auf eine Beziehung machte. Wir sind dann in Freundschaft auseinandergegangen.«

»Ist das wahr?« fragte Angela. »Ich gebe dir mein Ehrenwort«, sagte David. »Und wenn du jetzt so plötzlich bei ihr anrufst - glaubst du, sie würde uns helfen?«

»Da habe ich allerdings so meine Zweifel«, erwiderte David. »Ich denke, es ist das beste, wenn ich mal persönlich bei ihr vorbeischaue. Ich kann sie doch unmöglich am Telefon darum bitten, gegen die Geheimhaltungsvorschriften ihres Arbeitgebers zu verstoßen. Außerdem klingt diese furchtbare Geschichte sicher glaubwürdiger, wenn man sie jemandem direkt erzählt.«

»Wann willst du sie denn besuchen?« fragte Angela. »Heute noch«, erwiderte David. »Ich rufe sie gleich mal an. Da das Massachusetts Institute of Technology auf dem Weg liegt, kann ich dann auch bei Robert vorbeischaun und die restlichen Unterlagen mitnehmen. Was hältst du davon?« Angela biß sich auf die Lippen und dachte nach. Sie war überrascht, daß sie auf einmal einen solchen Eifersuchtsanfall bekommen hatte. Sie seufzte einmal tief und sagte: »Okay, ruf sie an.«

Während Angela die Küche aufräumte, ging David ins Wohnzimmer und rief bei Nicole Lungstrom an. Obwohl Angela sich bemühte

wegzuhören, konnte sie einzelne Brocken der Unterhaltung auf-schnappen. Es mißfiel ihr, daß David so aufgekratzt klang. Ein paar Minuten später kam er zurück in die Küche.

»Es ist alles geklärt«, sagte er. »Sie erwartet mich in ein paar Stunden. Zum Glück hat sie heute Dienstbereitschaft im Krankenhaus.«

»Ist sie blond?« fragte Angela. »Ja«, antwortete David. »Auch das noch«, stöhnte Angela. Während David noch oben ging, um sich für seinen Ausflug nach Boston umzuziehen, wählte Angela Roberts Nummer.

»Da bin ich ja gespannt«, bemerkte Robert, nachdem Angela ihm den Besuch ihres Mannes angekündigt hatte.

Da Angela nicht wußte, was sie darauf erwidern sollte, bedankte sie sich einfach noch einmal bei ihrem Ex-Freund für dessen Hilfe und legte auf. Danach versuchte sie, Calhoun zu erreichen. Doch es schaltete sich wieder nur sein Anrufbeantworter ein.

Als David die Treppe herunterkam, trug er einen blauen Blazer und seine beste graue Hose. Er sah ziemlich gut aus. »Ist es denn nötig, daß du dich so feinmachst?« fragte Angela.

»Ich habe keine Lust, das Veteranen-Krankenhaus in Jeans und Sweat-Shirt zu betreten«, entgegnete David. »Ich habe noch einmal versucht, Mr. Calhoun zu erreichen«, sagte Angela. »Aber er war wieder nicht da. Der Mann muß gestern abend spät nach Hause gekommen und heute morgen ganz früh wieder aufgebrochen sein. Die Ermittlungen scheinen ihn wirklich auf Trab zu halten.«

»Hast du ihm eine Nachricht hinterlassen?« fragte David.

»Nein«, erwiderte Angela. »Warum denn nicht?«

»Ich mag Anrufbeantworter nicht«, erklärte Angela. »Außerdem sollte er auch so wissen, daß wir dringend etwas von ihm hören wollen.«

»Ich finde, du solltest ihm trotzdem eine Nachricht hinterlassen«, erwiderte David.

»Und was sollen wir unternehmen, wenn wir heute abend immer noch nichts von ihm gehört haben?« fragte Angela. »Meinst du, wir müssen dann die Polizei einschalten?«

»Ich weiß nicht recht«, gestand David. »Die Vorstellung, noch

einmal mit Robertson sprechen zu müssen, haut mich nicht gerade vom Hocker.«

Daß David zuerst bei Robert Scali vorbeifuhr, lag vor allem daran, daß er furchtbar neugierig war. Er hatte gehofft, daß der Ex-Freund seiner Frau wie ein langweiliger Akademiker aussah, doch zu seiner Enttäuschung mußte er feststellen, daß Robert ein recht gutaussehender Mann war; er hatte ein sonnengebräuntes Gesicht und wirkte ziemlich sportlich. Und zu allem Unglück schien er auch noch ein richtig netter Kerl zu sein.

Sie schüttelten sich zur Begrüßung die Hände. David merkte, daß auch er genau von Robert ins Visier genommen wurde.

»Vielen Dank für Ihre Arbeit«, sagte David. »Sie waren uns eine große Hilfe.«

»Dafür sind Freunde doch da«, winkte Robert ab und überreichte David eine weitere Kiste voller Unterlagen. »Ich habe übrigens noch etwas Neues über die finanzielle Situation eines Ihrer Verdächtigen in Erfahrung gebracht, das Sie vielleicht interessieren dürfte«, sagte Robert. »Ich habe herausgefunden, daß Werner van Slyke im vergangenen Jahr mehrere neue Bankkonten eröffnet hat; und dazu ist er immer nach Albany oder nach Boston gefahren. Gestern hatte ich diese Information noch nicht, weil ich mich vor allem darauf konzentriert hatte herauszufinden, was die Verdächtigen mit ihren Kreditkarten gekauft haben und ob sie verschuldet sind.«

»Das ist ja seltsam«, bemerkte David. »Hat er denn viel Geld auf seinen Konten?«

»Auf keinem der Konten hat er mehr als zehntausend Dollar. Wahrscheinlich wollte er vermeiden, daß die Banken seine Kontenbewegungen melden, denn bei Einzahlungen von mehr als zehntausend Dollar sind sie dazu gesetzlich verpflichtet.«

»Es ist trotzdem ein Haufen Geld für einen Mann, der die Werkstatt eines Kleinstadt-Krankenhauses leitet«, stellte David fest.

»Heutzutage muß man wohl davon ausgehen, daß dieser Knabe der Anführer eines kleinen Drogenringes ist«, vermutete Robert. »Aber wenn ich mit dieser Annahme richtig liege, sollte er sein Geld besser

nicht auf Bankkonten deponieren, sondern es in Plastiktüten verpacken und verbuddeln. So macht man das nämlich.«

»Vielleicht haben Sie recht«, sagte David. »Ich habe ein paar Teenager behandelt, die mir erzählt haben, daß man in der High School von Bartlet ganz einfach an Marihuana kommen kann.«

»Da sehen Sie's«, triumphierte Robert. »Vielleicht gelingt es Ihnen und Angela ja nicht nur, diesen Fall zu lösen, sondern auch noch dazu beizutragen, daß Amerika eines Tages drogenfrei ist.«

David lachte und dankte Robert noch einmal für seine Hilfe.

»Wenn Sie und Angela mal wieder in die Stadt kommen, müssen Sie mir unbedingt rechtzeitig Bescheid sagen«, verlangte Robert zum Abschied. »Hier gibt es ein sehr gutes Restaurant, in das ich Sie gerne einladen würde. Es ist das Anago Bistro.«

»Gerne. Wir melden uns«, versprach David im Weggehen. Nachdem er die Kiste mit den Computerausdrucken im Kofferraum verstaut hatte, überquerte David den Charles River und fuhr dann über den Fenway stadtauswärts. Da am Sonntagnachmittag kaum Autos unterwegs waren, brauchte er nur zwanzig Minuten bis zum Veteranen-Krankenhaus.

David ließ Nicole ausrufen und wartete in der Eingangshalle des Krankenhauses auf sie. Nachdem sie sich freundlich, aber zurückhaltend begrüßt hatten, fühlten sie sich beide ein wenig unwohl. Doch als David erfuhr, daß es in Nicoles Leben einen neuen Mann gab, war er erleichtert und entspannte sich. Nicole schlug vor, in den Aufenthaltsraum für Ärzte zu gehen, damit sie sich ungestört unterhalten könnten. Als sie sich dort niedergelassen hatten, erzählte David ihr die ganze verhängnisvolle Geschichte, die er mit Angela in Bartlet erlebt hatte. Danach bat er sie um ihre Hilfe.

»Was meinst du?« fragte David. »Würdest du so nett sein und in deinem Computer nachsehen, was über die Verdächtigen gespeichert wurde?«

»Bleibt es unter uns, wenn ich dir helfe?« fragte Nicole. »Ich gebe dir mein Ehrenwort«, versprach David. »Ich werde nur mit Angela darüber reden.«

»Okay, damit kann ich leben«, sagte Nicole und nickte. »Wenn

wirklich jemand Patienten ermordet, dann kann ich wohl guten Gewissens eine Vertraulichkeitsvorschrift übertreten, denn in diesem Fall, glaube ich, heiligt der Zweck die Mittel.«

David gab Nicole die Liste mit den Namen der Hauptverdächtigen: Devonshire, van Slyke, Forbs, Ullhof und Maurice.

»Ich dachte, du seiest nur an der Vergangenheit von zwei Leuten interessiert«, bemerkte Nicole. »Wir wissen, daß diese fünf Personen in der Armee gedient haben«, klärte David sie auf. »Außerdem sind sie alle tätowiert. Und wenn wir sowieso schon in den Daten herum-schnüffeln, können wir auch gleich gründlich vorgehen.«

Mit Hilfe der Sozialversicherungsnummern und der Geburtsdaten ermittelte Nicole die einzelnen Personaldossiers. Dabei stieß sie sofort auf eine Überraschung: Forbs und Ullhof waren ebenfalls aus medizinischen Gründen entlassen worden. Von den fünf Hauptverdächtigen hatte also nur Maurice ihre Dienstzeit normal beendet. Die Entlassungsdiagnosen von Forbs und Ullhof waren nicht besonders gravierend: Forbs hatte man wegen chronischer Rückenbeschwerden vorzeitig nach Hause geschickt, und Ullhof war wegen einer unspezifischen, chronischen Prostatitis für untauglich befunden worden.

Bei van Slyke und Devonshire lag die Sache allerdings anders; ihre Entlassungsgründe waren nicht so harmlos. Die komplizierteste Diagnose lag wohl bei van Slyke vor. Nicole mußte etliche Seiten überfliegen, bevor sie schließlich herausfand, daß van Slyke aufgrund einer psychischen Störung entlassen worden war. Laut Diagnose hatte er damals an einer »schizoid-affektiven Funktionsstörung sowie unter Manie und schwer paranoiden Verhaltensstörungen unter Streß« gelitten. »Um Himmels willen«, stöhnte David. »Ich bin mir gar nicht sicher, ob ich diese Diagnose richtig verstehe. Kapierst du, worunter er genau gelitten hat?«

»Ich bin zwar Augenärztin«, erwiderte Nicole, »aber, soweit ich das verstehe, steht hier, daß dieser van Slyke schizophren ist und einen starken Hang zur Manie hat.« David zog dabei überrascht die Augenbrauen hoch. »Du scheinst über diese Dinge wesentlich besser Bescheid zu wissen als ich«, sagte er. »Ich bin beeindruckt.«

»Ich habe mich vor ein paar Jahren mal ein bißchen für Psychiatrie

interessiert«, erklärte Nicole. »Was hier über van Slyke steht, klingt ganz so, als würde ich diesem Typen lieber nicht begegnen. Aber jetzt sieh dir mal an, an wie vielen Fortbildungen er teilgenommen hat. Er hat sogar die Militärschule für atomare Technik besucht, und die ist dafür bekannt, daß es dort ziemlich streng zugeht. Wenn man bedenkt, daß er all diese psychischen Störungen gehabt hat, ist das doch erstaunlich.« Nicole blätterte weiter in van Slykes Akte. »Warte mal«, sagte David. Er hatte Nicole die ganze Zeit über die Schulter geschaut und zeigte jetzt auf eine Passage, in der ein Nervenzusammenbruch van Slykes beschrieben wurde. Als Spezialist für atomare Technik arbeitete er zu jenem Zeitpunkt im Maschinenraum eines Raketen-U-Bootes; er war der Maat des Maschinisten. David las die Stelle laut vor: »Die Manie des Patienten trat schon während der ersten Hälfte seines Einsatzes deutlich zutage und schritt dann schnell voran. Durch seine zunächst euphorische Stimmung verlor er zusehends sein Urteilsvermögen und steigerte sich allmählich in die paranoide Vorstellung hinein, daß ihm alle Welt feindlich gesonnen sei. Schließlich litt er sogar unter der Wahnvorstellung, er werde mit Hilfe von Computern und Strahlen manipuliert. Außerdem bildete er sich ein, die ganze Besatzung mache sich über ihn lustig. Seine Paranoia gipfelte schließlich darin, daß er den Kapitän angriff und nur mit Gewalt gebändigt werden konnte.«

»Das klingt ja furchtbar«, bemerkte Nicole. »Hoffentlich begegne ich ihm nicht irgendwann einmal hier in der Klinik.«

»So verrückt, wie es hier dargestellt wird, wirkt er gar nicht«, sagte David. »Ich habe mich schon ein paarmal mit ihm unterhalten. Er ist nicht gerade kontaktfreudig, und freundlich ist er schon gar nicht, aber immerhin erledigt er seinen Job.«

»Ich würde sagen, daß er beim Militär auf jeden Fall eine tickende Zeitbombe gewesen sein muß«, entgegnete Nicole.

»Daß er unter der paranoiden Vorstellung litt, er werde von Strahlen manipuliert, ist doch gar nicht so abwegig, wenn man bedenkt, daß er auf einem Raketen-U-Boot stationiert war«, fuhr David fort. »Wenn ich jemals ein nuklear getriebenes U-Boot betreten müßte, würde mich allein der Gedanke verrückt machen, daß in meiner un-

mittelbaren Nähe ein Atomreaktor stünde.«

»Hier steht noch mehr über seine Vergangenheit«, sagte Nicole und las die Textstelle laut vor: »Van Slyke war schon immer ein Einzelgänger. Er hatte ein schwieriges Elternhaus: Sein Vater war ein aggressiver Säufer, seine Mutter war ängstlich und nachgiebig. Der Mädchennamen der Mutter ist Traynor.«

»Diesen Teil der Geschichte kenne ich schon«, erwiderte David. »Harold Traynor, der Onkel dieses Knaben, ist zur Zeit der Vorsitzende des Krankenhausvorstands.«

»Hier habe ich gerade eine weitere interessante Passage entdeckt«, sagte Nicole und trug den Text wieder laut vor: »Der Patient neigte dazu, bestimmte Autoritätsfiguren zu idealisieren, um sich dann plötzlich, bei der geringsten Meinungsverschiedenheit, gegen sie zu wenden - egal, ob er sich diese nur eingebildet hatte oder ob sie wirklich existierten. Dieses Verhaltensmuster war bereits zutage getreten, bevor der Patient in den Dienst der Marine eintrat, und es konnte auch während seiner Dienstzeit beobachtet werden!« Nicole schaute David an. »Also, ich würde nicht seine Chefin sein wollen.«

Als nächstes nahm sie sich das Dossier über Clyde Devonshire vor. Über ihn gab es zwar insgesamt weniger Eintragungen, doch das, was sie fanden, war mindestens genauso interessant und in Davids Augen sogar von noch größerer Bedeutung als die Erkenntnisse über van Slyke. Devonshire war in San Diego mehrfach wegen Geschlechtskrankheiten behandelt worden. Er hatte sogar wegen einer Hepatitis B im Krankenhaus gelegen. Die letzte Eintragung teilte mit, daß er HIV-positiv war. »Diese Information ist sehr wichtig«, sagte David. »Die Tatsache, daß Clyde Devonshire selbst an einer potentiell tödlich verlaufenden Krankheit leidet, könnte der Schlüssel zur Lösung unseres Rätsels sein.«

»Hoffentlich habe ich dir ein wenig weiterhelfen können«, sagte Nicole.

»Könntest du mir diese Dossiers vielleicht ausdrucken?« fragte David.

»Das wird aber eine Weile dauern«, erwiderte Nicole. »Das medizinische Dokumentationszentrum ist sonntags geschlossen. Um an

einen Drucker zu kommen, müßte ich mir zuerst einen Schlüssel besorgen.«

»Kein Problem«, sagte David. »Ich warte so lange. In der Zwischenzeit müßte ich aber mal telefonieren.«

Nachdem Nikki eine Weile herumgequengelt und auch ein paar Tränen vergossen hatte, akzeptierte sie schließlich, daß es nicht gut für sie war, bei schlechtem Wetter in der Nachbarschaft herumzuziehen und um Süßigkeiten zu bitten. Der Tag hatte zwar klar und freundlich begonnen, doch inzwischen war der Himmel wieder grau. Es sah so aus, als würde es bald zu regnen anfangen. Obwohl Nikki zu Hause blieb, zog sie sich ihr grauerregendes Kostüm an, mit dem sie ihre Mutter damals schon so geschockt hatte, und genoß es, damit die Kinder zu erschrecken, die gelegentlich bei ihnen klingelten. Angela gefiel Nikkis Kostüm zwar überhaupt nicht, aber sie sagte nichts. Schließlich wollte sie ihrer Tochter den Spaß nicht verderben.

Während Nikki neben der Haustür auf die nächste Gruppe von Kindern wartete, versuchte Angela ein weiteres Mal, Calhoun zu erreichen. Wie David vorgeschlagen hatte, hatte sie ihm am frühen Nachmittag auf dem Anrufbeantworter eine Nachricht hinterlassen, doch er hatte sich noch nicht gemeldet. Angela machte sich allmählich Sorgen um ihn. Als sie aus dem Fenster schaute und die düsteren Wolken sah, fragte sie sich auch, wo David blieb. Obwohl er vor ein paar Stunden angerufen und angekündigt hatte, daß es etwas später werden würde, wurde sie allmählich unruhig.

Nach einer halben Stunde gab Nikki die Warterei an der Haustür auf. Es wurde bereits dunkel, und es war unwahrscheinlich, daß noch Kinder unterwegs waren. Seit einer ganzen Weile schon war niemand mehr an der Tür der Wilsons erschienen.

Angela wollte gerade damit beginnen, das Abendessen vorzubereiten, als es plötzlich an der Haustür klingelte. Da Nikki schon nach oben gegangen war, um ein Bad zu nehmen, eilte Angela zur Tür. Im Vorbeigehen nahm sie die Glasschale mit den Schokoladenriegeln vom Tisch. Durch die kleine Fensterscheibe in der Tür konnte sie

flüchtig einen Mann erkennen, der sich eine Reptilien-Maske aufgesetzt hatte.

Angela öffnete die Haustür und wollte gerade ein paar anerkennende Worte über die Maskierung sagen, als sie merkte, daß der Mann gar nicht von einem Kind begleitet wurde.

Bevor Angela reagieren konnte, stand der Mann im Haus, umklammerte mit dem linken Arm ihren Nacken und klemmte ihren Kopf ein. Mit seiner rechten Hand, die in einem Handschuh steckte, hielt er ihr den Mund zu, damit sie nicht schreien konnte. Angela ließ vor Schreck die Glasschale mit den Schokoriegeln auf den Marmorboden fallen, wo sie in Hunderte von Einzelteilen zersprang.

Vergeblich versuchte Angela, gegen den Mann anzukämpfen und sich aus seinem Griff zu befreien. Er war zu stark, und weil er sie in einer Art Würgegriff gefangen hielt, konnte sie lediglich ein paar gedämpfte Ächzlaute von sich geben.

»Halten Sie die Klappe, oder ich bringe Sie um!« keuchte der Mann ihr ins Ohr. Dann schüttelte er Angelas Kopf so heftig, daß ihr ein stechender Schmerz den Rücken hinunterjagte. Da gab sie ihren Widerstand auf. Der Mann schaute sich in der Diele um und bemühte sich zu erkennen, ob irgendjemand im Flur oder in der Küche war.

»Wo ist Ihr Mann?« fragte er.

Angela war nicht imstande, zu antworten. Ihr war auf einmal so schwindelig, daß sie Angst hatte, ohnmächtig zu werden.

»Ich werde Sie jetzt loslassen«, raunzte der Mann sie an. »Wenn Sie schreien, erschieße ich Sie. Haben Sie das kapiert?« Um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, schüttelte er Angelas Kopf noch einmal so heftig, daß ihr vor Schmerz die Tränen in die Augen schossen. Dann ließ der Mann sie los. Sie stolperte einen Schritt nach hinten, konnte sich aber gerade noch auf den Beinen halten. Ihr Herz jagte vor Angst, denn sie wußte, daß Nikki oben in der Badewanne lag. Sie bedauerte jetzt, daß sie Rusty vorübergehend in die Scheune gesperrt hatte; doch bei all den Kindern, die am Halloween-Tag an die Haustür kamen, war er nicht mehr zu bändigen gewesen. Angela nahm ihren Angreifer genauer unter die Lupe. Er hatte sich eine groteske Reptilienmaske über sein Gesicht gezogen. Die schuppige Haut

wirkte beinahe echt. Aus einem Mund voller spitzer Zähne hing schlaff eine rote Zunge, die in der Mitte gespalten war. Angela bemühte sich, einen klaren Gedanken zu fassen. Was sollte sie tun? Was konnte sie überhaupt tun? Als sie den Mann noch einmal musterte, sah sie, daß er eine Pistole in der Hand hielt.

»Mein Mann ist nicht zu Hause«, brachte Angela schließlich hervor. Ihre Stimme klang heiser, weil der Mann sie so heftig gewürgt hatte. »Und wo ist Ihre Tochter?« fragte er. »Sie ist unterwegs und zieht mit ihren Freunden von Haus zu Haus«, erwiderte Angela.

»Wann kommt Ihr Mann nach Hause?« wollte der Maskierte jetzt wissen.

Angela zögerte einen Augenblick, denn sie wußte nicht, ob sie ihm die Wahrheit sagen sollte. Doch plötzlich packte der Eindringling wieder so kräftig ihren Arm, daß sich sein Daumennagel in ihre Haut bohrte. »Ich habe Ihnen eine Frage gestellt«, fuhr er sie an. »Er kommt bald«, keuchte Angela mühsam. »Gut«, entgegnete der Mann. »Dann warten wir auf ihn. Und in der Zwischenzeit wollen wir uns ein wenig in Ihrem Haus umsehen, um sicherzugehen, daß Sie mich nicht angelogen haben.«

»Ich würde Sie doch nicht anlügen«, wisperte Angela. Der Mann versetzte ihr einen Stoß und schubste sie ins Wohnzimmer.

Nikki war nicht mehr in der Badewanne. Sie hatte ihr Bad schon vor einer ganzen Weile beendet. Als es an der Haustür geklingelt hatte, war sie schnell in ihr Zimmer gelaufen, um sich anzuziehen und ihre Maske wieder aufzusetzen. Sie wollte unbedingt an der Haustür sein, bevor die Kinder weiterzogen, denn sie wollte deren Kostüme sehen und sie mit ihrem eigenen erschrecken. Sie hatte gerade den oberen Treppenabsatz erreicht, als sie hörte, wie die Glaschale auf den Boden krachte. Sie war wie angewurzelt stehen geblieben und hatte von oben beobachtet, wie ihre Mutter mit einem Mann kämpfte, der sein Gesicht hinter einer Reptilien-Maske verbarg. Nachdem sie ihren anfänglichen Schock überwunden hatte, rannte Nikki über den Flur ins Schlafzimmer ihrer Eltern und stürzte sich auf das Telefon. Doch es war kein Freizeichen zu hören. Die

Leitung war tot. Sie lief zurück in den Flur und lugte vorsichtig über das Treppengeländer. Genau in diesem Augenblick sah sie ihre Mutter mit dem Mann im Wohnzimmer verschwinden. Nikki wagte sich bis zur obersten Treppenstufe, um besser hinuntersehen zu können. Die Schrotflinte lehnte noch immer am untersten Pfosten des Treppengeländers. Als ihre Mutter und der Reptilienmann plötzlich wieder aus dem Wohnzimmer kamen, mußte Nikki schnell einen Schritt zurückspringen, um nicht entdeckt zu werden. Sie hörte, wie das zerbrochene Glas der Süßigkeitenschale unter den Füßen der beiden knirschte. Dann waren keine Schritte mehr zu hören. Dafür drangen jetzt gedämpfte Stimmen an ihr Ohr.

Nikki nahm all ihren Mut zusammen und linste noch einmal über das Treppengeländer. Für einen Augenblick konnte sie ihre Mutter und den Mann sehen, doch dann verschwanden die beiden aus ihrem Blickwinkel und gingen über den Flur in Richtung Küche. Nikki wagte sich wieder einen Schritt nach vorne und nahm ein weiteres Mal das Gewehr ins Visier. Es stand noch immer an der gleichen Stelle. Ganz vorsichtig begann sie, die Treppe hinabzusteigen; sie bemühte sich, möglichst kein Geräusch zu verursachen, doch obwohl sie nur ein Fliegengewicht von fünfunddreißig Kilo war, knarrte es bei jedem Schritt.

Als Nikki die Treppe gerade zur Hälfte hinabgestiegen war, hörte sie, daß ihre Mutter und der Mann wieder zurückkamen. Panisch rannte sie die Treppe wieder hinauf und blieb erst stehen, als sie beinahe am Ende des oberen Flures angelangt war. Sie überlegte noch, was sie tun sollte, als sie ihre Mutter und den Mann die Treppe hochkommen hörte.

Nikki rannte ins Schlafzimmer ihrer Eltern und versteckte sich in einem der begehbaren Wandschränke. An der Rückwand des Schrankes befand sich eine zweite Tür, die auf einen kurzen Flur hinausführte, der das Haus mit der Scheune verband. Von diesem Flur aus konnte man die verschiedenen Lagerräume erreichen; er mündete in eine schmale Wendeltreppe, die in den Vorraum der Küche hinabführte.

Nikki raste diese Wendeltreppe hinunter und eilte dann, so schnell

sie konnte, durch die Küche und über den Flur im Erdgeschoß, bis sie endlich die Diele erreichte. Dort schnappte sie sich das Gewehr. Hektisch überprüfte sie, ob eine Patrone in der Kammer war; sie hatte gut aufgepaßt, als Angela ihr das Gewehr erklärt hatte. Nachdem sie festgestellt hatte, daß das Gewehr geladen war, löste sie den Sicherungsbügel.

Doch sosehr es Nikki auch erleichterte, endlich das Gewehr in den Händen zu halten, sosehr verwirrte es sie auch, da sie nicht wußte, was sie als nächstes tun sollte. Ihre Mutter hatte ihr erklärt, daß die Ladung sehr breit gestreut wurde. Man mußte also nicht so genau zielen, da man mit einem Schuß ein relativ großes Umfeld mit Schrot eindeckte. Und genau da war das Problem: Wenn Nikki auf den Eindringling schoß, würde sie auch ihre Mutter treffen, und das wollte sie auf keinen Fall riskieren.

Doch Nikki hatte keine Zeit, weiter über dieses Dilemma nachzudenken. Es vergingen nämlich nur ein paar Sekunden, bis der Reptilienmann mit ihrer Mutter zum Treppenabsatz zurückkam und ihr befahl, wieder hinunterzugehen. Nikki flüchtete schnell in die Küche. Sie wußte nicht, ob es besser war, sich zu verstecken oder zu den Nachbarn zu laufen.

Bevor Nikki Zeit hatte, sich zu entscheiden, erhaschte sie einen Blick auf ihre Mutter; die taumelte die Diele entlang und konnte sich nur mühsam auf den Beinen halten, weil sie die letzten Stufen offenbar hinuntergestoßen worden war. Der Reptilienmann war ganz nah hinter ihr. Direkt vor Nikkis Augen verpaßte er Angela jetzt einen weiteren, so brutalen Stoß in den Rücken, daß sie beinahe durch die Wohnzimmertür flog. In seiner rechten Hand hielt der Mann eine Pistole.

Nikki hielt das Gewehr in Höhe ihrer Taille und beobachtete den Mann aus etwa sechs Metern Entfernung. Ihre linke Hand hatte sie um den Lauf gelegt, und mit der rechten umklammerte sie den Schaft. Ihren Mittelfinger hatte sie am Abzug.

Plötzlich drehte sich der Eindringling um und entdeckte Nikki. Zunächst schien er seinen Augen nicht trauen zu wollen, doch dann hob er seine Pistole und zielte auf sie. Nikki schloß die Augen und drück-

te ab. Der Schuß verursachte in dem engen Flur einen ohrenbetäubenden Lärm. Nikki wurde von der Wucht des Rückstoßes ein paar Meter nach hinten geschleudert und fiel zu Boden, doch sie umklammerte das Gewehr hartnäckig und behielt es in der Hand. Als sie ihr Gleichgewicht wiedergefunden hatte, setzte sie sich auf und verwendete all ihre verbliebene Kraft darauf, den Hahn erneut zu spannen. In ihren Ohren hallte der Schuß so heftig nach, daß sie das mechanische Klickgeräusch gar nicht hören konnte, welches die Schrotflinte verursachte, als eine neue Patrone in die Schußkammer gestoßen und die verbrauchte ausgespuckt wurde.

Plötzlich kam Angela aus dem rauchigen Dunstschleier auf Nikki zu. Sie kam zu ihr und nahm ihr das Gewehr aus der Hand. Nikki war erleichtert, daß sie die Flinte abgeben konnte.

Sie hörte, wie im Wohnzimmer eine Tür geknallt wurde. Danach war es still.

»Bist du in Ordnung?« fragte Angela leise. »Ja, ich glaube schon«, erwiderte Nikki. Angela half ihr auf die Beine und gab ihr durch ein Zeichen zu verstehen, daß sie ihr folgen solle. Ganz langsam und vorsichtig bewegten sie sich durch die Wohnung bis zu der offenen Terrassentür im Wohnzimmer.

Sie schauten hinaus auf die dunkle Baumreihe, die die Grenze ihres Grundstücks markierte. Für ein paar Sekunden blieben sie ganz still stehen und horchten, ob irgendein Geräusch zu vernehmen war. Doch das einzige, was sie hörten, war ein Hund, der in der Ferne bellte, und Rusty, der seinem Artgenossen aus der Scheune antwortete; ansonsten war es mucksmäuschenstill, und es war kein Mensch zu sehen.

Angela schloß die Tür und verriegelte sie. Sie behielt das Gewehr weiterhin in der Hand, bückte sich zu Nikki und schloß sie ganz fest in ihre Arme. »Du bist eine wahre Heldin«, sagte sie zu ihrer Tochter. »Was meinst du, was dein Vater sagen wird, wenn ich ihm erzähle, was du getan hast.«

»Ich wußte gar nicht, was ich tun sollte«, erwiderte Nikki. »Es tut mir leid, daß ich das Fenster getroffen habe.«

»Ach, das macht doch nichts«, sagte Angela. »Du warst einfach su-

per.« Dann ging Angela zum Telefon und stellte überrascht fest, daß die Leitung tot war. »Das Telefon im Schlafzimmer funktioniert auch nicht mehr«, bemerkte Nikki.

Angela lief es kalt über den Rücken. Der Eindringling hatte sich sogar die Mühe gemacht, die Telefonleitung zu kappen, bevor er geklingelt hatte. Angela wagte sich gar nicht vorzustellen, was passiert wäre, wenn Nikki nicht dagewesen wäre.

»Wir müssen nachsehen, ob der Mann auch wirklich verschwunden ist«, sagte Angela. »Komm mit, wir durchsuchen das Haus.«

Gemeinsam kontrollierten sie das Eßzimmer und gingen dann in die Küche. Anschließend durchsuchten sie den Vorraum und die beiden kleinen Vorratsräume. Dann gingen sie durch die Küche und über den Flur wieder in die Diele zurück.

Als Angela gerade überlegte, ob sie auch die Räume im ersten Stock überprüfen sollten, klingelte es an der Haustür. Sie zuckte zusammen, Nikki ging es genauso. Ängstlich lugten sie durch die kleinen Fenster, die sich in der Tür befanden, und sahen mehrere Kinder auf der Treppe stehen, die sich als Hexen und als Geister verkleidet hatten.

Als David in die Auffahrt einbog, wunderte er sich, daß das ganze Haus hell erleuchtet war. Dann sah er, wie eine Gruppe von Teenagern von der Veranda heruntersprang, über den Rasen rannte und hinter den Bäumen verschwand, die das Ende ihres Grundstücks markierten. Nachdem er ausgestiegen war, sah er, daß die Haustür mit rohen Eier vollgeschmiert worden war. Die Fenster waren mit irgendeinem Schaum eingeseift und die Kürbislaterne zerschmettert worden. David spielte für einen Augenblick mit dem Gedanken, die halbwüchsigen Flegel zu verfolgen, doch es wurde ihm ziemlich schnell klar, daß er keine Chance hatte, sie in der Dunkelheit zu fangen. »Bande!« fluchte er laut. Bis er sah, daß im Erkerfenster des Wohnzimmers weitere Scheiben zu Bruch gegangen waren.

»Verdammt!« entfuhr es David. »Das geht zu weit.« Die Jugendlichen hatten auf der Veranda eine Riesensauerei angerichtet. Sie hatten nicht nur rohe Eier, sondern auch Tomaten gegen die gesamte

vordere Hausfront geworfen.

Wirklich besorgt war David allerdings erst, als er in die Diele trat und sah, daß der ganze Boden mit zerbrochenem Glas und Süßigkeiten übersät war. Auf einmal durchfuhr ihn eine panische Angst, daß seiner Familie etwas zugestoßen sein könnte. Er rief lauthals nach Angela und Nikki.

Beinahe im gleichen Moment erschienen die beiden auf dem oberen Treppenabsatz. Angela hielt noch immer das Gewehr in der Hand. Nikki rannte sofort die Treppe hinunter und warf sich weinend in Davids Arme. »Er hatte eine Pistole«, schluchzte sie ihrem Vater ins Ohr.

»Wer hatte eine Pistole?« fragte David besorgt. »Was ist denn passiert?«

Angela kam ein Stück die Treppe hinunter und ließ sich auf einer Stufe nieder. »Wir hatten Besuch«, sagte sie. »Von wem?« fragte David.

»Das weiß ich nicht«, erwiderte Angela. »Er trug eine Halloween-Maske und hatte einen Revolver bei sich.«

»Um Himmels willen!«, rief David. »Ich hätte euch nicht allein lassen dürfen. Es tut mir so leid.«

»Es ist doch nicht deine Schuld«, versuchte Angela ihn zu beruhigen. »Aber du bist spät dran.«

»Es hat länger gedauert, als ich angenommen hatte«, erklärte David. »Ich habe noch einmal versucht, dich anzurufen, aber die Leitung war ständig besetzt. Ich habe sogar bei der Vermittlung angerufen, und dort hat man mir dann mitgeteilt, daß das Telefon defekt sei.«

»Die Leitung ist gekappt worden«, sagte Angela. »Und zwar von dem Kerl, der hier eingedrungen ist.«

»Hast du die Polizei schon angerufen?« fragte David.

»Wie sollte ich wohl die Polizei anrufen, wenn das Telefon nicht mehr funktioniert?« entgegnete Angela gereizt. »Entschuldigung«, sagte David. »Ich kann gar nicht mehr richtig denken.«

»Seit der Kerl verschwunden ist, haben wir nichts anderes getan, als uns hier oben zu verbarrikadieren. Wir hatten wahnsinnige Angst,

daß er zurückkommen würde.«

»Wo ist eigentlich Rusty?« fragte David. »Ich habe ihn heute mit- tag in die Scheune gebracht; all die verkleideten Kinder an der Tür haben ihn wahnsinnig gemacht.«

»Dann hole ich jetzt das Mobiltelefon aus dem Auto und bringe Rusty gleich mit«, schlug David vor. Bevor er losging, drückte er Nikki noch einmal fest an sich. Draußen sah er, daß sich immer noch die gleiche Gruppe von Teenagern in der Nähe des Hauses herum- trieb. »Wagt es bloß nicht, dieses Grundstück noch einmal zu betre- ten«, schrie David in die Dunkelheit. Als er mit Rusty und dem Tele- fon zurückkehrte, warteten Angela und Nikki in der Küche auf ihn. »Draußen treibt ein Rudel von wildgewordenen Jugendlichen sein Unwesen«, sagte David. »Sie haben auf der Veranda eine Riesen- schweinerei angerichtet.«

»Das haben sie wahrscheinlich gemacht, weil wir nicht aufgemacht haben«, erklärte Angela. »In der letzten Stunde sind alle Kinder, die bei uns geklingelt haben, mit leeren Händen wieder abgezogen. Ich fürchte, daß sie uns jetzt ein paar Streiche spielen, weil wir ihnen keine Süßigkeiten gegeben haben. Aber glaub mir - verglichen mit dem, was wir vorhin durchgemacht haben, sind das wirklich Lappa- lien.«

»Was heißt hier Lappalien?« entgegnete David. »Immerhin haben sie ein paar weitere Scheiben zerschmettert.«

»Für die Fensterscheiben ist Nikki verantwortlich«, sagte Angela und zog ihre Tochter zu sich heran, um sie in ihre Arme zu schließen. »Sie ist eine Heldin.« Dann berichtete sie David, was während seiner Abwesenheit alles passiert war.

Zunächst war David fassungslos.

Dann nahm er Nikki in den einen Arm und Angela in den anderen und setzte sich mit den beiden auf das Sofa im Eßzimmer. Als Ange- la sich beruhigt hatte, rief David die Polizei an. Während sie gemein- sam auf die Ankunft der Beamten warteten, fiel David noch etwas anderes ein. »Was ist eigentlich mit Calhoun? Hast du etwas von ihm gehört?«

»Nein«, erwiderte Angela. »Dabei habe ich deinen Vorschlag be-

folgt und ihm eine Nachricht auf dem Band hinterlassen. Was wollen wir jetzt tun?«

»Ich habe keine Ahnung«, gestand David und stand auf. »Ich schaue mir wenigstens mal das kaputte Fenster an.« Die Polizei ließ sich Zeit. Es dauerte beinahe eine Dreiviertelstunde, bis Robertson aus dem Polizeiwagen stieg. Diesmal trug er seine komplette Uniform. Angela mußte sich auf die Zunge beißen, um ihn nicht zu fragen, ob die schmucke Montur sein Halloween-Kostüm sei. Er wurde von einem Beamten namens Carl Hobson begleitet. Während Robertson das Haus betrat, warf er zunächst einen Blick auf die Abfälle, die sich auf der Veranda türmten, und richtete seine Aufmerksamkeit dann auf das zerbrochene Fenster. In der Hand hielt er ein Klemmbrett, auf dem er sich Notizen machen wollte. »Ich habe gehört, hier hat es mal wieder ein kleines Problem gegeben?« sagte er.

»Kein kleines Problem«, entgegnete Angela, »sondern ein großes.« Dann erzählte sie Robertson genau, was passiert war, nachdem der Mann in ihr Haus eingedrungen war; sie beendete ihre Geschichte mit der Rückkehr von David.

Robertson machte keinen Hehl daraus, daß es ihn Mühe kostete, sich die Geschichte bis zum Schluß anzuhören. Er zappelte ungeduldig auf seinem Stuhl herum und verdrehte, zu seinem Begleiter gewandt, mehrmals gelangweilt die Augen.

»Sind Sie denn sicher, daß der Mann eine echte Pistole bei sich hatte?« fragte Robertson.

»Natürlich war es eine echte Waffe«, erwiderte Angela verzweifelt.

»Und wenn es eine Spielzeugpistole war, die zu seinem Kostüm gehörte? Woher wollen Sie denn wissen, daß der Kerl nicht nur seinen Schabernack mit Ihnen treiben wollte? Schließlich feiern wir heute Halloween.« Dann gab er Hobson mit einem Wink zu verstehen, daß sie sich wieder auf den Weg machen wollten.

»Jetzt warten Sie gefälligst noch einen Augenblick«, fuhr David dazwischen. »Es gefällt mir überhaupt nicht, was ich hier hören muß. Ich habe den Eindruck, daß Sie das alles gar nicht ernst nehmen. Dieser Mann hatte eine Waffe bei sich. Und er hat meiner Frau Gewalt angetan. Haben Sie nicht gesehen, daß bei dem Kampf sogar

unser Erkerfenster kaputtgeschossen wurde?«

»Schreien Sie mich nicht an«, erwiderte Robertson gereizt. »Ihre verehrte Gattin hat bereits zugegeben, daß es ihr geliebtes Töchterchen gewesen ist, welches das Fenster zerballert hat. Und dann können Sie sich noch etwas hinter die Ohren schreiben: Es ist verboten, innerhalb einer geschlossenen Ortschaft mit einem Gewehr zu schießen, es sei denn, Sie tun dies auf freiem Gelände, in der Nähe einer Müllkippe.«

»Verlassen Sie sofort mein Haus«, brüllte David den Polizisten nun an.

»Mit dem größten Vergnügen«, erwiderte Robertson und forderte Hobson mit einem Zeichen auf, ihm zu folgen. An der Tür blieb er noch einmal stehen. »Ich möchte Ihnen noch einen Rat geben: Sie sind hier nicht gerade beliebt, und Sie könnten sich in nächster Zeit noch mehr Feinde machen, wenn jetzt rauskommt, daß Sie auch noch auf ein unschuldiges Kind geschossen haben, das nicht mehr wollte, als ein paar Süßigkeiten zu erbitten. Gott stehe Ihnen bei, wenn Sie das Kind getroffen haben sollten.« David stürmte zur Tür und knallte sie hinter Robertson zu.

»Dieser Mistkerl!« schrie er wütend. »Also, die örtliche Polizei können wir getrost vergessen. Von denen kann man keinerlei Hilfe erwarten.«

Angela verschränkte die Arme und kämpfte mit den Tränen. »Was für ein Schlamassel«, seufzte sie und schüttelte den Kopf. »Glaubst du, wir sollten besser irgendwo anders übernachten?«

»Wo willst du um diese Uhrzeit schon hingehen?« entgegnete David. »Ich denke, wir sollten hierbleiben. Ich werde dafür sorgen, daß wir keinen weiteren Besuch bekommen.«

»Wahrscheinlich hast du recht«, erwiderte Angela und seufzte erneut. »Ich kann überhaupt nicht mehr klar denken. Ich bin noch nie in meinem Leben so durcheinander gewesen.«

»Hast du Hunger?« fragte David.

Angela zuckte mit den Schultern. »Kaum«, erwiderte sie. »Aber ich hatte gerade angefangen, das Abendessen vorzubereiten, als dieser Kerl hier eingedrungen ist.«

»Also, ich habe einen Riesenhunger«, stellte David klar. »Ich habe seit dem Frühstück nichts mehr gegessen.«

»Dann schlage ich vor, daß Nikki und ich etwas zum Essen vorbereiten«, bot Angela an.

David rief währenddessen bei der Telefongesellschaft an, um mitzuteilen, daß sein Telefon nicht mehr funktioniere. Als er darauf hinwies, daß er Arzt sei, versprach man ihm, so schnell wie möglich einen Techniker vorbeizuschicken.

Anschließend ging er in die Scheune, weil er wußte, daß dort noch ein paar ausrangierte Lampen herumlagen. Als er diese aufgestellt und angeschlossen hatte, wurde das ganze Haus von außen hell angestrahlt. David, Angela und Nikki saßen noch beim Abendessen, als der Telefontechniker eintraf. Er stellte ziemlich schnell fest, daß das Problem außerhalb des Hauses lag; die Telefonleitung war genau an der Stelle durchtrennt worden, an der sie nach drinnen führte. Während der Techniker die Leitung reparierte, beendeten die Wilsons ihr Essen.

»Ich hasse Halloween«, sagte der Techniker, als er an die Tür kam, um mitzuteilen, daß das Telefon wieder in Ordnung sei. David dankte dem Mann dafür, daß er an einem Sonntagabend gekommen war.

Nach dem Abendessen traf David noch ein paar zusätzliche Sicherheitsvorkehrungen. Zunächst nagelte er ein paar Bretter vor das kaputte Erkerfenster, und als er damit fertig war, ging er durch das ganze Haus und überprüfte, ob alle Türen und Fenster verriegelt waren. Obwohl der Besuch der Polizei eigentlich nur ärgerlich gewesen war, hatte er auch eine gute Seite gehabt. Seitdem die beiden Beamten dagewesen waren, hatten die nervtötenden Teenager ihren Kleinkrieg endlich aufgegeben. Offenbar hatte der Anblick des Polizeiwagens ihnen einen gehörigen Schrecken eingejagt. Gegen neun Uhr gingen David und Angela mit Nikki nach oben, um ihr bei ihrer Atemgymnastik zu helfen.

Nachdem Nikki sich schlafen gelegt hatte, setzten David und Angela sich an den Tisch im Eßzimmer, um sich endlich das Material anzusehen, das David aus Boston mitgebracht hatte.

Um noch besser vor weiterem ungebetenen Besuch geschützt zu

sein, hatte David Rusty mit nach unten ins Eßzimmer genommen. David vertraute auf das sensible Gehör des Hundes, doch vorsichtshalber behielt er auch noch das Gewehr in Reichweite.

»Weißt du, was ich glaube«, begann Angela, während David den Umschlag öffnete, in dem sich die medizinischen Dossiers der Verdächtigen befanden. »Ich glaube, daß der Mann, der vorhin hier eingedrungen ist, derselbe ist, der Hodges umgebracht und die Krankenhaus-Patienten auf dem Gewissen hat. Je mehr ich darüber nachdenke, desto sicherer bin ich mir. Nur so macht das alles einen Sinn.«

»Der Meinung bin ich auch«, stimmte David ihr zu. »Und ich glaube, daß Clyde Devonshire auf unserer Kandidatenliste ganz oben steht. Lies dir mal das hier durch.«

David reichte Angela die medizinischen Unterlagen über Devonshire. Angela überflog den Text und war entsetzt. »Ach du meine Güte«, sagte sie, als sie fast am Ende angelangt war. »Er ist ja HIV-positiv.« David nickte. »Das bedeutet, daß er selbst an einer potentiell tödlich verlaufenden Krankheit leidet. Ich glaube, wir haben es hier in der Tat mit einem ernsthaft Verdächtigen zu tun, vor allem, wenn man die Tatsache, daß er HIV-positiv ist, mit all den anderen Fakten in Verbindung bringt. Denk zum Beispiel mal daran, daß er wiederholt vor dem Haus von Jack Kevorkian festgenommen wurde. Er interessiert sich offenbar brennend dafür, wie man Leute beim Selbstmord unterstützt. Und wer weiß, ob dieses Interesse nicht eines Tages in die wahnsinnige Idee umgeschlagen ist, ein Euthanasie-Programm in die Tat umzusetzen? Er ist ein ausgebildeter Krankenpfleger und verfügt somit über die notwendigen medizinischen Fachkenntnisse. Außerdem arbeitet er im Krankenhaus und hat ständigen Zugang zu den Patienten. Und wenn ihn all das noch nicht genug belasten sollte - er hat ja zudem auch noch eine Vergewaltigung auf dem Kerbholz. Es ist durchaus möglich, daß er der maskierte Täter ist.«

Angela nickte. »Das Problem ist nur, das die ganze Geschichte auf bloßen Vermutungen beruht«, sagte sie. »Weißt du eigentlich, wie Clyde Devonshire aussieht? Würdest du ihn überhaupt erkennen?«

»Nein«, gestand David.

»Ich frage mich, ob ich ihn anhand seiner Größe oder an seiner Stimme wiedererkennen würde«, sagte Angela. »Ich habe da so meine Zweifel. Wahrscheinlich wäre ich niemals absolut sicher.«

»Sehen wir uns den nächsten an«, schlug David vor. »Der nächste Kandidat ist Werner van Slyke. Sieh dir mal an, was über ihn alles in den medizinischen Unterlagen steht.« David reichte Angela das Dossier über van Slyke. Es war erheblich umfangreicher als das von Devonshire.

»Du lieber Himmel«, staunte Angela, als sie die Papiere überflogen hatte. »Was die Leute für Macken haben, ohne daß man es weiß.«

»Glaubst du, er könnte der Täter sein?« fragte David. »Seine psychische Krankengeschichte ist ziemlich bemerkenswert«, antwortete Angela. »Aber ich glaube nicht, daß er der Täter ist. Die schizoid-affektiven Funktionsstörungen und seine Manie und Paranoia müssen nicht unbedingt zu einem antisozialen, psychotischen Verhalten führen.«

»Aber man muß auch nicht gezwungenermaßen ein antisoziales Verhalten an den Tag legen, um irrationale Gedanken über Euthanasie zu entwickeln und in die Tat umzusetzen«, entgegnete David.

»Da hast du recht«, sagte Angela. »Aber ebensowenig ist es so, daß psychisch Kranke unbedingt kriminell werden müssen. Wenn van Slyke ein langes Vorstrafenregister hätte oder wenn er regelmäßig durch Gewalttaten aufgefallen wäre, wäre das etwas anderes. Da das aber nicht der Fall ist, glaube ich, daß wir ihn auf unserer Liste der Tatverdächtigen nicht ganz nach oben setzen sollten. Außerdem mag er ja über atomgetriebene U-Boote Bescheid wissen - medizinische Fachkenntnisse besitzt er dadurch aber noch lange nicht. Und wie sollte er es ohne medizinische Ausbildung geschafft haben, einen Patienten nach dem anderen mit einer derart geheimnisvollen Methode umzubringen, daß nicht einmal du sie aufzudecken imstande bist?«

»Stimmt, das weiß ich auch nicht«, sagte David. »Aber jetzt sieh dir mal an, was für Unterlagen Robert mir heute noch über ihn gegeben hat.«

David reichte Angela die Liste, auf der die zahlreichen Bankkonten,

über die van Slyke in Albany und Boston verfügte, aufgeführt waren.

»Wo, um Himmels willen, hat er das ganze Geld bloß her?« fragte Angela. »Glaubst du, es hat irgend etwas mit unserem Fall zu tun?«

David zuckte mit den Schultern. »Eine gute Frage«, erwiderte er. »Robert glaubt nicht daran. Er ist der Meinung, daß van Slyke wahrscheinlich mit Drogen handelt. Wie wir ja wissen, kann man in Bartlet ohne Probleme Marihuana bekommen. Also ist es nicht ausgeschlossen, daß er das Geld als Dealer verdient.« Angela nickte.

»Wenn er allerdings nicht dealt, dann wird die Sache ominös«, fuhr David fort. »Warum?« fragte Angela.

»Nehmen wir mal an, es war doch van Slyke, der all die Patienten umgebracht hat«, führte David aus. »Wenn er nicht durch den Verkauf von Drogen an sein Geld gekommen ist, könnte es doch sein, daß er für jeden getöteten Patienten bezahlt wurde.«

»Was für eine grauenhafte Vorstellung«, erwiderte Angela. »Aber wenn es wirklich so wäre, dann wären wir wieder da, wo wir angefangen haben. Wir hätten keinen blassen Schimmer, wer hinter all den Morden steckt. Wer sollte van Slyke wohl bezahlen, und warum sollte diese Person das tun?«

»Ich glaube immer noch, daß wir es mit einem wahnsinnigen Todesengel zu tun haben«, entgegnete David. »Immerhin haben alle Opfer an einer potentiell tödlich verlaufenden Krankheit gelitten.«

»Wahrscheinlich gehen wir viel zu abstrakt an die Sache heran«, sagte Angela. »Wir haben unendlich viele Informationen über die Verdächtigen und versuchen nun krampfhaft, alles, was wir wissen, in einer einzigen Theorie unterzubringen. Die meisten Daten haben wahrscheinlich gar nichts mit unserem Fall zu tun.«

»Da hast du wahrscheinlich recht«, stimmte David zu. »Aber mir ist gerade etwas eingefallen. Falls wir zu dem Schluß kommen sollten, daß van Slyke der Täter ist, dann könnten wir einen Vorteil daraus ziehen, daß er psychisch so schwer angeschlagen ist.«

»Was meinst du damit?« fragte Angela. »Wir wissen, daß van Slyke einen Nervenzusammenbruch hatte, weil er den Belastungen auf einem Patrouillen-U-Boot nicht gewachsen war. Das überrascht mich nicht allzusehr. Wahrscheinlich wäre es mir genauso ergangen. Inte-

ressant ist jedoch, daß er während seines Nervenzusammenbruchs paranoide Symptome entwickelt und sich gegen seine Vorgesetzten gewendet hat. Aus seinem Lebenslauf können wir zudem schließen, daß er sich schon häufiger so verhalten hat. Wenn wir ihn nun mit unserem Verdacht konfrontieren würden, würde er mit Sicherheit durchdrehen. Und dann könnten wir dafür sorgen, daß sich seine Paranoia gegen denjenigen richtet, der ihn bezahlt. Wir müßten ihm lediglich klarmachen, daß sein Auftraggeber plant, ihn, van Slyke, dafür verantwortlich zu machen, falls etwas schiefgehen sollte. Und da wir ja mit ihm über die Vorfälle reden, läge es klar auf der Hand, daß bereits etwas schiefgegangen ist.«

Angela schaute David fassungslos an. »Manchmal muß ich wirklich über dich staunen«, sagte sie. »Vor allem, wenn ich daran denke, daß du dich immer für einen rational denkenden Menschen hältst. Ich finde deinen Vorschlag vollkommen abwegig. Aus dem medizinischen Dossier über van Slyke geht hervor, daß er während seiner manischen Phasen aggressiv wird. Und du meinst allen Ernstes, die paranoide Schizophrenie dieses Mannes provozieren zu können, ohne dich dabei selbst in Gefahr zu bringen? Das ist doch absurd! Er würde mit absoluter Sicherheit gewalttätig werden, und seine Aggressivität würde er an jedem auslassen, der ihm gerade in die Quere käme, und zwar zuallererst an dir.«

»Es war ja nur ein Vorschlag«, erwiderte David kleinlaut. »Ich will mich jetzt nicht weiter darüber aufregen«, sagte Angela. »Bislang ist sowieso alles nur Spekulation und reine Theorie.«

»In Ordnung«, sagte David und beendete schnell das Thema. »Unser nächster Kandidat ist Peter Ullhof. Wie es aussieht, verfügt er über medizinische Fachkenntnisse. Er ist schon mehrfach festgenommen worden, weil er als Abtreibungsgegner an verschiedenen Aktionen teilgenommen hat. Doch darüber hinaus geben die Informationen über ihn nicht viel her.«

»Und was wissen wir über Joe Forbs?« fragte Angela. »Das einzige, was ihn verdächtig erscheinen lassen könnte, ist, daß er offenbar nicht imstande ist, seine persönlichen Geldangelegenheiten in den Griff zu bekommen«, antwortete David.

»Dann bleibt nur noch Claudette Maurice.«

»Sie scheint vollkommen unbescholten zu sein«, erwiderte David.

»Bei ihr würde mich nur interessieren, an welcher Körperstelle sie ihre Tätowierung hat.«

»Ich bin total geschafft«, stöhnte Angela und warf die Unterlagen, die sie in den Händen gehalten hatte, auf den Tisch. »Vielleicht fällt uns ja mehr ein, wenn wir eine Nacht darüber geschlafen haben.«

Kapitel 25

Montag, 1. November

Nikki wachte mitten in der Nacht auf, weil sie wieder von einem Alptraum geplagt wurde. Schließlich verbrachte sie den Rest der Nacht im Bett von David und Angela, die sich jedoch ebenfalls nur unruhig hin- und herwälzten. Nicht einmal Rusty konnte richtig schlafen. Im Laufe der Nacht knurrte und bellte er mehrmals so laut, daß David vor Schreck aus dem Bett sprang und nach dem Gewehr griff. Doch es war jedesmal nur falscher Alarm. Als sie am nächsten Morgen aufstanden, gab es nur einen Lichtblick: Nikki ging es gesundheitlich hervorragend, und ihre Lunge war absolut frei. Trotzdem zogen David und Angela gar nicht erst in Erwägung, ihre Tochter in die Schule zu schicken.

Als sie ein weiteres Mal versuchten, Calhoun zu erreichen, schaltete sich wieder nur sein Anrufbeantworter ein. Sie überlegten, ob sie die Polizei einschalten sollten, konnten sich aber nicht zu einer Entscheidung durchringen. Sie mußten sich eingestehen, daß sie Calhoun nicht besonders gut kannten und daß der Mann auf jeden Fall etwas exzentrisch war. Deshalb, so meinten sie, war es sicherlich etwas voreilig, die Polizei jetzt schon um Hilfe zu bitten. Außerdem waren sie nach all ihren schlechten Erfahrungen, vor allem nach Robertsons Auftritt am Abend zuvor, unschlüssig, ob es überhaupt etwas bringen würde, die örtliche Polizei zu informieren.

»Eines weiß ich jedenfalls genau«, stellte Angela klar. »Ich will auf keinen Fall noch eine Nacht in diesem Haus verbringen. Vielleicht sollten wir einfach unsere Sachen zusammenpacken und uns nicht mehr darum kümmern, was in diesem Ort vor sich geht.«

»Wenn wir das ernsthaft in Erwägung ziehen, sollte ich wohl am besten bei Mr. Sherwood anrufen«, schlug David vor.

»Ja, mach das«, forderte Angela ihn auf. »Ich will wirklich keine weitere Nacht hier verbringen, das meine ich todernt.«

Als David bei der Bank anrief, um mit dem Direktor einen Termin zu vereinbaren, teilte man ihm mit, daß er frühestens um drei Uhr einen Termin bekommen könne. David hätte zwar lieber schon früher mit Sherwood geredet, doch es blieb ihm nichts anderes übrig, als bis zum Nachmittag zu warten.

»Wir sollten unbedingt auch mit einem Rechtsanwalt reden«, sagte Angela.

»Stimmt«, erwiderte David. »Am besten rufen wir Joe Cox an.«

Joe war ein guter Freund von David und Angela. Zudem galt er als einer der cleversten Anwälte in ganz Boston. Als Angela in seiner Kanzlei anrief, teilte man ihr mit, daß Joe nicht zu sprechen sei, weil er den ganzen Tag im Gericht zu tun habe. Angela hinterließ ihm die Nachricht, daß sie sich später noch einmal melden würde. »Was schlägst du vor, wo wir heute die Nacht verbringen sollen?« fragte Angela, während sie den Telefonhörer auflegte.

»Unsere engsten Freunde in Bartlet sind die Yansens«, erwiderte David. »Aber das will nicht viel heißen. Seit diesem lächerlichen Tennisspiel bin ich Kevin möglichst aus dem Weg gegangen. Deshalb möchte ich ihn lieber nicht anrufen.« Er hielt einen Moment inne und seufzte. »Ich könnte ja meine Eltern anrufen.«

»Daran habe ich auch schon gedacht«, sagte Angela. David griff zum Telefon und wählte die Nummer seiner Eltern, die seit einiger Zeit in New Hampshire wohnten. Er erzählte seiner Mutter, daß an dem Haus in Bartlet einige Reparaturen anstünden und fragte sie, ob Angela und Nikki und er für ein paar Tage kommen könnten. Seine Mutter war begeistert, und sie beteuerte, daß der Besuch ihr ganz bestimmt keine Umstände bereiten würde; im Gegenteil, sie freue sich riesig darauf, die drei endlich wiederzusehen.

Danach versuchte Angela noch einmal, Calhoun zu erreichen. Als sie wieder kein Glück hatte, schlug sie David vor, gemeinsam nach Rutland zu fahren, um bei Calhouns Haus vorbeizuschauen. David stimmte zu, und kurz darauf stiegen die drei in ihren Volvo und fuhren los. »Da vorne ist es«, sagte Angela, als sie sich dem Haus von Calhoun näherten.

David stellte das Auto ab, und sie stiegen aus. Sie hatten gehofft,

beruhigt wieder zurückfahren zu können, doch sie wurden enttäuscht. Es war nicht zu übersehen, daß Calhoun nicht zu Hause war. Die Zeitungen der vergangenen zwei Tage lagen unberührt vor der Haustür. Auf ihrem Rückweg nach Bartlet rätselten David und Angela wieder, was sie tun sollten, doch jetzt waren sie noch unschlüssiger als vorher. Angela erinnerte sich, daß Calhoun damals, als sie ihn engagiert hatte, sich ebenfalls tagelang nicht gemeldet hatte. Schließlich beschlossen sie, noch einen Tag zu warten. Falls er sich in den nächsten vierundzwanzig Stunden nicht bei ihnen melden würde, wollten sie zur Polizei gehen.

Wieder zu Hause angekommen, begann Angela ein paar Sachen für den Besuch bei Davids Eltern zusammenzupacken. Während Nikki ihr dabei half, nahm David sich das Telefonbuch vor und suchte die Anschriften der fünf tätowierten Krankenhausangestellten heraus. Nachdem er sich die Adressen notiert hatte, ging er nach oben und teilte Angela mit, daß er mal kurz bei den fünf Verdächtigen vorbeifahren wolle, um zu sehen, in was für Verhältnissen sie wohnten.

»Ich möchte nicht, daß du wegfährst«, sagte Angela in einem strengen Ton.

»Wieso denn nicht?« fragte David überrascht. »Zum einen möchte ich nicht noch einmal allein in diesem Haus bleiben«, erwiderte sie. »Und zum anderen wissen wir doch inzwischen, wie gefährlich diese Sache für uns geworden ist. Ich will auf keinen Fall, daß du um das Haus eines potentiellen Mörders herumschleichst.«

»Ist ja schon gut«, beruhigte David seine Frau. »Dein erster Grund hat mich schon ganz und gar überzeugt. Ich hatte gedacht, daß es dir nichts ausmachen würde, am hellichten Tage alleine hierzubleiben. Außerdem glaube ich nicht, daß ich mich in Gefahr begeben würde, wenn ich nur bei den Leuten vorbeifahre; wahrscheinlich sind sie jetzt sowieso alle arbeiten.«

»Daß sie nur wahrscheinlich nicht zu Hause sind, genügt mir nicht«, entgegnete Angela. »Warum hilfst du uns nicht lieber, das Gepäck ins Auto zu bringen?« Es war beinahe Mittag, als sie fertig waren. Nachdem sie sich vergewissert hatten, daß alle Türen verschlossen waren, stiegen sie ein. Rusty sprang auf den Rücksitz und

ließ sich neben Nikki nieder.

David's Mutter, Jeannie Wilson, bereitete ihnen einen warmherzigen Empfang und sorgte dafür, daß sie sich sofort wie zu Hause fühlten. David's Vater, Albert, war morgens zum Angeln gefahren und wollte erst gegen Abend zurückkommen.

Nachdem sie alles ins Haus getragen hatten, ließ Angela sich erschöpft auf das Bett im Gästezimmer fallen. »Ich bin völlig am Ende«, sagte sie. »Wenn ich mich hinlegen würde, könnte ich auf der Stelle einschlafen.«

»Warum tust du es nicht einfach?« schlug David vor. »Wir müssen doch nicht beide mit Sherwood reden.«

»Macht es dir nichts aus, dich allein mit ihm zu unterhalten?« fragte Angela.

»Nein, überhaupt nicht«, erwiderte David und schlug bereits die Decke zurück, um Angela das Bett noch verlockender zu machen. Als er die Tür hinter sich schloß, hörte er noch, wie sie ihm nachrief, daß er vorsichtig fahren solle, doch ihre Stimme klang schon ganz schläfrig.

David teilte seiner Mutter und Nikki mit, daß Angela einen Mittagsschlaf halte. Er schlug Nikki vor, sich doch auch ein wenig hinzulegen, doch sie war bereits voller Eifer dabei, mit Großmutter Plätzchen zu backen. David erklärte den beiden, daß er noch einen Termin in Bartlet habe, und verließ das Haus.

Als er in Bartlet ankam, hatte er bis zu seinem Termin noch eine Dreiviertelstunde Zeit. Er hielt an und warf einen Blick auf die Liste mit den Namen und Anschriften der fünf tätowierten Krankenhausangestellten. Die Wohnung von Clyde Devonshire war nicht weit entfernt. David hatte zwar ein schlechtes Gewissen, doch das hinderte ihn nicht daran, trotzdem zu Clydes Adresse zu fahren. Er rechtfertigte seine Entscheidung damit, daß Angelas Ängste unbegründet waren.

Schließlich wollte er sich einfach nur ein wenig umsehen. Überrascht stellte er fest, daß sich hinter der Adresse von Devonshire ein Tabakwarenladen verbarg. David parkte vor dem Gebäude, stieg aus und betrat den Laden. Als er an der Kasse stand, um einen Orangen-

saft zu bezahlen, fragte er einen der beiden Verkäufer, ob er Clyde Devonshire kenne.

»Selbstverständlich«, erwiderte der Mann. »Er wohnt oben.«

»Kennen Sie ihn gut?« fragte David. »So lala«, antwortete der Mann. »Er kommt hin und wieder in den Laden.«

»Ich habe gehört, daß er eine Tätowierung hat«, sagte David.

Der Mann lachte. »Clyde hat jede Menge Tätowierungen.«

»Wissen Sie auch, wo er die Tätowierungen hat?« fragte David, obwohl ihm diese Frage ziemlich peinlich war. »Er hat sich um beide Handgelenke herum ein Kettenmuster eintätowieren lassen«, meldete sich der zweite Verkäufer zu Wort. »Es sieht so aus, als hätte man ihn in Ketten gelegt.«

Der erste Verkäufer begann wieder zu lachen, diesmal aber etwas lauter.

David grinste. Er hatte zwar nicht verstanden, was an der Bemerkung so lustig war, doch er wollte höflich sein. Zumindest hatte er herausgefunden, wo Clyde seine Tätowierungen hatte und wußte nun, daß man ihm diese während eines Kampfes theoretisch hätte beschädigen können.

»Auf dem Oberarm hat er auch eine Tätowierung«, sagte der erste Verkäufer. »Und auf der Brust hat er sogar zwei.« David bedankte sich bei den beiden Verkäufern und verließ den Laden. Dann ging er um das Gebäude herum und entdeckte einen Seiteneingang, der zu Devonshires Wohnung führte. Für einen Augenblick dachte David daran auszuprobieren, ob die Tür sich öffnen ließ, doch dann unterließ er es. Schließlich hatte er sich mit Angela darauf geeinigt, kein weiteres Risiko einzugehen. David stieg wieder in sein Auto und sah auf die Uhr. Bis zu seinem Termin mit Sherwood blieben ihm noch zwanzig Minuten; somit hatte er noch genug Zeit, sich die Wohnung eines weiteren Verdächtigen vorzunehmen. Am schnellsten war die Adresse von van Slyke zu erreichen.

Ein paar Minuten später bog David in die Straße ein, in der van Slyke wohnte. Er fuhr etwas langsamer, damit er die Hausnummern lesen konnte. Plötzlich trat David auf die Bremse. Er war gerade an einem grünen Lieferwagen vorbeigefahren, der genauso aussah wie

der von Calhoun. David setzte ein paar Meter zurück und parkte seinen Volvo direkt hinter dem grünen Wagen. Auf der hinteren Stoßstange prangte ein Aufkleber, auf dem es hieß: »This Vehicle Climbed Mount Washington«. Das Fahrzeug mußte Calhoun gehören.

David stieg aus und warf einen Blick in die Fahrerkabine des Lieferwagens. Auf der geöffneten Klappe des Handschuhfachs stand eine verdreckte Kaffeetasse. Der Aschenbecher quoll vor lauter Zigarettenkippen über. David erkannte jetzt die Sitzbezüge und den Duftspender wieder, der am Rückspiegel befestigt war. Nun gab es keinen Zweifel mehr: Es war definitiv Calhouns Wagen. David drehte sich um und betrachtete das Haus auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Es befand sich zwar kein Briefkasten vor dem Haus, doch er sah, daß die Anschrift auf dem Sockel der Veranda stand: Apple Tree Lane 66; das war die Adresse von van Slyke.

David überquerte die Straße und sah sich das Haus genauer an. Es hätte dringend einen neuen Anstrich und etliche Reparaturen benötigt. Man konnte nicht einmal mehr die ursprüngliche Farbe des Hauses erkennen. Jetzt war es grau, nur an einigen Stellen schimmerte es etwas grünlich durch; wahrscheinlich hatte es einmal einen blassen olivgrünen Anstrich gehabt.

David konnte keinerlei Lebenszeichen entdecken. Bis auf die Reifenspuren im Kies der Hofeinfahrt wirkte das Haus vollkommen unbewohnt.

David ging zur Garage hinüber und schaute nach, ob ein Auto darin stand. Doch die Garage war leer. Danach ging er zur Vorderseite des Hauses zurück. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß ihn niemand von der Straße beobachtete, probierte er die Tür. Sie war nicht verschlossen; David mußte nur die Klinke hinunterdrücken, und die Tür öffnete sich. Ganz langsam schob er sie auf; die verrosteten Scharniere quietschten. David lugte vorsichtig durch die Tür. Die Möbel, die er von seinem Standort aus sehen konnte, waren mit Staub und Spinnweben überzogen. Er holte einmal tief Luft und fragte laut in die Wohnung hinein, ob jemand zu Hause sei.

Falls jemand da war, so antwortete diese Person jedenfalls nicht. David spitzte die Ohren, doch es herrschte absolute Stille.

Er kämpfte für einen Augenblick mit dem Gedanken, die Flucht zu ergreifen, doch dann nahm er all seinen Mut zusammen und trat über die Türschwelle. Die totale Stille in dem Haus nahm ihm den Atem. Sein Herz begann zu rasen. Er hatte eigentlich gar nicht hineingehen wollen, aber er mußte herausfinden, wo Calhoun steckte. David fragte noch einmal laut, ob jemand da sei, doch wieder antwortete ihm niemand. Als er gerade zum dritten Mal rufen wollte, fiel die Tür hinter ihm mit einem lauten Krachen ins Schloß. David fiel vor Schreck beinahe in Ohnmacht. Auf einmal überkam ihn eine irrsinnige Angst, daß die Tür aus irgendeinem Grunde plötzlich verschlossen sein könnte. Panisch riß er sie wieder auf und stellte einen verstaubten Schirmständer in den geöffneten Türspalt.

Nachdem er sich wieder einigermaßen beruhigt hatte, machte er einen Rundgang durch das Erdgeschoß. Er ging schnell von einem schmutzigen Raum in den nächsten, bis er die Küche erreichte. Dort machte er halt. Auf dem Tisch stand ein Aschenbecher, in dem eine Zigarette der Marke *Antonio y Cleopatra* ausgedrückt worden war. Direkt hinter dem Küchentisch war eine weit offenstehende Tür, die in den Keller führte. David ging hinüber und warf einen Blick in die Dunkelheit. Neben der Tür befand sich ein Lichtschalter. Als er den Schalter betätigte, schimmerte ein fahler Lichtschein aus dem Keller nach oben.

David atmete noch einmal tief durch und stieg dann die Treppe hinab. Auf halbem Wege blieb er stehen und richtete seinen Blick auf das Durcheinander, das sich vor seinen Augen ausbreitete. Der Keller war vollgestopft mit alten Möbeln, Kisten, einem Überseekoffer, überall lagen Werkzeuge herum und alter Ramsch. David fiel auf, daß der Keller einen Lehm Boden hatte, genauso wie in seinem eigenen Haus; lediglich neben dem Heizofen war der Boden mit einer Betonplatte versiegelt worden. Er stieg die Treppe ganz hinunter und steuerte auf den betonierten Abschnitt zu. Um diese Stelle genau inspizieren zu können, ging David in die Hocke. Der Beton war noch ganz feucht und dunkel. David befühlte die Fläche mit der Hand, um sicher zu sein, daß seine Vermutung stimmte. Während er sich wieder aufrichtete und zur Treppe zurückeilte, lief ihm ein kalter Schau-

er über den Rücken. Er hatte genug gesehen und wollte unverzüglich die Polizei benachrichtigen. Die örtlichen Ordnungshüter wollte er allerdings nicht noch einmal einschalten; er hatte vor, sich diesmal direkt an die Dienststelle der bundesstaatlichen Polizei zu wenden. Als er die oberste Treppenstufe erreicht hatte, blieb er abrupt stehen. Er hörte, wie in der Hofeinfahrt Autoreifen über den Kies knirschten. Es war jemand gekommen.

Für einen Augenblick wußte David nicht, was er tun sollte. Doch er hatte keine Zeit, lange darüber nachzudenken, denn er hörte bereits, wie die Autotür geöffnet und wieder zugeschlagen wurde. Dann vernahm er Schritte; jemand ging auf die Haustür zu.

David geriet in Panik. Er zog die Kellertür hinter sich zu und rannte schnell wieder die Treppe hinunter. Unten angekommen, machte er sich Mut, indem er sich einredete, daß es noch einen weiteren Ausgang nach draußen geben mußte - vielleicht eine Art Hintertreppe, die direkt in den Hof führte.

Am Ende des Kellers befanden sich verschiedene Türen. David verlor keine Zeit und kämpfte sich durch das Chaos. An der ersten Tür entdeckte er einen Riegel, der nicht vorgeschoben war. So leise wie möglich öffnete David die Tür. Dahinter befand sich ein Vorratskeller, der von einer einzigen, sehr schwachen Glühbirne beleuchtet wurde. Als David aus dem Erdgeschoß Schritte hörte, rannte er schnell zu der zweiten Tür hinüber. Er drückte die Klinke nach unten, doch die Tür ließ sich nicht öffnen. Als er sich schließlich mit seinem ganzen Gewicht gegen die Tür warf, flog sie mit einem lauten Knarren auf; wahrscheinlich war sie seit Jahren nicht mehr geöffnet worden. Hinter der Tür befand sich genau das, wonach David verzweifelt gesucht hatte: eine Treppe, die zu einer Falltür hinauf führte. David zog die Tür hinter sich zu und stand nun im Dunkeln. Nur durch die Ritzen der Falltür, die sich fast genau über ihm befand, fiel ein schwacher Lichtstrahl. David krabbelte die Stufen hinauf, bis direkt unter die Falltür. Ein paar Sekunden lang rührte er sich nicht, um zu lauschen, ob sich irgend etwas tat. Doch er hörte nichts. Er stemmte seine Hände gegen die beiden Klappen der Falltür und versuchte sie mit aller Kraft nach oben zu drücken. Doch er hatte Pech:

Die Klappen ließen sich nur knapp einen Zentimeter weit öffnen, denn sie waren von außen mit einem Vorhängeschloß verriegelt. David ließ die Türklappen vorsichtig wieder herunter und bemühte sich, die Ruhe zu bewahren. In seinen Schläfen hämmerte der Puls. Er wußte, daß er in der Falle saß. Seine einzige Chance bestand darin, nicht entdeckt zu werden. Doch dann hörte er auch schon, wie oben jemand die Kellertür aufriß und mit lauten Schritten die Treppe hinunterstapfte.

David verkroch sich in der Dunkelheit und hielt die Luft an.

Die Schritte kamen näher, und dann riß plötzlich jemand mit einem kräftigen Ruck die Tür zu seinem Versteck auf. Eine Sekunde später starrte David in das wirre Gesicht Werner van Slykes.

Van Slyke schien noch entsetzter zu sein als David. Er machte den Eindruck, als hätte er gerade eine Überdosis Speed geschluckt. Seine Augen waren weit aufgerissen, die Pupillen waren so stark erweitert, daß die Iris gar nicht mehr zu erkennen war. Auf seiner Stirn hatten sich unzählige Schweißperlen gebildet, und er zitterte am ganzen Leib. Vor allem jedoch schlenkerten seine Arme unkontrolliert hin und her, und in seiner rechten Hand hielt er eine Pistole, die er genau auf Davids Gesicht gerichtet hatte.

Für ein paar Sekunden rührte sich keiner der beiden vom Fleck. David zermartete sich verzweifelt das Gehirn nach einer plausiblen Erklärung, weshalb er in das Haus eingedrungen war, doch es fiel ihm einfach nichts ein. Die vor seiner Nase hin- und herwackelnde Pistole machte ihn denkunfähig. Da van Slyke so heftig zitterte, hatte David Angst, daß sich aus Versehen ein Schuß lösen könnte. David wurde bewußt, daß van Slyke mit einer heftigen Angstattacke zu kämpfen hatte.

Er überlegte, ob er ihm freundlich zureden und ihm zu verstehen geben sollte, daß er über seine Probleme Bescheid wisse, er sei Arzt und sei gekommen, um ihm zu helfen.

Doch leider gab van Slyke ihm gar nicht erst die Gelegenheit, diesen Plan in die Tat umzusetzen. Ohne ein Wort zu sagen, packte der durchgedrehte Mann David an der Jacke und zerrte ihn brutal von der Treppe hinunter in den Kellerraum. Van Slyke hatte mit einer sol-

chen Kraft zugepackt, daß David auf der Stelle kampfunfähig war; er fiel der Länge nach auf den Lehm Boden und landete kopfüber in einem Stapel Pappkartons.

»Aufstehen! Wird's bald!« schrie van Slyke. Seine Stimme rief in dem Kellergewölbe ein lautes Echo hervor. David richtete sich mühsam wieder auf. Als er sah, wie heftig van Slyke zitterte und zuckte, erschrak er.

»Gehen Sie in den Vorratskeller!« brüllte van Slyke ihn an.

»Nun beruhigen Sie sich doch«, erwiderte David; es waren die ersten Worte, die er zu dem Mann sagte. Er gab sich alle Mühe, wie ein Therapeut zu klingen, und versuchte van Slyke behutsam beizubringen, daß er dessen Aufregung sehr gut verstehen könne.

Van Slyke reagierte auf Davids Beschwichtigungsversuch, indem er eine Salve von Schüssen abfeuerte. Mehrere Kugeln sausten David um die Ohren und prallten von einer Kellerwand zur anderen, bevor sie sich schließlich in einen Pfeiler, in die Treppenstufen und in die hölzerne Falltür hineinbohrten.

David hechtete in den Vorratskeller und kauerte sich an der hintersten Wand nieder. Er hatte furchtbare Angst, denn er hatte keine Ahnung, was van Slyke wohl als nächstes tun würde. Inzwischen war David sich absolut sicher, daß der Mann einen akuten psychotischen Anfall hatte. Van Slyke knallte die schwere Tür so heftig zu, daß David eine Ladung Verputz auf den Kopf rieselte. Er wagte nicht, sich zu bewegen, während er van Slyke in den anderen Kellerräumen umhergehen hörte. Dann hörte er, wie der schwere Riegel an der Tür zum Vorratskeller von außen vorgeschoben und mit einem Vorhängeschloß gesichert wurde. Das Schloß verursachte ein lautes Klicken, als es einschnappte. Nachdem ein paar Minuten lang Ruhe geherrscht hatte, stand David auf und sah sich in seiner Zelle um. Die einzige Lichtquelle war eine Glühbirne, die an einer Schnur von der Decke herunterhing. Das Fundament des Kellers bestand aus Granitsteinen. Auf der einen Seite des Raumes standen mehrere Körbe mit Früchten, die steinalt zu sein schienen, und an der anderen Wand befand sich ein deckenhohes Regal voller Einmachgläser. David ging zur Tür und preßte sein Ohr gegen das kalte Holz. Er hörte nichts. Als er

sich die Tür etwas genauer ansah, entdeckte er auf der Oberfläche frische Kratzspuren. Offenbar hatte sich jemand verzweifelt in die Tür gekrallt, um aus diesem Verlies zu entkommen. Obwohl David wußte, daß es sinnlos war, versuchte er sein Glück: Er stemmte seine Schulter mit aller Kraft gegen die Tür, doch sie bewegte sich keinen Millimeter. Als er einsah, daß er so nicht weiterkommen würde, nahm er den gesamten Vorratskeller noch einmal genau ins Visier. Er war gerade ein paar Schritte gegangen, als plötzlich das Licht ausging. Jetzt war es absolut dunkel in dem Raum.

Sherwood drückte auf den Knopf seiner Sprechanlage und fragte seine Sekretärin, um wieviel Uhr David Wilson einen Termin bei ihm habe. »Um drei Uhr«, erwiderte Sharon. »Und wie spät ist es jetzt?« fragte er, während er seine Taschenuhr aus seiner Weste zog. »Es ist bereits Viertel nach drei«, antwortete sie. »Dann geht meine Uhr also doch richtig. Und Sie sagen, daß er noch nicht aufgetaucht ist?«

»Ganz genau, Mr. Sherwood.«

»Falls er noch kommen sollte, teilen Sie ihm bitte mit, daß er sich einen neuen Termin geben lassen muß«, sagte Sherwood. »Und bringen Sie mir bitte die Tagesordnung für die heutige Sitzung des Krankenhausvorstands.«

Sherwood nahm seinen Finger von der Sprechanlage. Es irritierte ihn, daß David Wilson nicht pünktlich gekommen war; immerhin hatte er selbst um das Gespräch gebeten. In Sherwoods Augen bedeutete ein solches Verhalten eine bewußte Brüskierung, denn Pünktlichkeit war in seinem Wertesystem eine der wichtigsten Tugenden.

Er griff zum Telefonhörer und wählte die Nummer von Harold Traynor. Bevor Sherwood sich mit den Krankenhausunterlagen beschäftigte, wollte er sich vergewissern, daß die Sitzung nicht vertagt worden war. Er konnte sich noch gut daran erinnern, daß 1981 einmal eine Sitzung ausgefallen war.

»Um Punkt sechs Uhr fangen wir an«, sagte Traynor. »Wollen wir zusammen zu Fuß zum Krankenhaus gehen? Es ist ein schöner Tag heute, und vor dem nächsten Sommer werden wir wohl nicht mehr

allzu häufig mit einem solchen Wetter verwöhnt werden.«

»Von mir aus gerne. Am besten treffen wir uns vor der Bank«, schlug Sherwood vor. »Sie scheinen ja in bester Stimmung zu sein.«

»Ja, ich hatte heute einen guten Tag«, sagte Traynor. »Gerade vor einer Stunde habe ich erfahren, daß mein Erzfeind, Jeb Wiggins, kapituliert hat. Er wird jetzt doch für das Parkhaus stimmen. Wir können davon ausgehen, daß der Stadtrat uns gegen Ende des Monats grünes Licht geben wird.«

Sherwood grinste. Das war tatsächlich eine gute Nachricht. »Dann bereite ich wohl am besten schon mal die Anleihen vor.«

»Ja, auf jeden Fall«, pflichtete Traynor ihm bei. »Wir müssen den Bau so schnell wie möglich vorantreiben. Ich werde mich schleunigst um ein Bauunternehmen kümmern. Vielleicht gelingt es uns sogar, den Grundstein noch vor Einbruch des Winters zu legen.«

Sharon kam in das Büro ihres Chefs und brachte ihm die Tagesordnung.

»Es gibt noch ein paar gute Neuigkeiten«, fuhr Traynor fort. »Helen Beaton hat mich heute morgen angerufen, um mir mitzuteilen, daß die Zahlen im Augenblick viel besser aussehen, als wir angenommen hatten. Unsere düsteren Prognosen für Oktober haben sich ganz und gar nicht bestätigt.«

»In diesem Monat scheinen wir ja eine Glückssträhne zu haben«, bemerkte Sherwood.

»Also, das würde ich nun auch nicht gerade behaupten«, entgegnete Traynor. »Vor ein paar Minuten hat Helen mich nämlich noch einmal angerufen, um mir zu sagen, daß van Slyke schon seit einer ganzen Weile nicht mehr im Krankenhaus aufgekreuzt ist.«

»Und telefonisch hat er sich auch nicht gemeldet?« fragte Sherwood.

»Nein«, erwiderte Traynor. »Da er aber kein Telefon hat, wundert mich das nicht allzusehr. Ich werde nach der Sitzung mal bei ihm vorbeifahren, obwohl ich es hasse, sein Haus zu betreten. Man bekommt dort regelrechte Depressionen.«

Genauso unverhofft wie das Licht ausgeschaltet worden war, ging

es auch wieder an. David hörte van Slyke die Kellertreppe herunterkommen. Seine schweren Schritte waren von einem klirrenden Geräusch begleitet; es klang so, als würden zwei Metallteile aneinanderschlagen. Kurz darauf hörte David ein Krachen; der Mann hatte offenbar etwas auf den Boden geworfen.

Nachdem van Slyke noch einmal nach oben gegangen und wieder zurückgekehrt war, vermutete David, daß er einen sehr schweren Gegenstand heruntergeschleppt hatte. Als er zum dritten Mal wiederkam und etwas fallen ließ, ging David der dumpfe Aufschlag durch Mark und Bein. Es klang beinahe so, als ob ein lebloser Körper auf der festgetretenen Erde aufgeschlagen war. David lief ein kalter Schauer über den Rücken.

Da er in seinem Verlies jetzt wieder etwas sehen konnte, überprüfte David noch einmal, ob es nicht doch eine Fluchtmöglichkeit gab. Aber es gab keine. Plötzlich hörte David, wie das Schloß an der Tür zu seinem Gefängnis geöffnet und der Riegel zur Seite geschoben wurde. David machte sich auf das Schlimmste gefaßt, als die Tür energisch aufgerissen wurde. Beim Anblick van Slynkes stockte ihm der Atem. Der Mann wirkte noch aufgelöster als vorher. Seine dichten, dunklen Haare lagen nicht mehr glatt am Kopf, sondern sie standen in alle Himmelsrichtungen ab; er sah beinahe so aus, als hätte man ihn elektrisch aufgeladen. Seine Pupillen waren immer noch stark erweitert, und sein ganzes Gesicht war mit Schweißperlen bedeckt. Sein grünes Arbeitshemd hatte er inzwischen gegen ein schmutziges T-Shirt getauscht, das über seinem Hosenbund schlabberte. David registrierte, wie kräftig van Slyke gebaut war. Die Möglichkeit, den Mann zu überwältigen, konnte er sich aus dem Kopf schlagen. Doch dann entdeckte David noch etwas Interessantes: Auf dem rechten Unterarm hatte van Slyke einen tätowierten weißköpfigen Seeadler, der die amerikanische Flagge hochhielt. Eine dünne, etwa zwölf Zentimeter lange Narbe hatte das Emblem stark rampoliert. Van Slyke hatte Dennis Hodges umgebracht! »Raus hier!« schrie van Slyke und fügte eine ganze Reihe von Kraftausdrücken hinzu. Dabei fuchtelte er so wild mit seiner Pistole herum, daß David die Knie weich wurden. Er hatte furchtbare Angst, daß van Slyke

wieder anfangen würde, in der Gegend herumzuballern. David fügte sich dem Befehl seines gefährlichen Gegners und kam schnell aus dem Vorratskeller heraus. Dann ging er einen Schritt zur Seite und blieb neben van Slyke stehen, weil er ihn nicht aus den Augen lassen wollte. Wütend bedeutete van Slyke ihm, zu dem Heizofen weiterzugehen.

»Stehenbleiben!« brüllte van Slyke, als David sich etwa drei Meter vorwärtsbewegt hatte. Er zeigte auf den Boden. David sah nach unten. Vor seinen Füßen lagen eine Spitzhacke und eine Schaufel. Ganz in der Nähe befand sich auch der Abschnitt, der gerade frisch zubetoniert worden war.

»Ich will, daß Sie ein Loch graben«, schrie van Slyke. »Und zwar genau da, wo Sie jetzt stehen.« David wagte nicht, auch nur eine Sekunde lang zu zögern; er bückte sich und hob die Hacke auf. Während er sich wieder aufrichtete, überlegte er kurz, ob er das Gartengerät vielleicht als Waffe benutzen könnte, doch van Slyke hatte offenbar seine Gedanken gelesen. Er trat schnell einen Schritt zurück und war somit außer Reichweite. Die ganze Zeit hielt er die Pistole im Anschlag; seine Hand zitterte zwar stark, aber immerhin zielte er in Davids Richtung. Da er auf keinen Fall sein Leben riskieren wollte, erschien es David sinnvoller, van Slyke nicht anzugreifen. David entdeckte, daß auf dem Boden mehrere Säcke lagen, in denen sich Sand und Zement befand. Wahrscheinlich sind es diese Säcke gewesen, die beim Aufprall auf den Kellerboden vorhin das dumpfe Geräusch verursacht hatten, das ihm einen solchen Schrecken eingejagt hatte.

David holte mit der Hacke aus, doch zu seiner Überraschung bohrte sie sich nur zwei Zentimeter tief in den festgetretenen Boden. Er schlug noch mehrmals mit voller Wucht zu, aber er schaffte es nicht, besonders tief in den lehmigen Untergrund einzudringen. Um den aufgelockerten Boden abzutragen, ließ er die Hacke schließlich fallen und griff nach der Schaufel. Inzwischen war ihm absolut klar, was van Slyke von ihm wollte. Er sollte sich sein eigenes Grab schaufeln. David fragte sich, ob Calhoun wohl die gleiche Tortur hatte durchmachen müssen. Er wußte, daß es nur noch wenig Hoffnung für ihn

gab: Er mußte van Slyke zum Reden bringen. »Wie tief soll ich denn graben?« fragte er, während er die Schaufel wieder gegen die Hacke austauschte.

»Ich will ein großes Loch sehen«, erwiderte van Slyke. »Ein Loch wie in einem Donut. Und zwar will ich ihn ganz haben. Ich will, daß meine Mutter mir den ganzen Donut gibt.«

David schluckte. Psychiatrie war während seines Medizinstudiums nicht gerade seine Stärke gewesen, doch selbst er konnte erkennen, daß van Slykes Äußerungen auf schwere Denkstörungen beziehungsweise auf eine »Lockerung der Assoziation« hinwiesen - ein Symptom für akute Schizophrenie.

»Hat Ihre Mutter Ihnen häufig Donuts gegeben?« fragte David. Er wußte nicht, was er sagen sollte, doch er wollte van Slyke unbedingt zum Weiterreden ermutigen. Van Slyke starrte David an, als wäre er völlig überrascht, ihn vor sich zu sehen. »Meine Mutter hat Selbstmord begangen«, sagte er. »Sie hat sich umgebracht.« Dann brach er in einen hysterischen Lachanfall aus. Im Geiste hakte David diesen Anfall als ein weiteres Symptom für Schizophrenie ab. Er erinnerte sich daran, daß ein derartiges Verhalten in harmloser Umschreibung als eine »affektive Störung« bezeichnet wurde. Schließlich erkannte er bei van Slyke noch ein Krankheitssymptom: Er war paranoid.

»Los, graben Sie weiter! Und zwar zügig!« brüllte van Slyke auf einmal wieder. Offenbar war er gerade aus einer Art Trance-Zustand erwacht.

David schaufelte schneller, doch er gab seinen Versuch nicht auf, van Slyke am Reden zu halten. Er fragte ihn, wie er sich fühle, erkundigte sich, woran er gerade denke. Doch David bekam auf keine seiner Fragen eine Antwort. Van Slyke machte den Eindruck, als sei er vollkommen in seine eigene Gedankenwelt abgetaucht. Sein Gesicht war total ausdruckslos. »Hören Sie Stimmen?« fragte David, um vielleicht doch noch etwas aus van Slyke herauszubekommen. Als er die Hacke ein paarmal in den Boden gerammt und van Slyke noch immer nichts erwidert hatte, schaute David zu ihm hinüber. Sein Gesichtsausdruck hatte sich verändert; er starrte nicht mehr ausdruckslos vor sich hin, sondern er wirkte irgendwie überrascht. Dann

verengten sich seine Augen, und er begann wieder stärker zu zittern. David hörte auf zu schaufeln und musterte van Slyke. Es war beeindruckend, wie rasch seine Gemütslage wechselte. »Was sagen Ihnen die Stimmen denn?« fragte David. »Nichts!« schrie van Slyke ihn an. »Sind es die Stimmen, die auch damals bei der Marine zu Ihnen gesprochen haben?« fragte David weiter. Van Slyke ließ die Schultern hängen. Er wirkte nicht mehr nur überrascht - er war regelrecht schockiert. »Woher wissen Sie, daß ich bei der Marine war?« fragte er. »Und woher wissen Sie, daß ich Stimmen gehört habe?«

David registrierte an van Slykes Tonfall, daß seine Paranoia wieder ausbrach, und das ermutigte ihn. Der Panzer des Mannes begann zu bröckeln.

»Ich weiß ziemlich viel über Sie«, sagte David. »Ich weiß zum Beispiel, was Sie getan haben. Aber ich will Ihnen helfen. Ich bin hier, weil ich nicht so bin wie die anderen. Ich bin Arzt, und ich mache mir Sorgen um Sie.« Van Slyke sagte nichts. Er starrte David nur an, und David starrte zurück.

»Sie wirken sehr aufgeregt«, fuhr David fort. »Machen Sie sich Sorgen wegen der Patienten?« Van Slyke blieb vor Überraschung die Luft weg.

»Welche Patienten?« fragte er schnaufend. David mußte noch einmal schlucken. Sein Mund war vollkommen trocken. Er wußte, daß er sich in große Gefahr begab. In seinem Hinterkopf hörte er Angelas warnende Worte. Doch er hatte keine Wahl. Er mußte das Risiko eingehen.

»Ich meine die Patienten, denen Sie beim Sterben geholfen haben«, sagte David.

»Sie wären ja sowieso gestorben«, brüllte van Slyke. David bekam eine Gänsehaut. Es war also van Slyke, der hinter all den Morden steckte.

»Ich habe die Patienten nicht umgebracht«, platzte van Slyke heraus. »Die anderen haben sie getötet. Sie haben auf den Knopf gedrückt - nicht ich.«

»Wie meinen Sie das?« fragte David. »Es waren die Funkwellen«, erwiderte van Slyke. David nickte und bemühte sich, trotz seiner

Angst ein mitleidiges Lächeln aufzusetzen. Er wußte, daß nun ein weiteres Symptom für paranoide Schizophrenie zutage getreten war: Van Slyke litt unter Halluzinationen. »Sagen Ihnen die Funkwellen, was Sie zu tun haben?« fragte David. Van Slykes Gesichtsausdruck veränderte sich wieder. Er warf David einen Blick zu, als sei David der Verrückte und nicht er. »Natürlich nicht«, erwiderte er verächtlich. Auch sein Zorn kehrte wieder zurück. »Woher wissen Sie, daß ich bei der Marine war?«

»Ich habe Ihnen doch schon gesagt, daß ich eine Menge über Sie weiß. Und ich bin hier, um Ihnen zu helfen. Aber ich kann Ihnen nicht helfen, wenn ich nicht alles weiß. Ich möchte wissen, wer ›die anderen‹ sind. Meinen Sie damit die Stimmen, die Sie hören?«

»Ich dachte, Sie hätten behauptet, daß Sie eine Menge über mich wissen«, entgegnete van Slyke. »Das stimmt auch«, sagte David. »Aber ich weiß nicht, wer Ihnen sagt, daß Sie Menschen töten sollen, und ich weiß auch nicht, wie Sie diese Menschen töten. Ich glaube, die Stimmen sagen Ihnen, daß Sie das tun sollen. Habe ich recht?«

»Halten Sie die Klappe, und graben Sie weiter!« erwiderte van Slyke. Um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, feuerte er einen Schuß ab. Die Kugel jagte links an David vorbei und bohrte sich in die Tür des Vorratskellers, die daraufhin laut zu knarren begann.

David fing schnell wieder an zu schaufeln, van Slyke jagte ihm jedesmal einen riesigen Schrecken ein, wenn er einen seiner manischen Anfälle bekam. Doch nachdem David ein paar Schaufeln Erde ausgehoben hatte, riskierte er einen weiteren Versuch, das Gespräch wiederaufzunehmen. Er wollte unbedingt seine Glaubwürdigkeit zurückerobern, und um das zu erreichen, mußte er van Slyke damit beeindrucken, wieviel er über ihn wußte. »Ich weiß, daß Sie für das, was Sie getan haben, bezahlt wurden«, sagte David. »Mir ist sogar bekannt, daß Sie Ihr Geld auf verschiedene Bankkonten in Albany und Boston eingezahlt haben. Ich weiß nur nicht, wer Sie bezahlt. Wer gibt Ihnen das Geld, Werner?«

Van Slyke reagierte auf Davids Frage mit einem lauten Stöhnen. David hörte auf zu graben und sah den Mann an. Sein Gesicht war zu einer Grimasse verzogen; er hielt mit beiden Händen seinen Kopf.

Offenbar wollte er sich vor quälenden Geräuschen schützen, denn er hielt sich die Ohren zu.

»Werden die Stimmen lauter?« fragte David. Da van Slyke noch immer die Hände auf die Ohren preßte und David befürchtete, daß der Mann ihn nicht hören konnte, brüllte er ihm seine Frage lauthals entgegen. Van Slyke nickte. Seine Blicke schossen jetzt blitzschnell im Keller hin und her; es sah beinahe so aus, als ob er nach einem Fluchtweg Ausschau hielt. Während van Slyke für einen Moment abgelenkt war, griff David nach seinem Werkzeug und versuchte, die Entfernung zwischen sich und van Slyke abzuschätzen. Er überlegte, ob er es schaffen konnte, den Mann mit der Schaufel zu überwältigen und ob der Schlag ausreichen würde, van Slyke außer Gefecht zu setzen.

Doch wenn diese Chance überhaupt bestanden hatte, als van Slyke für einen Augenblick in seine Gedankenwelt abgetaucht war, dann hatte David sie verpaßt. Van Slykes Angst war verflogen, und seine Augen wanderten nicht mehr wild hin und her, sondern sie waren wieder direkt auf David gerichtet.

»Wer ist es, der zu Ihnen spricht?« fragte David. Er wollte den Druck unbedingt aufrechterhalten. »Es sind die Computer und die radioaktiven Strahlen - genau wie bei der Marine«, schrie van Slyke zurück. »Aber Sie sind doch gar nicht mehr bei der Marine«, sagte David. »Sie sind in Bartlet, in Vermont, in Ihrem eigenen Keller und nicht auf einem U-Boot im Pazifik. Hier gibt es weder Computer noch radioaktive Strahlen.«

»Wieso wissen Sie so viel?« insistierte van Slyke nun wieder. Seine Angst verwandelte sich allmählich wieder in Wut.

»Ich möchte Ihnen helfen«, erwiderte David. »Ich sehe, daß Sie furchtbar aufgeregt sind und daß Sie leiden. Sie müssen schreckliche Schuldgefühle mit sich herumtragen. Ich weiß nämlich, daß Sie auch Dr. Hodges umgebracht haben.«

Van Slyke fiel vor Überraschung die Kinnlade herunter. David hatte Angst, daß er mit dieser Bemerkung zu weit gegangen war, denn er sah, daß er bei van Slyke heftige paranoide Gefühle hervorgerufen hatte. Seine einzige Chance bestand darin, daß der Mann seinen Zorn

nicht an ihm auslassen würde, wie Angela befürchtet hatte. David wußte, daß er das Gespräch wieder auf die Geldfrage bringen mußte. Er mußte van Slyke fragen, von wem er bezahlt wurde. Die Frage war nur, wie er das anstellen sollte.

»Haben ›diese anderen‹ Ihnen auch Geld dafür gegeben, daß Sie Dr. Hodges beseitigt haben?« fragte David. Van Slyke lachte verächtlich. »Offenbar wissen Sie doch nicht so viel«, erwiderte er. »Mit Hodges haben die gar nichts zu tun. Den habe ich umgebracht, weil er gegen mich war. Er hat behauptet, daß ich die Frauen auf dem Krankenhausparkplatz überfallen hätte. Aber das stimmt nicht. Er hat damit gedroht, jedem zu erzählen, daß ich der Vergewaltiger sei, wenn ich nicht sofort meinen Job im Krankenhaus aufgeben würde. Doch dem hab' ich's gezeigt!«

Van Slykes Miene war nun wieder vollkommen ausdruckslos. Bevor David ihn fragen konnte, ob er Stimmen höre, schüttelte er seinen Kopf. Er verhielt sich wie jemand, der gerade aus einem Tiefschlaf erwacht war. Er rieb sich die Augen und starrte David verwundert an; offensichtlich war er überrascht, ihn hier mit einer Schaufel in der Hand vor sich stehen zu sehen. Doch seine Verwirrung schlug blitzschnell in einen erneuten Wutanfall um. Er riß die Pistole hoch und zielte direkt auf Davids Stirn. »Ich habe Ihnen gesagt, daß Sie graben sollen!« schnauzte er David an.

David fing sofort wieder an zu schaufeln. Er rechnete nun endgültig damit, daß van Slyke ihn erschießen würde. Als jedoch wider Erwar-ten keine Schüsse folgten, zermartete er sich ein weiteres Mal das Gehirn und überlegte, was er als nächstes tun konnte. Mit seinen bisherigen Fragen war er nicht an van Slyke herangekommen. Er hatte ihn zwar in Aufruhr versetzt, aber das reichte noch nicht. Vielleicht mußte er es anders versuchen.

»Ich habe mit der Person gesprochen, die Sie bezahlt«, sagte David schließlich, nachdem er mehrere Minuten lang verzweifelt gegraben hatte. »Das ist einer der Gründe, weshalb ich so viel weiß. Er hat mir alles erzählt. Deshalb ist es völlig egal, ob Sie mir etwas sagen oder nicht.«

»Nein!« schrie van Slyke.

»O ja«, entgegnete David. »Er hat mir übrigens auch etwas anvertraut, das Sie vielleicht wissen sollten: Er hat mir erzählt, daß man Ihnen die Schuld in die Schuhe schieben wird, falls Phil Calhoun alles herausfinden sollte.«

»Wieso wissen Sie von Phil Calhoun?« fragte van Slyke. Er begann jetzt wieder zu zittern.

»Ich weiß alles, was hier vor sich geht - wie ich Ihnen ja bereits gesagt habe«, erwiderte David. »Es wird nicht mehr lange dauern, bis die Bombe hochgeht. Sobald Ihr Sponsor von Phil Calhoun verdächtigt wird, wird alles vorbei sein. Und über Sie, van Slyke, macht er sich keine Gedanken. Sie bedeuten ihm nichts, absolut gar nichts. Ich hingegen mache mir Sorgen um Sie. Ich weiß, wie sehr Sie leiden. Bitte, nehmen Sie meine Hilfe an. Und lassen Sie es nicht zu, daß diese Person Sie weiterhin mißbraucht. Sie sind ihm völlig egal. Er will Ihnen nur Schaden zufügen. Glauben Sie mir, diese Leute wollen, daß Sie leiden.«

»Seien Sie still!« schrie van Slyke. »Die Person, die Sie ausnutzt, hat nicht nur mit mir, sondern mit einer ganzen Reihe von Leuten über Sie geredet, van Slyke. Und sie haben sich alle darüber totgelacht, daß Sie für alles geradestehen müssen.«

»Seien Sie still!« schrie van Slyke nun wieder. Dann stürzte er auf David zu und bohrte ihm den Lauf seiner Pistole in die Stirn.

David lief eine Gänsehaut über den Rücken, als er auf die Waffe in van Slykes Hand schielte. Vor Schreck ließ er die Schaufel fallen.

»Los, zurück mit Ihnen in den Vorratskeller!« brüllte van Slyke. Die Pistole hielt er weiterhin gegen Davids Kopf gepreßt. David war vor Angst ganz schwarz vor Augen; er befürchtete, jeden Moment eine Kugel im Kopf zu haben. Van Slyke war so aufgebracht, daß er kurz davor war, völlig durchzudrehen.

Erst als er David in den Vorratskeller hineingestoßen hatte, nahm er die Pistole wieder herunter. David wollte ihm gerade ein weiteres Mal seine Hilfe anbieten, als van Slyke die schwere Holztür zuschlug und den Riegel vorschob.

David hörte, wie van Slyke durch den Keller lief und dabei gegen etliche Gegenstände stieß. Dann stampfte er die Kellertreppe hinauf

und schlug die Tür hinter sich zu. Kurz darauf ging das Licht aus.

David bewegte sich nicht; er bemühte sich, jedes Geräusch aufzuschnappen. Plötzlich hörte er, ganz leise, wie ein Auto angelassen wurde. Dann verschwand das Geräusch, und es herrschte, bis auf das Pochen seines eigenen Herzens, absolute Stille.

David blieb in der Dunkelheit stehen und überlegte, was für ein Unheil er wohl heraufbeschworen hatte. Van Slyke war im Zustand einer akuten manischen Psychose aus dem Haus gerannt. David hatte keine Ahnung, wo er hinfuhr oder was er vorhatte, doch was auch immer der Mann im Schilde führte - es konnte nichts Gutes sein. David spürte, wie ihm Tränen in die Augen schossen. Er hatte es zwar geschafft, die psychotische Paranoia van Slykes zum Ausbruch zu bringen, doch dabei war nicht das herausgekommen, was er sich erhofft hatte. Anstatt van Slyke überwältigt zu haben, war er noch immer gefangen und hatte zu allem Übel auch noch einen Wahnsinnigen auf die Stadt losgelassen. Davids einziger Trost bestand im Moment darin, daß wenigstens Angela und Nikki in Amherst in Sicherheit waren.

David bemühte sich krampfhaft, vernünftig über sein Dilemma nachzudenken; vielleicht hatte er ja doch noch eine Chance. Doch als er an die massiven Steinmauern dachte, in denen er gefangen war, bekam er plötzlich einen Anfall von Klaustrophobie.

Laut schluchzend warf er sich gegen die schwere Holztür. Er warf sich mehrmals mit voller Wucht gegen die Tür und schrie laut um Hilfe.

Nach einer Weile gab er es auf. Und dann hörte er auch auf zu schluchzen. Auf einmal fielen ihm sein blauer Volvo und Calhouns Lieferwagen ein; daß die beiden Wagen vor van Slykes Haus standen, gab ihm einen Funken Hoffnung.

Ängstlich und resigniert ließ David sich auf den schmutzigen Kellerboden sinken, um auf die Rückkehr van Slykes zu warten.

Kapitel 26

Montag, 1. November Später am Tag

Angela wachte erst gegen halb fünf wieder auf, obwohl sie eigentlich nur ein kurzes Nickerchen hatte machen wollen. Als sie hörte, daß David weder zurückgekommen war noch angerufen hatte, überkam sie plötzlich eine panische Angst. Sie versuchte sich zwar einzureden, daß nichts passiert sein konnte, doch als der Uhrzeiger langsam auf fünf Uhr vorrückte, machte sie sich von Minute zu Minute größere Sorgen.

Schließlich griff sie zum Telefon und wählte die Nummer der Green Mountain National Bank. Doch am anderen Ende der Leitung schaltete sich nur ein Band ein; eine Frauenstimme teilte Angela mit, daß die Bank zwischen neun Uhr morgens und halb fünf nachmittags geöffnet sei. Frustriert legte sie den Hörer auf. Sie konnte sich nicht erklären, warum David nicht angerufen hatte. Ein solches Verhalten paßte nicht zu ihm. Er wußte doch, daß sie sich Sorgen um ihn machen würde, wenn er sich verspätete.

Schließlich rief Angela im Krankenhaus an. Sie ließ sich mit dem Informationsschalter in der Eingangshalle verbinden und fragte die Dame am Telefon, ob David sich irgendwo im Krankenhaus aufhalte. Die Telefonistin teilte ihr mit, daß man Dr. Wilson den ganzen Tag über nicht in der Klinik gesehen habe.

Zum Schluß probierte Angela ihr Glück noch in ihrem Haus in Bartlet. Nach dem zehnten Klingeln gab sie auf.

Als sie zum dritten Mal enttäuscht den Hörer auflegte, schoß Angela der Gedanke durch den Kopf, daß David vielleicht doch beschlossenen haben könnte, den Detektiv zu spielen. Diese Vorstellung jagte ihr noch mehr Angst ein.

Angela ging in die Küche und fragte ihre Schwiegermutter, ob sie sich ihr Auto ausleihen könne. »Aber natürlich«, erwiderte Jeannie. »Wo willst du denn hin?«

»Zurück nach Bartlet«, sagte Angela. »Ich habe ein paar Sachen zu Hause vergessen.«

»Ich will mitfahren«, quengelte Nikki. »Ich glaube, du bleibst besser hier«, sagte Angela. »Nein«, entgegnete Nikki störrisch. »Ich fahre mit.« Angela warf Jeannie ein verkramptes Lächeln zu. Dann nahm sie ihre Tochter bei der Hand und ging mit ihr in das Nebenzimmer.

»Ich bestehe darauf, daß du hierbleibst«, sagte Angela streng.

»Ich habe aber Angst, alleine hierzubleiben«, jammerte Nikki und brach in Tränen aus.

Angela wußte, daß sie in der Klemme saß. Sie hätte es viel lieber gesehen, wenn Nikki widerspruchslos bei ihrer Großmutter geblieben wäre, doch sie hatte jetzt keine Zeit, mit ihrer Tochter zu streiten. Außerdem wollte sie ihrer Schwiegermutter auf keinen Fall erklären, warum sie Nikki nicht mitnehmen wollte. Schließlich gab Angela nach.

Als sie in Bartlet einfuhren, war es schon fast sechs Uhr. Es war noch einigermaßen hell, doch es begann bereits zu dämmern. Einige Autos fuhren schon mit Licht. Angela hatte sich während der Fahrt einen flüchtigen Plan zurechtgelegt, der vor allem darin bestand, den Volvo zu suchen. Der erste Ort, an dem sie nach dem Auto Ausschau halten wollte, war die Green Mountain National Bank. Als sie sich dem Geldinstitut näherte, sah sie Barton Sherwood und Harold Traynor gerade auf den Park zusteuern. Angela hielt sofort an und sprang aus dem Wagen. Bevor sie die Tür hinter sich zuschlug, rief sie Nikki zu, daß sie im Auto warten solle.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte Angela. »Ich bin auf der Suche nach meinem Mann.«

»Ich habe keine Ahnung, wo Ihr Mann ist«, erwiderte Sherwood gereizt. »Heute nachmittag hat er seinen Termin mit mir platzen lassen, und er hat nicht einmal angerufen.«

»Das tut mir leid«, sagte Angela.

Sherwood berührte zum Abschluß die Krempe seines Hutes und ging weiter; Traynor folgte ihm. Angela eilte zurück zum Auto. Jetzt war sie fest davon überzeugt, daß irgend etwas Schlimmes passiert

sein mußte.

»Wo ist Daddy?« fragte Nikki.

»Wenn ich das bloß wüßte«, erwiderte Angela und setzte mitten auf der Main Street zu einer Hundertachtzig-Grad-Wende an. Mit quietschenden Reifen brauste sie in die Richtung davon, aus der sie gekommen waren. Nikki mußte sich am Armaturenbrett festklammern, um nicht von ihrem Sitz zu rutschen. Sie hatte schon in Amherst gespürt, daß mit ihrer Mutter etwas nicht stimmte, und jetzt war sie sich ganz sicher.

»Es wird schon alles in Ordnung sein«, versuchte Angela ihre Tochter zu beruhigen.

Als nächstes wollte Angela bei ihrem Haus vorbeischaun; sie hatte noch immer die leise Hoffnung, daß David inzwischen vielleicht dort angekommen war. Doch als sie in die Auffahrt einbog, wurde sie enttäuscht. Weit und breit kein Volvo.

Mit einem Ruck brachte sie das Auto im Hof zum Stehen. Als Angela einen Blick auf das Haus geworfen hatte, wußte sie sofort, daß alles noch genauso war wie vor ein paar Stunden. Doch sie wollte sich absolute Gewißheit verschaffen.

»Bleib im Auto«, befahl sie Nikki. »Ich bin gleich zurück.«

Angela öffnete die Haustür und rief nach David, doch niemand antwortete ihr. Bei ihrem schnellen Rundgang durch das Haus kontrollierte sie auch, ob das Ehebett zerknittert aussah. Doch es war nicht benutzt worden. Danach schlug sie rasch die Adressen von Devonshire, Forbs, Maurice, van Slyke und Ullhof nach und schrieb sie auf einen Zettel. Gewappnet mit dieser Adressenliste und ihrem Gewehr lief sie zurück zum Auto. »Mom, du fährst wie eine Wilde«, bemerkte Nikki, als Angela so rasant anfuhr, daß die quietschenden Reifen auf der Straße Spuren hinterließen.

Angela fuhr etwas langsamer weiter. Als sie bei der ersten Adresse ankamen, stellten sie fest, daß sie sich vor einem Tabakwarenladen befanden. Angela bog in den Parkplatz ein.

Nikki sah zu dem Geschäft hinüber und schaute dann ihre Mutter an. »Was wollen wir hier?« fragte sie. »Ich weiß es auch nicht genau«, erwiderte Angela. »Halt nach dem Volvo Ausschau.«

»Ich sehe ihn nicht«, sagte Nikki.

»Ja, Schatz. Ich sehe ihn auch nicht.« Hastig legte Angela einen Gang ein und raste zur nächsten Adresse. Es war die von Joe Forbs. Sie fuhr langsam an das Haus heran. Drinnen brannte Licht, doch der Volvo war nirgends zu sehen.

Enttäuscht ließ Angela den Motor wieder aufheulen und brauste davon.

»Du fährst immer noch wie eine Irre, Mom«, beklagte sich Nikki. »Tut mir leid«, erwiderte Angela und reduzierte das Tempo ein wenig. Dabei fiel ihr auf, daß sie das Lenkrad so fest umklammert hatte, daß ihre Finger ganz steif waren.

Sie näherten sich der Adresse von Maurice. Angela fuhr etwas langsamer, doch sie sah sofort, daß in dem Haus kein Lebenszeichen zu erkennen war; alle Fensterläden waren verschlossen. Wieder trat Angela das Gaspedal voll durch.

Ein paar Minuten später bogen sie in die Straße ein, in der van Slyke lebte. Angela entdeckte den Volvo sofort. Nikki sah ihn ebenfalls. Jetzt gab es wenigstens wieder einen Hoffnungsschimmer. Angela parkte direkt hinter Davids Wagen, schaltete den Motor ab und sprang heraus. Als sie auf den Volvo zuing, sah sie, daß auch Calhouns Lieferwagen an der Straße geparkt war. Angela schaute in beide Fahrzeuge hinein. Dabei fiel ihr die schmutzige Kaffeetasse in Calhouns Wagen auf; sie sah so aus, als stünde sie schon seit mehreren Tagen dort. Angela sah zur anderen Straßenseite hinüber und betrachtete das Haus von van Slyke. Daß drinnen nicht ein einziges Licht brannte, brachte ihre Alarmglocken zum Schrillen.

Sie rannte zurück zum Auto und schnappte sich das Gewehr. Als Nikki Anstalten machte, ebenfalls auszusteigen, schrie Angela ihr zu, daß sie sich nicht vom Fleck rühren solle. Angelas Tonfall verriet Nikki, daß sie ihre Mutter diesmal nicht würde umstimmen können. Mit dem Gewehr in der Hand überquerte Angela die Straße. Als sie die Treppe zur Haustür hinaufstieg, dachte sie kurz darüber nach, ob sie nicht besser zur Polizei gehen sollte. Immerhin bestand nun kein Zweifel mehr daran, daß was Ernstes vorgefallen war. Aber was konnte sie von der örtlichen Polizei schon erwarten? Außerdem war

es durchaus möglich, daß jetzt schnelles Handeln vonnöten war.

Angela drückte auf den Klingelknopf neben der Haustür, doch sie merkte sofort, daß die Klingel nicht funktionierte. Deshalb klopfte sie laut an die Tür. Als niemand reagierte, probierte sie, ob die Tür sich öffnen ließ. Sie war tatsächlich nicht verschlossen. Angela drückte die Tür auf und schlich sich vorsichtig in das Haus. Dann schrie sie so laut sie konnte nach David.

David hatte sich gegen einen Korb voller vertrockneter Äpfel gelehnt. Als er Angelas Stimme hörte, richtete er sich abrupt auf. Das Rufen war so schwach und kam aus einer solchen Entfernung, daß er seinen Ohren zuerst nicht trauen wollte; er befürchtete, daß er jetzt wahrscheinlich auch noch unter Halluzinationen litt. Doch dann hörte er die Stimme noch einmal. Diesmal wußte er, daß tatsächlich jemand gerufen hatte, und er wußte auch, daß es Angela gewesen war. Er sprang auf und schrie aus vollem Halse in die Dunkelheit hinein. Doch in dem engen, gut isolierten Keller mit dem Lehm Boden klang seine Stimme so schwach, daß sie nicht nach draußen drang. Wie ein Blinder tastete David sich vorwärts, bis er schließlich die Tür fand. Dann schrie er noch einmal so laut er konnte, doch er wußte, daß Angela ihn niemals hören würde, wenn sie nicht auf die Idee käme, im Keller nachzuschauen.

In der Finsternis tappte David zu dem Wandregal und nahm ein Einmachglas. Dann ging er wieder zur Tür und schlug das Glas mit voller Wucht dagegen. Doch das Geräusch war längst nicht so laut, wie er gehofft hatte. Als David glaubte, im Erdgeschoß über sich Angelas Schritte zu hören, änderte er seine Taktik und schmetterte ein Einmachglas mit aller Kraft an die Kellerdecke. Dann tastete er sich wieder zu dem Regal vor. Er wollte versuchen hinaufzuklettern, um direkt gegen die Decke trommeln zu können. Doch schon nach seinem ersten Schlag gab das Regal nach und krachte mitsamt den Einmachgläsern zu Boden.

Angela war entmutigt und am Rande der Verzweiflung. Sie hatte einen schnellen Rundgang durch das Erdgeschoß des verschmutzten

Hauses gemacht und dabei alle Lampen eingeschaltet. Doch leider hatte sie bis auf eine Zigarettenskippe, die eventuell von Calhoun stammen konnte, keinerlei Spuren von David oder von dem Detektiv entdecken können.

Als Angela sich gerade in den ersten Stock begeben wollte, fiel ihr Nikki ein. Besorgt lief sie zum Auto zurück. Nikki wirkte zwar etwas ängstlich, doch im großen und ganzen schien sie nicht besonders aufgeregt zu sein. Nikki bat sie, nicht allzulange wegzubleiben, weil sie Angst habe, allein in der Dunkelheit im Auto zu hocken. Angela rannte zurück zum Haus und stieg die Treppe hinauf in den ersten Stock. Das Schrotgewehr hielt sie mit beiden Händen umklammert. Als sie den Treppenabsatz erreichte, blieb sie stehen und lauschte. Für einen Augenblick glaubte sie, etwas gehört zu haben, doch als sich das Geräusch nicht wiederholte, ging sie weiter nach oben. Angela blieb im Flur stehen und rief mehrmals laut nach David, doch auch diesmal bekam sie keine Antwort. Sie wollte gerade nach unten gehen, als ihr Blick auf einen seltsamen Gegenstand fiel, der auf einer kleinen Kommode neben dem Treppenabsatz lag. Sie ging zu dem Tischchen hinüber und sah, daß es eine Halloween-Maske aus Gummi war - ein Reptilienkopf. Es war eindeutig die Maske, die der Mann getragen hatte, der sie am Abend zuvor überfallen hatte!

Zitternd stieg Angela die Treppe wieder hinunter. Auf halbem Wege blieb sie stehen und lauschte. Sie hatte wieder ein Geräusch gehört. Es klang so, als ob irgendwo jemand klopfte.

Sie hatte den Eindruck, daß das Pochen aus der Richtung kam, in der sich die Küche befand. Sie eilte in die Küche und stellte dort sofort fest, daß das Geräusch definitiv lauter wurde. Sie bückte sich und preßte ihr Ohr auf den Fußboden. Jetzt hörte sie deutlich jemanden klopfen. Wieder schrie sie Davids Namen in den Raum. Sie hatte ihr Ohr noch immer am Fußboden, als sie ganz leise hörte, daß David ihren Namen rief. Angela stürzte auf die Kellertür zu.

Es dauerte nicht lange, bis sie den Lichtschalter gefunden hatte. Mit dem Gewehr im Anschlag stieg sie die Treppe hinunter. Sie konnte Davids Stimme jetzt zwar schon etwas deutlicher hören, doch sie klang noch immer ziemlich gedämpft.

Im Keller angekommen, rief Angela wieder nach David. Als er ihr antwortete, schossen ihr Tränen in die Augen. Am Ende des Kellers entdeckte sie zwei Türen. Während sie näher kam, war David bereits so laut vernehmbar, daß Angela sofort wußte, hinter welcher der beiden Türen er sich befand. Doch nun gab es ein weiteres Problem: Die schwere Tür war mit einem Vorhängeschloß verriegelt. Angela rief David zu, daß sie ihn herausholen werde. Dann lehnte sie die Schrotflinte gegen die Wand und sah sich nach einem geeigneten Werkzeug um. Einen Augenblick später entdeckte sie die Spitzhacke. Sie holte aus und schlug mehrmals mit der Hacke auf das Schloß ein. Als sie damit keinen Erfolg hatte, versuchte sie es auf eine andere Weise. Sie klemmte die Spitze der Hacke zwischen Tür und Riegel und benutzte das Werkzeug als Brecheisen.

Unter dem Einsatz all ihrer Kräfte schaffte Angela es schließlich, den Riegel mitsamt der Fassung aus der Tür zu reißen und sie aufzu stoßen.

David stürmte heraus und schloß seine Frau in die Arme.

»Gott sei Dank bist du gekommen!« rief er. »Van Slyke steckt hinter all den Verbrechen. Er hat die Patienten umgebracht, und er ist auch der Mörder von Hodges. Aber es kommt noch schlimmer: Er hat im Moment einen psychotischen Schub - und er ist bewaffnet. Wir müssen so schnell wie möglich hier raus und ihn finden.«

»Gehen wir«, sagte Angela und schnappte sich das Gewehr. Sie liefen zur Treppe.

Bevor sie hinaufstiegen, hielt David sie am Arm fest und zeigte auf die Zementplatte neben dem Loch, das er gegraben hatte. »Ich fürchte, daß Calhoun darunter liegt«, sagte er.

Angela hielt die Luft an.

»Komm jetzt!« forderte er sie auf, und sie gingen nach oben.

»Ich habe nicht herausfinden können, von wem van Slyke bezahlt wird. Aber es besteht kein Zweifel daran, daß er von irgendwem Geld bekommt. Was ich auch noch nicht weiß, ist, wie er die Patienten umgebracht hat.«

»Van Slyke war übrigens auch der Mann, der gestern abend bei uns eingedrungen ist«, sagte Angela. »Ich habe oben die Reptilienmaske

entdeckt.« Als sie beide die Küche erreichten, wurde der Raum plötzlich von grellem Scheinwerferlicht erhellt; für einen Moment huschte der Lichtstrahl über ihre panikverzerrten Gesichter. Van Slyke war zurückgekommen. »Oh, nein!« flüsterte David aufgeregt. »Er ist wieder da.«

»Ich habe überall im Haus das Licht angemacht«, sagte Angela. »Er weiß, daß etwas nicht stimmt.« Sie gab David das Gewehr. Er umklammerte es mit seinen schweißnassen Händen. Sie hörten, wie draußen eine Autotür zugeschlagen wurde. Kurz darauf stapfte jemand mit schweren Schritten über den Kies in der Hofeinfahrt. David gab Angela ein Zeichen, daß sie hinter der Kellertür verschwinden solle; dann folgte er ihr. Er zog die Tür zu sich heran, ließ sie aber einen Spaltbreit offenstehen, damit er noch in die Küche sehen konnte. Die Schritte näherten sich jetzt der Hintertür und verharnten dort abrupt.

Für ein paar bange Minuten war nicht das geringste Geräusch zu hören. David und Angela hielten die Luft an. Zu ihrer Überraschung entfernten sich die Schritte wieder. Sie lauschten, bis nichts mehr zu hören war. »Wo ist er wohl hingegangen?« flüsterte Angela. »Wenn ich das bloß wüßte«, erwiderte David. »Es gefällt mir überhaupt nicht, daß ich nicht weiß, wo er jetzt steckt. Er kennt sich hier viel zu gut aus. Womöglich greift er uns gleich von hinten an.«

Angela drehte sich um und warf einen Blick in den Keller. Der Gedanke, daß van Slyke sie plötzlich von hinten überfallen könnte, jagte ihr eine Gänsehaut über den Rücken. Sie rührten sich noch eine Weile nicht vom Fleck und lauschten. Im ganzen Haus herrschte eine gespenstische Stille. Irgendwann wagte David es schließlich, behutsam die Tür aufzustoßen. Vorsichtig trat er in die Küche und winkte Angela, ihm zu folgen.

»Vielleicht war es gar nicht van Slyke«, flüsterte Angela. »Doch, er muß es gewesen sein«, erwiderte David. »Jetzt laß uns um Himmels willen so schnell wie möglich verschwinden! Ich befürchte nämlich, daß Nikki aus dem Auto aussteigt, wenn wir sie noch länger warten lassen.«

»Wie bitte?« entfuhr es David. »Nikki ist auch hier?«

»Ich konnte sie nicht bei deiner Mutter lassen«, flüsterte Angela. »Sie hat darauf bestanden, mich nach Bartlet zu begleiten, und ich wollte nicht mit ihr streiten. Außerdem hatte ich keine Zeit, deiner Mutter zu erklären, was hier vor sich geht.«

»Oh, mein Gott!« sagte David. »Und was ist, wenn van Slyke sie gesehen hat?«

»Glaubst du etwa, er könnte sie gesehen haben?«

David forderte Angela schweigend auf, ihm zu folgen. Sie schlichen zur Hintertür und öffneten sie so leise wie möglich. Draußen war es absolut dunkel. Drei Meter von ihnen entfernt stand van Slykes Wagen, doch der Mann war nirgends zu sehen.

David gab Angela ein Zeichen, daß sie sich nicht vom Fleck rühren solle; er selbst sprintete zu dem Auto hinüber, das Schrotgewehr schußbereit in der Hand. Er warf einen Blick durch das Beifahrerfenster, um festzustellen, ob van Slyke sich in seinem Wagen versteckt hatte, doch er konnte ihn nicht entdecken. Dann winkte er Angela zu sich heran.

»Wir gehen besser nicht über den Kies in der Einfahrt«, sagte David. »Das ist zu laut. Laß uns ganz am Rand über den Rasen gehen. Wo hast du geparkt?«

»Direkt hinter dir«, antwortete Angela. David schlich voran, und Angela folgte ihm. Als sie den Bürgersteig erreichten, wurden ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigt. Der Schein einer Straßenlaterne neben Calhouns Lieferwagen warf ein fahles Licht auf den Cherokee von Davids Mutter; auf dem Fahrersitz konnten sie die Silhouette van Slykes erkennen. Nikki saß neben ihm.

»O nein!« rief Angela.

Doch David hielt sie zurück. Entsetzt sahen sie sich an. »Wir müssen irgend etwas unternehmen!«

»Erst mal müssen wir überlegen«, bremste David seine Frau und schaute wieder zu dem Cherokee hinüber. »Glaubst du, er ist bewaffnet?« fragte Angela. »Ich weiß sogar mit Sicherheit, daß er bewaffnet ist«, zischte David.

»Vielleicht sollten wir Hilfe holen«, schlug Angela vor. »Das kostet zuviel Zeit«, erwiderte David. »Außerdem haben Robertson und sei-

ne Combo nicht die geringste Ahnung, wie man mit einer solchen Situation umgehen muß - wenn sie uns überhaupt zu Hilfe kommen würden. Ich glaube, wir müssen es auf eigene Faust versuchen. Zuerst sollten wir Nikki aus dem Auto holen und in Sicherheit bringen. Dann könnten wir auch das Gewehr benutzen, wenn es keine andere Möglichkeit geben sollte.« Für einen qualvollen Augenblick starrten sie auf das Auto. »Gib mir die Autoschlüssel«, sagte David. »Ich habe Angst, daß er die Türen verriegelt hat.«

»Der Schlüssel steckt im Zündschloß«, erwiderte Angela kleinlaut.

»Das darf nicht wahr sein!« rief David entsetzt. »Wenn er wollte, könnte er jetzt einfach mit Nikki davonfahren.«

»O nein, bitte nicht«, flehte Angela. »Es wird immer schlimmer«, seufzte David. Dann zögerte er einen Moment. »Ist dir das auch aufgefallen? Seit wir hier stehen und auf das Auto starren, hat van Slyke sich nicht bewegt. Als ich ihn das letzte Mal gesehen habe, hatte er gerade seine manische Phase und war ständig in Bewegung. Er war nicht imstande, sich auch nur für einen Augenblick ruhig zu verhalten.«

»Ich glaube, ich verstehe, was du meinst«, erwiderte Angela. »Es sieht beinahe so aus, als würde er sich mit Nikki unterhalten.«

»Vielleicht schaffen wir es, uns von hinten an das Auto heranzupirschen«, schlug David vor. »Dann könntest du zu Nikkis Tür schleichen, und ich gehe auf die andere Seite. Wenn wir die Türen gleichzeitig aufreißen, könntest du Nikki rausziehen, während ich van Slyke mit dem Gewehr in Schach halte.«

»O Gott!« stöhnte Angela. »Glaubst du nicht, daß das ein bißchen zu gefährlich ist?«

»Hast du eine bessere Idee?« fragte David. »Wir müssen Nikki da rausholen, bevor er mit ihr abhaut.«

»Okay, versuchen wir's«, willigte Angela zögernd ein. Nachdem sie in sicherer Entfernung die Straße überquert hatten, schlichen sie sich langsam von hinten an den Cherokee heran. Sie bewegten sich gebückt auf das Auto zu und hofften inständig, daß van Slyke sie nicht entdeckte. Schließlich erreichten sie den Wagen und duckten sich hinter der Stoßstange.

»Ich schleiche mich zuerst allein nach vorne und sehe nach, ob die Türen verriegelt sind«, flüsterte David. Angela nickte und nahm das Gewehr. David robbte an der Fahrerseite des Wagens entlang; als er sich neben der Hintertür befand, richtete er sich vorsichtig auf und registrierte, daß keine der Türen verschlossen war. »Wenigstens müssen wir nicht auch noch diese Hürde überwinden«, flüsterte Angela, als David wieder neben ihr hockte und ihr die gute Nachricht überbrachte. »Bist du bereit?« fragte David.

Angela hielt ihn am Arm fest. »Warte«, sagte sie. »Je mehr ich über deinen Plan nachdenke, desto weniger gefällt er mir. Ich glaube nicht, daß es gut ist, gleichzeitig beide Türen aufzureißen. Ich fände es besser, wenn wir beide zu Nikkis Tür kriechen würden. Du öffnest die Tür, und ich ziehe Nikki raus.«

David dachte einen Augenblick über Angelas Vorschlag nach und stimmte ihr dann zu. Schließlich ging es vor allem darum, Nikki aus den Fängen von Slykes zu befreien. Angelas Vorschlag bot eindeutig bessere Chancen, ihre Tochter unversehrt aus dem Auto zu holen. »Okay«, flüsterte David. Angela nickte.

David nahm ihr das Gewehr wieder ab und umklammerte es mit seiner linken Hand. Dann kroch er um Angela herum, um an die rechte Seite des Autos zu gelangen. Ein paar Sekunden später robbte er vorsichtig, das Gewehr gegen die Brust gepreßt, am Wagen entlang. Gerade als er die Beifahrertür aufreißen wollte, wurde die Tür geöffnet und Nikki beugte sich heraus. Als sie geradewegs in Davids Gesicht schaute, zuckte sie vor Schreck zusammen.

»Was macht ihr denn hier?« fragte sie. David hechtete nach vorn und riß die Tür ganz auf. Nikki verlor das Gleichgewicht und fiel aus dem Auto. Sofort sprang auch Angela nach vorne; sie packte ihre Tochter am Arm und zog sie zur Seite auf den Rasen. Nikki schluchzte vor Schmerz und vor Schreck laut auf. David zielte mit dem Gewehr auf van Slyke und war bereit, notfalls auf ihn zu schießen. Doch dann sah er, daß der Mann gar nicht bewaffnet war. Er machte nicht einmal Anstalten zu fliehen. Er starrte David ausdruckslos an und rührte sich nicht von der Stelle.

Vorsichtig ging David etwas näher an ihn heran. Van Slyke blieb

ruhig sitzen; seine Hände lagen reglos auf seinen Oberschenkeln.

»Was ist eigentlich los?« fragte Nikki schluchzend. »Warum hast du so an meinem Arm gezerrt? Am Bein hast du mir auch weh getan.«

»Das tut mir leid«, versuchte Angela sie zu trösten. »Ich hatte Angst um dich. Der Mann, neben dem du gerade gesessen hast, ist der Kerl, der uns gestern abend überfallen hat.«

»Das kann nicht stimmen«, sagte Nikki und wischte sich die Tränen aus den Augen. »Mr. van Slyke hat gesagt, er wolle sich mit mir unterhalten, bis ihr zurückkommt.«

»Worüber hat er denn mit dir geredet?« fragte Angela. »Er hat mir erzählt, wie es war, als er so alt war wie ich«, antwortete Nikki. »Er hat gesagt, daß es unheimlich schön war.«

»Mr. van Slyke hat alles andere als eine schöne Kindheit gehabt«, schaltete sich David ein. Aber er behielt van Slyke im Visier, der sich noch immer nicht gerührt hatte. Während David mit dem Gewehr auf die Brust des Mannes zielte, beugte er sich jetzt in das Auto hinein, um ihn aus der Nähe zu betrachten. Van Slyke starrte ihn weiterhin ausdruckslos an.

»Ist mit Ihnen alles in Ordnung?« fragte David. Er wußte nicht, was er sagen sollte.

»Mir geht's gut«, erwiderte van Slyke mit leiser und monotoner Stimme. »Mein Vater ist oft mit mir ins Kino gegangen. Immer wenn ich Lust dazu hatte.«

»Bewegen Sie sich nicht!« befahl ihm David. Während er das Gewehr weiterhin auf van Slyke richtete, ging er vorne um das Auto herum und öffnete die Fahrertür. Van Slyke verharrte reglos, aber er ließ David nicht aus den Augen.

»Wo ist Ihre Pistole?« fragte David ihn. »Knarre weg, hat keinen Zweck«, erwiderte van Slyke. David packte ihn am Arm und zog ihn aus dem Auto. Er gab van Slyke einen Schubs, damit er sich umdrehte und mit dem Gesicht zum Auto stand. Dann durchsuchte er ihn nach Waffen. Doch er hatte die Pistole tatsächlich nicht mehr bei sich.

»Was haben Sie mit Ihrer Pistole gemacht?« fragte David.

»Ich brauche sie nicht mehr«, bekam er zur Antwort. David starrte entgeistert in das Gesicht van Slykes, das nun vollkommen ruhig wirkte. Auch seine Pupillen waren wieder ganz normal. Es war erstaunlich, wie schnell sich die Gemütszustände dieses Mannes veränderten. »Was ist los, van Slyke?«

»Los?« grummelte van Slyke. »Los geht's.« Er schien die Frage nicht verstanden zu haben.

»Van Slyke!« schrie David ihn an. »Was ist passiert? Wo waren Sie? Was ist mit den Stimmen, die zu Ihnen gesprochen haben? Hören Sie die Stimmen immer noch?«

»Es ist sinnlos«, sagte Angela. Sie war mit Nikki um das Auto herumgegangen. »Er hat einen psychotischen Anfall, er kann dich nicht verstehen.«

»Ich höre keine Stimmen mehr«, meldete sich van Slyke auf einmal. »Ich habe sie zum Schweigen gebracht.«

»Ich glaube, wir sollten jetzt die Polizei rufen«, schlug Angela vor. »Aber nicht den unfähigen Robertson mit seiner Mannschaft, sondern die Bundespolizei. Liegt dein Telefon im Auto?«

»Wie haben Sie die Stimmen denn zum Schweigen gebracht?« wollte David wissen.

»Ich habe mich eben um sie gekümmert«, antwortete van Slyke.

»Was heißt das, ›Sie haben sich um sie gekümmert?‹« fragte David besorgt. Er wollte unbedingt herausfinden, was van Slyke damit meinte.

»Die werden mich nicht mehr länger ausnutzen können«, sagte van Slyke.

»Von wem, zum Teufel, sprechen Sie denn? Wer sind ›die‹?« bohrte David weiter.

»Der Vorstand«, sagte van Slyke. »Der gesamte Vorstand.«

»David!« rief Angela ungeduldig. »Warum rufen wir nicht endlich die Polizei? Ich will nicht, daß Nikki noch länger hierbleibt. Er redet doch sowieso nur Unsinn.«

»Da bin ich mir nicht so sicher«, entgegnete David. »Aber wen meint er denn mit dem Vorstand?« fragte Angela.

»Ich fürchte, er meint den Krankenhausvorstand«, sagte David.

»Vorstand, Handstand, Aufstand, Kopfstand«, meldete sich van Slyke und verzog sein Gesicht zu einem Grinsen. Seit sie ihn im Auto überrascht hatten, veränderte sich jetzt zum ersten Mal sein Gesichtsausdruck. »David, dieser Mann hat jeden Bezug zur Realität verloren«, sagte Angela. »Warum besteht du darauf, dich mit ihm zu unterhalten?«

»Meinen Sie den Krankenhausvorstand?« fragte David.

»Ja«, antwortete van Slyke.

»Okay, es wird schon alles gutgehen«, sagte David; mit diesen Worten wollte er vor allem sich selbst beruhigen. »Haben Sie auf jemanden geschossen?« fragte er weiter. Van Slyke lachte. »Nein, ich habe auf niemanden geschossen. Ich habe nur die Quelle auf den Tisch im Konferenzraum gestellt.«

»Was für eine ›Quelle‹?« fragte Angela. »Ich habe keine Ahnung«, gab David zu. »Quelle, Schnelle, volle Pulle«, sagte van Slyke mit einem Grinsen.

Frustriert packte David ihn jetzt am Kragen und schüttelte ihn mit aller Kraft. Dann fragte er ihn noch einmal, was, zum Teufel, er getan habe.

»Ich habe die Quelle auf den Tisch neben das Modell für das neue Parkhaus gestellt«, sagte van Slyke. »Und ich bin froh, daß ich es getan habe. Diese Leute werden mich nicht mehr für dumm verkaufen. Das einzige Problem ist, daß ich mich sicher auch verbrannt habe.«

»Wo?« fragte David.

»An den Händen«, erwiderte van Slyke und hielt sie hoch, damit David sie sich ansehen konnte. »Sind sie verbrannt?« fragte Angela. »Ich glaube nicht«, antwortete David. »Sie sind etwas gerötet, aber ansonsten sehen sie meiner Meinung nach normal aus.«

»Was er sagt, macht keinen Sinn«, sagte Angela. »Vielleicht hat er Halluzinationen.«

David nickte geistesabwesend. Seine Gedanken waren plötzlich ganz woanders.

»Ich bin müde«, sagte van Slyke schließlich. »Ich will nach Hause zu meinen Eltern.«

David versuchte nicht, ihn aufzuhalten. Van Slyke überquerte die Straße und bog in die Hofeinfahrt ein. Angela starrte David an. Sie war ziemlich verwundert, daß er van Slyke einfach hatte laufen lassen. »Was ist los mit dir?« fragte sie. »Sollen wir jetzt nicht endlich die Polizei rufen?«

David nickte wieder. Während er van Slyke in der Dunkelheit verschwinden sah, fügte er in seinem Kopf die einzelnen Puzzleteile zusammen: seine Patienten, die Symptome und die Todesfälle.

»In van Slykes Kopf geht es drunter und drüber«, sagte Angela. »Er verhält sich wie jemand, der gerade eine Elektroschock-Therapie hinter sich hat.«

»Los, schnell, steig ein!« forderte David sie auf einmal auf.

»Was ist denn los?« fragte Angela. Davids Tonfall gefiel ihr nicht.

»Steig einfach ein! Los! Beeil dich!« schrie David. Er selbst setzte sich bereits hinter das Lenkrad. »Was ist mit van Slyke?« fragte Angela. »Wir haben jetzt keine Zeit für van Slyke«, erwiderte David. »Der läuft uns nicht weg. Komm schon, beeil dich!«

Angela half Nikki auf den Rücksitz und setzte sich selbst nach vorne neben David. Bevor Angela ihre Tür zuschlagen konnte, hatte David bereits den Motor gestartet und den Rückwärtsgang eingelegt. Nach einer rasanten Hundertachtzig-Grad-Wendung brauste er los. »Was ist eigentlich los?« fragte Nikki. »Und wohin fahren wir überhaupt?« wollte Angela wissen.

»Zum Krankenhaus«, erwiderte David. »Du fährst genauso schrecklich wie Mom«, beklagte sich Nikki bei ihrem Vater.

»Warum fahren wir zum Krankenhaus?« insistierte Angela, während sie zwischen den Sitzen hindurchfaßte, um Nikki zur Beruhigung das Knie zu tätscheln. »Langsam beginne ich, die ganze Sache zu verstehen«, sagte David. »Und jetzt sagt mir so ein Gefühl im Bauch, daß etwas Furchtbares geschehen sein könnte.«

»Wovon redest du denn?« fragte Angela. »Ich ahne, was van Slyke gemeint haben könnte, als er von ›der Quelle‹ geredet hat.«

»Ich glaube, daß er in seinem schizophrenen Wahn einfach nur irgendwas gestammelt hat«, sagte Angela. »Er war völlig verwirrt. »Quelle, Schnelle, volle Pulle«, hat er gesagt - purer Schwachsinn.«

»Vielleicht war er wirklich verwirrt«, räumte David ein. »Aber ich glaube nicht, daß er puren Unsinn geredet hat, als er die Quelle erwähnt hat - und als er davon gesprochen hat, daß er sie auf den Konferenztisch direkt neben das Modell des neuen Parkhauses gestellt hat. Dafür waren seine Bemerkungen zu präzise.«

»Aber was kann er denn mit der Quelle gemeint haben?« fragte Angela.

»Ich glaube, sie hat irgend etwas mit radioaktiver Strahlung zu tun«, erklärte David. »Wahrscheinlich hat van Slyke auch von radioaktiven Strahlen gesprochen, als er behauptet hat, daß er sich die Hände verbrannt habe.«

»Ich finde, du redest jetzt genauso verrücktes Zeug wie er«, bemerkte Angela. »Du darfst nicht vergessen, daß van Slykes Paranoia auf dem U-Boot etwas mit radioaktiver Strahlung zu tun hatte. Wenn er also mit diesem Thema anfängt, kann man davon ausgehen, daß er wieder einen schizophrenen Schub hat.«

»Hoffentlich hast du recht«, sagte David. »Ich mache mir aber trotzdem Sorgen. Van Slyke hat während seiner Ausbildung bei der Marine eine Menge über nukleargetriebene Motoren gelernt. Das heißt, er weiß ziemlich genau, wie ein atomgetriebenes U-Boot funktioniert. Und wie wir wissen, sind bei einem atomgetriebenen U-Boot radioaktive Strahlen im Spiel. Da er zu einem Spezialisten für Atomtechnik ausgebildet wurde, muß man davon ausgehen, daß er von nuklearem Material eine Menge versteht und somit auch weiß, welche Gefahren davon ausgehen.«

»Logisch«, sagte Angela.

»Aber es ist ja wohl eine Sache, von einer Strahlungsquelle zu reden und eine vollkommen andere, tatsächlich über eine solche Quelle zu verfügen. Es ist doch schließlich nicht so, daß jeder x-beliebige Mensch an radioaktives Material kommen kann. Die Bestände stehen unter strenger Kontrolle der Regierung. Es gibt doch sogar eine spezielle Aufsichtsstelle für Nuklearanlagen.«

»Im Kellergeschoß des Krankenhauses steht ein ausrangiertes Bestrahlungsgerät«, erwiderte David. »Es ist ein Kobalt-60-Gerät; Traynor hofft, daß er es in irgendein südamerikanisches Land ver-

kaufen kann. Auf jeden Fall hat es eine Strahlungsquelle.«

»Das hört sich wirklich nicht gut an«, gab Angela zu. »Ja, das finde ich auch«, pflichtete David ihr bei. »Und jetzt denk mal an die Symptome, über die meine Patienten geklagt haben. Es könnte sein, daß diese Symptome durch radioaktive Strahlen verursacht worden sind, und das gilt insbesondere, wenn die Patienten einer Überdosis Strahlen ausgesetzt wurden. Das klingt zwar grauenvoll, doch wenn es so war, ließen sich auch alle möglichen anderen Ungereimtheiten erklären. Mir ist überhaupt nicht in den Sinn gekommen, daß radioaktive Strahlung im Spiel sein könnte.«

»Als ich die Leiche von Mary Ann Schiller untersucht habe, habe ich die Möglichkeit einer radioaktiven Verstrahlung auch nicht in Betracht gezogen«, gestand Angela. »Aber wenn ich jetzt darüber nachdenke, dann könnte das wirklich die Lösung unseres Rätsels sein. Die sichtbaren pathologischen Veränderungen verstrahlter Menschen sind jedenfalls vollkommen unspezifisch.«

»Genau darauf wollte ich hinaus«, sagte David. »Es kann sogar sein, daß die Krankenschwestern, von denen ja einige über grippeähnliche Symptome geklagt haben, eine geringe Strahlendosis abbekommen haben. Und das gleiche gilt für...«

»O nein!« rief Angela. Sie hatte Davids Gedankenkette schon weitergesponnen, bevor er seinen Satz beenden konnte.

David nickte. »Doch«, sagte er. »Auch Nikki könnte den radioaktiven Strahlen ausgesetzt worden sein.«

»Was könnte ich?« fragte Nikki von hinten. Sie hatte die Unterhaltung ihrer Eltern nicht mitverfolgt, bis ihr Name gefallen war.

Angela drehte sich um. »Wir haben gerade darüber gesprochen, daß du die gleichen grippeähnlichen Symptome hattest wie die Krankenschwestern«, sagte sie. »Und Daddy auch«, fügte Nikki hinzu. »Ja, ich auch«, stimmte David ihr zu. Sie bogen auf den Parkplatz des Krankenhauses ein und stellten den Wagen ab. »Was hast du jetzt vor?« fragte Angela. »Wir brauchen einen Geigerzähler«, sagte David. »In der Strahlentherapie-Abteilung müssen sie ein solches Gerät haben. Ich muß einen Hausmeister finden, der uns in das Gebäude läßt. Du kannst ja mit Nikki in der Eingangshalle auf mich warten.«

Nach kurzem Suchen entdeckte David einen Hausmeister, den er flüchtig kannte. Ronnie war gerade mit der unliebsamen Aufgabe beschäftigt, die Flure im Untergeschoß zu wischen, und er war nur zu gerne bereit, seine Arbeit zu unterbrechen.

Mit Ronnie im Schlepptau ging David zurück in die Eingangshalle. Nikki hatte inzwischen einen Fernseher entdeckt und wirkte rundum zufrieden. David schärfte ihr ein, die Eingangshalle auf keinen Fall zu verlassen. Sie versprach, daß sie sich nicht vom Fleck rühren werde.

David und Angela gingen zu dem Gebäude-Komplex hinüber, in dem sich die neue Strahlentherapie-Abteilung befand. Sie mußten nur eine Viertelstunde suchen, bis sie einen Geigerzähler gefunden hatten. Zurück im Hauptgebäude, marschierten sie schnurstracks in den Keller, wo Ronnie bereits auf sie wartete. Er hatte nach einigem Suchen den Schlüssel zu dem Bereich gefunden, in dem die ausrangierte Strahlentherapie-Anlage stand.

»Diesen Bereich hier unten betritt fast nie jemand«, erklärte er den Wilsons, während er ihnen die Tür aufschloß.

David steuerte direkt auf das ehemalige Behandlungszimmer zu. Bis auf das ausrangierte Bestrahlungsgerät war der Raum vollkommen leer. Das Gerät sah aus wie ein Röntgenapparat, der mit einem Tisch verbunden war, auf den sich der Patient während der Bestrahlung legen mußte.

David legte den Geigerzähler auf den Tisch und schaltete ihn ein. Die Nadel des Meßinstrumentes zeigte keinen Ausschlag. Nicht einmal, als David das Gerät auf den sensibelsten Meßbereich umschaltete, wurde Radioaktivität angezeigt - abgesehen von der natürlichen Radioaktivität in der Luft.

»Hast du eine Ahnung, wo sich in diesem Apparat die Strahlungsquelle befindet?« fragte Angela. »Ich nehme an, daß sie dort ist, wo der schwenkbare C-Bogen und diese Strebe aufeinandertreffen«, erwiderte David.

Er nahm den Geigerzähler vom Tisch und hielt ihn an die Stelle, an der sich seiner Meinung nach die Strahlungsquelle befinden mußte. Doch die Nadel schlug noch immer nicht aus.

»Die Tatsache, daß wir im Moment keine Radioaktivität messen können, will nicht unbedingt etwas heißen«, sagte Angela. »Ein solches Bestrahlungsgerät muß ja gut gesichert sein.«

Sie maßen noch an verschiedenen anderen Punkten, hatten aber immer dasselbe Ergebnis: nichts. »Die Quelle befindet sich nicht in der Anlage«, stellte David schließlich fest. »Sie ist weg.«

»Was wollen wir jetzt machen?« fragte Angela. »Wie spät ist es?« entgegnete David. »Viertel nach sieben«, antwortete Ronnie. »Wir müssen uns Bleischürzen besorgen«, sagte David. »Und dann versuchen wir unser Bestes.« Eilig steuerten sie auf das Institut für Radiologie zu. Die radiologische Abteilung war Tag und Nacht geöffnet, damit Patienten, die aus der Notaufnahme hergebracht wurden, jederzeit geröntgt werden konnten. Der Röntgen-Assistent fand es ziemlich merkwürdig, daß David sich Bleischürzen ausleihen wollte. Doch nachdem David ihm versprochen hatte, die Schürzen nur bis ins Hauptgebäude des Krankenhauses mitzunehmen, dachte er sich, daß er sie ruhig herausgeben durfte. Außerdem war es nicht seine Art, Ärzten zu widersprechen. Er gab David, Angela und Ronnie neun Bleischürzen sowie ein Paar Bleihandschuhe, die normalerweise bei der Fluoreszenzmikroskopie benutzt wurden. Den Geigerzähler trug David noch bei sich.

Die drei gingen mit ihrer schweren Last zurück zum Hauptgebäude. Auf ihrem Weg in den zweiten Stock wurden sie sowohl vom Krankenhauspersonal als auch von den Besuchern mißtrauisch beäugt, doch niemand versuchte, sie aufzuhalten.

»Okay«, sagte David, als sie an der Tür zum Konferenzraum angelangt waren. Er war ziemlich außer Atem. »Am besten legen wir erst mal alles hier ab.« Er ließ die Schürzen neben der geschlossenen Tür auf den Boden fallen. Angela und Ronnie taten es ihm nach.

Als David jetzt seinen Geigerzähler einschaltete, schlug die Nadel sofort heftig aus. »Ach, du meine Güte!« rief er. »Einen besseren Beweis können wir wohl kaum bekommen.« Er bedankte sich bei Ronnie und schickte ihn fort. Dann erklärte er Angela, was sie seiner Meinung nach tun sollten. Er zog sich die Bleihandschuhe an und hob drei Schürzen auf. Zwei warf er sich über die Schulter und eine

nahm er in die Hände. Angela bepackte sich mit den übrigen Schürzen.

Dann öffnete David die Tür und betrat den Konferenzraum. Angela folgte ihm. Traynor warf David einen finsternen Blick zu; er war mitten im Satz unterbrochen worden. Im nächsten Augenblick starrten alle Anwesenden - Sherwood, Beaton, Cantor, Caldwell, Arnsworth und Robertson - zur Tür, um zu sehen, wer die Frechheit besaß, ihre Sitzung so rüde zu unterbrechen. Als die Vorstandsmitglieder zu tuscheln begannen, klopfte Traynor mit seinem Tischhämmerchen auf das Rednerpult und rief die Anwesenden zur Ordnung. David genügte ein rascher Blick über den vollgepackten Konferenztisch, um sofort die Strahlungsquelle zu entdecken.

Sie hatte die Form eines Zylinders und war ungefähr dreißig Zentimeter lang. Der Durchmesser entsprach genau dem Kaliber des C-Bogens, den David vor ein paar Minuten inspiziert hatte. Der Zylinder stand aufrecht neben dem Parkhaus-Modell auf dem Tisch; van Slyke hatte also keinen Schwachsinn geredet. David stürmte mit seinen Bleischürzen auf den Zylinder zu.

»Bleiben Sie stehen!« schrie Traynor. Bevor David den Zylinder erreicht hatte, kam ihm Caldwell in die Quere und packte ihn am Kragen. »Was, zum Teufel, haben Sie hier zu suchen?« wollte Caldwell wissen.

»Ich versuche, Ihnen das Leben zu retten, wenn es nicht schon zu spät ist«, erwiderte David. »Lassen Sie ihn los!« schrie Angela. »Wovon reden Sie eigentlich?« fragte Traynor. David zeigte auf den Zylinder. »Ich fürchte, Sie haben Ihre Sitzung neben der Strahlungsquelle einer Kobalt-60-Anlage abgehalten.«

Cantor sprang sofort auf; sein Stuhl kippte nach hinten und krachte zu Boden. »Mir ist dieses komische Ding eben schon aufgefallen«, rief er. »Aber ich bin nicht darauf gekommen, was es wohl sein könnte.« Mit diesen Worten drehte er sich um und rannte aus dem Raum. Caldwell war völlig verblüfft und ließ David los, der sofort zum Tisch rannte und sich den Messingzylinder schnappte. Er hob ihn mit seinen Bleihandschuhen hoch und rollte ihn in eine Bleischürze. Dann wickelte er auch die beiden anderen Schürzen, die er

bei sich trug, um den Zylinder. Als er damit fertig war, reichte ihm Angela ihre Schürzen und ging kurz hinaus, um die restlichen zu holen. Während er die letzte Schürze um das wulstige Paket wickelte, holte Angela den Geigerzähler hervor. »Ich glaube Ihnen kein Wort«, sagte Traynor schließlich, um das schockierte Schweigen zu brechen. Doch seine Stimme klang wenig überzeugend. Cantors überstürzte Flucht hatte ihn stark verunsichert. »Es ist jetzt nicht der rechte Zeitpunkt zum Diskutieren«, sagte David. »Am besten verlassen Sie schleunigst diesen Raum. Während Ihrer Sitzung waren Sie alle einer sehr hohen Dosis radioaktiver Strahlen ausgesetzt. Ich empfehle Ihnen, so schnell wie möglich einen Arzt aufzusuchen.«

Traynor und die anderen Anwesenden warfen sich nervöse Blicke zu. Plötzlich stürmte ein Vorstandsmitglied nach dem anderen aus dem Raum. Auch Traynor ergriff die Flucht.

David nahm noch einmal den Geigerzähler zur Hand. Entsetzt mußte er feststellen, daß die Nadel heftig ausschlug; die radioaktive Strahlung war weiterhin sehr stark. »Laß uns schnell abhauen«, sagte David. »Mehr können wir im Augenblick nicht tun.«

Sie ließen den in Bleischürzen gehüllten Zylinder auf dem Tisch zurück und eilten aus dem Raum. Als sie die Tür hinter sich zugeschlagen hatten, brachte David den Geigerzähler ein letztes Mal zum Einsatz. Wie erwartet, war die radioaktive Strahlung jetzt wesentlich schwächer. »Solange niemand den Konferenzraum betritt, wird heute nacht wohl keiner mehr zu Schaden kommen«, sagte er. Dann steuerten sie auf die Eingangshalle zu, um Nikki abzuholen. Kurz bevor sie unten waren, blieb David stehen. »Glaubst du, wir können Nikki noch ein paar Minuten warten lassen?« fragte er.

»Solange sie vor einem Fernseher hockt, wartet sie notfalls eine ganze Woche auf uns«, erwiderte Angela. »Warum fragst du?«

»Ich glaube, ich weiß, wie die Patienten verstrahlt worden sind«, entgegnete David und führte Angela zurück auf die Krankenstation.

Eine halbe Stunde später holten sie Nikki ab und gingen zum Parkplatz. Zunächst fuhren sie mit dem Cherokee zu van Slykes Haus, um ihren Volvo abzuholen. »Glaubst du, es besteht die Gefahr, daß er heute nacht jemandem etwas antut?« fragte David und zeigte dabei

auf das Haus von van Slyke, »Nein«, erwiderte Angela.

»Ich kann es mir auch nicht vorstellen«, sagte David. »Dieses Haus noch einmal betreten zu müssen, ist so ziemlich das letzte, was ich jetzt tun möchte. Laß uns zu meinen Eltern fahren. Ich bin total erschöpft.« David stieg aus. »Ich fahre hinter dir her«, rief er Angela zu.

»Ruf deine Mutter an«, rief Angela zurück. »Sie macht sich bestimmt schon wahnsinnige Sorgen.« David stieg in den Volvo und ließ den Motor an. Dann warf er noch einmal einen Blick auf Calhouns Lieferwagen und schüttelte traurig seinen Kopf.

Während er in die Hauptstraße einbog, griff David zu seinem Mobiltelefon. Bevor er jedoch seine Mutter anrief, wählte er die Nummer der Bundespolizei. Als sich ein Beamter des Bereitschaftsdienstes meldete, erklärte David ihm, daß er einen äußerst ernstesten Vorfall anzeigen wolle, bei dem es unter anderem um Mord und um tödliche radioaktive Verstrahlung im Städtischen Krankenhaus Bartlet gehe...

Epilog

Vier Monate später

David wußte, daß er zu spät dran war, als er vor seinem bescheidenen Häuschen in der Glenwood Avenue in Leonia in New Jersey parkte. Er sprang aus dem Wagen und lief die Treppe zur Haustür hinauf.

»Weißt du, wie spät es ist?« fragte Angela. Sie folgte David ins Schlafzimmer. »Du solltest um ein Uhr zu Hause sein, und jetzt ist es schon zwei. Wenn ich mich abhetze, um pünktlich zu sein, erwarte ich das gleiche auch von dir.«

»Es tut mir leid«, sagte David, während er sich in aller Eile umzog. »Ich war noch mit einem Patienten beschäftigt, um den ich mich etwas intensiver kümmern mußte.« Dann seufzte er. »Wenigstens habe ich jetzt die Freiheit, mir etwas mehr Zeit für meine Patienten zu nehmen, wenn ich es für nötig halte.«

»Das ist ja alles schön und gut«, sagte Angela. »Aber wir haben nun mal einen Termin. Und du hast ihn dir sogar selbst ausgesucht.«

»Wo ist Nikki?« fragte David.

»Draußen auf der Veranda«, erwiderte Angela. »Sie steht schon seit über einer Stunde da draußen und beobachtet das Kamerateam von ›60 Minutes‹ bei den Aufbauarbeiten.«

David streifte sich ein frisch gewaschenes Hemd über und knöpfte die Ärmel zu.

»Tut mir leid«, sagte Angela. »Ich bin wohl etwas nervös, weil das Fernsehen hier ist. Meinst du, wir sollen die Sache wirklich durchziehen?«

»Ich bin genauso nervös wie du«, entgegnete David, als er eine Krawatte ausgewählt hatte. »Wenn du willst, kannst du auch alles wieder abblasen.«

»Mit unseren Arbeitgebern haben wir ja alles abgeklärt«, versuchte Angela sich Mut zu machen. »Und sowohl dein als auch mein Ar-

beitgeber hat uns versichert, daß uns nichts passieren kann«, fügte David hinzu.

»Außerdem sind wir doch beide davon überzeugt, daß die Öffentlichkeit informiert werden sollte.« Angela dachte einen Augenblick über Davids Worte nach. Schließlich gab sie sich einen Ruck. »Okay, machen wir's.«

David band sich seine Krawatte um, kämmte sich und zog ein Jackett an. Angela betrachtete sich noch einmal im Spiegel. Als sie beide das Gefühl hatten, fertig zu sein, stiegen sie die Treppe hinunter und traten hinaus auf die Veranda, wo das grelle Scheinwerferlicht ihre Augen blendete.

David und Angela waren zwar anfangs nervös, doch Ed Bradley schaffte es schnell, ihnen ihre Befangenheit zu nehmen. Damit sie erst einmal etwas ruhiger wurden, begann er sein Interview mit ein paar höflichen Fragen; später würde er alles Überflüssige wieder herausschneiden. Zunächst fragte er die beiden, was sie zur Zeit beruflich machten.

»Ich habe den Zuschlag für ein Forschungsstipendium an einem gerichtsmedizinischen Institut bekommen«, antwortete Angela.

»Und ich arbeite in einer großen Praxismgemeinschaft im Columbia Presbyterian Medical Center«, sagte David. »Viele Krankenversicherungen schicken ihre Patienten zu uns.«

»Gefällt Ihnen Ihre Arbeit?« fragte Bradley. »Ja, wir sind sehr zufrieden«, erwiderte David.

»Wir sind beide froh, daß wir es geschafft haben, wieder einigermaßen Ordnung in unser Leben zu bringen«, fügte Angela hinzu. »Eine Zeitlang ging es bei uns ja ziemlich heiß her.«

»Soweit ich informiert bin, haben Sie in Bartlet ein paar schlimme Monate gehabt«, sagte Bradley. David und Angela lachten nervös. »Es war ein absoluter Alptraum«, sagte Angela. »Erzählen Sie uns doch einfach mal, wie alles angefangen hat!« forderte Bradley sie auf.

David und Angela warfen sich einen fragenden Blick zu; sie wußten nicht, wer anfangen sollte. »Wie wär's, wenn Sie einfach mal beginnen, David?« schlug Bradley vor.

»Für mich fing das ganze Drama an, als einige meiner Patienten aus unerklärlichen Gründen starben«, sagte David. »Es waren ausschließlich Patienten, die schon einmal wegen einer schweren Krankheit, zum Beispiel Krebs, behandelt worden waren.« David blickte Angela an.

»Bei mir begann der Alptraum damit, daß mein direkter Vorgesetzter anfang, mich sexuell zu belästigen«, sagte Angela. »Kurze Zeit später fanden wir die Leiche eines ermordeten Mannes in unserem Keller; man hatte ihn unter der Treppe eingemauert. Der Tote war Dr. Dennis Hodges, der langjährige Leiter des Krankenhauses.« Durch seine clevere Fragetechnik brachte Ed Bradley die beiden dazu, die ganze, grauenvolle Geschichte von vorne bis hinten zu erzählen.

»Sind die Patienten, die so unerwartet gestorben sind, Opfer eines Euthanasieprogramms geworden?« fragte er David.

»Das dachten wir zuerst«, erwiderte David. »Aber dann stellte sich heraus, daß diese Menschen nicht ermordet wurden, weil irgendein Verrückter ihnen einen Gnadendienst erweisen wollte - sie wurden umgebracht, um die Bilanz des Krankenhauses aufzupolieren. Patienten mit potentiell tödlich verlaufenden Krankheiten müssen die Einrichtungen eines Krankenhauses besonders häufig in Anspruch nehmen. Das heißt, daß sie hohe Kosten verursachen. Und um diese Kosten zu verringern, wurden die Patienten umgebracht.«

»Mit anderen Worten war es also so, daß die Täter aus rein finanziellen Erwägungen zugeschlagen haben«, sagte Bradley.

»Genau«, pflichtete David ihm bei. »Das Krankenhaus schrieb rote Zahlen, und die Leute von der Verwaltung mußten etwas unternehmen, um nicht noch tiefer in die Verlustzone zu rutschen. Die Beseitigung von Patienten war ihre Lösung.«

»Warum hat das Krankenhaus denn überhaupt rote Zahlen geschrieben?« fragte Bradley.

»Man hatte die Klinik dazu gezwungen, auf der Basis von sogenannten Pro-Kopf-Beiträgen zu wirtschaften«, erklärte David. »Das heißt im Klartext: das Krankenhaus mußte sich dazu verpflichten, für alle Versicherten der größten Krankenversicherung in der Region die

ärztliche Versorgung zu übernehmen; für diese Leistung erhielt die Klinik für jeden Versicherten einen festgeschriebenen monatlichen Betrag. Leider hatte man im Krankenhaus völlig falsch kalkuliert; die Einnahmen waren wesentlich niedriger als die Ausgaben.«

»Warum hat sich das Krankenhaus auf diese Pro-Kopf-Beiträge eingelassen?« wollte Bradley wissen. »Man hatte der Klinik, wie ich schon sagte, gar keine andere Wahl gelassen«, erwiderte David. »Das hat etwas mit dem neuen Wettbewerb in unserem Gesundheitswesen zu tun. Doch in Wahrheit gibt es gar keinen echten Wettbewerb. In Bartlet war es jedenfalls so, daß die einzige große Krankenversicherung die Bedingungen diktieren konnte.

Wenn das Krankenhaus also den Zuschlag für die Zusammenarbeit mit dieser Versicherung bekommen wollte, mußte es die Pro-Kopf-Beiträge akzeptieren. Es blieb ihm gar nichts anderes übrig.«

Bradley nickte und warf einen Blick auf seine Notizen. Dann sah er wieder David und Angela an. »Der neue Leiter des Städtischen Krankenhauses von Bartlet sagt, daß all Ihre Behauptungen ›purer Schwachsinn‹ seien.«

»Das haben wir auch schon gehört«, bemerkte David. »Dieser besagte Krankenhausleiter hat ferner behauptet, daß man es - sofern überhaupt irgend jemand ermordet worden sei - mit der Tat eines Verrückten zu tun habe.«

»Davon haben wir ebenfalls gehört«, sagte David. »Aber Sie sind anderer Meinung?«

»Allerdings sind wir anderer Meinung.«

»Würden Sie uns erzählen, wie die Patienten gestorben sind?« fragte Bradley.

»Sie starben, weil sie einer Ganzkörper-Bestrahlung ausgesetzt wurden«, antwortete Angela. »Die Patienten wurden mit einer Überdosis Gammastrahlen aus einer Kobalt-60-Quelle verstrahlt.«

»Meinen Sie damit, sie wurden den gleichen Strahlen ausgesetzt, die sonst auch erfolgreich bei der Behandlung einiger Tumore eingesetzt werden?« fragte Bradley. »Ja, aber bei einer Strahlentherapie werden die Patienten mit genau kontrollierten Dosen behandelt, die gezielt auf eine Körperstelle gerichtet werden«, erklärte Angela.

»Davids Patienten wurden einer extrem hohen Ganzkörperdosis ausgesetzt.«

»Und wie wurden die Patienten bestrahlt?« fragte Bradley.

»Man hatte einen Kasten mit einer dicken Bleischicht umhüllt und diesen unter einem orthopädischen Bett angebracht. Die Strahlungsquelle befand sich in diesem bleiumhüllten Kasten. Mit Hilfe einer Fernbedienung, mit der man sonst Garagentore öffnet, konnte man an diesem Kasten eine Klappe zur Seite schieben, so daß die Strahlen ungehindert durch eine Öffnung entweichen konnten. Immer wenn die Klappe geöffnet war, wurden die Patienten, die in dem orthopädischen Bett lagen, bestrahlt. Das gleiche geschah mit den Krankenschwestern, die sich um diese Patienten kümmerten.«

»Und Sie haben beide dieses Bett gesehen?« fragte Bradley.

David und Angela nickten.

»Nachdem wir die Strahlungsquelle entdeckt und sie so gut wie möglich abgeschirmt hatten, habe ich mir Gedanken darüber gemacht, wie meine Patienten verstrahlt worden waren«, erklärte David. »Plötzlich fiel mir ein, daß man etliche meiner Patienten in Betten gelegt hatte, die defekt waren. Irgendwann waren sie alle in ein orthopädisches Bett umgelegt worden. Deshalb machten wir uns - nachdem wir den Konferenzraum verlassen hatten - auf die Suche nach diesem orthopädischen Bett. Wir fanden es schließlich in der Krankenhauswerkstatt.«

»Und jetzt wollen Sie uns erzählen, daß das Bett zerstört wurde«, warf Bradley ein.

»Das Bett ist nach jenem Abend nie wieder aufgetaucht«, sagte Angela.

»Wie konnte das passieren?« fragte Bradley. »Die Leute, die für die Sache mit dem Bett verantwortlich waren, haben es beiseite geschafft«, erklärte David. »Wie ich gehört habe, sind Sie der Meinung, daß der Vorstand des Krankenhauses hinter all den Vorfällen steckt«, sagte Bradley.

»Zumindest einige Leute aus dem Vorstand«, entgegnete David. »Mit Sicherheit gehörten der Vorstandsvorsitzende, die Krankenhausleiterin und der Leiter der medizinischen Abteilung zu denjeni-

gen, die die Mordmaschinerie in Gang gesetzt haben. Wir glauben, daß die ganze Operation das geistige Kind des Leiters der medizinischen Abteilung war. Außer ihm verfügte keiner über das notwendige Fachwissen, um einen derart teuflischen Plan auszuhecken. Wenn Sie nicht so häufig zugeschlagen hätten, wäre die Sache niemals aufgefliegen.«

»Leider kann sich keiner von den Leuten, die Sie anklagen, gegen die massiven Anschuldigen wehren«, sagte Ed Bradley. »Soweit mir bekannt ist, sind sie alle an ihrer schweren Strahlenkrankheit gestorben, obwohl alle Hebel in Bewegung gesetzt wurden, um sie zu retten.«

»Ja, so ist es«, sagte David.

»Aber wie konnten sie denn das Bett zerstören, wenn sie so schwerkrank waren?« wollte Bradley wissen. »Wenn die Strahlung nicht so hoch ist, daß sie einen Menschen auf der Stelle tötet, gibt es eine Latenzphase, das heißt, eine Zeit, in der die Betroffenen noch keine Symptome spüren. Deshalb haben sie reichlich Zeit gehabt, das Bett zu beseitigen.«

»Gibt es eine Möglichkeit, diese Behauptungen zu beweisen?« fragte Bradley.

»Wir haben beide das Bett gesehen«, erwiderte David. »Sonst noch irgend etwas?« bohrte Bradley weiter. »Wir haben die Strahlungsquelle gefunden«, sagte Angela.

»Die Quelle haben Sie zwar gefunden«, bemerkte Bradley. »Daran besteht kein Zweifel. Aber sie befand sich schließlich im Konferenzraum und nicht in der Nähe eines Patienten.«

»Werner van Slyke hat uns gegenüber ein umfangreiches Geständnis abgelegt«, stellte David klar. »Wenn ich Sie richtig verstehe, sind Sie der Meinung, daß Werner van Slyke der Handlanger des Vorstands war, der die Operation durchgeführt hat«, sagte Bradley. »Genauso ist es«, entgegnete David. »Er ist bei der Marine zu einem Spezialisten für Atomtechnik ausgebildet worden. Also wußte er Bescheid, wie man mit radioaktivem Material umgeht.«

»Sie reden von dem Werner van Slyke, der schizophren ist und schwer strahlenkrank in einer Klinik liegt«, erläuterte Bradley. »Der

Mann leidet seit dem Abend, an dem der Krankenhausvorstand verstrahlt wurde, an einer schweren Psychose und weigert sich, mit irgend jemandem zu reden. Man rechnet damit, daß er bald sterben wird.«

»Genau den Mann meinen wir«, bestätigte David. »Natürlich ist er nicht gerade der glaubwürdigste Zeuge, um Ihre Aussagen zu bestätigen«, sagte Bradley. »Haben Sie noch andere Beweise?«

»Ich habe einige Krankenschwestern behandelt, die unter leichten Symptomen der Strahlenkrankheit litten«, erwiderte David. »Diese Schwestern hatten sich alle in der Nähe meiner Patienten aufgehalten.«

»Aber damals haben Sie doch geglaubt, die Schwestern hätten sich einen Grippevirus eingefangen«, bemerkte Bradley. »Sie können sicher nicht beweisen, daß Sie mit dieser Vermutung falsch gelegen haben.«

»Da haben Sie recht«, gestand David. Bradley wandte sich an Angela. »Bin ich richtig informiert, daß Sie an einer Patientin Ihres Mannes, die aus unerklärlichen Gründen gestorben war, eine Autopsie vorgenommen haben?« Angela nickte.

»Hatten Sie nach der Autopsie den Verdacht, daß die Patientin an einer Überdosis radioaktiver Strahlen gestorben sein könnte?« fragte Bradley weiter. »Wenn Sie diesen Verdacht nicht geäußert haben, würden Sie uns dann bitte auch erklären, warum nicht?«

»Die Patientin war viel zu schnell gestorben, als daß man die Symptome, die auf eine radioaktive Verstrahlung hinweisen, hätte feststellen können«, erklärte Angela. »Deshalb bin ich auch nicht darauf gekommen, daß sie an der Strahlenkrankheit gestorben war. Die Frau hatte eine so hohe Dosis abbekommen, daß ihr zentrales Nervensystem bis hin zu den kleinsten Molekülen zerstört worden war. Wenn sie einer geringeren Dosis ausgesetzt worden wäre, hätte sie vielleicht noch so lange gelebt, daß sich Geschwüre im Verdauungstrakt gebildet hätten. Und in dem Fall hätte ich eine radioaktive Verstrahlung vermutlich in meine Differentialdiagnose mit einbezogen.«

»Nach allem, was wir bisher gehört haben, verfügt keiner von Ihnen über handfeste Beweise«, stellte Bradley fest.

»Da haben Sie wohl recht«, räumte David zögernd ein. »Würden Sie uns bitte noch erzählen, warum Sie bisher noch nicht vorgeladen wurden, um vor Gericht auszusagen?« fragte Bradley.

»Wir wissen, daß es ein paar Zivilverfahren gegeben hat«, erklärte Angela. »Doch in allen Fällen hat man sich sehr schnell auf einen außergerichtlichen Vergleich geeinigt. Es ist nicht ein einziges Strafverfahren eingeleitet worden.«

»Bei den schweren Beschuldigungen, die Sie gegen den Krankenhausvorstand erheben, ist es doch unvorstellbar, daß keine Strafanzeige erstattet wurde«, sagte Bradley. »Wie erklären Sie sich das?«

David und Angela sahen sich an. Schließlich ergriff David das Wort: »Im wesentlichen gibt es dafür zwei Gründe. Zum einen glauben wir, daß sich keiner so recht an die Sache heranwagt. Wenn das ganze Ausmaß des Skandals ans Licht käme, würde das Krankenhaus wahrscheinlich geschlossen, und das wäre für Bartlet eine Katastrophe. Durch die Klinik kommt eine Menge Geld in die Stadt, sie garantiert sichere Arbeitsplätze, und sie bietet den Menschen eine gute medizinische Versorgung. Zum anderen darf man nicht vergessen, daß die Schuldigen ihre Strafe ja in gewisser Weise schon bekommen haben. Dafür hat van Slyke gesorgt, als er den Kobald-60-Zylinder auf den Konferenztisch gestellt hat.«

»Das mag vielleicht eine Erklärung dafür sein, daß auf lokaler Ebene bisher niemand reagiert hat«, entgegnete Bradley. »Aber warum sind die bundesstaatlichen Institutionen nicht tätig geworden? Warum zum Beispiel hat die Staatsanwaltschaft von Vermont nichts unternommen?«

»Man darf nicht vergessen, daß diese traurige Geschichte die gesamte Gesundheitsreform in Frage stellen könnte, die immerhin landesweit durchgesetzt werden soll«, erklärte Angela. »Wenn diese Vorfälle ans Licht kämen, könnte es durchaus passieren, daß einige Politiker ihre Meinung über die neue Marschrichtung im Gesundheitswesen ändern. Gute Geschäftsentscheidungen sind eben nicht unbedingt auch gute medizinische Entscheidungen. Wenn die Krankenhäuser vor allem ihre Bilanzen in den Vordergrund stellen, muß die Patientenversorgung unweigerlich darunter leiden. Unsere Erfah-

rung im Städtischen Krankenhaus Bartlet mag zwar ein extremes Beispiel dafür sein, was passieren kann, wenn Verwaltungsbürokraten im Krankenhaus Amok laufen. Aber da es einmal passiert ist, kann es theoretisch auch wieder passieren.«

»Es kursieren Gerüchte, daß Sie viel Geld mit Ihrer Geschichte verdienen könnten«, hielt Bradley den beiden vor.

David und Angela warfen sich nervöse Blicke zu. »Man hat uns viel Geld für die Produktion eines Fernsehfilms angeboten«, gab David zu. »Werden Sie das Angebot annehmen?«

»Wir haben uns noch nicht entschieden«, erwiderte David.

»Aber das Angebot reizt Sie, nicht wahr?«

»Natürlich reizt es uns«, entgegnete Angela. »Wir mußten sehr hohe Schulden machen, um unsere medizinische Ausbildung zu finanzieren. Dann haben wir in Bartlet ein Haus gekauft, das wir bisher noch nicht wieder verkaufen konnten. Und außerdem kommt hinzu, daß unsere Tochter unter einer Erbkrankheit leidet und somit vielleicht irgendwann einmal eine teure Spezialbehandlung benötigt.«

Ed Bradley lächelte Nikki freundlich an. Nikki strahlte sofort zurück. »Wie ich gehört habe, bist du eine große Heldin«, sagte er.

»Ich habe mit dem Schrotgewehr auf einen Mann geschossen, der mit meiner Mom gekämpft hat«, erzählte Nikki. »Aber ich habe nur das Fenster getroffen.« Bradley lachte. »Da will ich mal lieber vorsichtig sein und deiner Mutter nicht zu nahe treten.« Jetzt mußten alle lachen.

»Bestimmt haben Sie schon davon gehört«, fuhr Bradley nun ernsthaft fort, »daß manche Leute behaupten, Sie hätten die ganze Geschichte nur erfunden, um damit das große Geld zu machen und um sich an der Klinik und der Krankenversicherung dafür zu rächen, daß man Sie gefeuert hat.«

»Ich weiß sehr wohl, daß einigen Leuten jedes Mittel recht ist, um zu verhindern, daß die Wahrheit herauskommt«, erwiderte Angela. »Deshalb versuchen sie uns in Mißkredit zu bringen. Aber es ist in diesem Falle wirklich verfehlt, den Überbringer der schlechten Botschaft zu beschimpfen.«

»Könnten Sie uns auch noch etwas zu den Vergewaltigungen sagen,

die sich auf dem Parkplatz des Krankenhauses ereignet haben?« fragte Bradley. »Waren diese Überfälle ebenfalls ein Bestandteil des Komplotts?«

»Nein, die Vergewaltigungen hatten mit den anderen Vorfällen nichts zu tun«, stellte Angela klar. »Irgendwann einmal glaubten wir allerdings, sie hätten doch etwas damit zu tun. Der Privatdetektiv, der während seiner Ermittlungen in diesem schrecklichen Fall ums Leben gekommen ist, war der gleichen Meinung. Doch damit lagen wir falsch. Nachdem diese furchtbare Geschichte vorüber war, ist nur eine einzige Anklage erhoben worden, und zwar gegen Clyde Devonshire, einen Krankenpfleger aus der Notaufnahme. Eine DNA-Analyse hat ergeben, daß er mindestens zwei von den überfallenen Frauen vergewaltigt hat.«

»Haben Sie aus der ganzen Geschichte irgend etwas gelernt?« wollte Bradley abschließend von David und Angela wissen.

Beide antworteten gleichzeitig mit einem überzeugten »Ja«.

Angela ergriff als erste das Wort: »Ich habe gelernt, daß Ärzte und Patienten sich genau darüber informieren sollten, wo in unserem Gesundheitswesen was eingespart werden soll. Nur wenn sie genau Bescheid wissen, können sie im Zweifelsfall die richtigen Entscheidungen treffen. Zu leicht könnten die Patienten die Leidtragenden der Reformpolitik werden.«

»Und ich habe die Erfahrung gemacht, daß es sehr gefährlich ist, Geschäftemachern, Finanzexperten und Verwaltungsbürokraten zu erlauben, sich in das Verhältnis zwischen Arzt und Patient einzumischen«, sagte David. »In meinen Ohren klingt das so, als ob Sie von der Gesundheitsreform nicht besonders viel hielten«, bemerkte Bradley.

»Ganz im Gegenteil«, entgegnete ihm Angela. »Wir sind der Meinung, daß eine Reform des Gesundheitswesens dringend erforderlich ist.«

»Es muß etwas geschehen, daran besteht kein Zweifel«, stimmte David ihr zu. »Aber wir machen uns Sorgen über die Richtung, in die die Veränderungen zielen. Wir wollen nämlich nicht, daß die Reform dem Patienten zum Verhängnis wird - und daß es am Ende heißt:

»Operation gelungen, Patient tot«. Das alte System hat eine Überversorgung provoziert. Ein Chirurg zum Beispiel muß möglichst häufig operieren, denn nur das zahlt sich für ihn aus. Je mehr Blinddärme oder Mandeln er entfernt, desto mehr verdient er. Wir wollen aber nicht, daß das Pendel jetzt in die andere Richtung ausschlägt und die Ärzte dafür belohnt werden, wenn sie möglichst wenige medizinische Leistungen erbringen. Viele Krankenversicherungen belohnen ihre Vertragsärzte dafür, daß sie nur die dringendsten Fälle einweisen oder auf bestimmte Behandlungsmethoden verzichten.«

»Wir sind der Meinung, daß sich die Art oder der Umfang einer Behandlung immer an den Bedürfnissen des Patienten orientieren muß«, ergänzte Angela. »Genauso ist es«, pflichtete David ihr bei. »Schnitt«, rief Bradley seinem Team zu. Die Kameraleute schalteten ihre Kameras aus und rekelten sich.

»Das war sagenhaft«, staunte Bradley. »Wir haben jede Menge Drehmaterial und einen perfekten Schluß. Das war eine hervorragende Zusammenfassung der Ereignisse. Wenn alle Leute, die ich interviewe, ihre Standpunkte so gut darlegen könnten wie Sie, dann wäre mein Job etwas einfacher.«

»Vielen Dank für Ihr Kompliment«, sagte Angela. »Eine Frage möchte ich Ihnen aber noch stellen«, fuhr Bradley fort. »Glauben Sie, daß der gesamte Krankenhausvorstand über die Vorfälle Bescheid wußte?«

»Die meisten Vorstandsmitglieder wußten es wahrscheinlich schon«, antwortete David. »Sie profitierten schließlich alle davon, wenn das Krankenhaus Gewinne erwirtschaftet, und sie hatten viel zu verlieren, wenn es seine Pforten hätte schließen müssen. Daß die Vorstandsmitglieder sich mehr oder weniger für das Krankenhaus engagiert haben, lag nicht etwa an ihren idealistischen Zielen, wie manche Leute vielleicht annehmen mögen; insbesondere gilt das für Dr. Cantor, den Chef der medizinischen Abteilung. Sein Institut für Radiologie wäre sang- und klanglos verschwunden, wenn das Krankenhaus hätte schließen müssen.«

»Mist!« fluchte Bradley, nachdem er noch einmal einen Blick auf seine Notizen geworfen hatte. »Ich habe vergessen, Sie nach Sam

Flemming und Tom Baringer zu fragen.« Dann rief er dem Kamera-team zu, daß er noch ein paar weitere Einstellungen drehen wolle. David und Angela waren überrascht. Sie hatten die beiden Namen noch nie gehört.

Als die Kamera lief, wandte Ed Bradley sich noch einmal an David und Angela und fragte sie nach den beiden Männern. Sie erwiderten beide, daß sie mit den Namen nichts anfangen könnten.

»Diese beiden Männer sind ebenfalls im Städtischen Krankenhaus Bartlet gestorben, und sie hatten genau die gleichen Symptome wie die Patienten von David«, erklärte Bradley. »Sie waren bei Dr. Portland in Behandlung.«

»Dann ist klar, warum wir die Namen noch nie gehört haben«, sagte David. »Sie müssen gestorben sein, bevor wir nach Bartlet gezogen sind. Kurz bevor wir unsere Stellen im Krankenhaus angetreten haben, hat Dr. Portland sich umgebracht.«

»Mich würde vor allem interessieren, ob Sie der Meinung sind, daß diese beiden Männer ebenfalls an einer Überdosis radioaktiver Strahlen gestorben sind, ob sie also dem gleichen Komplott zum Opfer gefallen sind wie Ihre Patienten.«

»Wenn die Symptome von der Art, dem Ausmaß und der zeitlichen Abfolge die gleichen waren, würde ich sagen, daß es auf der Hand liegt«, erwiderte David. »Das ist sehr interessant«, bemerkte Bradley. »Diese beiden Männer hatten nämlich keine potentiell tödlich verlaufende Krankheit; abgesehen von ihren akuten Beschwerden, derentwegen sie eingeliefert worden waren, waren sie vollkommen gesund. Aber sie hatten beide Lebensversicherungen in Millionenhöhe abgeschlossen und das Krankenhaus als alleinigen Begünstigten eingesetzt.«

»Kein Wunder, daß Dr. Portland unter Depressionen litt«, sagte Angela.

»Möchten Sie noch einen Kommentar zu diesen beiden Fällen abgeben?« fragte Bradley weiter. »Wenn sie ebenfalls verstrahlt wurden, dann ging es bei ihnen noch viel direkter um unmittelbare finanzielle Interessen als in den anderen Fällen«, sagte David. »Und unsere Geschichte würde dadurch natürlich an Glaubwürdigkeit gewin-

nen.«

»Wenn man die Leichen exhumieren würde«, fuhr Bradley fort, »könnte man dann eindeutig feststellen, ob die Patienten an einer radioaktiven Verstrahlung gestorben sind?«

»Ich glaube, das wäre nicht möglich«, erwiderte Angela. »Man könnte bestenfalls feststellen, daß die menschlichen Überreste radioaktive Strahlen aussenden.«

»Eine letzte Frage möchte ich Ihnen noch stellen«, sagte Bradley. »Sind Sie jetzt glücklich?«

»Wir haben bisher noch gar nicht gewagt, uns diese Frage zu stellen«, erwiderte David. »Auf jeden Fall sind wir glücklicher als vor einigen Monaten, und wir freuen uns natürlich, daß wir beide wieder Arbeit gefunden haben. Überglücklich sind wir außerdem darüber, daß es Nikki so gut geht.«

»Nach allem, was wir durchgemacht haben, werden wir wohl noch etwas Zeit brauchen, bis wir ganz über die Sache hinweg sind«, fügte Angela hinzu. »Ich glaube, wir sind ganz schön glücklich«, meldete sich Nikki zu Wort. »Ich werde bald einen Bruder haben. Wir bekommen nämlich ein Baby.«

Bradley zog seine Augenbrauen hoch. »Ist das wahr?« fragte er. Angela lächelte nur.